Charakterbilder

der

Geschichte des Mittelalters.

Nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung
alter und neuer Zeit.

Den Studirenden höherer Lehranstalten, sowie den Gebildeten
aller Stände gewidmet.

Von

Dr. A. Schöppner.

Zweite, zum Theil veränderte und vielfach vermehrte Auflage

Schaffhausen.
Verlag der Friedr. Hurter'schen Buchhandlung.
1865.

Charakterbilder

der

allgemeinen Geschichte.

Nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung
alter und neuer Zeit.

Den Studirenden höherer Lehranstalten, sowie den Gebildeten
aller Stände gewidmet.

Von

Dr. A. Schöppner.

Zweiter Theil:

Das Mittelalter.

Zweite, zum Theil veränderte und vielfach vermehrte Auflage.

Schaffhausen.
Verlag der Friedr. Hurter'schen Buchhandlung.
1865.

Vorwort zur ersten Auflage.

Das Erscheinen dieses Geschichtsbuches rechtfertigt sich aus methodischen und praktischen Gesichtspunkten, wonach auch die Lösung der gestellten Aufgabe zu beurtheilen sein wird.

Unsere schulmäßige Geschichtsliteratur zerfällt in Lehr= und Lesebücher; jene übersichtlich, kurz zusammenfassend, unmittelbar für den Unterricht bestimmt; diese durch Einzelnschilderung, namentlich Biographie, veranschaulichend, mehr der häuslichen Lectüre und Selbstbildung gewidmet. Die Zweckmäßigkeit letzterer ist bereits von Andern zur Genüge dargethan. Um nur Eines hervorzuheben: man spricht so viel vom Einflusse des Geschichtsunterrichts auf Charakterbildung, aber wie soll denn diese erzielt werden, wenn man immer nur Thatsachen und Uebersichten, nicht auch Charaktere in ihrer concreten Entwicklung vorführt? Soll die Geschichte wirklich eine „Schule des Lebens" sein — als welche sie selbst in den trockensten Compendien gepriesen wird — so muß dem compendiarischen Unterricht die möglichst reiche Anschauung historischen Lebens durch Einzelnschilderung von Charakteren und Culturzuständen zur Seite gehen. Diesem Zwecke wäre nun freilich durch allgemeine Weltgeschichten am Besten gedient, allein die Mehrzahl der Lernenden kann auf Werke von großem Umfang und hohem Preise nicht verwiesen werden. Hier sind Bücher erforderlich, welche sich bei mäßigem Umfange auf eine Auswahl historischer Charakterbilder beschränken.

Die bereits vorhandenen Werke dieser Art sind mehr für niedere Stufen des Unterrichts, für das Bedürfniß der Anfänger bestimmt. Nach dem beliebten, allzu einseitig festgehaltenen Schema des Geschichtsunterrichts: „biographisch, ethnographisch, universalhistorisch," hat man die Biographie ganz auf die unterste Lehrstufe verwiesen. Sowie aber der Geschichtsunterricht

überhaupt in unsern Schuleinrichtungen zu weit in's jugendliche Alter vorgeschoben erscheint (S. C. L. Roth's Röm. Geschichte I. Vorw.), so ist auch mit den Biographien für Anfänger wenig gethan, weil die Schüler in jenem Alter für Auffassung großer Charaktere noch gar nicht reif sind. Sie mögen sich an der Jugendgeschichte und dem Familienleben eines großen Mannes ergötzen, aber sein eigentlich welthistorisches Wirken in Staat und Kirche liegt außer ihrem Gesichtskreis. Daher haben Biographien, welche etwas mehr als bloß Jugendgeschichte und Privatleben enthalten, erst für gereiftere Schüler auf höhern Stufen des Geschichtsunterrichts Werth und Bedeutung. Hier läßt sich dann Etwas für „Charakterbildung," „fruchtbare Erkenntniß," „Begeisterung für die Wissenschaft" erwarten. Aber gerade für diese höheren Stufen fehlt es an geeigneten historischen Lesebüchern.

Ein sehr erhebliches Motiv zur Herausgabe dieses Lesebuchs lag in Betracht der nicht bloß ungerechten, sondern geradezu unnatürlichen und unhistorischen Verkürzung der Kirchengeschichte in der Mehrzahl neuerer Lehr- und Lesebücher. Erst als man sich im Leben von der Kirche bereits geschieden, bemerkt Höfler einmal richtig, ward auch die Geschichte der Kirche von der allgemeinen Geschichte getrennt, im Schulunterricht aber gerade nur so viel oder so wenig beibehalten, um von der welthistorischen Bedeutung der Kirche die schwächste oder die unwürdigste Vorstellung zu geben. Daher die Berge von Vorurtheilen, welche heutzutage zwischen den Gebildeten und der Kirche Christi aufgethürmt liegen, daher die Unfähigkeit und Ungeschicktheit selbst höherer Staatsbeamten, kirchliche Verhältnisse, sofern sie auf historischem Boden ruhen, zu würdigen. Wir wollen naheliegenden Betrachtungen nicht weiter Raum geben, wohl aber das Wort eines charaktervollen Geschichtschreibers hier in Erinnerung bringen. „Die Geschichte der Kirche," sagt Heinrich Leo so treffend als wahr, „ist seit Constantin dem Großen durchaus der Kern, die Seele und das eigentlich Lebendige in der Universalgeschichte." In diesem Sinne hat die Weltgeschichte die Geschichte der Kirche zu berücksichtigen; was nur für Theologen Interesse hat, verbleibt natürlich der speciellen Wissenschaft.

Somit dürfte die Herausgabe dieses Buches in mehr als einer Hinsicht gerechtfertigt erscheinen; es erübrigt nur noch ein Wort über die Bearbeitung desselben. Vor Allem sollte Charakteristisches geboten werden, und zwar in reicher Mannigfaltigkeit aus allen Lebensgebieten der Vorzeit. Ein besonderes Augenmerk auf die Culturgeschichte zu wenden, gebot die gesteigerte Beachtung und verdiente Hervorhebung dieses Zweiges der Geschichte

in unsern Tagen. Dagegen sind Schilderungen von Schlachten sparsam gegeben, namentlich in der neueren Geschichte, wo Schlachtenbeschreibungen von Dilettanten immerhin mangelhaft, von Kriegskundigen aber für Laien unverständlich bleiben.

So weit es mit den Rücksichten auf unsern Leserkreis vereinbar war, wurden auch Schilderungen aus ursprünglichen Quellenwerken aufgenommen. Die Quellenlectüre des deutschen Mittelalters ist zwar durch die Uebersetzung der Monumenta Germaniae für Schule und Volk erleichtert, aber bei dem großen Umfange dieser Sammlung doch keineswegs in gehofftem Maße befördert worden. Es schien daher gar nicht überflüssig, aus jenen zahlreichen Chroniken einige Musterdarstellungen auszuwählen. Bei weitem die Mehrzahl unserer Charakterbilder wurde aber aus Haupt- und Meisterwerken der Geschichtschreibung entlehnt, in der Regel verkürzt, doch wortgetreu, oft aus sachlichen oder methodischen Gründen, bearbeitet. So erhält dieses Lesebuch in gewissem Sinne den Charakter einer historischen Chrestomathie, wodurch zahlreiche Studirende, denen außerdem die Meisterwerke der Geschichtschreibung unbekannt blieben, wenigstens annähernde Bekanntschaft mit ihnen machen und die Anregung zu weiteren Studien erhalten können. Und sollte es denn überhaupt nicht gerathener sein, anstatt die zahllosen Neubearbeitungen zu vermehren, der studirenden Jugend einmal die schon vorhandenen Bilder von Meisterhand vorzuführen, vollendete, wahrhaft erhebende und ansprechende Gemälde, seien es nun einfache, treuherzige Erzählungen alter Chronisten, oder kunstvollere Darstellungen neuerer Geschichtschreiber, seien es gelungene Porträts großer Charaktere, oder Genrebilder aus dem Culturleben verschwundener Generationen. Hinsichtlich der Auswahl der Schilderungen darf wohl kaum bemerkt werden, daß nicht blindlings zugegriffen, sondern mit Sorgfalt geprüft und verglichen wurde, um unter verschiedenen Darstellungen die bessere aufzufinden. Natürlich war die Rücksicht auf formelle Vollendung jener auf historische Wahrheit unterzuordnen. Denn wir verstehen unter einem Geschichtsbuch vom katholischen Standpunkt keineswegs ein solches, welches die Wahrheit der Thatsachen zu Gunsten des Katholizismus beeinträchtigte, oder Urtheile auf unerwiesene Thatsachen gründete, — ein Verfahren, wodurch sich zahlreiche protestantische Geschichtsbücher an der öffentlichen Meinung und an der Einigung deutscher Nation noch täglich versündigen, — vielmehr ist die ausdrückliche Bezeichnung „katholischer" Geschichts- und Lehrbücher erst durch die überhandnehmende Ungebühr protestantischer Tendenz in Literatur und Schule hervorgerufen worden, und hat zunächst den Sinn der Abwehr unhistorischer Entstellungen, Vermuthungen, Verläumdungen.

Hieraus erklärt es sich auch, warum gerade solche Begebenheiten, welche vorzugsweise einseitig-protestantischer Auffassung unterliegen, besonderer Aufmerksamkeit würdig waren. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß in einem Buche, welches pädagogische Zwecke verfolgt, Manches nicht gesagt werden konnte, was in einem Geschichtswerke für Männer gesagt werden kann und soll. Nur Unverstand mag dieß als Mangel an Wahrheitsliebe deuten. Sollte es jedoch dem Verfasser, trotz redlichen Strebens, nicht überall gelungen sein, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, so darf er wohl zu seiner Entschuldigung ein Wort von Fr. Perthes, das aus dem Herzen Vieler gesprochen ward, für sich in Anspruch nehmen: „Sehe ich auf die Verschiedenheit in den Schilderungen unserer Historiker, beachte ich, wie nicht allein das geschichtliche Urtheil, sondern auch der geschichtliche Stoff sich nach der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers verschiebt, und erinnere ich mich dann aus eigener Erfahrung des Verlaufes, welchen die Dinge im Leben wirklich nehmen, so erstaune ich freilich über das, was uns armen Menschenkindern von unsern Gelehrten als Geschichte vorgesetzt und beigebracht wird." (Fr Perthes Leben III., 68.)

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Herausgabe der zweiten Auflage dieses Werkes, welches unter dem katholischen Publikum Deutschlands so großen Beifall gefunden, mußte, da der Verfasser desselben schon vor drei Jahren durch den Tod aus seinem segensreichen Wirkungskreise gerissen ward, einem Manne anvertraut werden, welcher zwar dem Werke äußerlich fern gestanden, dessen Sinn und wissenschaftliche Richtung aber mit dem Geiste desselben durchaus harmonirt. Diesem konnte es daher nicht schwer fallen, die bei der ersten Ausgabe des Buchs befolgten Principien auch bei der zweiten in Anwendung zu bringen und trotz mannigfacher Veränderungen und vielfacher Vermehrung das Wesen desselben unverändert bestehen zu lassen. Was nun die Veränderungen betrifft, so sind dieselben zum Theil auf sprachliche Verbesserungen gerichtet, zum Theil erstrecken sie sich auf Auslassung kleinerer Parthien innerhalb einzelner Abschnitte und auf Entfernung mehrerer Artikel. Der dadurch gewonnene Raum ward zur Erweiterung mehrerer Abschnitte und zur Einschiebung neuer verwendet. Die letzteren sind: 1) der Peterspfennig. 2) Die Verbreitung des Christenthums in Deutschland. Bonifazius. 3) Entstehung des Kirchenstaats. 4) Karl der Große. 5) Kämpfe zwischen Rom und Constantinopel über die kirchliche Jurisdiktion in der Bulgarei. 6) Alfred der Große als Schriftsteller und Gesetzgeber. 7) Das Christenthum in Rußland unter Wlademir I., Jaroslaw und Isäslaw. 8) Das griechische Schisma. 9) Papst Gregor VII. und der Bauriß des Planes der von ihm erstrebten

Kirchen- und Staatenordnung. 10) Der Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. 11) Wibald von Stablo. 12) Cäsarius von Heisterbach. Außerdem hielt es der Herausgeber für ersprießlich, an einigen Stellen die Literaturangaben durch die neuesten Erscheinungen zu vervollständigen.

Somit dürfte billigen Anforderungen an die neue Auflage unseres populären Werks entsprochen worden sein und wir halten uns zu der Hoffnung berechtigt, daß es auch in der Folge ein Lieblingsbuch für Unterhaltung und Belehrung sein wird.

Inhalt.

I. Zeitalter germanischer Staatenbildung.

II. Zeitalter der Karolinger.

III. Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser.

IV. Zeitalter der Kreuzzüge.

V. Zeiten der Herstellung und des Verfalls des heil. röm. Reichs.

Seite

VI. Schilderungen zur Culturgeschichte. [1)]

---

1) Schilderungen, die sich streng chronologisch nicht einreihen ließen.

Charakterbilder

der

Geschichte des Mittelalters.

I. Zeitalter germanischer Staatenbildung.

1.

Die Völkerwanderung.

Man denkt sich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Ueberschwemmung des Römerreichs durch zahllose Barbarenschwärme, indem von der Gränze China's bis nach Spanien plötzlich die wilden Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, eine unwillkürliche Bewegungslust ergriffen, und nun ein Drehen, Drängen, Treiben und Stoßen derselben begonnen habe, wodurch zuerst die alte Cultur zerstört, und dann das oft als barbarisch geschilderte Wesen des Mittelalters herbeigeführt worden sei. Nach der Wahrheit und im Zusammenhange der Geschichte sieht die Völkerwanderung ganz anders aus. Zuerst bewegte sie sich eigentlich nur zwischen den Germanen und den Römern; das einzige nicht deutsche, unmittelbar aus Asien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war so wenig zahlreich, sein Einfluß so unbedeutend, daß auch ohne dasselbe die Entwicklung dessen, was schon so lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen ebenso Statt gefunden haben würde. Kaum ist eine andre große Weltbegebenheit so langsam, Jahrhunderte hindurch, vorbereitet worden, so allmählig und stufenweise zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. die bewaffnete Ansiedelung der Germanen in den Provinzen des römischen Reichs, und die endliche Besitzergreifung der vier vornehmsten großen Provinzen im westlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte diese Begebenheit zwei einfache große Ursachen. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnsitzen bei steigender Bevölkerung ein Bedürfniß, Colonieen auszusenden, um sich ihrer Ueberzahl zu entledigen. Nach welcher Richtung

sie nun Wohnsitze suchten, im Westen, Süden oder Südosten, so stießen sie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederholten Kriege zwischen den Germanen und den Römern, die von der Erscheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Christi Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünfhundert Jahre gedauert haben. Schon jene ersten nordischen Fremdlinge, welche Rom in so großes Erstaunen setzten, forderten nichts als Wohnsitze. Nicht zerstörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, sondern Ansiedelung war ihr Zweck, den sie mit Güte oder, wenn diese kein Gehör fand, mit Gewalt verfolgten. Land um Kriegsdienst, nach der allgemeinen deutschen Sitte, das war es, was sie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz sollte man ihnen abtreten, dagegen wollten sie dann treu verbündet das allgemeine Aufgebot ihrer Mannschaft zum gemeinschaftlichen Kriegsdienst stellen; als bewaffnete, kriegerische, zuerst aber doch immer friedlich unterhandelnde Ansiedler, kamen auch sie schon, so wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römischen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der spätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erreicht und mancher Kaiser würde sich glücklich geschätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine so herrliche Verstärkung für sein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbrischen Kriege, als das südliche und westliche Europa in viele kleine Staaten zertheilt war, würde es diesen Völkern auch leicht geworden sein, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnsitze zu finden. Jetzt aber, da sie auf das mächtige Rom in seiner vollsten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtlosen Siegen der überlegenen Kriegskunst unterliegen; sie wurden vernichtet.

Dieselbe Ursache einer im Vergleich mit dem Ertrag des Landes zu stark anwachsenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern in Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Ueberlieferung zu Folge, welcher die Geschichte in diesem Falle vollkommen beistimmt, in ihre jetzigen Wohnsitze geführt. — Was jene steigende Bevölkerung und das daher entstehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir nicht mit Genauigkeit im Einzelnen anführen. Wenn das mittlere und südliche Deutschland damals wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deßwegen der Ackerbau in diesem Erdstrich

ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet gewesen sein mag, so gilt dieß keinesweges von dem nördlichen, der Küste näher liegenden Theil von Deutschland. Es war der Ackerbau in diesen nördlichsten Wohnsitzen der Deutschen verbreitet, die Bevölkerung konnte stark und verhältnißmäßig zu groß sein; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch in der Schweiz und in Schwaben, sowie auch im mittleren Deutschland, daß bei einem gesunden und fruchtbaren Menschenstamme, und bei einem durch die Natur beschränkten Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüssigen Bevölkerung sich in Auswanderungen oder auf andere Weise als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutschland scheint dieß jetzt nicht der Fall zu sein; aber wie sehr hat sich auch nicht seitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweise, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Ursache der Völkerwanderung war die immer zunehmende Erschlaffung, und die immer schlechter werdende Verfassung des römischen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und schon dadurch der Ankunft und der Besitzergreifung der bewaffneten nordischen Ansiedler entgegen kam und sie auf jede Weise begünstigte.

In welchem Zustand erscheint das alte Rom in seinen letzten Zeiten! Weibische Prachtliebe am kaiserlichen Hofe, Thronprätendenten, die sich um die Provinzen streiten, ohne sie vertheidigen zu können; die öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der Sklaven, Fremden und Verschnittenen; Höflinge, deren einzige Beschäftigung Ränke sind; zankende und Spaltungen veranlassende Bischöfe; barbarische Feldherren an der Spitze barbarischer Heere; Magistrate, die wie bei einem Schiffbruche etliche Trümmer der Macht und des Reichthums zu retten suchten; eine unwissende, sittenlose, der Waffenführung unfähige Plebs, die vom Unglück gebeugt dennoch in ihren Forderungen kein Maß kennt; die in der Aufregung eines oft ungerechten Hasses diejenigen stürzt, welche sie begeistert zuvor auf den Thron erhoben; kurz, eine Plebs, die jener völligen Erschöpfung verfallen, welche eine Folge der Knechtschaft und beständiger Drangsale ist.

Schrecklich sind die Schilderungen, welche römische Schriftsteller, heidnische wie christliche, von der Entartung der Römer entwerfen. Wir wollen nur einige Stellen hervorheben. Ammianus Marcellinus beschreibt die Schaulust und Theaterwuth seiner Zeitgenossen mit folgenden Worten: „Hören sie, daß irgend woher Wagenlenker oder Rennpferde

kommen, so drängen sie sich um den Erzähler. Die Plebs verbringt ihr Leben beim Spiele, beim Wein, in Häusern der Unzucht und des Schauspiels. Der große Circus ist der Mittelpunkt ihrer Hoffnungen, ihr Berathungsort; das Volk versammelt sich auf dem Forum, an den Straßenecken, auf den Plätzen; Personen von Ansehen erfüllen die Straßen mit dem Rufe, daß der Staat verloren sei, wenn bei dem bevorstehenden Wettkampf dieser oder jener Wagenlenker, ihr Schützling, nicht zuerst abfahren und den Halbkreis durcheilen werde. Kaum, daß am Tage der Reiterspiele die Morgenröthe erscheint, so rennt und stürzt Alles den in die Schranken einfahrenden Wagen nach; ja Viele läßt sogar die Furcht vor einer Niederlage ihrer Partei die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen." Der hl. Augustin und Orosius erzählen, daß die aus Furcht vor Alarich nach Karthago entflohenen Römer den ganzen Tag in den Theatern verbrachten; sie wußten von keinem Mißgeschick mehr, sobald sie den Circus wieder fanden, und es war, als ob das Schwert der Gothen nie auf Rom gelastet hätte, seitdem dessen Bürger wieder der circensischen Spiele genießen konnten. Daher das treffende Wort des Salvianus: „Das Volk stirbt und lacht."

Das Buch dieses beredten Schriftstellers bezeugt von Anfang bis zum Ende die Verderbniß der Sitten der alten Gesellschaft, und wie sehr selbst die Christen von der ursprünglichen Reinheit herabgesunken waren. Decurionen und Senatoren hatten, indem sie unzählige zur Sklaverei oder an den Bettelstab gebrachte Familien beerbten, ganze Provinzen an sich gerissen, in welchen sie sich als Mittelpunkte einer kleinen Welt betrachteten. Die Söhne des Mauren Nabal waren Eigenthümer der afrikanischen Nordküsten auf eine Ausdehnung von dreißig Graden (450 Meilen); sechs Bürger besaßen das ganze proconsularische Afrika. Als Macrinus zum Kaiser erwählt wurde, konnte er mit seinen Privateinkünften die Staatsausgaben decken; und wenn Olympiodor wahr berichtet, genossen viele nicht vornehme Familien ein Einkommen von 1500 Pfund Gold, was in unserer Zeit fast fünf Millionen Franken betragen würde. Nahmen die Gothen einem solchen Reichen seine Feldgüter in Thracien, so blieben ihm unermeßliche Ländereien in Spanien; verbrannten die Burgunder seine Ernten in Gallien, so wurden seine Olivenhaine in Syrien darum nicht unergiebiger. Daher die wunderbare Sorglosigkeit der am Abgrunde Spielenden, daher die ungeheuren Mißbräuche, denn wie konnte eine Magistratsperson vom Besitzer ganzer Provinzen Gehorsam verlangen!

Die Verallgemeinerung des römischen Bürgerrechts drängte die Reichthümer Italiens immer mehr in die Hände Einzelner, weil diejenigen, die es erhielten, ihre Stadt oder ihre Felder alsbald verließen und sich nach Rom begaben, wo sie, zum Müßiggang gezwungen, Korn, Brod, Fleisch, Kleider und Geld erhielten, alles auf Kosten der Provinz. Die Landbauer unterschieden sich, obgleich in freie Kolonen und Sklaven getheilt, mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach. Jene wie diese hatten vor den Thieren, die ihnen bei der Arbeit halfen, wenig voraus. Die abwesenden Herren, Eigenthümer unermeßlicher Besitzungen, vertrauten dieselben irgend einem begünstigten Sklaven oder Freigelassenen, der dann über die Kolonen den hochmüthigen und grausamen Despotismus eines befehlenden Dieners übte. Statt ihnen Vaterlandsliebe einzuflößen, oder ihren Muth zu erziehen, erhielten ihre Herren sie unbewaffnet und unwissend, damit sie gegen die Tyrannen nicht ihre Arme oder ihre Gedanken erheben möchten. Der Kolone hatte kein gesetzliches Mittel, bei seinem Herrn oder über denselben Beschwerde zu führen; belastet mit einem stets wachsenden Zins versenkte er sich in Schulden, und wenn die Unterdrückung ihren Gipfel erreicht hatte, floh er von Haus und Hof, Feld und Familie, um im Dienst eines Andern dieselbe Bahn auf's Neue zu beginnen, vorausgesetzt, daß ihn nicht sein früherer Herr, den Gesetzen gemäß, zurückforderte und kurzen Prozeß mit ihm machte.

Sieht man ab von dem Verluste der Freiheit, so war das Loos der ackerbauenden Sklaven in so fern ein milderes, als sie von ihren Herren, die diese lebendigen Maschinen im Gange zu erhalten wünschten, wenigstens ernährt wurden.

Es sind dieß nur wenige Züge eines Gemäldes, das vollständig vorzuführen ein ganzes Buch erforderte. So stand es um die Nation, welcher die Barbaren gegenüberstanden, eine unermeßliche Menge, muthig, von Kriegslust erfüllt, reich an Tugenden, wie an Lastern der rohen Naturwüchsigkeit. Auffallend war der Contrast zwischen den ob ihrer persönlichen Tapferkeit erwählten germanischen Führern und den im Müßiggang schwelgenden Kaisern; zwischen den Versammlungen unter freiem Himmel und den geheimen Ränken der römischen Berathungen, zwischen den aus nackten und unerschrockenen Kriegern bestehenden Heeren und den vor allen Beschwernissen nnd Gefahren zurückschreckenden Söldnertruppen. Die Germanen lebten unter einer kraftvollen Organisation nach Stämmen; die Römer, welche ihre Vaterlandsliebe eingebüßt, besaßen keinen Trieb der Strebsamkeit mehr; die Regierung der erstern war ein-

fach und erforderte in der Anwendung wenig Zeit, während die der Römer den Beamten des Fiscus und den Gesetzkundigen überlassen blieb, die gleich Vampyren nur auszusaugen wußten. Bei den Barbaren entflammten die Frauen den Schlachtenmuth und trieben zu kriegerischen Heldenthaten, bei den entarteten Römern hielten sie die Männer von den Angelegenheiten des Vaterlandes zurück [1]), verriethen bisweilen sogar das Vaterland, wie die Gattin des Stilicho, die sich an Alarich wandte, Honoria, die sich dem Attila ergeben wollte, Eudoxia, die den Genserich herbeirief. „Nicht die Barbaren," sagt mit Recht ein geistvoller Geschichtsforscher, „die Römer selbst haben Italien zu Grunde gerichtet." Das römische Reich war in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens nur mehr eine nach den strengsten Regeln geleitete Maschine, der alles innere politische Leben fehlte. Kein Band knüpfte den Einzelnen an den Staat, kein gemeinsames Interesse hielt die Provinzen zusammen, es gab keine römische Nation mehr, sondern nur ein durch äußere Gewaltmittel zusammengehaltener Staatskoloß. Die Provinzen, ausgesogen durch unerschwingliche Abgaben, durch den Unterhalt zahlloser Söldnertruppen, verwüstet durch die beständigen Angriffe der Gränzvölker (Celten, Germanen, Slaven, Tartaren, Perser), gedrückt und geplündert durch eine despotische Beamtenschaft, verarmten mehr und mehr, ohne Aussicht auf irgend eine Verbesserung [2]). Dadurch erklärt sich denn auch der geringe Widerstand, den die Germanen bei ihren Einfällen in's römische Reich fanden und wie die volkreichsten Städte von 200,000 und mehr Einwohnern oft beinahe ohne Schwertstreich unbedeutenden Schwärmen jener Völker in die Hand fielen; ja diese letzteren wurden sogar als Retter von einem unerträglichen Joche begrüßt und mit offenen Armen aufgenommen; und in der That war das Loos der meisten römischen Provinzen unter den Germanen weit besser als unter der römischen Herrschaft, denn die Germanen waren keineswegs ein Nomadenvolk, welches von Jagd und Kriegsbeute lebte, wie dieß fälschlich römische Schriftsteller angaben, sondern sie waren ein auf Grund und Boden angesiedeltes, acker-

---

1) Was die damaligen Römer für Helden gewesen, lehren zu ihrem ewigen Schimpf die noch vorhandenen Gesetze, welche die Strafen für diejenigen bestimmen, die sich aus Furcht vor dem Kriegsdienst die Daumen abschnitten.

2) Das Beamtenthum der Provinzen folgte dem Beispiel der Hauptstadt. „Wo sind die Städte oder auch nur Dörfer," ruft Salvian, „wo nicht so viele Tyrannen als Curialen sind? Wo ist der Ort, wo nicht die Eingeweide der Wittwen und Waisen von den Vornehmen der Städte aufgefressen werden?" (De gubern. Dei l. V. c. 4.)

bauendes Volk, dessen Einrichtungen hauptsächlich auf den Grundbesitz basirt waren. Die römischen Provinzen selbst, in welchen die Germanen sich niederließen, liefern den Beweis. Mit sichtbarer Kraft sehen wir jedes römische Land, sowie es unter deutsche Herrschaft kommt, von Neuem aufleben, insbesondere werden brach und unbenützt liegende Gegenden dem Ackerbau wiedergegeben, während die Provinzen, die von den Germanen wieder an die Oströmer fielen, wie Afrika und Italien, erst ganz, dann wenigstens größern Theils sogleich wieder in einen Zustand namenloser Schwäche und allgemeinen Elends versanken. „Nach dem Kriege der Gothen und der Griechen," sagt ein Geschichtschreiber sehr bezeichnend, „traf Italien das härteste Schicksal: eine Provinz des byzantinischen Reiches zu werden." Und ferner, „so roh die Lombarden, so war doch der Zustand des griechischen Italiens, der zusehends ärmer und entvölkerter ward, ungleich zerrütteter als der des lombardischen."

Die Geschichte des oströmischen Kaiserthums ist überhaupt die beste Apologie der deutschen Nationen und der Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menschheit, daß sie eine Vernichtung der Cultur gewesen sei, wenn man die Geschichte aon Italien, Spanien, Frankreich, England oder auch von Deutschland selbst, vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wenn man diese eigenthümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, diese Regsamkeit und Thätigkeit, die bald auch im Handel und Gewerbe, in Künsten und Wissenschaften, in den genannten Ländern sich geoffenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geschichte des byzantinischen Reichs vergleicht, das wir kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben, ein ganzes Jahrtausend lang, seinem endlichen Tode entgegen schmachten sehen! Und in einem Stücke war doch der Vortheil in Beziehung auf Geistesbildung ganz auf Seiten der byzantinischen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrsamkeit und Literatur über die Römer eine entschiedene Ueberlegenheit gehabt hatten, so war auch der in der Hauptstadt des byzantinischen Reichs versammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntnissen ungleich größer, als irgend einer im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptstadt waren jene Kenntnisse aufgehäuft. Die Provinzen befanden sich in einem Zustande schrecklicher Barbarei, und ein todter Schatz blieb es, von dem sie selbst keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andere herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbtheil der römischen Literatur, wie es die Deutschen in Rom und in den Pro-

vinzen vorgefunden und empfangen hatten, bei den abendländischen Völkern! Selbst der todte Schatz der griechischen Kenntnisse ward erst dann wieder lebendig wirkend, als er bei der Zerstörung des griechischen Kaiserthums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgestreut ward. — Daß aber jene eigenthümliche und neue Geistesbildung, die sich einige Jahrhunderte später bei den abendländischen Völkern entwickelte, nicht gleich damals entstanden sei, daß wir nicht unmittelbar nach der Völkerwanderung auch schon die Blüthen und Früchte der neuen Schöpfung sehen, das ist leicht zu erklären. Zu verschiedenartig waren die ursprünglichen Elemente, aus denen in der Folge die eigenthümliche Geistesbildung des neueren Europa hervorgehen sollte, als daß diese so fremdartigen Bestandtheile sich sogleich hätten lebendig zu einem neuen Ganzen verbinden können. In den Grundlagen der deutschen Poesie, welche die nordischen Völker durch ihre phantasiereichen Sagen, idyllischen Erinnerungen und Gewohnheiten in ihre neuen Wohnsitze brachten, in dem Christenthume, welches die Römer den Germanen brachten, in der Verbreitung der Kenntnisse und Künste der heidnischen Culturvölker des Alterthums ruhten die Elemente hoher geistiger Bildung, aber die richtige und belebende Verbindung herzustellen, das war die Aufgabe von Jahrhunderten.

2. Alarich.

Der friedliche Zustand zwischen Westgothen und Römern dauerte nur bis zum Tode des großen Theodosius. Dessen Söhne theilten das Reich, welches unter ihrem Vater wiederum vereinigt worden war, unter sich; die Gränze war die Drina, ein Zufluß der Sau von der rechten Seite, und weiterhin eine Linie zur großen Syrte. Die östliche Hälfte hieß das oströmische, oder auch von der Hauptstadt, dem ehemaligen Byzanz, das byzantinische Kaiserreich; die westliche Hälfte hieß das weströmische oder auch nach der Sprache, die darin vorzugsweise geredet wurde, das lateinische Kaiserreich. Arcadius, ein achtzehnjähriger Jüngling, erhielt den Orient, Honorius, ein elfjähriger Knabe, den Occident, beide in Allem ihrem großen Vater ungleich. Kaum hatten sie ihr Erbe angetreten, als die Westgothen zu den Waffen griffen und wiederum ihre Heerfahrten begannen, da ihnen die jährlichen Hülfsgelder vorenthalten wurden. An ihre Spitze trat der Held Alarich, der Klugheit mit Tapferkeit paarte. Alarich, aus dem berühmten Geschlechte

der Balthen, wählte zum Ziele seiner Heerfahrt Macedonien und Griechenland. Ohne Widerstand durchzog er Macedonien und drang durch die Pässe der Thermopylen nach Hellas. Sein Zug ging nach Athen, welches damals noch große Schätze und großen Ruhm besaß. Ohne Kampf nahmen die Bürger ihn auf und überlieferten ihm die Stadt zur Plünderung. Dasselbe Schicksal traf Korinth, Argos und Sparta. Da zog Stilicho, von Herkunft ein Vandale und Oberbefehlshaber der weströmischen Kriegsvölker, auf den flehenden Hülferuf der Griechen herbei, als der Herrscher des Orients seine Länder nicht schützen konnte, und kämpfte mit Alarich; in Arcadien schloß er ihn ein. Alarich's Kriegskenntniß aber und Stilicho's Nachlässigkeit retteten die Gothen aus der großen Gefahr; sie entkamen glücklich nach Epirus. Stilicho, dem Hofe zu Constantinopel tief verhaßt, mußte den Peloponnes räumen, weil er zum oströmischen Reiche gehörte, und Alarich erhielt einen günstigen Frieden, demzufolge er sogar Oberbefehlshaber vom östlichen Illyrien wurde.

Die Westgothen hatten wieder einen Helden, und nach alter Sitte hoben sie ihn auf den Schild und riefen ihn einstimmig zum Könige aus. Seine Krieger versah er mit Waffen aus den Städten Illyriens, und so stand er gewaltig da zwischen Ost- und Westrom, und verkaufte bald diesem, bald jenem für schweren Zins seine Dienste. Italien war noch nicht geplündert, es glänzte in der Nähe mit seinen Schätzen und seinem Ruhme. Nach dem Rathschluß Gottes begann das Gericht auch über dieses Land. Aufgefordert von dem oströmischen Kaiser Arcadius, brach Alarich auf, und kam wie ein verheerender Sturm, Alles beugend und brechend, nach Italien. Land und Leute erlagen dem Kriegsschwerte Alarichs. Der schwache Kaiser Honorius floh aus seiner Residenz Mailand und wollte unterhandeln, als Stilicho, der eigentliche Herrscher, sich widersetzte. Schnell hatte dieser die Legionen des Abendlandes zusammengezogen; mit ihnen rückte er gegen Alarich. Der Gothe hatte bei Pollentia (nahe bei Turin die Trümmer) sein Lager aufgeschlagen und feierte mit den Seinigen das Osterfest, als Stilicho herankam und ihn überlisten wollte. Schnell stellten sich die Gothen auf, und es kam zur Schlacht, die lange ohne Ende, zuletzt ohne Entscheidung blieb; Alarich zog sich zurück. Stilicho erkaufte durch ein hohes Jahrgeld und die Abtretung des westlichen Illyriens seinen Rückzug. Von dieser Zeit wurde Ravenna, eine Festung am adriatischen Meere, fast uneinnehmbar durch die Werke der Natur, wie durch die der Menschen, die Residenz des Kaisers, nachdem er in Mailand so großer Gefahr ausgesetzt gewesen.

Stilicho, der Befreier Italiens und der Retter des Kaisers, fiel in Ungnade und wurde von seinen Feinden verdächtigt, daß er nach der Herrschaft des Reiches strebe. Sie setzten ihre Pläne bei dem Kaiser durch, und wußten ihm den Glauben beizubringen, daß Stilicho mit Alarich im Einverständniß stehe; besonders hoben sie hervor, daß er den Tribut für diesen fordere, eine Schmach für den Kaiser. Das Ende dieser Ränke war der Tod Stilicho's. Um das Maß der Thorheit voll zu machen, wurden die Weiber und Kinder von 30,000 deutschen Kriegern, die im Dienste des Kaisers standen, erschlagen. Schmerzerfüllt und zornentbrannt wandten die Dreißigtausend ihre Blicke nach dem Lande, in welchem Alarich wohnte. Dieser forderte den vertragsmäßigen Zins, und als er ihm verweigert wurde, brach er auf und zog gen Italien. Die Dreißigtausend stießen gleich zu ihm, und mit ihnen vereint durchzog er das Land. Dem Kaiser sandte er Boten mit der Meldung: „Das Volk der Westgothen ist angekommen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut, und fordert Land zur Niederlassung." Honorius wies ihm Gallien und Spanien an; diese Länder wurden damals von andern deutschen Stämmen verheert. Als Alarich auf dem Wege dahin von dem römischen Befehlshaber überfallen wurde, kehrte er um und wendete sich gen Rom. „Eine unwiderstehliche Gewalt," sprach er, „zwingt mich, Rom, das Haupt der Welt, einzunehmen und zu plündern." Seit sechshundert und neunzehn Jahren, seit den Tagen des großen Hannibal, hatten Rom's Einwohner keinen Feind vor ihren Mauern gesehen. Alarich schloß die Stadt ein. Da entstand eine Hungersnoth, die so groß wurde, daß Unglückliche durch den Genuß des Fleisches von Leichnamen ihr Leben fristeten und, wie einst in Jerusalem, Mütter ihre Kinder verzehrten. Da die Todten nicht alle bestattet werden konnten, so kam bald zu der Hungersnoth die grausige Pest; überall in Rom war Wehklagen und Jammer, Noth und Elend. Nach einer Berathung im Senate wurde beschlossen, eine Gesandtschaft an Alarich zu senden, indem man von seiner Mäßigung die Befreiung vom völligen Untergang hoffte. Angekommen in Alarich's Lager, erklärten die römischen Gesandten in übermüthiger Rede: „Unzählig ist das römische Volk und bereit, seine Freiheit zu vertheidigen." Da erwiderte Alarich unter Hohnlachen: „Gut, je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!" Nach kurzer Unterhandlung stellte Alarich seine Forderung: Alles Gold, alles Silber, alle kostbaren Geräthe in der ganzen Stadt, alle Sklaven von deutscher Herkunft. Als das die Gesandten hörten, sprachen sie: „Was willst du uns denn lassen?" — „Euer Leben!" ant-

wortete der König. Endlich stellte er sich zufrieden mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und vielen Kostbarkeiten. Die Römer brachten mit Mühe das Lösegeld zusammen; sie mußten Bildsäulen schmelzen, darunter auch die der Tapferkeit. Darauf zog er nach Etrurien in die Winterquartiere, und vereinigte sich in diesem Lande mit dem Schwager Ataulf, der ihm zahlreiche Verstärkungen zuführte, so daß seine Heeresmacht nun 150,000 Mann zählte. Alarich stellte an den Hof zu Ravenna noch andere Forderungen: Jahrgelder, Getreide und Land für sein Volk, für sich die Oberbefehlshaberstelle über alle römischen Krieger. Hartnäckig aber verweigerte Honorius die Annahme des Friedens und fügte sogar noch Kränkungen hinzu. Da erschien Alarich im folgenden Jahre wiederum vor Rom. Die gebieterische Forderung des Gothenkönigs an die Stadt, sich zu ergeben, widrigenfalls er Alles nach der Einnahme vernichten würde, bestimmte die Römer zur Unterwerfung und zur Annahme eines neuen Kaisers in der Person des Stadtpräfekten Attalus. Der neue Kaiser ernannte Alarich gleich zum Oberbefehlshaber aller Kriegsvölker des weströmischen Reiches. Nachdem Attalus unter dem Schutze der gothischen Waffen feierlich in Rom eingeführt worden war, zog er mit Alarich vor Ravenna. Honorius erklärte sich bereit, mit Attalus das Reich zu theilen; die fernern Unternehmungen des Letztern aber und seine Unfähigkeit machten ihn dem Alarich so verhaßt und verächtlich, daß dieser ihn absetzte und die Zeichen der Herrschaft an Honorius sandte, als Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Aber auch jetzt war Honorius nicht zum Frieden zu bewegen.

Alarich belagerte Rom zum drittenmale. Um Mitternacht wurde die Stadt, nachdem die Thore durch Sklaven geöffnet waren, erstürmt und geplündert; so wollte es der Gothenkönig. Strenge Befehle aber hatte er erlassen, das Leben wehrloser Einwohner und die Kirchen zu schonen; die Befehle des Königs wurden beobachtet. So wird erzählt, daß ein Gothe in die Wohnung einer christlichen Frau getreten sei, und alles Gold und Silber von ihr gefordert habe. Die Frau holte es und gab es dem Krieger mit den Worten: „Dem heiligen Petrus sind die Gefäße geweiht.“ Da meldete der Krieger seinem König den gefundenen Schatz, und alsbald bewegte sich ein großer Zug von Gothen durch die Straßen und brachte in feierlicher Prozession die Gefäße in die Kirche des Apostels; zahlreiche Römer, gerührt durch den frommen Sinn ihrer Feinde, schlossen sich an.

Lüsten und kindischen Vergnügungen hingegeben saß der Kaiser Ho-

norius in Ravenna, unbekümmert um das Leben seiner Unterthanen, unbekümmert um die Verwüstung Italiens! „Rom ist dahin!“ meldete ihm ein Diener. Da fuhr der Kaiser aus seinem dumpfen Brüten empor und erschrack bei der Kunde; er glaubte, es sei sein Lieblingshuhn, welches Roma hieß. Als er vernahm, daß der Diener die prachtvolle Weltstadt Rom meine, ward er wieder ruhig und fragte nicht weiter.

So wurde die Stadt Rom 1163 Jahre nach ihrer Gründung, 698 Jahre nach der Einnahme durch die Gallier, von Alarich genommen und geplündert. Am sechsten Tage verließ der Gothenkönig Rom und zog nach Unteritalien. Nach der Eroberung desselben sandte er seine Blicke nach dem schönen Eilande Sicilien, um auch dieses zu erobern und von da seinen Zug nach Afrika zu richten. Schon waren in Calabrien die ersten Gothen übergesetzt, als in Cosenza der Tod den König Alarich in der Blüthe des Lebens, in seinem fünfunddreißigsten Jahre ereilte und alle seine Pläne vernichtete. Da war Wehklagen und Jammern unter den Gothen. Schmerzerfüllt leiteten sie den Fluß Busento in ein neues Bette, gruben ein Grab und bestatteten den Leib des hingeschiedenen Helden in voller Rüstung, sammt seinem Streitrosse und vielen Schätzen; darauf leiteten sie den Fluß in sein altes Bette, daß er dahin rauschte über das Grab ihres Königs, und tödteten die Sklaven, welche das Grab gegraben, damit kein Sterblicher die Stätte erführe, wo der todte König ruhe.

3.

Die Hunnen und ihr König.

Wir lassen hier einen Zeugen des ersten Erscheinens der Hunnen an den Ufern der Donau sprechen, den Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, einen genauen und wißbegierigen Krieger, der unter seinem Zelte schrieb und zuweilen mit einem seltenen Glück das Schauspiel, das sich vor seinen Augen entrollte, wiedergegeben hat. Wir bemerken jedoch, daß das Bild, welches er von den Hunnen entwirft, sich namentlich auf den westlichen Zweig, d. h. auf die finnischen, oder finnmongolischen Tribus, bezieht.

„Die Hunnen“ — so schreibt er — „übertreffen Alles, was man sich nur als noch so barbarisch und wild vorstellen kann. Mit eisernen Werkzeugen durchfurchen sie die Backen ihrer neugebornen Kinder, damit die Barthaare durch die Narben unterdrückt werden; auch haben sie bis zum Greisenalter ein glattes, nacktes Kinn wie Verschnittene. Ihr unter-

setzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnißmäßig großem Kopfe gibt ihnen ein monströses Ansehen; man könnte sie Thiere auf zwei Beinen, oder Abbilder jener schlecht zugehauenen Holzfiguren nennen, mit denen man die Brückengeländer schmückt. Ueberhaupt sind sie Wesen, die mit einer menschlichen Gestalt versehen im Zustande der Viehheit leben. Zur Zubereitung ihrer Speisen kennen sie weder Gewürz noch Feuer; Wurzeln von wilden Pflanzen und rohes Fleisch, das sie zwischen ihren Sätteln und dem Rücken ihrer Pferde mürbe machen, bilden ihre Nahrung. Sie wissen nichts von Behandlung des Pflugs; auch bewohnen sie weder Häuser noch Hütten, denn jede Mauereinschließung erscheint ihnen wie ein Grabmal, weßhalb sie sich auch unter einem Dache nicht in Sicherheit glauben. Fortwährend durch Berge und Thäler schweifend, verändern sie unaufhörlich ihre Wohnsitze, oder vielmehr sie haben deren keine und sind deßhalb von Jugend auf an alle Mühseligkeiten, Frost, Hunger und Durst gewöhnt. Ihre Heerden folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, in denen ihre Familie eingeschlossen ist. Hier spinnen und nähen die Frauen die Kleider der Männer; hier empfangen sie die Zärtlichkeit ihrer Gatten; hier bringen sie ihre Kinder zur Welt und erziehen sie bis zur Mannbarkeit. Fragt diese Leute, woher sie kommen, wo sie empfangen oder geboren sind, sie werden es Euch nicht sagen können, sie wissen's nicht. Ihre Kleidung besteht in einem einzigen leinenen Unterkleid und in einem Mantel von wilden, aneinander genähten Rattenfellen. Das Unterkleid ist von dunkler Farbe und verfault auf ihrem Leibe; sie wechseln es nicht, wenn es nicht von ihnen abfällt. Ein glatter Helm und Bockfelle, die um ihre haarigen Beine gerollt sind, vervollständigen ihren Anzug. Ihre Fußbekleidung, die ohne Form und Maß zugeschnitten ist, hindert sie so, daß sie nicht marschiren können, weßhalb sie auch durchaus unfähig sind, als Fußgänger zu kämpfen, während man sagen könnte, daß sie auf ihren kleinen häßlichen, aber unermüdlichen, blitzschnellen Pferden wie angenagelt sitzen. Zu Pferde bringen sie ihr Leben zu, bald rittlings, bald seitwärts sitzend wie die Frauen; hier halten sie ihre Versammlungen ab, kaufen ein und verkaufen, essen und trinken und schlafen selbst auf den Hals ihrer Pferde hingebeugt. In die Schlachten stürzen sie sich, auf den Antrieb ihrer verschiedenen Häuptlinge, ohne Ordnung und Plan, und werfen sich unter Ausstoßung eines fürchterlichen Geschrei's auf den Feind. Finden sie Widerstand, so zerstreuen sie sich, um jedoch mit dem nämlichen Ungestüm zurückzukehren, wobei sie Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnet, über

den Haufen werfen und niederreiten. Indessen wissen sie weder einen festen Platz zu erstürmen, noch ein verschanztes Lager einzunehmen. Nichts gleicht der Gewandtheit, mit welcher sie in außerordentlichen Entfernungen ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile abschießen, die eben so hart und mörderisch wie eiserne sind. Im Handgemenge kämpfen sie mit einem Schwert, das sie in der Hand halten, und mit einem Strang, den sie in der andern führen und womit sie ihren Feind, während er ihre Hiebe zu pariren sucht, umwickeln. Die Hunnen sind unbeständig, treulos, unstät wie der Wind, ganz von der Wuth des Augenblicks fortgerissen. Eben so wenig wie die Thiere wissen sie, was ehrbar oder unanständig ist. Ihre Sprache ist undeutlich, verworren und voll bildlicher Ausdrücke. Was ihre Religion anbelangt, so haben sie keine oder üben wenigstens keinen Cultus aus; ihre vorherrschende Leidenschaft ist Gold. . . ."

Dieser Mangel an öffentlichem Cultus, wovon Ammianus Marcellinus spricht, hinderte die Hunnen nicht, sich allem Aberglauben der Zauberei und Wahrsagerei hinzugeben. Also war das Volk beschaffen, welches sich über Europa ergießend die damalige Welt in Schrecken und Verwirrung setzte. Und wie das Volk, so war sein König, die Gottes-Geißel Attila.

Die Geschichte hat uns ein Bild von Attila hinterlassen, nach welchem man sich diesen großen Barbaren vorstellen kann. Untersetzt von Gestalt, hatte er eine breite Brust, einen starken Kopf, kleine, tiefliegende Augen, einen spärlichen Bart, eingedrückte Nase und schwärzliche Hautfarbe. Sein von Natur rückwärts geworfener Hals und seine immer unruhig oder neugierig umherspähenden Blicke gaben seiner Haltung etwas Stolzes und Gebieterisches. „Das war" — sagt Jordanes — „ein Mann, dazu geboren, die Völker in Schrecken zu setzen und die Erde zu erschüttern." Wurde er durch irgend etwas in Zorn versetzt, so zog sich sein Gesicht zusammen und seine Augen sprühten Flammen; die Entschlossensten wagten nicht, den Ausbrüchen seines Zornes die Stirn zu bieten. Seine Worte, ja selbst seine Thaten trugen das Gepräge eines gewissen auf den Effect berechneten Nachdrucks; er drohte nur in furchtbaren Ausdrücken; wenn er zerstörte, so geschah es mehr, um zu vernichten, als um zu rauben; wenn er tödtete, so geschah es, um Tausende von Leichnamen unbeerdigt, angesichts der Lebenden, zurückzulassen. Andererseits zeigte er sich mild gegen die, welche sich zu unterwerfen verstanden, den Bitten zugänglich, großmüthig gegen seine Diener, und seinen Unterthanen gegenüber als unbestechlicher Richter. Seine Kleidung war ein-

fach, aber von großer Sauberkeit, seine Nahrung bestand in Fleisch ohne Gewürz, das man ihm in hölzernen Schüsseln auftrug; kurz seine prunklose Haltung, seine mäßige Lebensweise stachen gewaltig gegen den Luxus ab, den er um sich herum zu entfalten liebte. Neben dem Jähzorn eines Kalmücken besaß er auch deren thierische Leidenschaften: er betrank sich und buhlte mit Frauen. Obschon er nach dem Ausdrucke des Jordanes, bereits „unzählige Frauen“ hatte, so nahm er doch täglich neue, und „seine Kinder bildeten fast ein Volk.“ Er bekannte sich zu keinem religiösen Glauben und übte keinen Cultus; nur befrug er Zauberer, welche immer bei ihm waren (wie die Schamanen bei den mongolischen Kaisern), bei wichtigen Umständen um die Zukunft.

Dieser Mann, dessen Leben in Schlachten verrann, ging selten den Seinigen mit tapferem Beispiele voran; aber sein Kopf lenkte die Schlachten. In allen seinen Leidenschaften Asiate, stellte er den Krieg selbst hinter die Politik; denn den Berechnungen der Schlauheit und Hinterlist gab er den Vorrang, und schätzte sie höher, als die Gewaltthätigkeit. Ausflüchte schaffen, zur rechten Zeit Unterhandlungen anknüpfen, und die Einen mit den Andern verwickeln, wie die Maschen eines Netzes, in welchen sich der Feind endlich verfangen mußte, den Gegner unabläßig durch Schreckschüsse in Athem erhalten und namentlich abwarten, das war seine größte Kunst. Der nichtigste Vorwand war ihm häufig am willkommensten, wenn man ihm nicht Genüge leisten konnte; er stand von ihm ab, erfaßte ihn von Neuem, ließ ihn ganze Jahre hindurch schlafen, aber niemals gab er ihn für immer auf. Ein sonderbares Schauspiel gaben die zahllosen Gesandtschaften, mit denen er nachmals den Hof von Byzanz ermüdete und die er den Günstlingen, die er bereichern wollte, übertrug. Da er die Schliche dieses verdorbenen und verführerischen Hofes kannte, der durch Geschenke die Willfährigkeit der barbarischen Unterhändler zu erkaufen glaubte, so schickte er seine Diener dahin, die auf Kosten des Kaiserreichs ihr Glück machten, und mit denen er natürlich später abrechnete. Er trieb die Unverschämtheit so weit, sie der kaiserlichen Freigebigkeit anzuempfehlen, und eine solche Empfehlung war ein Befehl. Einer seiner Secretäre hatte den Gedanken gefaßt, eine reiche römische Erbin zu heirathen und Theodosius mußte sie ihm vermitteln; um dieser verhaßten Heirath zu entgehen, hatte sich das junge Mädchen entführen lassen; jetzt mußte die römische Regierung eine andere, eben so reiche und ergebenere, an ihrer Statt herbeischaffen. —

4.
Attila und Leo der Grosse.

Nachdem Attila aus Gallien verjagt worden war, zog er nach Italien. Schrecken ging vor ihm her. Aquileja, mit Mord und Feuer verheert, Mailand, Verona, Mantua und andere Städte bezeichneten als rauchende Stätten seinen Weg. Die Völker vom Festland flohen auf Sandbänke des Meeres, um nicht von der „Geißel Gottes" erreicht zu werden. Da schickte Gott einen Gesandten, den furchtbaren Hunnen Einhalt zu thun.

Leo, dem die römische Kirche den Beinamen des Großen und die griechische den des Weisen gegeben, zierte damals den apostolischen Stuhl mit dem Glanz des Talentes, der Frömmigkeit und des Charakters, welcher selbst den Heiden imponirte. Die Gelehrten erhoben ihn, nach einem merkwürdigen Sprachmißbrauch, zum Cicero der katholischen Kanzel, zum Homer der Theologie und zum Aristoteles des Glaubens; die Weltleute schätzten an ihm jene vollkommene Uebereinstimmung geistiger Eigenschaften, welche sein Lebensbeschreiber mit einem ziemlich glücklichen Ausdruck „die Gesundheit des Geistes" nennt, d. h. einen gediegenen, einfachen und allzeit geraden Verstand und eine seltne Schärfe der Anschauung, verbunden mit der Gabe der Ueberredung. Diese Eigenschaften hatten Leo zu einem eben so weisen Vermittler in den Angelegenheiten des Jahrhunderts als hervorragenden Hirten der Kirche gemacht. Er war noch Diakonus, als es (im Jahre 440) der Regentin Placidia gefiel, ihn nach Gallien zu schicken, um einen zwischen Aëtius und einem Großwürdenträger ausgebrochenen Streit beizulegen, der einen Bürgerkrieg herbeiführen und das ganze Abendland entzünden konnte. Leo kam mit der alleinigen Empfehlung seiner Person, versöhnte aber die beiden Nebenbuhler, die mit vollem Rechte als wenig fügsam galten. Unterdessen war Papst Sixtus gestorben. Da wählten Volk und Geistlichkeit einstimmig den Diakon Leo zum Papste. Rom und die Christenheit jubelte. Dieser Mann nun war es, auf welchen Kaiser und Senat hauptsächlich zählten, als es darauf ankam, dem schrecklichen Attila Halt zuzurufen. Selbst sein Name Leo (Löwe) schien von günstiger Vorbedeutung für diese schwierige Unterhandlung, und das Volk wendete wie eine Prophezeihung den Vers aus den Sprichwörtern Salomo's an: „Der Gerechte ist ein Löwe, welcher weder Furcht noch Zagen kennt."

Die Gesandten reisten eilig, um zu Attila zu gelangen, bevor er den Po überschritten hatte; sie begegneten ihm ein wenig unterhalb Mantua's

in einem Orte, der Campus Ambuleus genannt wurde, und wo sich eine Furth durch den Mincio befand. Es war ein wichtiger Augenblick der Geschichte der Stadt Rom, als seine Vertreter das Lösegeld des Capitols zu den Füßen eines Barbarenkönigs niederlegten. In Attila's Leben hatte dieser Augenblick keine geringere Bedeutsamkeit. Sich als Sieger und Gebieter anerkennen zu lassen, war in seinen Augen so viel, als es in der That zu sein; außerdem demüthigte er den Aëtius, dessen Schwert er mit einem einzigen Worte zerbrach. Seine und seines Volkes Eitelkeit waren befriedigt und er konnte ohne Schande zurückkehren. Von diesen Gedanken beherrscht, befahl er die Herbeiführung der römischen Abgesandten und empfing sie mit aller Leutseligkeit, deren ein Attila nur fähig war. [1])

Für diese feierliche Unterredung hatten die Gesandten die Zeichen ihrer höchsten Würde angelegt; die Geschichte meldet uns, daß Leo mit seinen päpstlichen Gewändern bekleidet war. Sowie der Papst eintrat, war er auch der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Zuvorkommenheit des Hunnenkönigs. Er setzte ihm hierauf die Vorschläge des Kaisers, des Senats und des römischen Volkes auseinander. In welchen Worten that er dieß? Wie fing er es an, um unter der Würde der Sprache das, was eine Bitte um Frieden ohne Kampf Schmachvolles hat, zu verhehlen? Wie bewahrte er noch einige Größe für Rom, das zu den Füßen des wilden Königs lag? Durch welche wunderbare Eingebung wußte er diesen von Stolz erfüllten Barbaren, der seine Gnade mit Hohn und Verachtung aufwog, in den Schranken der Achtung zu halten? Ob er die Macht der heiligen Apostel zum Schutze der Stadt, der Wächterin ihrer Gräber, anrief, ob er dem Eroberer seine eigene Hinfälligkeit durch das Beispiel der Hinfälligkeit der Nationen in's Gedächtniß rief: wir können es nur vermuthen; die Geschichte, die uns so oft ihre Geheimnisse verhüllt, hat uns auch dieses verborgen. Ein zeitgenössischer Chronist, Prosper von Aquitanien, berichtet nur, „daß er sich ganz auf den Beistand Gottes verließ, der ihn niemals den Bemühungen der Gerechten entzieht, und daß der Ausgang seinen Glauben krönte.“ Attila bewilligte ihm, um was er nachsuchte, den Frieden gegen einen jährlichen Tribut

1) Daß Attila umkehrte, weil sein Ehrgeiz durch eine Formalität befriedigt worden, wie hier Thierry glauben machen will, ist so wenig wahrscheinlich, als die von Andern versuchte Nachweisung, er habe im Drang der Umstände Frieden geschlossen. Das Einfachste bleibt hier, die Macht des Geistes anzuerkennen, welche den Sieg über Barbarei davongetragen.

und versprach, Italien zu verlassen. Das Uebereinkommen war am 6. Juli, am Tage der Octav der heiligen Apostel Petrus und Paulus, getroffen. Wahrscheinlich an letzteren Umstand hat sich die Sage geknüpft, Attila habe zu Seiten Leo's bei jener Unterredung die Apostelfürsten gesehen.

5.
Severin und die Barbaren.

Unter den Männern, welche mitten in den Stürmen der Völkerwanderung durch den Einfluß der Religion Segen verbreiteten, ragt der heilige Severin wie ein Bote Gottes zum Heile der Sterblichen hervor. Die Vorsehung hatte ihn zum Apostel von Norikum bestimmt und deßhalb aus fernen Landen hieher geführt. Die alte römische Gränzprovinz Norikum (jetzt Oberösterreich, südlich von der Donau mit den angränzenden Theilen von Unterösterreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Bayern), war im fünften Jahrhundert ein Tummelplatz der Barbaren geworden, welche hier fürchterlich hausten. Die alten Bewohner dieses Landes, damals gewöhnlich Römer genannt, d. h. Unterthanen des römischen Reiches, litten furchtbar unter den stets sich erneuernden Einfällen, welchen das römische Reich mit immer sinkender Kraft widerstand, zuletzt gar nicht mehr, so daß die Provinz dem hereinbrechenden Verderben schuldlos preisgegeben war. Hatte ein Volk nach Herzenslust geraubt, verwüstet und gemordet, und war dann weiter gezogen, so kam bald ein anderes nach und machte es ebenso. Stadt um Stadt sank in Trümmer, so das alte Juvavia (wo jetzt Salzburg steht), Castra Batava (Passau), wo nicht lange vorher der heilige Valentin vergeblich gepredigt und dann nach Rhätien sich zurückgezogen hatte, Laureacum (Lorch in der Nähe des heutigen Enns), wo seit dem heiligen Maximilian Bischöfe saßen, und im vierten Jahrhundert selbst die römischen Kaiser sich aufhielten.

Während die Zustände so traurig sich gestalteten, kam um das Jahr 454 aus fernen Landen ein Mönch, Severin mit Namen, den Gott aus seiner Einöde (vermuthlich der thebaischen Wüste) im Orient gerufen und den bedrängten Christen dieser Gegenden zu Schutz und Trost gesendet hatte. Funkenwerfend steht er an der Zeitenwende. In der Gegend, wo Norikum und Pannonien zusammengränzen, ließ er sich an der Donau nieder, wo er auch bei dem heutigen Wien für sich und seine Gefährten ein kleines Kloster baute. Da führte er ein strenges, heiliges Leben in tiefer Demuth und großer Selbstverläugnung, in eifrigem Gebete und

werkthätiger Nächstenliebe. Aus der Lesung der heiligen Schrift und aus dem sittlichen Umgang mit Gott in der geliebten Einsamkeit schöpfte er Kraft und Weisheit zu seiner mühevollen Aufgabe, wozu ihn Gott mit hoher Gabe der Wunder und Weissagungen ausgerüstet hatte. Immer ging er barfuß, auch im strengsten Winter, wenn die Donau fest gefroren war; dazu lebte er so mäßig und enthaltsam, daß er, außer an den hohen Festtagen, nie vor Sonnenuntergang etwas genoß, in der vierzigtägigen Fastenzeit aber nur einmal die Woche etwas Speise nahm. Er hatte den Grundsatz, wenn der Leib zu wohl gepflegt werde, so leide die Seele darunter, und Gottesfurcht müsse die sündhafte Begierlichkeit ertödten. Bei all' dieser strengen Lebensweise bewahrte er stets das heitere Antlitz; aber für jedes Leiden seiner Mitmenschen empfand er tiefes Mitleid, beweinte ihre Fehler, mahnte sie eindringlich zur Besserung, nahm jeden Gebesserten liebreich auf und gewährte ihnen oft auch in zeitlichen Nöthen Hülfe. Alles was er und sein Kloster bekam, gehörte den Armen, die in jeder Noth an ihn sich wendeten; den Wohlhabenden lag er dringend an, von Allem, was Gott ihnen schenke, den Zehent an die Armen zu entrichten; die Wucherer erschütterte sein Wort, so daß sie willig ihre Speicher den Armen öffneten und ihre Vorräthe austheilten. Er war nicht Erzbischof von Ravenna und auch nicht Bischof von Wien, wie spätere Geschichtschreiber melden, sondern er wirkte vorzüglich durch das große Ansehen, welches der weitverbreitete Ruf seiner Tugenden und die oft bewährte Wundergabe auch unter den Barbaren ihm verschaffte. Unbedingte Herrschaft über die Natur maß man ihm zu, und Gottes Zorn traf jeden, der auf sein Wort nicht hörte. Die Gothen und Rugier, Thüringer, Heruler und Alemannen kannten und fürchteten seine Wunderkraft; ihre Könige kamen in Ehrfurcht zu ihm und gehorchten seinem Wort. Als der alte König der Rugier durch die Gothen von Pannonien her bedroht war, suchte und fand dieser häretische Fürst bei Severin Hülfe zugleich mit ernster Mahnung, sein hohes Amt mild und gerecht zu verwalten, stets auf Gott, nicht auf Menschen zu vertrauen. Auch auf dessen Sohn und Nachfolger übte Severin wohlthätigen Einfluß. Als dessen Gemahlin einst einige Römer zu hartem Sklavendienst verurtheilte und der heilige Severin durch Boten um Schonung flehte, ließ sie ihm trotzig sagen: der Mann Gottes solle in seiner Zelle bleiben und in die Verfügung über ihre Sklaven sich nicht einmischen. Die Strafe Gottes folgte auf dem Fuß; ihr kleiner Sohn Friedrich kam plötzlich in die größte Lebensgefahr; sie erkannte ihr Unrecht, sandte eiligst reitende Boten, ihm abzubitten, gab

die verurtheilten Römer und andere gefangene Barbaren frei und versprach, nie mehr seinem Befehle ungehorsam zu sein.

Zur Zeit, da die Heruler nach Italien zogen, machte der jugendliche Führer dieses Volkes, Odoaker, dem gefeierten Mönch in seiner Zelle einen Besuch, ihn um seinen Segen zu bitten. Severin entließ ihn mit den Worten: „Ziehe hin, mein Sohn! noch bist du in werthlose Felle gehüllt, bald wirst du die Schätze Italiens verschenken.“

Nachdem Odoaker das römische Reich zertrümmert hatte und das reiche Italien als König beherrschte, sandte er, eingedenk des prophetischen Wortes, an Severin ein freundliches Schreiben mit der Aufforderung, sich eine Gnade zu erbitten. Severin bat nur um die Begnadigung eines Verbannten. Auch der König der Alemannen, Gibold, hielt den Mann Gottes in hohen Ehren. Während sich einst Severin zu Passau in seinem Kloster aufhielt, kam dieser König herbei, ihn zu sehen. Aber Severin besorgte, es möchte der Stadt ein Leid geschehen, zog ihm vor die Stadt entgegen, und hielt eine Rede an den König, worauf dieser, von heftigem Zittern ergriffen, umkehrte und seinen Kriegern erzählte, nie in seinem Leben habe er einen solchen Schrecken empfunden, wie damals bei der Erscheinung Severins. Als ihm der König antrug, er solle sich eine Gnade ausbitten, erwiederte Severin: „Das Beste, was er nicht für sich, sondern für den König selbst wünschen könne, sei, daß er von der Verwüstung des römischen Gebietes abstehe und die römischen Gefangenen freigebe.“ Die Gefangenen wurden sämmtlich entlassen. Darum suchten alle bedrängten Städte und Ortschaften von Rhätien durch ganz Norikum bis hinab nach Pannonien bei ihm Hülfe; er mahnte sie zum vertrauensvollen gemeinsamen Gebet, forderte sie zur Buße und Besserung auf, und empfahl ihnen ganz besonders die Wohlthätigkeit gegen die Armen. So brachte er Vielen geistliche und leibliche Hülfe. Sein Ansehen bei den Königen der barbarischen Völker brauchte er nur, den unterdrückten Völkern Freiheit zu verschaffen. Jene, die ihm nicht glaubten oder nicht gehorchten, ereilte oft schnelles Verderben.

Severin hatte an vielen Orten Klöster errichtet (die Zahl derselben läßt sich nicht genau bestimmen, Eugippius macht deren sieben namhaft), denen er wie ein gemeinsamer Vater vorstand, und die er in allem Guten emsig unterrichtete durch Wort und Beispiel. Bewundernswerth ist die Demuth des Mannes, den Könige fürchteten, ganze Länder hoch verehrten, zahllose Schüler als ihren geistigen Vater betrachteten.

Wollte Jemand seine Wunderthaten rühmend anerkennen, so sprach er: „Solches geschehe jetzt an vielen Orten und unter vielen Völkern, auf daß erkannt werde, daß Ein Gott sei, der Wunder verrichte im Himmel und auf Erden;" und wenn man durch die Wirkung seines Gebets große Erfolge erhalten wollte, pflegte er zu sagen: „Was verlangt ihr Großes von dem Kleinen, ich erkenne mich als einen durchaus Unwürdigen, möchte ich doch Vergebung für meine Sünden erlangen können!" Zuweilen wies er auch, wenn er um seine Fürbitte in Beziehung auf Leibliches gebeten wurde, vielmehr auf das Bedürfniß des Geistigen hin, wie er zu einem Mönch aus einem der rohen Völker, der die Hülfe des Gebets bei seiner Augenschwäche suchte, sprach: „bitte vielmehr darum, daß dein inneres Auge heller werde." Als ihm ein Bisthum angetragen wurde, schlug er es aus, indem er antwortete, es genüge ihm, daß er der ersehnten Einsamkeit entsagt habe, und nach einem göttlichen Rufe in diese Gegend gekommen sei, um die Unruhen der geplagten Völker zu theilen.

Nachdem er dreißig Jahre lang an der Donau auf- und abgewandert, und die Landeseinwohner durch sein Gebet wie durch sein Ansehen geschützt hatte, schlug seine letzte Stunde. Da ließ er noch den König der Rugier und seine Gemahlin zu sich entbieten, ermahnte sie zur Milde und erinnerte sie an Gottes Gericht. Dann versammelte er seine Mönche, und redete in gewohnter liebevoller Weise zu ihnen; sie sollten das Irdische gering achten, und stets das himmlische Vaterland vor Augen haben, von Herzen demüthig und eifrig im Gebete sein, der göttlichen Gebote eingedenk vor jeder Sünde sich zu hüten. Hierauf gab er jedem den Kuß des Friedens, empfing die heilige Kommunion, bezeichnete sich mit dem Kreuze und befahl einen Psalm anzustimmen. Da seine Schüler vor Weinen und Schluchzen seinem Befehle nicht gleich Folge zu leisten vermochten, begann er selbst den letzten Psalm, und im Lobe Gottes (Omnis Spiritus laudet Dominum, Ps. 150, 6.) erstarb sein Mund. Sechs Jahre nach seinem Tode wanderten die Römer aus der norischen Gegend nach Italien, und die Schüler des heiligen Severin nahmen, wie er lebend befohlen, seinen noch unversehrten Leichnam mit sich. Dort wurde er in dem Schlosse Lucullanum bei Neapel ehrenvoll beigesetzt, und zugleich für seine Mönche ein Kloster gegründet. Einer seiner Schüler, Eugippius, hat sein Leben auf Bitten eines ungenannten Laien beschrieben, und schickte seine Arbeit an den gelehrten Diakon Paschasius zur Durchsicht; dieser aber ließ sie gänzlich unverändert. Die in jeder Beziehung liebenswürdig und bescheiden abgefaßte Schrift ist das einzige nicht bloß für die kirch-

liche, sondern auch die politische Geschichte der Donaulande in dieser Zeit und wirft ein helles Licht in dieß sturmdurchtobte Jahrhundert; keine gleichzeitige Nachricht aus dem rheinischen Deutschland kann mit ihr einen Vergleich aushalten.

6.

Chlodwig, der Franken-König.

Der älteste, nicht der Sage angehörige, König der Franken ist Chlodio, welcher Belgien bis an die Somme eroberte und behauptete. Sein Nachfolger war Marovăus, von welchem die Dynastie den Namen erhielt; auf diesen folgte Childerich, und nach dessen Tode herrschte an seiner Stelle sein Sohn Chlodovech oder Chlodwig. Im fünften Jahre seiner Regierung zog er gegen Syagrius, den König der Römer,[1]) des Aegidius Sohn, der seinen Sitz zu Soissons hatte, welche Stadt einst schon Aegidius beherrschte. Und mit Chlodovech zog sein Vetter Ragnachar, der auch ein Königreich hatte. Da forderte er, daß der Kampfplatz bestimmt werde. Syagrius aber zögerte nicht und scheute sich nicht, ihm Stand zu halten. Es kam nun zwischen beiden zur Schlacht, und als Syagrius sein Heer zurückgedrängt sah, wandte er sich zur Flucht und eilte spornstreichs nach Toulouse zum König Alarich. Chlodovech aber sandte zu Alarich, daß er ihm Syagrius ausliefere, wo nicht, werde er mit bewaffneter Hand ihn angreifen, weil er seinen Feind bewahre. Da fürchtete Alarich, er möchte seinethalben den Zorn der Franken auf sich laden, und lieferte Syagrius gefesselt den Gesandten aus. Chlodovech ließ ihn in das Gefängniß werfen und heimlich mit dem Schwerte tödten. Das Reich des Syagrius nahm er in Besitz.

Dazumal wurden viele Kirchen von Chlodovech's Heer geplündert, denn er war noch vom heidnischen Aberglauben befangen. So hatten auch die Franken aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit nebst den andern kostbaren Kirchengeräthen weggenommen. Der Bischof jener Kirche sandte darauf Boten zum Könige und bat, daß, wenn er auch nichts anderes von den heiligen Geräthen wieder erlangte, seine Kirche doch mindestens diesen Krug zurückerhielte. Der König vernahm es und sprach zu den Boten: „Folgt mir nach Soissons, denn dort muß alles getheilt werden, was erbeutet ist; und wenn jenes Gefäß auf meinen Antheil fallen wird, so will ich thun, was der heilige Vater

1) Der Ausdruck ist nicht unpassend, obwohl Syagrius sich gewiß nicht König genannt hat. Er war ein Heerkönig der Römer, wie die Könige der Germanen.

will." Darauf kam er nach Soissons, und es wurde die ganze Masse der Beute öffentlich zusammengebracht. „Ich bitte Euch, tapfere Krieger," sprach der König, „erzeigt mir die Gunst, mir außer meinem Theil auch jenes Gefäß da zu geben." Er meinte nämlich den erwähnten Krug. Da sprachen, als der König solches gesagt, die Verständigeren: „Ruhmreicher König! es ist alles Dein, was wir sehen, auch wir selbst stehen unter Deinem Gebot. Thue jetzt, was Dir gefällt, denn Keiner kann Deiner Macht widerstehen." Da sie dieß sagten, rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mensch mit lauter Stimme: „Nichts sollst Du haben, als was Dir nach dem Recht das Loos ertheilt," erhob seine Axt und schlug auf den Krug. Alle erstaunten darüber, der König aber trug diese Beleidigung mit Sanftmuth und Geduld, nahm den Krug und gab ihn den Boten der Kirche, bewahrte aber heimlich in seiner Brust den ihm angethanen Schimpf. Und als ein Jahr verflossen, ließ er das ganze Heer in seinem Waffenschmuck zusammenrufen, um auf dem Märzfelde sich im Glanze seiner Waffen zu zeigen. Als er aber hier alle durchmusterte, kam er auch an den, der auf den Krug schlug, und sprach: „Keiner trägt so schlechte Waffen, als du, denn deine Lanze, dein Schwert und deine Axt ist nichts nütze." Und er nahm dessen Axt und warf sie auf die Erde. Jener neigte sich darauf ein wenig herab, um die Axt aufzuheben, da holte der König aus, und hieb ihn mit der Axt in den Kopf. „So," sagte er, „hast du es zu Soissons einst mit dem Kruge gemacht." Der Mann war todt. Die Uebrigen hieß er nach Hause gehen. Allen jagte er durch diese That eine gewaltige Furcht ein. Viele Kriege führte er fortan und gewann viele Siege. Im zehnten Jahre seiner Herrschaft griff er die Thoringer an und unterwarf sie seiner Botmäßigkeit.

Es lebte damals Gundevech, der Burgunderkönig, aus dem Geschlecht des Königs Athanarich. Gundevech aber hatte vier Söhne: Gundobad, Godigisil, Chilperich und Godomar. Gundobad aber tödtete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ seine Gemahlin mit einem Stein um den Hals in das Wasser werfen. Ihre beiden Töchter aber verbannte er vom Hofe; die ältere, Crona mit Namen, wurde Nonne, die jüngere hieß Chrodichilde. Da aber Chlodovech oftmals Botschaft sandte in das Burgunderland, sahen seine Boten einst Chrodichilde, die Jungfrau; und da sie fanden, daß sie schön und verständig sei und in Erfahrung brachten, daß sie von königlichem Geschlecht, meldeten sie dieß König Chlodovech. Sofort schickte dieser eine Gesandtschaft an Gundobad und hielt um ihre Hand an. Jener scheute sich, ihn abzuweisen, und

übergab den Boten die Jungfrau. Da er sie sah, fand er großes Wohlgefallen an ihr und nahm sie zur Ehe; er hatte aber schon vorher von einem Kebsweibe einen Sohn mit Namen Theodorich.

Als nun dem Könige der erste Sohn von der Königin Chrodichilde geboren wurde, wollte sie ihn taufen lassen, und sie drang deßhalb unaufhörlich in ihren Gemahl und sprach: „Ohnmächtig sind die Götter, denen ihr dienet, denn sie können sich und andern Nichts nützen, dieweil sie sind ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz. Und die Namen, die ihr ihnen beigelegt, gehörten einst Menschen an, nicht Göttern; wie Saturnus ein Mensch war, der seinem Sohne entronnen sein soll, damit er nicht sein Königreich verliere, und wie Jupiter selbst, der allerschmutzigste Eheschänder, der mit seiner eigenen Schwester in Blutschande lebte, wie sie selbst sagt, sie sei „des Gottes Schwester und Gattin zugleich.“ [1]) Und Mars und Mercurius, wie weit reichte denn ihre Macht? Zauberkünste mochten ihnen zu Gebot stehen, aber die Macht einer Gottheit hatten sie nimmer. Wie vielmehr muß nicht der verehrt werden, der Himmel, Erde und Meer und Alles, was darinnen ist, durch sein Wort aus dem Nichts geschaffen, der die Sonne leuchten hieß und den Himmel mit Sternen schmückte, der das Wasser mit Gewürm, das Land mit Thieren und die Luft mit Vögeln erfüllte, auf dessen Wink die Erde sich schmückt mit Früchten, der Baum mit Obst und der Weinstock mit Trauben, durch dessen Hand das Menschengeschlecht erschaffen, durch dessen Güte alle Kreatur dem Menschen, den er nach seinem Bilde geschaffen, dienet und willig ist!“ Aber wie oft auch die Königin so sprach, sie konnte doch des Königs Gemüth zum Glauben nicht bekehren. Indessen aber brachte die gläubige Königin ihren Sohn zur Taufe, und ließ die Kirche mit Teppichen und Decken schmücken, auf daß er, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte, durch diese festliche Handlung zum Glauben erweckt werde. Ihr Sohn aber, den man Ingomer nannte, starb, als er getauft, noch in den weißen Kleidern, in denen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da schwoll dem Könige die Galle, und er schalt heftig die Königin und sprach: „Wäre der Knabe geweiht im Namen meiner Götter, gewiß er lebte noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft ist.“ Die Königin erwiederte: „Gott, dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge, sage ich Dank, daß er mich nicht für unwerth erachtet, die Frucht meines Leibes in sein Reich aufzunehmen.

1) Worte der Juno bei Virgil, Aen. I, 46.

Denn mein Gemüth ist unbekümmert, da ich weiß, daß die in weißen Gewanden von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben werden." Danach gebar sie einen andern Sohn, den sie in der Taufe Chlodomer nannte, und als er anfing zu erkranken, sprach der König: „Es kann mit ihm nicht anders ergehen, als mit seinem Bruder, daß er getauft im Namen eures Christus alsbald sterbe." Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund.

Die Königin aber ließ nicht ab in ihren Gemahl zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen; aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einst mit den Alemannen in einen Krieg gerieth; da zwang ihn die Noth zu bekennen, was sein Herz vordem verläugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodovech's Heer war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: „Jesus Christ, Chrodichilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hülfe sollst du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf dich hoffen — ich flehe dich demüthig an um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, sie haben mich verlassen mit ihrer Hülfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und verlange an dich zu glauben. Nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher." Und da er solches sprach, wandten die Alemannen sich und fingen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getödtet sahen, unterwarfen sie sich Chlodovech und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen, wir sind ja dein." Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das geschah im fünfzehnten Jahre seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Rheims, den heiligen **Remigius**, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im Geheimen zu sich und fing an, ihm anzuliegen, er solle an den wahren Gott,

den Schöpfer Himmels und der Erde glauben, und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch Andern helfen könnten. Jener aber sprach: „Gerne höre ich dich, heiligster Vater, aber eins macht mir noch Bedenken: das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach deinem Wort." Als er darauf mit den Seinigen zusammentraf, rief alles Volk zur selben Zeit, noch ehe er den Mund aufthat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt." Solches wurde dem Bischofe gemeldet, und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht. Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruch erfüllt; und solche Gnade ließ Gott denen zu Theil werden, die damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien versetzt in die Wohlgerüche des Paradieses. Zuerst verlangte der König vom Bischofe getauft zu werden. Er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz, und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, in frischem Wasser zu reinigen. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still deinen Nacken, stolzer Sicamber, verehre, was du bisher mit Feuer und Schwert verfolgtest, verfolge, was du verehrtest."[1]) Es hätte dessen kaum bedurft, denn mit unverbrüchlicher Treue und voller Hingebung, wie ein Dienstmann dem Herrn dient, stand nun Chlodovech im Waffendienst für seinen Herrn Christus. Schon in den Taufkleidern, als er durch Remigius vom Leiden Christi hörte, rief er aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt!" Und kaum ein minderer Eifer beseelte sein Volk, sie begrüßten Christus, „der die Franken liebt," mit Jubelgeschrei; sie meinten besser zu sein, als die Römer, weil jene die Martyrer getödtet, während sie selbst über ihren Gebeinen herrliche Kirchen errichtet, und setzten ihren Stolz darauf, daß sie zum katholischen Glauben bekehrt und frei von der arianischen Ketzerei der andern Germanen seien, die dem Herrn Christus nicht die ihm gebührende Ehre des Gottessohnes zollten.

1) Der Name Sicamber hatte etwas Ehrendes. Die Sicambrer an der Sieg waren ein tapfres, einst von den Römern gefürchtetes Volk, die sich später, wie es scheint, mit den Franken verbunden haben.

Der heilige Bischof Remigius war ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren, aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich so aus, daß er an Wunderthaten dem heiligen Sylvester gleichkam. Wir haben noch jetzt seine Lebensbeschreibung, die berichtet, daß er einen Todten erweckt habe.

Also bekannte der König den allmächtigen Gott als den Dreieinigen, und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und wurde gesalbt mit dem heiligen Oel unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge wurden aber getauft mehr als dreitausend.

Durch seinen Uebertritt zum Christenthum, und zwar zur katholischen Kirche, gewann Chlodwig einen Vorwand zu neuen Eroberungen im südlichen Gallien; bei Vouglé besiegte er den arianischen Westgothenkönig Alarich II. und vereinigte die gesammte fränkische Macht in Gallien zu einem Reiche. Die wesentlichste Bedeutung seiner Macht ist aber die, daß er germanisches Wesen mit den Elementen der christlich romanischen Bildung so vermittelte, daß der eigenthümlich deutsche Charakter der Verfassung und des Rechtes nicht zerstört wurde, und daß er den Grund legte zu einem deutschen Reiche. Nach Chlodwig's Tode theilten sich seine vier Söhne in die Herrschaft, der jüngste vereinigte wieder auf kurze Zeit die ganze fränkische Monarchie, nach dessen Tode aber wurde dieselbe wieder in vier Reiche getheilt und an die Stelle der auswärtigen Eroberungen traten jetzt Bürgerkriege, in denen die Trennung des Reiches in seine beiden Hauptmassen: das westfränkische oder Neustrien, und das ostfränkische oder Austrasien bestimmter hervortritt, neben welchen sich Burgund nur eine Zeit lang selbstständig behauptet. Nachdem ein dauernder Zustand der höchsten Sittenverderbniß die Reiche gänzlich zerrüttet hatte, vereinigte dieselben wieder ein Urenkel Chlodwig's, Clotar II.; seitdem begann eine Opposition der austrasischen Deutschen gegen den herrschenden Stamm, welche die Erhebung eines Geschlechtes aus dem deutsch-fränkischen Lande zur Folge hatte. Die Majores domus (S. unten Nr. 15.) hatten nach und nach fast die ganze Herrschaft in ihre Hände bekommen, weshalb um diese Würde heftige Kämpfe unter den fränkischen Großen entstanden, bis der Austrasier Pipin von Heristal durch den Sieg bei Testri alleiniger Majordom im ganzen fränkischen Reiche wurde. Sein Sohn Karl Martell befestigte seine fast ganz unabhängige Herrschaft in Austrasien und rettete das Abendland vor der Herrschaft der Araber, indem er den mit 400,000 Mann in

Aquitanien einfallenden Abderrhaman zwischen Tours und Poitiers vollständig besiegte. Durch diesen Sieg hatte er aber auch die Macht der Karolinger für immer begründet.

7.

Theodorich der Grosse.

Nachdem Odoaker's milde Herrschaft an zwölf Jahre lang gedauert hatte, sollte Italien unter ein mächtigeres Germanenhaupt sich beugen, dessen Versuch, römisches und deutsches Wesen in diesem Lande noch näher mit einander zu verbinden, als es Odoaker gethan, zwar anfangs von einem großartigen Erfolge begleitet war, aber doch zuletzt für sein Volk einen verhängnißvollen Ausgang nahm. Es war dieß der hochbegabte Ostgothenkönig Theodorich, der, angereizt von dem Sohne des von Odoaker erschlagenen Rugierfürsten und begünstigt von dem oströmischen Hofe, im Jahre 489 mit seinem ganzen Volke aus Pannonien sich aufmachte, um jenseits der Alpen ein neues Gothenreich zu errichten.

Von Weibern und Kindern begleitet, mit Hab und Gut bepackt, 200,000 Streiter stark, gelangten die Ostgothen, nachdem sie auf ihrer langen Wanderfahrt die Gepiden zwischen der Drau und Sau über den Haufen geworfen hatten, in ungestörter Ordnung an den Isonzo, an dessen Ufer ihnen Odoaker mit den Herulern den Weg zu verlegen suchte. Allein Theodorich erstürmte mit jugendlichem Heldenfeuer Odoaker's Lager (in der Nähe des zerstörten Aquileja), nöthigte ihn zum Rückzug, schlug ihn dann abermal in der berühmten Schlacht bei Verona, und drang bis Mailand und Pavia vor, während sich Odoaker mit den Trümmern seiner Macht in die Stadt Ravenna warf.

Da Theodorich, von der Anerkennung des oströmischen Hofes begleitet, mit einem Schein von Berechtigung auftreten konnte, so öffneten ihm nicht nur die wichtigsten Städte Oberitaliens ihre Thore, sondern es strömten ihm auch aus ganz Italien viele Freiwillige zu und verstärkten seine Macht. Dennoch wagte der muthige Odoaker noch eine Schlacht an der Adda, aber Theodorich schlug ihn abermals und hielt ihn darauf in Ravenna eingeschlossen, während er fortfuhr, auch den übrigen Theil Italiens zu unterwerfen. Drei Jahre lang vertheidigte sich Odoaker in Ravenna, vergebens auf burgundische Hülfe harrend, bis er sich, durch Hunger und Klagen der Einwohner genöthigt, dem Theodorich gegen Zusicherung seines Lebens und seiner Freiheit 493 ergab. Allein schon

wenige Tage darauf wurde er sammt seinen Getreuesten von der Hand oder auf Befehl des Siegers getödtet, sei's, weil er diesem zum Mißtrauen Anlaß gegeben, oder weil dessen Herrschbegierde dadurch jeden künftigen Widerstand unmöglich machen wollte. Jetzt, da die Uebergabe von Ravenna die Eroberung des ganzen Landes vollendet hatte, ließ sich Theodorich als König von Italien begrüßen, und der byzantinische Hof ertheilte, wiewohl nach langem Zögern, die Bestätigung.

Mit großer Besonnenheit ging nun Theodorich an die Einrichtung seines neuen Reiches, das sich durch ihn allmählig nach Innen und Außen zu einem geordneten, auf möglichst rechtlicher Grundlage ruhenden Staat ausbildete. Mit schonender Erhaltungspolitik ging er nicht auf eine Verschmelzung der beiden, sich in Sitte und Art so entgegenstehenden Volksnaturen aus. Treu seiner mildern, gemäßigten, dabei aber strebsamen Gothennatur suchte er die beiden Nationen nur zu nähern und ihre verschiedenen Kräfte dem Staatszwecke dienstbar zu machen.

Die bauende und schaffende Thätigkeit Theodorich's erstreckte sich äußerlich auf die Sicherung und Abrundung der Gränzen seines großen Reichs.

Durch die Ausdehnung der Nordgränze, welche das heutige Graubünden, Ober- und Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen, Tirol, Bayern, Salzburg, Friaul, ferner östlich hin Dalmatien und West-Ungarn, westlich den Strich zwischen den Alpen und der Rhone umfaßte, standen die Ostgothen in so naher Verbindung mit allen andern Germanenstaaten, daß dem Theodorich ein steter vermittelnder Einfluß auf dieselben möglich und von ihm auch auf das weiseste benutzt wurde. Zugleich machte ihm der Besitz aller Alpenpässe, die er durch starke Besatzungen verwahrte, seine herrschende Stellung in Italien möglich. Während er Italien und die Abendländer durch ein 100,000 Mann starkes Landheer schirmte, deckte er die Küsten gegen die Vandalen, Byzantiner und zum Schutze des Handels durch eine Seemacht von 1000 Schnellseglern. Die gesammte Landesvertheidigung vertraute er aber nur seinen Gothen an, denen er allein die Waffenehre zugestand. Um ihren kriegerischen Sinn zu erhalten und vor Erschlaffung zu bewahren, theilte er Italien in 14 Lagerbezirke und hielt in denselben das Fußvolk wie die Reiterei in beständiger Waffenübung, so daß Italien einem großen, stets schlagfertigen Feldlager glich.

Seinen römischen Unterthanen überließ er außer dem Ackerbau, zu dem er übrigens auch seine Gothen ermunterte, vorzugsweise den Betrieb der Gewerbe und des Handels, und in der Hof- und Staatsverwaltung behielt er, um die römische Eitelkeit zu schonen, alle von den Kaisern ein-

geführten Aemter sammt Titeln und Rangordnung bei, und übertrug auch meistens Römern die Leitung der verschiedenen Geschäftszweige, wobei er indeß nicht auf Geburt und Reichthum, sondern nur auf Tüchtigkeit sah. Er selbst aber legte sich die ganze Machtfülle bei, welche vorher die Kaiser gehabt hatten, berief und entließ die Beamten, bestimmte die Steuern, gab Gesetze, kurz, übte alle Hoheitsrechte.

Die Rechtspflege ließ er möglichst unparteiisch, aber für beide getrennt verwalten; über Römer durften nur Römer nach römischen Gesetzen, über Gothen nur Gothen nach gothischem Herkommen Recht sprechen; nur bei gemischten Streitigkeiten zog er, zur Verhütung von Parteilichkeit, auch römische Richter bei.

So wie demnach der ganze Reichskörper in den meisten Beziehungen in doppelter Bahn sich bewegte, so hatte auch der König zu seinen Unterthanen eine Doppelstellung: den Römern gegenüber war er Selbstherrscher, der Gesetze geben und aufheben, den Gothen gegenüber beschränkter Wahlfürst und Heerkönig, der eigentlich ohne Beistimmung der Volksältesten weder Rechtsbräuche abschaffen, noch neue einführen konnte. Wo jedoch das Ganze würde gelitten haben, wenn er diese Schranken unbedingt anerkannt hätte, stellte er beide Theile unter das gleiche Gesetz, wie z. B. als er zum Schutz des Eigenthums und der Frauenehre das Edictum Theodorici erließ. Eben so wurden Gothen wie Römer der gleichen Grundsteuer unterworfen, obwohl sie von den Gothen nur ungern getragen wurde, und auf den Römern nur darum mehr lastete, weil diese der ungesetzlichen Habgier der römischen Beamten weniger entgegenzutreten wagten, als die Gothen.

Ungeachtet der vielen Mißbräuche, die ihren Hauptgrund in der altvererbten Bedrückungskunst der römischen Beamten hatte, hob sich dennoch unter Theodorich's weiser Regierung der Wohlstand Italiens von Jahr zu Jahr. „Die Zertheilung der großen Landgüter in kleine Freiloose, welche fortan auch der Gothe allmählig mit Lust bestellte, hob den tiefgesunkenen Feldbau; Gleichheit des Maaßes, Gewichts und der Münze, treffliche Straßen, von keinem Gesindel beunruhigt, Flüsse und Kanäle belebten den innern Verkehr; mäßige Zölle und liebreiche Aufnahme der Fremden den äußern, meist auf Griechenland gerichteten Handel.“ Theodorich selbst mied allen Prunk und unnöthigen Aufwand, und seine Hofhaltung zu Ravenna war ein Abbild der einfachen, aber bedeutsamen Persönlichkeit dieses Königs, dessen Aeußeres weniger schön, als ausdrucksvoll war.

Von dem Betrieb der Wissenschaften hielten sich die kriegerischen Gothen fern; doch verlieh Theodorich (obgleich er selbst nicht schreiben konnte) den vorhandenen Bildungsanstalten seinen Schutz, behandelte kenntnißreiche Römer mit Auszeichnung, und wählte sich sogar aus ihnen den erfahrenen und vielseitig gebildeten Cassiodorus zu seinem ersten Minister.

Für die Kunst hatte Theodorich schon von seiner Jugend her aus dem Anblick der Prachtwerke von Constantinopel viel Sinn, so daß er einst in Rom ein halbes Jahr lang verweilte, um die Meisterwerke und Alterthümer dieser Stadt recht zu betrachten, und, gerührt von den Denkmälern ihrer alten Herrlichkeit, für die Erhaltung und Herstellung derselben Sorge trug, gleichwie er auch vorzüglich in Ravenna und Verona Kirchen und Paläste von eigenthümlich großartigen Verhältnissen ausführen ließ, in denen schon die Anfänge der mittelalterlichen Baukunst zu erkennen waren. Dieß beweist auch das Grabdenkmal, das er sich bauen ließ, ein Rundbau, dessen Kuppelgewölbe aus einem Stein mit den Bildnissen der zwölf Apostel den Marmorsarg zu enthalten bestimmt war.

Den Verwicklungen, die der Gegensatz des Arianismus der Gothen und des Katholicismus der Römer befürchten ließ, suchte er dadurch vorzubeugen, daß er beide Religionstheile in ihren Rechten und Gütern schirmte, Glaubensstreitigkeiten nicht zugab und Priestern keinen Einfluß in weltliche Angelegenheiten gestattete, selbst aber sich aller Eingriffe in die Kirche enthielt, höchstens über streitige Bischofswahlen entschied und Kirchenversammlungen berief und leitete.

Seine Heldenkraft und Tapferkeit wie seine Milde und Gerechtigkeit versetzten selbst die Römer, obschon sie ihn im Stillen als Barbaren und Ketzer ansahen, in volle Begeisterung, und verschafften ihm auch im Ausland solchen Ruhm, daß er mit den mächtigsten germanischen Fürsten Bande der Freundschaft oder Verwandtschaft knüpfen konnte. Nicht nur suchten die Westgothen und Alemannen gegen die Franken, die Heruler gegen die Longobarden seine Hülfe, sondern auch die Esthen und Lieven, und selbst die Scandinavier ehrten ihn durch Geschenke. „Ja, es gab kein Volk im Abendlande (sagt Jordanes), welches dem Theodorich, so lange er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte.“ Sein väterliches Verhältniß zu jenen germanischen Fürsten erhellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe an sie: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; ihr seid junge Helden, mir gebührt, Euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr Euch von den Leidenschaften beherrschen lasset; denn Neid

und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen.“ In Theodorich erkennen wir jenen weisen Dietrich von Bern, dessen hohe und ernste Gestalt im Heldenlied (Nibelungen) und in der Sage von einem Geschlecht zum andern fortgelebt hat und fortlebt.

So waltete Theodorich der Große als ein Völkerhirt und Friedenshort unter seinen germanischen Stammverwandten, und das ganze Abendland zollte ihm Bewunderung. Nur mit dem byzantinischen Hof ließ es die Verschiedenheit der Politik und des Glaubens zu keiner Annäherung kommen, und einmal mußte Theodorich sogar einen offenen Angriff des Kaisers Anastasius abwehren. Seit Theodorich sich einen Thronfolger ohne die Einwilligung der Byzantiner erkoren hatte, stieg in Constantinopel der Unwille gegen die arianische Ostgothenherrschaft, und erreichte vollends den höchsten Grad, als seine Römer, die er wegen einer Judenverfolgung strafen mußte, plötzlich anfingen, ihn zu hassen, und sich in Folge eines unklugen Waffenverbots, das er ihnen zu seiner Sicherheit gab, mit Klagen über arianische Bedrückung an den byzantinischen Hof wandten. Plötzlich erschien Kaiser Justin's Edict gegen die Arianer und fachte nicht nur im griechischen Reich Verfolgungen gegen dieselben an, sondern regte auch die römischen Unterthanen Theodorich's so auf, daß sie jenen Verfolgungen Beifall äußerten und Theodorich sich gedrungen sah, eine eigene Gesandtschaft mit dem Papste Johannes an der Spitze nach Constantinopel abzuordnen, und sich für die Verfolgten zu verwenden. Da seine Verwendung abgewiesen, die Person des Johannes aber am Hofe mit den größten Ehren überhäuft wurde, so faßte Theodorich Mißtrauen gegen den Letzteren, und ließ ihn nach seiner Rückkehr gefangen setzen. — Mit diesem Schritt verlor der König den Boden der Besonnenheit. Seine bisherige Duldsamkeit ging über in argwöhnische Härte. Neu hinzugekommene, wenn auch unerwiesene, Anzeigen von staatsgefährlichen Umtrieben und verrätherischem Einverständniß römischer Großen mit dem Hofe von Constantinopel, verbunden mit dem bittern Gefühle, alle seine den Römern erwiesenen Wohlthaten mit Undank gelohnt zu sehen, trieben ihn vollends von der Bahn der Gerechtigkeit, und durch die Verhaftung und Folter der angesehensten Senatoren, insbesondere durch die Hinrichtung des tugendhaften und gelehrten Boëthius und des eben so unschuldigen greisen Symmachus erscheint der bedauernswerthe Theodorich am Ende seiner langen, bis dahin so ruhmvollen Regierung als ein Tyrann, unter dessen

hartem Scepter die rechtgläubige Kirche schwer zu leiden hatte. Doch schon ein Jahr darauf folgte die Strafe, sein Gewissen erwachte plötzlich, und von tiefer Reue ergriffen gab Theodorich bei seinem Sterben (526) seinem Enkel Athalarich, den er zur Thronfolge bezeichnete, und seiner Tochter Amalasuntha, der er bis zu dessen Mündigkeit die Reichsverwesung übertrug, die ernste Ermahnung, sich niemals vom Boden des Rechts zu entfernen. Allein das frühere, ohnedieß bloß durch die Charakterstärke dieses Königs bewirkte ruhige Nebeneinanderbestehen der Gothen und Römer blieb fortan gestört, und wenn auch noch auf kurze Zeit Klugheit das Reich zusammenhielt, so mußte doch das unnatürlich Verbundene auseinanderfallen, sobald Unverstand und Thorheit von innen, Gewalt und List von außen sich die Hand zur Zerstörung reichten.

Was übrigens Theodorich's politische Schöpfung zu einer bald vorübergehenden machte, war der Mangel an einer höhern Kraft und Einheit, deren freilich der Arianismus, dem er mit seinem Volke huldigte, nicht fähig war. Glaubenssysteme, die auf menschlicher Autorität ruhen, befriedigen auf die Länge kein Volk: der letzte Grund aller Ordnung, der Völker sich unterwerfen sollen, muß ein göttlicher sein; ohne ihn schwindet früher oder später ihr Werk sammt ihnen selbst aus der Reihe der Lebendigen.

8.
Benedikt von Nursia und die Benediktiner.

Benedikt, geboren im Jahre 480, stammte aus einer angesehenen Familie in der italienischen Provinz Nursia. Seine Eltern schickten ihn nach Rom, damit er daselbst literarische Bildung erhalten sollte. Aber das fromme Gemüth des Jünglings mochte wohl durch die Umgebung des Sittenverderbens, welches damals zu Rom herrschte, nur zurückgeschreckt werden. Er sehnte sich nach der Einsamkeit, verließ Rom und kam in eine einsame Gegend am See Sublacus (Subiaco). Hier traf er mit einem Mönch Namens Romanus zusammen, dem er seine Absicht mittheilte, und da derselbe von Bewunderung für den glühenden Eifer des Jünglings ergriffen wurde, fand er bei ihm Unterstützung. Ihm allein zeigte er die Grotte, in welcher er sich niederließ. Das Kloster des Romanus war in der Nähe, und er konnte daher Benedikt, welchem es hier an allen Lebensmitteln fehlte, mit Brod versorgen, indem er das, was er ihm brachte, von seiner eigenen täglichen Portion sich abbrach. Da ein steiler Felsen zwischen dem Kloster und der Grotte Benedikt's

lag, so hatte er mit diesem verabredet, daß er von dem Gipfel des Felsens das Brod an einem langen Seile herabließ, an welchem zugleich eine Glocke befestigt war, durch deren Schall Benedikt aufmerksam gemacht werden sollte, um dahin zu gehen, wo das Seil herabgelassen wurde.

Nachdem er drei Jahre in dieser Grotte zugebracht hatte, wurde er von Hirten, welche in dieser Gegend die Heerde weideten, entdeckt, und es verbreitete sich bald unter Vielen die Erzählung von dem Einsiedler, den man aufgefunden. Er erhielt große Verehrung in der ganzen Umgebung, und Viele wetteiferten, ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Er hatte schon so großes Ansehen erlangt, daß, als in einem benachbarten Kloster eine Abtsstelle erledigt war, die Mönche ihm diese antrugen. Er sagte ihnen zwar voraus, daß er sich mit ihren wilden Sitten nicht werde vertragen können, doch ließ er sich überreden. Es geschah bald, was er vorausgesagt. Die entarteten, mit seiner Strenge unzufriedenen Mönche stellten seinem Leben nach; er sagte ihnen, sie möchten sich einen solchen Abt wählen, der zu ihrer Gemüthsart passe, und er selbst zog sich wieder in seine frühere Einsamkeit zurück. Aber er war immer mehr Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. Da die Zerrüttung aller bestehenden irdischen Verhältnisse, welche aus der Völkerwanderung hervorging, damals die Menschen desto mehr antreiben mußte, das zu suchen, was von allem irdischen Wechsel unabhängig und über denselben erhaben war, was unter allen irdischen Stürmen Ruhe und Frieden gewährte, so strömten Viele zu ihm hin, um unter seiner Leitung zu der Lebensweise sich zu bilden, welche eine solche Zufluchtsstätte gewährte, welche die Entbehrungen, zu denen eine schwere Zeit ohnehin Viele nöthigte, freiwillig ergreifen und lieben lehrte. Viele angesehene Männer aus Rom übergaben ihm ihre Söhne, auf daß er sie für das geistliche Leben erziehen und bilden sollte. Er konnte zwölf Klöster anlegen und vertheilte in jedes derselben zwölf Mönche unter einem Vorsteher; einige behielt er unter seiner eigenen Leitung. Auch Gothen von niederem Stande kamen zu ihm; er beschäftigte sie auf eine ihren Körperkräften und ihrer Bildung angemessene Weise, wie mit Feldbau, mit Ausrottung des Unkrauts, Cultivirung unbebauter Landstriche.

Die Streitigkeiten mit einem benachbarten Priester, F l o r e n t i u s, bewogen Benedikt, auch aus dieser Gegend zu weichen, nachdem er die Mönche der verschiedenen Klöster unter angemessenen Vorstehern zurückgelassen hatte. Er selbst begab sich, von Wenigen begleitet, nach den Trümmern eines alten Schlosses, welches auf einem hohen Berge lag,

Castrum Cassinum genannt, wo er zu dem berühmtesten Kloster des Abendlandes, **Monte Cassino**, den Grund legte. Unter den Umwälzungen jener Zeit hatte sich das Heidenthum hier bei dem Landvolke noch erhalten können, oder hatte hier von Neuem um sich gegriffen. Benedikt fand noch einen dem Apollo geweihten Hain und Tempel, in welchem von den Bauern geopfert wurde. Er führte die Landleute zum christlichen Glauben, ließ den Hain umhauen und den Tempel zerstören. An der Stelle des letzten führte er eine dem heil. Martinus geweihte Kapelle auf. Auch der ostgothische König **Totila** bewies Benedikt seine Verehrung, und dieser sprach freimüthig zu ihm. Die Wirksamkeit dieses Mannes ist ein Vorbild der Wirksamkeit seiner Nachfolger, welche, wie er, mit der Verkündigung des Glaubens, der Zerstörung des Heidenthums, der Erziehung der Jugend und dem Anbau des Landes sich beschäftigten, und dadurch so Großes wirkten. Besonders ist die von ihm herrührende Regel wichtig als bleibendes Denkmal seines Geistes und der neuen Gestaltung, welche durch ihn dem abendländischen Mönchthume gegeben ward.

Diese Vorschrift band diejenigen, welche der Vereinigung sich anschlossen, an einerlei Ordnung und Lebensweise in geistlichen wie in äußern Dingen. Benedikt sah seine Regel während seines Lebens nicht nur von mehrern Klöstern jener Gegend, sondern auch von andern in Sicilien und Frankreich angenommen. In den nächstfolgenden Zeiten gaben zwar einzelne Vorsteher noch besondere Vorschriften, immer mehr aber wurde die seinige zu Grunde gelegt, etwa erweitert, oder es wurden ihr Ortsverhältnisse und besondere Gewohnheiten der Länder angepaßt; keine andere konnte eine solche Anerkennung finden, keine ihr an rascher und weiter Verbreitung gleichkommen. Im Laufe des siebenten und achten Jahrhunderts gediehen zahlreiche Benediktinerstifte in Italien, im Frankenreiche, auf den nordischen Inseln und in den germanischen Landen. Im Jahr 534 wurde zu Messina auf Sizilien das erste Kloster nach der neuen Vorschrift gegründet; Maurus kam neun Jahre später auf Bitten des Bischofs von Mons nach Gallien und stiftete Glanfeuil in Anjou, wozu Theodobert viele Schenkungen machte. Für die britischen Inseln war Gregorius der Große durch Augustin und seine vierzig Genossen der Förderer der heil. Regel. Seit Bonifazius war der Strom nicht mehr aufzuhalten, immer weiter drang derselbe nach Osten, immer dichter stellten die Klöster sich zusammen, zahllose Wälder wurden ausgerodet und Schulen allenthalben organisirt. Wie die Könige und die Fürsten, beeilten sich die Edelinge und alle Grundbesitzer, von ihren Aloden einen möglichst großen

Theil den Altären zu schenken, und der Segnungen des Ordens theilhaftig zu werden. Schon in der Mitte des achten Jahrhunderts wurde durch eine Kirchenversammlung in Deutschland die Annahme der Regel des heiligen Benedikt allen Klöstern vorgeschrieben. Die Neigung zu Klosterstiftungen war aber schon damals so allgemein geworden, daß die fränkischen Könige ein Verbot ergehen lassen mußten: es möge kein Mönch, der seine Genossenschaft verlassen wolle, um aus Ehrsucht oder Eitelkeit ein neues Kloster zu gründen, ohne Erlaubniß des Bischofs oder wider Willen seines Abtes dessen sich vermessen. Wie es denn nur der Wachsamkeit der kirchlichen Orden und dem Ernst der weltlichen Fürsten zu verdanken ist, daß der Unfug jener Wandermönche nicht allmählig auch im Abendlande um sich griff.

Dafür erwuchs Benedikt's Vorschrift zu einem solchen fruchtreichen Zweig an dem Gesammtbaume der Kirche, daß sie, abgesehen von dem Einfluß, den sie auf die Entwicklung des ganzen Abendlandes übte, schon zur Zeit der Kirchenversammlung zu Constanz 35 Päpste, 200 Cardinäle, 1164 Erzbischöfe, 3512 Bischöfe, eine unzählbare Menge Schriftsteller und 55,460 Heilige zählte, die nach derselben gelebt hatten, und siebenunddreißigtausend Häuser im Verlaufe der Jahrhunderte aus ihr hervorgingen.

Benedikts Lebensvorschrift hat den Zweck, diejenigen, die sich ihr unterwerfen, zu einer innern Vollkommenheit und Würdigkeit für die ewigen Verheißungen des Christenthums auszubilden, deren Erreichung unter den Lockungen der Welt, bei den Stürmen des Lebens und in dem mannigfaltigen Treiben um das Irdische Vielen damals unmöglich schien. Die innern Mittel setzte er in sittliche Würde und Klugheit, Milde und väterliche Fürsorge des Obern, und in willigen Gehorsam der Untergebenen, worin das Verhältniß Christi zu den Seinigen stets dargestellt werden sollte; in Liebe, freundliches Zuvorkommen und Demuth Aller gegen einander, dann auch gegen Jedermann, daher Uebung der Gastfreiheit; bei dem Einzelnen in Entsagung und Selbstverläugnung. Als äußere Mittel ordnete er pünktliche Eintheilung der Zeit, hieran geknüpften Wechsel zwischen Gebet, Nachdenken und Arbeit; Beschränkung der Lebensbedürfnisse auf das Nothwendige, ohne übertriebenen Werth auf Entbehrungen zu setzen, an welche die menschliche Natur nur sträubend sich gewöhnen kann. Um die Uebelstände zu verhüten, welche das Mönchswesen im Morgenlande in Mißachtung brachten, verpflichtete er jeden Genossen zu stetem Verweilen an dem Ort seiner Aufnahme, und gab,

um alle Veranlassung zum Herumschweifen zu benehmen, die Vorschrift, daß sämmtliche zur Haushaltung erforderlichen Bedürfnisse wo möglich innerhalb des Umfangs des Klosters sollten bereitet werden.

Die Keime, aus denen sich der Einfluß und die Bedeutung des Benediktinerordens für die damalige Christenheit rasch entwickelten: Pflege der Wissenschaften, Jugendunterricht sammt der Erwerbung und dem Anbau von Besitzthum, liegen alle in der Vorschrift seines Stifters. In jedem Kloster sollte eine Bibliothek sein, und deren Handschriften in der Fastenzeit unter die Bewohner zum Lesen vertheilt werden. Zu den an jeden auszutheilenden Geräthschaften gehörten Schreibstift und Tafel. Wie schon in Subiaco mancher edle und gottesfürchtige Römer seinen Knaben dem weit geehrten Mann zur Erziehung brachte, so konnte die Genossenschaft auch ferner Knaben, sei's armer, sei's begüterter Eltern, zur Erziehung als künftige Glieder aufnehmen (Oblaten); wollten diese hiefür jene mit einer Gabe bedenken, so mochte dieselbe angenommen werden, doch nur sofern sie stets gemeinsam bliebe, denn Besonderes sollte Keiner, der in dieselbe eingetreten, hinfort mehr besitzen.

Wenn auch Benedikt in der Anordnung, daß in jedem Kloster eine Bibliothek sich befinden müsse, zunächst gewiß nur der heiligen Schrift und der Werke von Kirchenlehrern gedachte, so war hiemit die Möglichkeit eröffnet, auch andere Bücher aufzunehmen. Wir verdanken daher dem Schreibstift, welches jedem Ordensbruder übergeben wurde, nicht allein beinahe den gesammten Vorrath an Schriftstellern des Alterthums, welcher auf uns gekommen ist, sondern wohl Alles, was wir von den Ereignissen in Europa, von den Bestrebungen des menschlichen Geistes während sieben Jahrhunderten wissen. Die Ueberreste aller Kenntnisse, die einst durch das Abendland verbreitet waren, hatten in den zahlreichen Genossenschaften, die nach Benedikt's Vorschrift lebten, die einzigen Stätten der Pflege, wenigstens der Bewahrung gefunden; von ihnen aus gingen alle Arbeiten auf jedem Gebiete der Wissenschaft und nicht leicht eines blieb während eines so langen Verlaufs ohne Anbau.

Bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts ging beinahe aller Unterricht, alle Jugendbildung, wie sie auch sein mochte, aus den Klöstern der Benediktiner und den von ihnen abgeleiteten Orden hervor. Mag Benedikt immerhin die Bildung zunächst nur für seine Genossenschaft im Auge gehabt haben, sie mußte nach dem Untergang so vieler sonst bestandenen Schulen, bei dem Mangel an andern Anstalten, von selbst auch auf Solche sich ausdehnen, deren Neigung es nicht sein konnte, in den

Orden einzutreten. Es dauerte nicht lange, bis einzelne Klöster hierin zu vorzüglichem Ruf gelangten und für Alles, was im weiten Umkreise durch Ansehen und Reichthum sich hervorhob, die Bildungsstätten wurden.

Je länger, desto weniger blieben jene Schulen auf irgend ein Alter oder auf einen besondern Kreis des menschlichen Wissens beschränkt, sondern von den ersten Anfangsgründen bis hinauf zu der höchsten Stufe, welche jenes damals erreichen konnte, fand sich in ihnen der Unterricht bereitet. Die Mathematik in allen ihren Verzweigungen bis zur Astronomie wurde ebenso wohl gelehrt, als was die Kenntniß göttlicher Dinge, wie uns die Offenbarung durch Christum in dieselbe einführt, auf's Vollkommenste begründen konnte. Neben der Musik fanden Poesie und Rhetorik ihren Platz, und die lateinische Sprache war, wenn immerhin die vorzüglichste, doch nicht die einzige, worin Kundige auftraten, sondern das Griechische und Hebräische, bisweilen selbst das Arabische, gewannen ebensowohl ihre Bearbeiter.

9.
Kaiser Justinian.

Die Geschichte und der Roman haben um die Wette die Züge dieser großen Gestalt des erobernden Gesetzgebers verfälscht, welcher das sechste Jahrhundert beherrscht. Der Roman für Justinian beginnt im Schooße Griechenlands im Mittelalter mit der Legende des blinden und bettelnden Belisar, die schon im zwölften Jahrhundert verbreitet war. Was die Geschichte anbelangt, so that sie Doppeltes für ihn schon bei seinen Lebzeiten: dieselbe gehässige und käufliche Feder Prokops, die ihn öffentlich lobte, übernahm es auch, ihn im Geheimen anzuschwärzen, ihn wegen derselben Thaten zu verherrlichen und zu verlästern, aus ihm hier einen Helden und Engel, dort ein verabscheuungswürdigeres Ungeheuer als Nero oder Domitian, oder noch besser einen Geist der Finsterniß, einen eingefleischten Teufel unter der Maske eines Menschen zu machen. Zwischen diesen beiden Uebertreibungen der Schmeichelei und der Bösartigkeit ist das Urtheil der Nachwelt zweifelhaft geblieben, und in Folge einer unserer Natur ziemlich gewöhnlichen Richtung, welche die Satyre der Lobrede vorzieht, beeifern sich selbst die, denen die öffentliche Wirksamkeit Justinian's eine unwillkürliche Bewunderung abzwingt, dieselbe durch die Lesung der „Geheimen Denkwürdigkeiten" Prokops zu mäßigen. Wir wollen uns bemühen, diesen Nebeln auszuweichen und den gewaltigen Herrscher so schildern, wie ihn die unparteiischen Zeitgenossen erkennen konnten. Seine

Persönlichkeit erfüllt dergestalt ein ganzes Jahrhundert, selbst als er nicht mehr existirt, daß man ihn nicht von den Ereignissen trennen kann, ohne diese selbst unvollständig zu lassen.

Um das Jahr 474 während der Regierung des Kaisers Leo waren von Bederiana nach Constantinopel drei junge Bauern angekommen, die, einen Stock in der Hand und ein Kriegskleid von Ziegenleder über der Schulter, nebst einigem schwarzen Brod, ihr Glück in der Hauptstadt versuchen wollten. Da sie groß und wohlgewachsen waren, nahm sie ein Werber in die Miliz des Palastes auf, wo alle drei gut ankamen, theils wegen ihres Muthes, theils wegen der Geschmeidigkeit und Gewandtheit ihres Betragens, welches die Bergbewohner ihres Landes auszeichnete. Einer von ihnen wurde der Kaiser Justin, der von Stufe zu Stufe endlich bis zum obersten Befehlshaber dieser selben Palastmiliz stieg, in welche er als einfacher Soldat eingetreten war. Beim Tode des Anastasius wollte der Eunuch und Großkämmerer die Wahl der Armee auf eine seiner Creaturen lenken, und übersendete deßhalb Justin eine bedeutende Summe Geldes zur Vertheilung unter seine Soldaten; dieser nahm sie an, vertheilte sie, wurde selbst als Augustus proklamirt, und man lachte über den Streich, den der Anführer der Garden dem Großkämmerer gespielt hatte.

Als Justin's Glück begründet war, rief er seine Schwester Beglenitza, die Frau eines Bauern aus Tauresium, Namens Istok, und deren Sohn Upravda zu sich, den er als den seinigen erziehen wollte, denn er hatte keine Kinder. Die drei Landleute legten gleichzeitig mit ihrer illyrischen Tracht ihre Namen ab, welche die höchsten Gesellschaftskreise Constantinopels belustiget haben würden; man gab ihnen wohlklingende lateinische Namen; man fabricirte ihnen selbst einen Stammbaum, der sie von einem Zweige der edlen Familie Anicius abstammen und früher nach Dardanien verpflanzt sein ließ. In Folge dieser lateinischen Taufe wurde Beglenitza zur Vigilantia, Istok zum Sabbatius und Upravda legte sich den Namen Justinianus bei, den er unsterblich zu machen gewußt hat.

Der Hirt des Hämus hatte in seiner Kindheit keine sorgfältige Erziehung genossen, wenn es wahr ist, daß er, wie Prokopius erzählt, seinen Namen nur mit Hülfe einer ausgeschnittenen Goldplatte unterzeichnen konnte, indem er den von derselben gemachten Zügen mit seiner Feder nachfolgte; jedenfalls wollte er, daß dieß mit seinem Neffen ganz anders werden sollte. Der junge Upravda erhielt die besten Lehrer in jedem Fache, und diese erstaunten über die unersättliche Thätigkeit und die

Universalität seiner Kenntnisse: Beredsamkeit, Poesie, Rechtswissenschaft, Theologie, Kriegskunst, Architektur, Musik, alles wollte er wissen und Alles wußte er. Als er Kaiser geworden war, arbeitete er selbst an den unsterblichen Denkmälern des Rechts, die seinen ersten Ruhm begründeten. Seine Berichte an den Senat waren stets sein Werk, und er hielt sie oft aus dem Stegreife, obschon mit einem etwas rauhen Accent, was seinen illyrischen Ursprung verrieth. Die griechische Kirche singt noch heute eine der Hymnen, welche er gedichtet und in Musik gesetzt hat. Endlich wurden noch mehrere Denkmäler in Constantinopel und in den Provinzen nach seinen Plänen und Angaben errichtet. Was den Krieg und dessen Zubehör anbelangt, so erlernte er die Theorie und Praxis davon, wie alle jungen Römer, theils im Lager, theils auf dem Schlachtfelde. Diese Erziehung entwickelte sich erst vollständig, als Justinian Kaiser geworden war. Er war damals fünfundvierzig Jahre alt. Bald aber ergriff ihn eine tiefere und weniger bezähmbare Leidenschaft, als die nach Wissen, und beherrschte sein ganzes Herz; er ließ sich durch die Tänzerin Theodora bezaubern, welche damals durch die Liederlichkeit ihres Lebenswandels wie durch ihre erstaunenswerthe Schönheit das Stadtgespräch von Constantinopel bildete. Wie stark auch die Vorstellungen seiner Mutter, die Weigerungen seines Oheims, ja die Verbote des Gesetzes selbst waren, welches solche Heirathen untersagte, da die Komödianten für infam oder verrufen erklärt waren, mit denen jede Heirath für null und nichtig erklärt wurde, so wollte sie Justinian doch heirathen, und seiner eifrigen Hartnäckigkeit mußte Alles sich beugen. Der alte Soldat selbst mußte das Gesetz umändern, welches die Ehre seines Namens beschützte. Trotz der Fehler dieses Weibes und trotz der Uebel, welche ihr Stolz, ihr Groll und ihre Unsittlichkeit dem Reiche verursachen konnten, trägt man jedoch Bedenken, den zu verdammen, der sie heirathete, wenn man sieht, welche aufrichtige Liebe, welche treue, fast fromme Verehrung er sein ganzes Leben hindurch „für die sehr ehrenwerthe Gemahlin, die ihm Gott gegeben," bewahrte. Der unheilvolle Einfluß Theodora's äußerte sich besonders in den Angelegenheiten der Kirche und Italiens. Sie begünstigte die Monophysiten; auf ihren Befehl entsetzte Belisar den Papst Silverius, welcher als Verbannter auf der Insel Palmaria im Mittelmeer des Hungertods gestorben sein soll; als darauf Vigilius, welcher der Kaiserin versprochen hatte, den Monophysiten willfährig zu sein, als Papst anders handelte und anders handeln mußte, wurde er nach Byzanz verbannt und mißhandelt.

Justinian war von einer Statur, welche die Mittelgröße überschritt; er hatte regelmäßige Züge, rothe Gesichtsfarbe, eine breite Brust, eine heitere und anmuthige Miene; seine Ohren bewegten sich, worin er mit Domitian übereinstimmte, der überhaupt zu mehr als einer bösen Anspielung auf den neuen Kaiser dienen mußte. Man erzählt, er habe Vergnügen daran gefunden, sich nach Art der Barbaren, namentlich der Hunnen, zu kleiden. In seinem Palaste führte er das strenge Leben der Anachoreten; während einer Fastenzeit (dieß sagt er uns nicht ohne eine Ostentation selbst) aß er kein Brod, trank nur Wasser und nahm als ganze Nahrung alle zwei Tage einmal etwas wilde, mit Salz und Essig gewürzte Kräuter. Er schlief kaum einige Stunden und wachte mitten in der Nacht auf, um an Staats- und Kirchensachen zu arbeiten, oder in fieberhafter Aufregung die langen Gallerien des Palastes zu durchlaufen. Während dieser Stunden der Schlaflosigkeit und der einsamen Betrachtung machte er sich mit jenen großen Plänen vertraut, welche in seinem Haupte keimten und ihm endlich selbst als Eingebungen Gottes erschienen. Derartige ziemlich sonderbare Gewohnheiten verschafften den Fabeln Glauben, in denen er wie ein Teufel, wie ein bösartiger Geist geschildert wird, der nicht schläft, nicht ißt und nichts Menschliches außer dem äußern Ansehen hat. Die Gabe, die Stunden des Lebens auf diese Weise zu verdoppeln, gestattete Justinian, obschon er spät zur Regierung gekommen war, allein mehr zu vollbringen, als viele große Kaiser zusammengenommen.

Kaum auf den Thron gelangt, begann er jenes große Werk der Gesetzgebung, das seitdem bestanden und den Gesetzgebern der neuen Völker als Leuchtthurm dient. Der Gedanke an einen einzigen Codex knüpfte sich in seinem Geiste an die Erinnerung der römischen Welt, deren Gesetze er sammelte, erläuterte und erweiterte, sie aber auch gleichzeitig den erweiterten Sitten anpaßte; hierauf überließ er den Waffen die Sorge, dieses Reich zu schaffen, für welches er einen Codex vorbereitet hatte.

Will man Justinian richtig auffassen, so muß man sich ihn in dem feierlichen Augenblicke vorstellen, wo er sein Reich in das heldenmüthigste und unerwartetste Unternehmen, in den afrikanischen Krieg gegen die Vandalen stürzt, dem hierauf der italienische gegen die Gothen, dann ein dritter, den er Spanien zudachte, und dem vielleicht ein vierter in Gallien folgen sollte, allerwärts endlich, wo sich die barbarischen Herrschaften auf der Siegesbeute Roms niedergelassen hatten. Er besaß keine Armee; er schuf sich eine, indem er zunächst den Krieg nach Persien trug, woselbst er

den Frieden dictirte. Aus diesem Feldzuge gingen Heerführer hervor, welche fähig waren, Alles zu wagen und Alles zu vollbringen, — Belisar, Narses, Germanus. Als er seinem Geheimrath seine Pläne auf Afrika mittheilte, stieß er nur auf Erstaunen, Ungläubigkeit und Schrecken. Seine gefälligsten Minister glaubten ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie seine Ansicht bekämpften. Man hatte sich daran gewöhnt, Afrika als verloren und die Vandalen als unbesiegbar zu betrachten, man wußte nicht mehr recht, ob dieß die alte Provinz des Kaiserreichs war, mit welcher sogar die Handelsverbindungen so gut wie abgebrochen waren, weil der Praefectus praetorii im Rathe behauptete, daß man länger als ein Jahr brauche, um einen Befehl an die Armee absenden und die Rückantwort empfangen zu können. Die Soldaten, die sich vielleicht der Charybdis und Scylla erinnerten, erschracken vor einem Feldzuge über das Meer, und das Volk murrte bei dem Gedanken einer Steuererhöhung. So blieb Justinian mit seinem Vorschlag allein, und er begann schon an sich selbst zu zweifeln, als die Religion ihn wieder fest machte. Ein Bischof kam aus dem Innern des Morgenlandes nach Constantinopel, bat um eine Audienz und sprach zu ihm: „Fürst! Gott, welcher oft durch Träume seinen Willen kundgibt, schickt mich hierher, um verweisend zu dir zu sprechen. Justinian, sagte er zu mir, zögert, meine Kirche von dem Joche der Vandalen, dieser ruchlosen Arianer, zu befreien. Was fürchtet er? Weiß er nicht, daß ich für ihn streiten werde? Er ergreife die Waffen, und ich will ihn zum Herrn von ganz Afrika machen!" Justinian glaubt an dieses Wort, das seinen eigenen Gedanken entspricht; die religiöse Ahnung gibt ihm den politischen Glauben wieder, und unter dieser doppelten Erleuchtung eröffnet er die Reihe schneller und glänzender Feldzüge, in denen man Constantinopel und Rom befreien und Karthago wieder erobern sieht. Die übrigen Pläne, welche Justinian hatte auffassen können, verlangten mehr als Ein Menschenleben, und unglücklicherweise hatte er keinen ihm ähnlichen Nachfolger. Man hat, um seinen Ruhm zu verdunkeln, gesagt, er verdanke seine Siege seinen Generälen; allein wem verdankt er denn den Gedanken und die Leitung des Krieges, wenn nicht sich selbst? Seine Regierung gab dem Kaiserreiche vier Heerführer, die denen aus den schönsten Zeiten Roms verglichen werden können: Belisar, Narses und die beiden Germanus; ein ähnliches gutes Glück wird nur großen Königen zu Theil.

10.
Albuin und Rosamunda.

Nachdem Narses das gesammte Volk der Gothen überwunden und vernichtet, dazu eine große Masse Gold und Silber nebst andern reichen Schätzen gesammelt hatte, erhob sich unter den Römern großer Neid wider ihn. Sie verläumdeten ihn also bei dem Kaiser Justinus und dessen Gemahlin Sophia und sprachen diese Worte: „Für die Römer war es wahrlich besser, den Gothen dienstbar zu sein, als den Griechen, bei denen der Eunuche Narses befiehlt, der uns in drückender Knechtschaft hält. Unser gnädigster Fürst weiß das nicht; entweder aber befreie er uns aus Jenes Hand, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst fremdem Volke.“ Als dies Narses zu Ohr gelangte, erwiderte er ganz kurz die Worte: „Wenn ich mit den Römern schlecht umgegangen sein soll, so will ich es auch schlecht finden.“ Dadurch wurde der Kaiser so heftig gegen Narses aufgebracht, daß er augenblicklich den Longinus nach Italien schickte, um des Narses Stelle als Statthalter zu übernehmen. Narses erschrack über diese Nachricht nicht wenig, und fürchtete sich besonders vor der Kaiserin Sophia so sehr, daß er nicht nach Constantinopel zurückzukehren wagte. Unter anderem habe sie ihm, so wird erzählt, weil er ein Eunuch war, auch das sagen lassen, er solle heimkommen und mit ihren Mägden Wolle spinnen in der Weiberstube. Darauf soll nun Narses das zur Antwort gegeben haben, er wolle ihr ein Gespinnst anfertigen, das sie ihre Lebtage nicht mehr werde entwirren können. Hierauf zog er sich aus Haß und Furcht nach der Stadt Neapel zurück und schickte Boten an das Volk der Langobarden mit der Aufforderung, sie sollten doch ihre ärmlichen Felder in Pannonien verlassen und sich in den Besitz von Italien setzen, das reich an allen Schätzen sei; zugleich schickte er verschiedene Arten von Obst und andere Erzeugnisse Italiens mit, um dadurch ihre Gemüther noch mehr anzureizen. Die Langobarden nahmen freudig die gute und erwünschte Botschaft auf, und faßten weite Pläne und große Hoffnungen für die Zukunft. Sofort wurden in Italien Nachts schreckliche Zeichen sichtbar, feurige Schlachtreihen erschienen am Himmel als Vorbedeutung des vielen Bluts, das bald nachher vergossen ward.

Als aber Albuin mit den Langobarden gen Italien ziehen wollte, sandte er noch zu seinen alten Freunden den Sachsen um Hülfe, um in größerer Anzahl von dem ausgedehnten Land Italien Besitz zu nehmen.

Es stießen mehr als 20,000 sächsische Männer mit Weib und Kind zu ihm, um nach seinem Willen mit ihm nach Italien zu ziehen. Jetzt überließ Albuin das eigene Land, nämlich Pannonien, seinen Freunden, den Hunnen, unter der Bedingung jedoch, daß wenn die Langobarden irgend einmal wieder heimzukehren genöthigt würden, sie auch ihr altes Land wieder ansprechen könnten. Die Langobarden verließen also Pannonien, und zogen mit Weib und Kind, Hab und Gut, Italien zu, um es in Besitz zu nehmen.

Nachdem Albuin Venetia, was die erste Provinz Italiens ist, ohne irgend ein Hinderniß erreicht und das Gebiet der Stadt, oder vielmehr der Burg Forojuli [1]) betreten hatte, so überlegte er, wem er wohl diese erste eroberte Provinz anvertrauen könnte, und entschloß sich, seinen Neffen Gisulf, einen durchaus tüchtigen Mann, der zugleich sein Marschalk [2]) war, über die Stadt Forojuli und jene ganze Gegend zu setzen. Dieser Gisulf aber erklärte, er werde hier nicht eher die Herrschaft über Stadt und Volk annehmen, als bis ihm die Faren [3]), das heißt die Geschlechter überlassen würden, die er sich aus den Langobarden auslesen wollte. Und so geschah es, da der König ihm seinen Wunsch gewährte. Er erhielt demnach die vornehmsten langobardischen Geschlechter, daß sie mit ihm wohnten, und jetzt erst übernahm er das Ehrenamt eines Herzogs. Er forderte sodann noch von dem König eine Zucht edler Stuten; und auch hierin willfahrte ihm der König freigiebig.

Als Albuin an den Fluß Plave (Piave) kam, zog ihm der Bischof Felix von Tarvisium (Treviso) entgegen. Der König ließ ihm, wie er denn höchst freigiebigen Sinnes war, das sämmtliche Vermögen seiner Kirche, und bekräftigte dies durch eine eigens darüber ausgestellte Urkunde. Darauf eroberte Albuin Vincencia, Verona und viele Städte Venetiens, darnach Liguria, und zog in Mailand ein. Von da aus eroberte er sämmtliche Städte Liguriens außer den am Meere gelegenen.

Die Stadt Ticinus [4]) bestand damals eine mehr als dreijährige Belagerung und hielt sich tapfer. Endlich ergab sie sich dem Albuin und dessen Langobarden. Als nun der Sieger von Osten her durch das St. Johannisthor in die Stadt einzog, da stürzte sein Pferd mitten im Thor, und weder durch die Sporen des Reiters, noch durch die Schläge des Marschalls konnte es wieder auf die Beine gebracht werden. Da sprach ein Langobarde zu dem König: „Erinnere dich, mein König, was

1) Cividale in Friaul. 2) Marschalk gleich Stallmeister.
3) Davon das Wort Faron oder Baron. 4) Pavia.

für ein Gelübde du gethan hast; breche dieses grausame Gelübde, und du wirst alsbald in die Stadt einziehen; denn wahrhafte Christen sind es, die sie bewohnen." Albuin hatte nämlich gelobt, die gesammte Bevölkerung, weil sie sich nicht hatte ergeben wollen, durch das Schwert umzubringen. Als er nun aber jetzt sein Gelübde brach und den Bürgern Gnade versprach, da erhob sich sein Pferd sogleich, und als er in die Stadt eingezogen war, hielt er sein Versprechen und that Niemanden etwas zu Leide. Da strömte alles Volk zu ihm in den Palast, den einst König Teuderich erbaut hatte, und faßte nach so großem Elend wieder frohe Hoffnung für die Zukunft. Indem die durchgehende Spaltung, die unter der gothischen Herrschaft zwischen dem germanischen und römischen Theil der Bevölkerung bestanden hatte, vermieden wurde und die Römer nun, wenn auch widerstrebend, in die langobardischen Verhältnisse eintreten mußten, mußte sich zugleich eine Verschmelzung der beiden Nationalitäten nothwendig anbahnen. Als dann die Langobarden, die schon von Anfang an gerade die katholische Kirche ihre Härte am wenigsten hatten fühlen lassen, sich mehr und mehr ihr zuneigten und endlich, etwa hundert Jahre nach der Eroberung, dem Arianismus völlig absagten, als so der Glaube des Besiegten über den Sieger die Oberhand gewann, da vollzog sich die weitere Verschmelzung mit reißender Schnelligkeit. Schon fingen die Langobarden, die von römischer Bildung ganz unberührt nach Italien gekommen waren, an, sich auch in Kunst und Wissenschaft als nicht ungelehrige Schüler der Römer zu zeigen, schon nahmen sie angesehene Römer, die sich der griechischen Herrschaft entzogen, freudig in ihr Reich auf und gestatteten ihnen gern nach eigenem Rechte zu leben; die früher hart unterdrückte römische Bevölkerung wurde nun auf vielfache Weise begünstigt und das schmachvolle Zeichen des Besiegten ihr genommen. Seitdem hatte das Land von den Angriffen der Griechen und Franken, die sich stets wiederholt hatten, kaum mehr ernstlich zu fürchten, und die beiden Volksstämme in demselben wuchsen zu einer Nation zusammen, deren Staatsformen wesentlich an die deutsche Herkunft erinnerten, die aber in ihrem Glauben, ihrer Sprache und in den Anfängen neuer Kultur ihren römischen Ursprung deutlich zu erkennen gab. Erfüllten die Germanen die römische Bevölkerung mit Freiheitssinn, Waffenlust und Thatendrang, so gewann die Glaubenslehre, Kirchenverfassung, Sprache und Bildung der Besiegten die Oberhand über die Sieger. Die germanischen Herren lernten von den Römern nicht allein lesen und schreiben, sondern auch festere Ordnungen in Staat und Kirche begründen. Der zahlreichere

Stamm der Besiegten drängte überdieß mit seiner Nationalität mehr und mehr die des Siegers zurück und nöthigte endlich diese, ihre starre Eigenthümlichkeit aufzugeben und sich der fremden Art zu verschmelzen. Auf diese Weise haben sich die romanischen Nationen gebildet, darin alle verwandt, daß sie auf einer Mischung und Verquickung römischer und germanischer Volkseigenthümlichkeit beruhen, aber jede in Sitte und Sprache doch wieder besonders und eigenthümlich, wie sie sich denn auch in der Folge staatlich getrennt entwickelten.

Nachdem Albuin drei Jahre und sechs Monate in Italien regiert hatte, fiel er durch die Anschläge seiner Gemahlin. Die Ursache seiner Ermordung war folgende. Als er in Verona länger, als er hätte thun sollen, fröhlich bei einem Gelage saß, den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters, des Königs Kunimund hatte machen lassen, da befahl er auch der Königin Wein zu reichen, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Wie nun Rosamunda solches hörte, da regte sich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den sie nicht zu unterdrücken vermochte; und sie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen, und verschwor sich bald darauf mit Helmigis, des Königs Skilpor, das ist Schildträger und Milchbruder, zur Ermordung Albuins. Helmigis rieth der Königin, den Peredeus, der ein ungemein starker Mann war, zu dem Anschlag beizuziehen. Rosamunda that es, und als sich Albuin um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, hieß sie Alles im Palast stille sein, schaffte alle Waffen bei Seite bis auf des Königs Degen, den sie zu Haupten des Ruhebettes fest band, daß er ihn weder aufheben, noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das unnatürlich grausame Weib nach dem Rathe des Peredeus den Mörder Helmigis herein. Albuin erkannte, sobald er aufwachte, die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwert, aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte; da nahm er einen Fußschemmel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach! der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht; er, der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden unter den Stufen einer zum Palast hinaufführenden Treppe beigesetzt.

Helmigis suchte nun nach Albuins Ermordung die Herrschaft an sich zu reißen, aber es gelang ihm nicht, da die Langobarden voll Schmerz

über den Tod ihres Königs ihn umzubringen trachteten. Rosamunda schickte daher alsbald zu Longinus, dem Statthalter von Ravenna, und ließ ihn bitten, ihr so schnell als möglich ein Schiff zu schicken, auf dem sie von dannen fliehen könnten. Longinus leistete dem mit Freuden Folge und sandte sogleich ein Schiff ab, auf dem dann Helmigis mit Rosamunda, die bereits sein Weib geworden war, bei Nacht entfloh. Sie nahmen die Albisinda, des Königs Tochter und den ganzen langobardischen Schatz mit sich fort und gelangten schnell nach Ravenna. Da lag der Statthalter Longinus der Rosamunda an, den Helmigis umzubringen und sich mit ihm zu vermählen. Sie, zu jeder Schlechtigkeit gern bereit, und zugleich von dem Wunsche erfüllt, Herrin von Ravenna zu werden, erklärte sich einverstanden damit, und als Helmigis aus dem Bade kam, reichte sie ihm einen Gifttrank dar, den sie für besonders gesund ausgab. Wie jener aber merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, so zog er das Schwert gegen Rosamunda und zwang sie, den Rest zu trinken. Also starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in Einer Stunde.

11.

Die Königin Teudelinda.

Authari, der Langobardenkönig, schickte Gesandte nach Bayern und ließ durch sie um die Tochter König Garibalds werben. Garibald nahm sie freundlich auf und versprach Authari seine Tochter Teudelinda zu geben. Als die Gesandten mit dieser Nachricht zu Authari zurückkehrten, kam ihm das Verlangen an, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen; er suchte sich wenige, aber rüstige Leute, und darunter einen ihm ganz treu ergebenen Mann, gleichsam ihr Haupt, unter seinen Langobarden aus, und zog mit ihnen alsbald gen Bayern. Als sie nach Gesandtenbrauch vor den König Garibald geführt worden waren und jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Gesandten vorstellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte gesprochen hatte, so trat Authari, der von Niemand erkannt wurde, näher auf König Garibald zu und sprach: „Mein Gebieter, der König Authari, hat mich eigens darum gesandt, damit ich eure Tochter, seine Braut, die unsre künftige Herrin ist, sehen soll, auf daß ich meinem Herrn sicherer berichten kann, wie ihre Gestalt ist." Wie das der König hörte, so ließ er seine Tochter holen, und als nun Authari sie schweigend angeschaut hatte, wie schön sie war, und sie

ihm in Allem sehr wohl gefiel, so sprach er zu dem Könige: „Da uns die Gestalt deiner Tochter wohl gefällt und wir sie darum zu unsrer Königin wünschen, so möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegennehmen, wie sie ihn uns später reichen wird." Als der König einwilligte, daß es so geschehe, so reichte Teudelinda zuerst jenem den Becher mit Wein, der das Haupt zu sein schien, und hierauf dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam sei; als dieser getrunken hatte und ihr nun den Becher zurückgab, so berührte er, ohne daß es Jemand bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wangen herab. Ganz schamroth erzählte das Teudelinda ihrer Amme; da sagte diese zu ihr: „Wenn dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt. Laßt uns aber einstweilen stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich ist es ein Mann, der es wohl verdiente König zu sein, und mit dir vermählt zu werden." Es blühte aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter, war von edler Gestalt, hellgelocktem Haare, röthlichem und schönem Antlitz. Bald nachher machten sie sich mit königlichem Geleite wieder auf den Weg zurück nach ihrer Heimath und zogen eilig durch das Gebiet der Noriker. Die Provinz Norikum, welche von dem Volk der Bayern bewohnt wird, gränzt aber gegen Morgen an Pannonien, gegen Abend an Schwaben, gegen Mittag an Italien, gegen Mitternacht an die Donau. Als nun Authari in die Nähe der Gränze von Italien gekommen war, und die Bayern, die ihm das Geleite gaben, noch um sich hatte, so erhob er sich, so sehr als er konnte, auf seinem Pferd, hieb mit aller Macht die Streitaxt, die er in der Hand trug, in einen nahestehenden Baum, ließ sie darin stecken und sprach dazu die Worte: „Solche Hiebe führt Authari." Wie er das gesprochen hatte, erkannten die Bayern, die ihm das Geleite gaben, daß er der König Authari selber sei. Als nun nach einiger Zeit Garibald durch den Anzug der Franken in Noth kam, da floh seine Tochter Teudelinda mit ihrem Bruder, der Gunduald hieß, nach Italien, und ließ ihrem Verlobten Authari ihre Ankunft melden. Der ging ihr sogleich in stattlichem Aufzuge zur Hochzeit entgegen, und traf sie auf dem Sardisfeld oberhalb Verona, wo am fünfzehnten Tage des Wonnemonats unter allgemeinem Jubel das Beilager vollzogen wurde. Es war aber damals neben andern langobardischen Herzogen auch Agilulf zugegen, der Herzog von Turin. Wie nun daselbst bei einem Gewitter, das sich erhob, ein Stück Holz,

das im königlichen Hofe lag, unter gewaltigem Krachen des Donners von einem Blitzstrahl getroffen wurde, so sprach einer seiner Sklaven, der ein Wahrsager war, und vermöge teuflischer Kunst wußte, was für ein zukünftiges Ereigniß der Blitzstrahl bedeute, zu Agilulf: „Dieses Weib, das sich so eben mit unserem Könige vermählt hat, wird nach nicht langer Zeit deine Gemahlin werden." Als das Agilulf hörte, drohte er, ihm den Kopf abzuschlagen, wenn er noch ein einziges Wort davon spreche. Jener aber versetzte: „Ich mag getödtet werden, aber gewiß ist, daß diese Frau dazu in unser Land gekommen ist, daß sie dir angetraut werde." Die Prophezeihung ging bald in Erfüllung. König Authari starb bereits nach sechsjähriger Herrschaft. Der Königin Teudelinda aber erlaubten die Langobarden, weil sie ihnen so wohlgefiel, ihre königliche Würde zu behalten, und riethen ihr, sich aus sämmtlichen Langobarden einen neuen Gemahl auszuwählen, welchen sie wollte, nur aber einen solchen, der das Regiment kräftig führen könnte. Sie ging nun mit verständigen Männern zu Rath und wählte Agilulf, den Herzog von Turin, sich zum Gemahl, dem Volk der Langobarden zum König. Es war dieser Agilulf ein tüchtiger und streitbarer Mann und an Leib und Seele zur Führung der Herrschaft wohl geeignet. Die Königin entbot ihn sogleich zu sich und zog ihm selbst bis nach der Stadt Laumellum entgegen. Als er zu ihr gekommen war, so ließ sie sich, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt, Wein bringen, trank zuerst und reichte dann den Rest dem Agilulf hin. Wie dieser den Becher von ihr entgegennahm und dann ihre Hand mit Ehrfurcht küßte, so sprach die Königin lächelnd und erröthend, der dürfe ihr nicht die Hand küssen, der ihr einen Kuß auf den Mund drücken sollte. Darauf hieß sie ihn sich erheben und sie küssen, und sprach ihm von Hochzeit und Königthum. Unter großem Jubel wurde die Vermählung gefeiert, und Agilulf, der von mütterlicher Seite ein Verwandter des Königs Authari war, erhielt Anfangs November die königliche Würde. Später jedoch ward er in einer allgemeinen Versammlung der Langobarden im Monat Mai zu Mailand auf den königlichen Thron gesetzt.

Mehr als ihre Gemahle Authari und Agilulf hat die Königin selbst als eine weise und religiöse Fürstin auf den Ruhm der Geschichte Anspruch. Teudelinda war dem katholischen Glauben von ganzem Herzen ergeben. Auch die Langobarden bekannten sich zur christlichen Lehre, aber viele von ihnen hatten die arianische Irrlehre angenommen. Dazu herrschten noch manche heidnische Bräuche unter ihnen; auch war ihr Haß gegen

die katholische Kirche so heftig, daß sie einmal vierhundert katholische Christen ermordeten, weil diese sich weigerten, an einem heidnischen Opfer Antheil zu nehmen, bei welchem die Langobarden unter Gesang und Tanz nach ihrem Brauch dem Dämon einen Ziegenkopf opferten. Solcherlei Greuel gewahrte die fromme Königin mit großem Jammer und Schmerz ihrer Seele. Tag und Nacht flehte sie zu Gott, er wolle die Herzen ihres Volkes erleuchten und zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Zu gleicher Zeit war sie emsig bemüht, ihren Gemahl, welcher gleichfalls Arianer war, von dem Glauben der katholischen Kirche zu überzeugen. Bei diesem frommen Werke unterstützte sie mit Rath und Ermahnung Papst Gregor der Große, einer der weisesten und erhabensten Männer, welche jemals auf dem Stuhle Petri saßen. Teudelinda führte beständig Briefwechsel mit ihm. Nach vielen Mühen sah sie endlich ihr Werk von dem Segen Gottes gekrönt. Noch bei ihren Lebzeiten ward das Volk der Langobarden dem größten Theile nach von der Irrlehre des Arius abgewendet und zum katholischen Glauben bekehrt. Auch ihr Sohn Adaloald wurde auf diesen Glauben getauft. Von diesem freudigen Ereignisse setzte Teudelinda den Papst Gregor in Kenntniß. Dieser antwortete mit einem freudigen Glückwunsche, welchem ein Kreuzpartikel als Geschenk für den Prinzen, ein Evangelienbuch und drei mit Edelsteinen verzierte Ringe beigelegt waren. In ihrem Eifer baute die Königin viele herrliche Gotteshäuser, darunter die hochberühmte Kirche zu Monza, Johannes dem Täufer zu Ehren. In dieser Kirche ward auch die eiserne Krone aufbewahrt, eine goldene Krone, inwendig mit einem eisernen Ring versehen, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden sein soll. Mit dieser eisernen Krone sind nachmals die deutschen Kaiser als Könige von Italien gekrönt worden. Auch Kaiser Napoleon hat sie auf sein Haupt gesetzt.

Also lebte und wirkte Teudelinda unter dem Volke der Langobarden. Nach dem Tode ihres Gemahls Agilulf führte ihr Sohn Adaloald die Herrschaft. Teudelinda stand ihm jedoch mit klugem Rathe bei, bis sie nach etlichen Jahren selig im Herrn entschlief. (Zwischen 624—26.)

12.

Papst Gregor der Grosse.

Der sociale Einfluß der Kirche wurde erst durch den Papst Gregor den Großen recht sichtbar, da Alles hinweggeräumt war, was demselben

bis dahin im Wege gestanden hatte; mit ihm fängt die dritte Periode in der Geschichte der Kirche an. In der ersten, die mit der Bekehrung Konstantin's endigt, war die Kirche nicht gesetzlich anerkannt, sondern oft als eine staatsgefährliche Gesellschaft bezeichnet und verfolgt worden. Die Päpste, deren viele den Martertod starben, gaben das Beispiel heldenmüthigen Eifers und festen Glaubens. Als die Verfolgungen der heidnischen Kaiser ein Ende nahmen, begannen die Eingriffe der christlichen Kaiser in die Rechte, ja selbst in die Lehren der Kirche. Irrgläubige Secten fanden Schutz und Unterstützung bei den Kaisern, die Päpste vertheidigten mit unerschütterlichem Muthe und unermüdlicher Wachsamkeit die Rechte der Kirche gegen die Kaiser, und die Reinheit der Lehre gegen die Irrgläubigen. Die Einwanderungen der Germanen und die Eroberung der römischen Provinzen durch dieselben nahmen die Sorge der Päpste auf's Neue in Anspruch; denn die Germanen waren entweder noch Heiden oder Arianer, und standen so der katholischen Bevölkerung der eroberten Länder feindlich entgegen. Die Päpste nahmen sich derselben an, stärkten sie im wahren Glauben, und suchten ihre Lage, so viel sie es vermochten, zu erleichtern. Kaum waren die Wanderungen vorüber und die neuen germanischen Reiche gestiftet, so beförderten die Päpste das große Werk der Bekehrung und Civilisirung jener Völker mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln. Gregor der Große ging darin mit dem großartigsten Beispiele voran. Dieser Papst war einer jener seltenen Menschen, die ihre Zeit verstehen und die Stellung, in welche die Vorsehung sie gesetzt, würdig ausfüllen. Aus einer reichen patrizischen Familie Roms, der Anicius, stammend, und durch Geist und Liebe zu den Studien ausgezeichnet, bestimmte er sich zuerst für das öffentliche Leben. Der Kaiser Justin II. wußte keinem Würdigeren die Stelle eines Stadtpräfekten Roms anzuvertrauen, zu einer Zeit, wo die Langobarden die griechische Herrschaft in Italien bedrohten. Gregor's Festigkeit und Gewandtheit retteten Rom. Doch gab er bald diese ehrenvolle Stelle auf, um dem Beispiele seiner frommen Eltern zu folgen, und sich von der Welt zurückzuziehen: sein Vater Gordian war Priester geworden, und seine Mutter Silvia hatte sich in ein Kloster begeben. Gregor selbst hatte sein Vermögen zur Stiftung von sieben Klöstern verwendet, in eines derselben, das des heiligen Andreas, ging er selbst. Als er aber von einigen angelsächsischen Gefangenen, die in Rom als Sklaven verkauft wurden, erfahren hatte, daß ihre Landsleute noch Heiden seien, kaufte er sie los und verließ Rom mit Bewilligung des Papstes, um in England das

Evangelium zu predigen. Das Volk in Rom, das ihn seiner hohen Tugenden wegen liebte, erwirkte seine Zurückberufung. Er wurde Diakon der römischen Kirche und ging als päpstlicher Legat nach Constantinopel, wo er sich die Liebe und das Wohlwollen der Kaiser Tiber und Mauricius erwarb, obschon er sich mit Festigkeit den Eingriffen dieser Fürsten in die Rechte der Kirche widersetzte. Nach seiner Rückkehr nach Rom ging er wieder in sein Kloster, dessen Abt er wurde; der Papst aber bediente sich seiner in allen wichtigen Angelegenheiten.

Bei dem Tode des Papstes Pelagius war in Rom unter Clerus und Volk nur eine Stimme für Gregor: aber er verweigerte die Annahme einer Würde, deren schwere Verpflichtungen er kannte; er verließ heimlich Rom und flüchtete in eine Höhle in den Apenninen. Zugleich schrieb er an den Kaiser Mauricius und bat ihn, sich der geschehenen Wahl zu widersetzen. Dieser, der ihm durch Freundschaft verbunden war, stimmte den Römern bei, und Gregor, dessen Aufenthalt entdeckt worden, wurde nach Rom zurückgebracht und zum Papste geweiht. Die Lage der Kirche und des römischen Stuhles war in der That eine der schwierigsten: umringt und ohne Unterlaß bedrängt von heidnischen oder ketzerischen Völkern, war sie zugleich den beständigen Eingriffen und willkührlichen Maßregeln des Hofes von Constantinopel ausgesetzt, der einerseits ihre freie Thätigkeit hemmen, und andererseits sich ihrer zu politischen Zwecken bedienen wollte. England war durch die germanische Einwanderung größtentheils wieder heidnisch geworden, und bei den Briten war Glaube und Zucht erschlafft: das Laster der Simonie hatte den Clerus bei den Franken entwürdigt; die halb heidnischen, halb arianischen Langobarden verfolgten die katholische Religion in Italien und bedrohten Rom mit einem Angriff; das griechische Reich konnte sich nur mit Mühe der Perser und der Avaren erwehren; das Schisma von Aquileja, wo der Erzbischof dieser Stadt und mehrere seiner Suffraganbischöfe den Entscheidungen des letzten allgemeinen Concils beizustimmen sich weigerten, sowie die überhand nehmende Irrlehre der Donatisten in Afrika trübten den Frieden in der Kirche; eine furchtbare Pest verheerte Rom und Italien. Dieß waren die Umstände, unter denen Gregor den päpstlichen Stuhl bestieg (am 3. September 590).

Seine erste Sorge war auf die Angelegenheiten der Kirche gerichtet, und seine unermüdliche Thätigkeit erstreckte sich über alle Länder von den Gränzen Schottland's bis zu den Sandwüsten Afrika's, und von den Ufern des atlantischen Meeres bis zum Indus. Er umgab sich mit

Männern von der ausgezeichnetsten Frömmigkeit, und führte ein wahrhaft klösterliches Leben in seinem Palaste. Spitäler, Zufluchtsstätten für Arme und Alte, Schulen für Kinder und Waisen wurden in Rom auf seine Kosten errichtet, und die Abgaben der auf den Gütern der römischen Kirche in Italien und Sicilien ansässigen Colonen vermindert.

Der Dreikapitelstreit [1]), welcher im Orient mit der größten Erbitterung geführt ward und viel Unheil anstiftete, äußerte auch auf das Abendland üble Einflüsse, indem er nicht allein den Papst mit in den Strudel der Bewegung hineinriß, sondern auch eine Auflehnung gegen denselben von Seiten der oberitalischen Bischöfe zur Folge hatte. Mehrere Bischöfe, an deren Spitze die von Aquileja und Mailand standen, sagten sich wegen der drei Kapitel und der fünften Synode förmlich von der römischen Kirchengemeinschaft los. Papst Pelagius I. suchte die Controverse auszugleichen; da dieß aber auf friedliche Weise nicht gelang, so forderte er den griechischen Feldherrn Narses auf, die Kirche mit dem weltlichen Arm zu unterstützen, insbesondere die Hauptunruhestifter nach Constantinopel zu schicken, damit der Kaiser über sie entscheide. Durch den Tod Pelagius I. und Kaiser Justinian's ward die Opposition gemildert und Justin II. erklärte in einem Edikt den ganzen Streit als gleichgültig. Als bei dem Vordringen der Langobarden in Oberitalien Mailand und Aquileja in deren Hände fiel, verlegte der Bischof der letzteren Stadt seinen Sitz nach Grado, der Bischof der ersteren ging nach Genua und als nach dem Tode desselben Streitigkeiten über die Neuwahl entstanden, trat die Majorität mit Rom in Verbindung und allmählig folgte die ganze Diöcese. Um dieselbe Zeit machten der Exarch Smaragdus und Papst Pelagius II. Versuche, die Bischöfe von Istrien und Venetien zur Gemeinschaft mit Rom zurückzuführen, aber ihre Bemühungen hatten wenig Erfolg. Das Meiste blieb Gregor dem Großen zu thun übrig. Er erwirkte von Kaiser Mauricius den Befehl, daß Severus von Aquileja (Grado) und seine Suffraganen behufs einer friedlichen Unterredung nach Rom kommen sollten. Die Sektirer hielten, um dieß abzuwehren, zwei Synoden und vermochten den Kaiser durch Deputirte zu dem Befehl, daß der Papst die fraglichen Bischöfe in ihrer Einzelstellung belassen solle. Gregor konnte jetzt nur durch Briefe für Beförderung des allgemeinen Kirchenfriedens

1) Unter den drei Kapiteln versteht man 1) die Schriften Theodor's von Mopsvestia. 2) Die Schriften Theodoret's für Nestorius und gegen Cyrill und die ephesinische Synode. 3) Der Brief des Ibas an den Perser Maris, und der Streit über dieselben ist eine Folge der Monophysitischen Streitigkeiten.

wirken. Als jedoch Smaragdus wieder Exarch von Italien geworden, nahmen die Unionsbestrebungen einen guten Fortgang, die Union der Provinz Mailand ward erneuert und erweitert, das Schisma im westlichen Theile Oberitaliens erlosch ganz und nur im Osten fristete es bis zum Jahre 700 ein kümmerliches Dasein.

Gregor's Bemühungen zur Wiederherstellung der kirchlichen Zucht in den fränkischen Reichen und in Spanien, die durch Simonie gänzlich untergraben worden, blieben nicht ohne Erfolg, wie seine Briefe an die fränkischen Bischöfe, die Königin Brunhildis und Childebert von Austrasien, beweisen. Zu gleicher Zeit widersetzte er sich mit Festigkeit den Anmaßungen des Patriarchen von Constantinopel, Johannes, der durch ein äußerlich strenges Leben, welches ihm den Beinamen des „Fasters" verschaffte, seinen Ehrgeiz bedecken wollte, aber dennoch den Titel eines ökumenischen Bischofes sich beilegte. Gregor verwies ihm in einem trefflich geschriebenen Briefe diese Eitelkeit, und untersagte ihm und seinem Nachfolger Cyriacus eine Benennung, die sich nicht einmal das Haupt der Kirche beilege. Als Beispiel der Demuth nannte er sich selbst einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei), die Patriarchen von Constantinopel aber fuhren fort, sich das Prädikat „universalis" beizulegen, obgleich mehrere Päpste (Sabinian, Bonifazius III., Hadrian I.) dagegen Einsprache erhoben.

Das größte Verdienst für Europa's Zukunft erwarb sich Gregor durch seine mit dem glänzendsten Erfolge gekrönten Bemühungen zur Zurückführung von drei mächtigen Völkern in den Schooß der Kirche. Die Bekehrung der heidnischen Angelsachsen war sein Werk, wenn sie gleich erst ein Jahrhundert nach der Ankunft der von ihm nach England gesandten Glaubensboten vollendet wurde. Ihm gelang es, mit Hülfe der katholischen Fürstin Theodelinde, deren Gemahl, den König Agilulf, zum wahren Glauben zu führen, und so die Rückkehr der arianischen Langobarden zur Kirche vorzubereiten [1]). Sein Rath und seine Ermunterungen förderten mächtig das Werk der Bekehrung der arianischen Westgothen, welches sein Freund, der Bischof Leander von Hispalis angefangen, und das von dem frommen Könige Reccared dem Katholischen vollendet wurde. England, Italien und Spanien wurden so der großen christlichen Völkerfamilie Europa's einverleibt. — Gregor's Festigkeit und Würde, den Kaisern von Constantinopel, Mauricius und dem grausamen Phokas,

1) S. die besonderen Schilderungen: „Theodelinda" und die „Bekehrung der Angelsachsen."

gegenüber war ein Fingerzeig für seine Nachfolger, wie sie sich in den für den römischen Stuhl so schwierigen Verhältnissen zu benehmen hätten. Er widersetzte sich dem Edicte des Kaisers Mauricius, welches den öffentlichen Beamten den Eintritt in den geistlichen oder klösterlichen Stand untersagte, und nahm die Einwohner in den Provinzen gegen die Gewaltmaßregeln der kaiserlichen Beamten in Schutz. Zugleich aber bot er Alles auf, um das Ansehen des Kaisers in Rom und den anderen griechischen Provinzen Italiens aufrecht zu erhalten, und dieselben gegen die Angriffe von Seiten der Langobarden zu vertheidigen. Mitten unter diesen vielfachen Beschäftigungen fand Gregor noch Zeit zu eben so gründlichen, als umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten. Unvergänglich sind seine Verdienste um den Kirchengesang, dem er seine Vollendung und Würde gab, so daß derselbe mit Recht seinen Namen erhalten und bis zu unseren Zeiten der Gregorianische genannt wird. Seine Liebe zur Jugend und der Eifer, mit dem er sich dem Unterricht und der Erziehung derselben widmete, haben ihn zum Patron der Schuljugend gemacht.

Wenn die bisherige kurze Darstellung der vielseitigen Thätigkeit Gregor's uns mit hoher Achtung vor dem großen Geiste und Eifer dieses Papstes erfüllen muß, so steigert sich unsere Bewunderung desselben, wenn wir erfahren, daß er während seines ganzen Pontifikats mit Krankheiten heimgesucht war, welche seit dem Jahre 599 seine Schmerzen in dem Maße erhöhten, daß er mehrere Jahre hindurch das Bett nicht mehr verlassen konnte. Aber auch die höchsten körperlichen Leiden konnten seine Thätigkeit nicht hemmen, und er fuhr fort, von dem Krankenlager aus die Kirche zu regieren und in das politische Leben seiner Zeit einzugreifen. Doch sehnte er sich, des kummervollen Lebens überdrüssig, zuletzt nach dem Tode, welcher ihm Erlösung von seinen Leiden brächte. Den 12. März 604 starb Gregor, nachdem er dreizehn Jahre, sechs Monate und zehn Tage den Stuhl Petri innegehabt. Die Beschreibung, welche Johannes Diaconus (im neunten Jahrhundert) nach einem von ihm selbst in Rom gesehenen und wahrscheinlich noch bei Gregor's Lebzeiten gemalten Bilde von dessen Aeußern entwirft — die hohe Stirne, die Habichtsnase nebst dem hervorragenden Kinn — führt uns das ausdrucksvolle, markirte Profil eines ächten Römers vor, als welchen er sich auch durch die Ausdauer und Zähigkeit seines Willens und durch die übrigen Eigenschaften seiner Herrschernatur im Leben erwies. Sonst war Gregorn ein mildes und gütiges Herz eigen. So streng und unnachgiebig er sich zeigte, wenn es sich um Durchführung seiner Grundsätze handelte, so nachsichtig ließ er

sich gegen die Reuigen finden, so herablassend und liebevoll war er gegen Schwache und Leidende, wie denn tiefe Demuth unter seinen Tugenden die hervorstrahlende war. Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft übte er in solchem Umfange, daß sich in späteren Zeiten eine Menge lieblicher Legenden an diesen Zug seines Charakters angeknüpft haben.

13.

Die Bekehrung der Angelsachsen.

Erhebend und ansprechend ist die Bekehrungsgeschichte der Angelsachsen — so nannte man die auf die Insel eingewanderten germanischen Stämme, da die Angeln und Sachsen die Mehrzahl bildeten.

Man sollte vermuthen, die Briten seien es gewesen, welche, besiegt durch das Schwert der Angelsachsen, sich beeilt hätten, ihre Besieger durch das geistige Schwert des göttlichen Wortes zu unterjochen. Allein die Briten thaten nichts, um sich ihre Feinde und Herren zu Brüdern und Freunden in Christo umzuwandeln. Gewiß ist es, daß sie im Allgemeinen keine andern Gedanken und Gefühle gegen ihre Ueberwinder in sich aufkommen ließen, als die eines tödtlichen Hasses und einer ohnmächtigen Rache, und daß es ihnen recht sehr an großen und edlen Männern mangelte, welche auf die Feinde die Segnungen des Christenthums auszugießen bereit gewesen wären.

Wenn aber die Briten ihren Feinden die frohe Botschaft vorenthielten, so war dagegen in weiter Ferne ein Mann um das Seelenheil der Angelsachsen besorgt, der seiner Stellung nach den höhern Auftrag hatte, die Gesammtheit der christlichen Völker zu leiten, und auch die noch nicht bekehrten Nationen auf die himmlische Weide zu führen. Dieser Mann war Papst Gregor I., ein gottesfürchtiger, liebreicher, eifriger und gelehrter Oberhirt der Kirche. Es drängte ihn, mit den ihm übergebenen Himmelsschlüsseln Allen das Heiligthum aufzuschließen, die noch außerhalb desselben standen; immerdar schlugen an seiner großen Seele die Worte des guten Hirten an: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ und also umfaßte er mit rastloser Thätigkeit den Occident und Orient, und spähte nach allen Seiten hin, ob sich etwa Böses entwurzeln und guter Samen ausstreuen ließe. Seine weltumfassende Sorgfalt führte seinen Geist auch auf die britische Insel. Hier sah er tapfere Bewohner noch in der Nacht des Heidenthumes sitzen, und sie zu bekehren war der erste Gedanke, der sich unmittelbar an die Betrachtung des traurigen

Zustandes dieser noch unerleuchteten Heiden knüpfte. Eigentlich war dieser Gedanke schon in frühern Jahren in ihm aufgestiegen. Denn zur Zeit, da er Gott noch im Mönchsgewande diente, ging er eines Tages zu Rom über den Markt, und erblickte ausgezeichnet schöne angelsächsische Jünglinge als Sklaven zum Kaufe feilgeboten. Er erkundigte sich um ihr Vaterland und erfuhr, es seien Angeln aus Deira. Gregor, stets in himmlische Gedanken versenkt, und alles Irdische sogleich auf das Ueberirdische beziehend, dachte von diesem Momente an ernstlich daran, aus den schönen Angeln Engel und Bürger des Himmelreichs zu bilden, und wollte als Missionär nach Britannien reisen. Allein das römische Volk willigte niemals in seine Abreise, und so konnte er seine sehnlichsten Wünsche nicht zur Ausführung bringen. Nachdem er nun aber zur Würde des obersten Statthalters Christi auf Erden erhoben worden, nahm er den ungern aufgegebenen Plan alsobald wieder auf. Vorbereitungsweise ließ er gefangene angelsächsische Knaben unter siebzehn oder achtzehn Jahren aufkaufen, in Begleitung eines Priesters, der beauftragt war, sie im Falle einer gefährlichen Erkrankung auf dem Wege zu taufen, in Klöster bringen und als Christen erziehen. Darauf folgte bald die Ausführung des Bekehrungswerkes der ganzen Nation, die nun schon, wiewohl unbewußt, dem Herrn die Erstlingsfrüchte dargebracht hatte. Es bestand zu Rom ein Kloster unter Anrufung des heil. Apostels Andreas, welches Gregor nach dem Tode seines Vaters in seinem eigenen Hause gestiftet, und als Mönch und Abt mit dem Glanze aller Tugenden eingeweiht hat. Hier lebte und wirkte auch nach Gregor's Entfernung und Erhebung sein Geist in den frommen Mönchen fort. Entfernt von dem Getriebe der Leidenschaften und einzig mit den ewigen Angelegenheiten beschäftiget, hatten sie Christum angezogen und sich befähiget, ihn mit Segen zu verkünden. Diese gottesfürchtigen Mönche wurden vom Papste zu Missionären der Angelsachsen bestimmt. Vierzig an der Zahl und den Abt Augustin an der Spitze, traten sie im Jahre 596 die Missionsreise an. Aber so muthig sie zu ihrem Werke ausgegangen waren, so ließen sie sich dennoch einschüchtern; überall hörten sie von der Grausamkeit der Engländer, von der Rohheit ihrer Sitten, von der Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen, und von den Gefahren des Meeres erzählen. Das brach ihren Muth, und sie schickten von Lerins in Gallien aus den heiligen Augustin mit der Bitte an Papst Gregor zurück, er möchte ihnen die Rückkehr nach Rom gestatten. Allein Gregor willigte nicht ein; es wäre besser gewesen, antwortete er ihnen, das gute Werk gar nicht zu

unternehmen, als von dem einmal begonnenen abzustehen; sie möchten es nur unter dem Schutze Gottes und im Hinblick auf den ewigen Lohn fortsetzen und vollenden; dann werde er sich einst im Himmel über die Frucht ihrer Arbeit freuen und an ihrem Lohne theilnehmen können; wenn es ihm auch unmöglich sei, unmittelbar mit ihnen zu arbeiten, so fehle es ihm doch nicht am Willen, an dem Bekehrungswerke Theil zu nehmen. Mit diesem schriftlichen Zuspruch verband er Empfehlungsschreiben an die fränkischen Könige und Bischöfe, worin er die Missionäre ihrer Liebe und ihrem Schutze empfahl und um ihre thätige Mitwirkung flehte, weil die Engländer großes Verlangen nach dem christlichen Glauben trügen, leider aber die gallischen Priester diesem Verlangen bisher noch nicht entgegengekommen seien. Neu gestärkt durch des Papstes Aufmunterung setzten die Missionäre die Reise fort, und landeten 597 auf der Insel Thanet.

Noch nie hat Gott die Gefäße seiner Auserwählung zu großartigen Unternehmungen begeistert, ohne ihnen vorher die Wege angebahnt zu haben. Angelangt auf dem Schauplatz ihrer apostolischen Wirksamkeit, fanden nämlich die frommen Mönche das Herz des Königs Ethelbert von Kent, auf dessen Gebiet sie den Fuß gesetzt hatten, durch den, der die Herzen der Könige lenkt, gegen die christliche Wahrheit nicht feindselig gestimmt. Denn als sie den König mittelst ihrer Dollmetscher hatten bedeuten lassen, sie seien mit der frohen Botschaft des ewigen Lebens weither von Rom gekommen, erschien er selbst nach einigen Tagen auf der Insel und empfing sie auf freiem Felde unter einer Eiche, um nicht etwa, wenn er sie in seinem Hause spräche, von ihnen verzaubert zu werden. In Prozession und unter Vortragung eines silbernen Kreuzes und einer Fahne, worauf das Bildniß des göttlichen Erlösers gemalt war, Litaneien absingend und den Gesang mit dem Gebete vermischend, gingen sie ihm entgegen, und verkündeten einfach und erschrocken das heilige Evangelium. Darauf erwiderte der König: „Eure Worte und Verheißungen klingen zwar schön, allein da sie neu und ungewiß sind, kann ich ihnen meine Zustimmung nicht gewähren, und um ihretwillen dem alten Glauben meines Volkes entsagen. Weil ihr jedoch aus so weiter Ferne in der Absicht gekommen seid, das uns mitzutheilen, was ihr für wahr und das Beste haltet, so wollen wir euch nicht beunruhigen, vielmehr gütig aufnehmen, euern nothwendigen Lebensbedarf herbeischaffen, und euch die Predigt der neuen Religion erlauben." Diese Antwort erfüllte die Apostel mit heiliger Freude. Sie verfügten sich mit königlicher Erlaubniß nach

Canterbury und sangen: „Wir bitten dich, o Herr! wende deinen Zorn von dieser Stadt und deinem heiligen Tempel ab, denn wir sind Sünder! Hallelujah!“

Die Antwort König Ethelberts erscheint in doppelter Hinsicht merkwürdig, einmal, weil sie seiner Klugheit und Vorsicht Ehre macht und zum Belege dient, daß auch die Germanen auf der britischen Insel nicht ohne alle Prüfung und blindlings den alten Götzendienst mit der Verehrung des wahren Gottes vertauschten, und dann, weil aus ihr, wenn auch keine Einsicht, doch eine Bekanntschaft mit der christlichen Religion hervorleuchtet. Und gewiß, war Ethelbert schon durch die unterworfenen Briten zu einiger Kenntniß des Christenthumes gelangt, so mußte er davon noch mehr von seiner christlichen Gemahlin Bertha, einer fränkischen Prinzessin, gehört haben. Diese war ihm nur unter der Bedingung überlassen worden, daß sie frei und ungestört ihre Religion ausüben könnte, und hatte Liudhart, den fränkischen Bischof, mit sich nach England genommen. Und wird sie wohl ihrem Gemahle nie von der christlichen Religion gesprochen haben? Wird Liudhart es versäumt haben, auf Ethelbert zu Gunsten des Christenthumes einzuwirken? Gewiß nicht; vielmehr sind wir zur Annahme berechtigt, daß gerade Bertha und Liudhart, jene durch ihren stillen Einfluß auf das Herz des Gemahls, dieser durch überzeugende Gründe, den vorzüglichsten Antheil an der günstigen Aufnahme der Missionäre hatten.

Die Königin war es nun auch, welche sich der Missionäre alsobald mit dem größten Eifer annahm; sie besorgte ihnen Wohnung und eine Kirche, die des heil. Martin, früher den Briten gehörig, wo sie selbst seit ihrer Ankunft auf der Insel ihre Andacht zu verrichten gewohnt war. Augustin und seine Gehülfen erwiesen sich dieser Aufmerksamkeit vollkommen würdig. Nach dem Vorbilde des göttlichen Stifters unserer heiligen Religion eröffneten sie die Mission in der Weise, welche allein nachhaltige Wirkung hervorzubringen vermag und die höheren Verheißungen für sich hat — sie bekräftigten durch ihr Leben, was sie zu verkünden anfingen. Denn, wenn sie einerseits in der Kirche zum heil. Martin mit Liebe das Wort des Lebens predigten, die Gebete, den Psalmengesang und das Meßopfer feierten, so wetteiferten sie andererseits mit dem glühenden Eifer der Apostel und der ersten Christen; sie fasteten und wachten, sie führten ein reines und unschuldiges Leben, sie nahmen von ihren Zuhörern nichts an, als was zum Unterhalte nothwendig schien, und so konnte es nicht fehlen, das neue, noch nie gesehene Schauspiel christlicher Frömmigkeit

mußte die kräftigen und gelehrigen Naturmenschen mächtig ergreifen, und die himmlische Wahrheit wie ein erquickender Morgenthau auf ihre heilsbegierige Seele fallen. Bald bekehrten sich mehrere Sachsen, der König selbst ließ sich schon am Pfingstfeste (den 2. Juni d. J. 597) in der Kirche des heil. Martin zu Canterbury taufen. Es ist ein eigenthümliches, Ehrfurcht gebietendes, obschon unscheinbares Gebäude, von dem der Sieg der römischen Orthodoxie über den Norden Europa's ausgegangen. Auf einem auffallend gestalteten Hügel, der in grauer Vorzeit offenbar keltischen Druiden zur Opferstätte gedient, auf dem dann Jüten oder Sachsen ihren Wodan oder Thor angerufen, stehen uralte feste Grundmauern von nur geringer Ausdehnung, kaum größer, als die so mancher Begräbniß- oder Wallfahrtskapelle. Römische Ziegel ragen noch zwischen den Quadern hervor; diese Steine sind voraussichtlich Zeugen jener weltgeschichtlich wichtigen Taufhandlung gewesen, eines Ereignisses, fast so bedeutungsvoll wie der Uebertritt Constantin's des Großen, oder Chlodwig's, des salischen Franken. Zu Weihnachten desselben Jahres folgten zehntausend Unterthanen dem Beispiele ihres Herrschers in dem Empfang der Taufe. Darüber empfand Ethelbert große Freude, um so mehr, als er Niemanden zum Bekenntnisse der christlichen Religion gezwungen hatte, denn die Missionäre hatten ihn gelehrt, daß der Dienst Jesu Christi ein freiwilliger sein müsse. Uebrigens umfaßte er die Gläubigen als seine Mitgenossen des himmlischen Reiches mit besonderer Liebe.

Noch vor dem Abschlusse des Jahres 597 empfing Augustin, nach Anordnung des Papstes, von Virgilius, dem Erzbischofe von Arles und päpstlichem Vicare, die bischöfliche Weihe; Canterbury ward des neuen Erzbischofes Metropole, denn diese Stadt hatte ihm der König zum Wohnsitze überlassen. Mit der neuen Würde bekleidet und mit der Fülle des heil. Geistes ausgerüstet, steigerte nun Augustin seine apostolische Thätigkeit. Und weil die Martinskirche für die Menge der Gläubigen nicht mehr ausreichte, so suchte er bei dem Könige um die Zurückgabe einer andern, ursprünglich ebenfalls von den Briten erbauten, Kirche nach, erhielt sie, weihte sie sodann auf den Namen des heiligsten Erlösers ein, und bestimmte sie zu seiner und seiner Nachfolger Kathedrale und Residenz; hier führte er mit seiner Geistlichkeit ein gemeinschaftliches und klösterliches Leben — eine Lebensweise, welche in den ersten Zeiten der englischen Kirche von den meisten Bischöfen mit ihrem Clerus nachgeahmt wurde, und die Erhaltung des ächten priesterlichen Geistes ungemein begünstigte.

In einem höhern Grade, als die Gotteshäuser, mehrten sich im Umfange des ganzen Königreiches von Tag zu Tag die christlichen Gemeinden. Mit dem Beginne des siebenten Jahrhunderts mag der größte Theil von Kent bereits dem Christenthume gehuldiget haben. Da sandte der Papst, von dem glücklichen Erfolge der Predigt durch Augustin's Abgeordnete in Kenntniß gesetzt, im Jahre 601 dem verdienten Leiter der Mission das erzbischöfliche Pallium, d. h. das besondere Ehrenkleid der Erzbischöfe und das Symbol ihrer Vereinigung mit dem päpstlichen Stuhle. Und in der Erwartung, die Strömung des Christenthumes werde von jetzt an ihre reinigenden und heiligenden Fluthen über das gesammte noch heidnische Britannien ausgießen, ertheilte er, gleichzeitig mit der Uebersendung des Palliums, Augustin den Auftrag, allmählig zwölf Suffraganbischöfe für die südlichen Gegenden zu ordiniren; London solle die Metropole werden, der Metropolit in Zukunft immer auf der Provinzialsynode gewählt, und ihm vom Apostolischen Stuhle das Pallium verliehen werden. Aber auch nach Eboracum (York) habe Augustin einen Bischof zu senden, der als Metropolit der nördlichen Länder, wenn diese das Evangelium annehmen würden, ebenfalls zwölf Bischöfe aufstellen müsse und das Pallium erhalten werde, jedoch bleibe dieser ihm (dem Augustin) unterworfen, aber nach dessen Tod höre die Abhängigkeit auf, und beide Metropoliten stünden sich fortan völlig gleich, nur genieße der früher geweihte den Vorzug der Ehre. Schließlich übergab Gregor dem Augustin auch eine außerordentliche Jurisdiktion über alle britischen Bischöfe.

Dieser Verfassungs-Entwurf wurde nie vollständig ausgeführt. Desto genauer hielt man sich an jene Entscheidungen des Papstes, die dieser auf Augustin's Aufragen erlassen hatte und dem obigen Schreiben beifügte. Weil sie den Zustand der jungen Kirche beleuchten und uns Blicke in den verehrungswürdigen Charakter Gregor's thun lassen, möge hier einigen eine Stelle gegönnt sein.

Augustin hatte sich erkundigt, wie es mit den Opfergaben der Gläubigen gehalten werden solle; die Antwort lautete, sie müßten in vier Portionen zerlegt werden, wovon die eine dem Bischofe zur Ausübung der Gastfreundschaft verbleiben, die andere unter die Cleriker vertheilt, die dritte für die Armen und die vierte zum Unterhalte der Kirchen verwendet werden sollte. Diese Vorschrift war dem Wesen nach eigentlich so alt, wie die christliche Kirche, und von mehreren Vorgängern Gregor's bereits förmlich ausgesprochen worden; allein ihm, dem Manne der Liebe und Vater der Armen, ihm, der von dem großen Gedanken durchdrungen war,

die Religion des Kreuzes müsse auch jedes Kreuz und Elend mildern und die Liebe üben, lag ihre Befolgung ganz vorzüglich am Herzen, daher er sie nun den englischen Bischöfen vorhielt. Eine andere Frage Augustin's war, in welcher Weise er mit seinem Clerus zu leben habe. Darauf entgegnete der Papst, er möge sich mit seinem Clerus den Beginn der Kirche zum Muster nehmen, da die Gläubigen ohne Eigenthum in Gemeinschaft mit einander lebten, demnach dürfe er sich nicht von seinen Clerikern absondern, sondern habe mit ihnen ein gemeinschaftliches Leben zu führen. Dieser päpstliche Bescheid trug das Meiste zur Einführung des kanonischen Lebens an den Kapiteln bei.

Was die übrigen Entscheidungen des Papstes anlangt, so erscheinen sie, gleich den erwähnten, von wohlthuender Milde und hohem Ernste eingegeben; eine ist es insbesondere, die unsere Verehrung für Gregor besiegeln muß, sie lautet: „Die alten Göttertempel dürfen nicht zerstört, sondern sie sollen nach Zertrümmerung der Götzenbilder mit Weihwasser besprengt, mit Altären geziert, und darin Reliquien niedergelegt werden. Denn sind diese Tempel gut gebaut, so muß man sie in Bethäuser des wahren Gottes umschaffen, damit das Volk, die Erhaltung seiner Tempel sehend, von ganzem Herzen seinen Irrthum ablege, und den wahren Gott erkennend und anbetend die gewohnten Orte desto lieber besuche. Und weil bei dem heidnischen Gottesdienst viele Ochsen geschlachtet zu werden pflegen, so soll auch dieser Brauch eine christliche Umgestaltung erhalten, dadurch, daß sich die Gläubigen am Kirchweihfeste oder an den Gedächtnißtagen der heiligen Märtyrer um die Kirche, wo ihre Reliquien niedergelegt sind, Zelte aus Baumzweigen aufschlagen, und darin Dankmahlzeiten zum Lobe Gottes feiern mögen, auf daß sie durch diese äußerlichen und sinnlichen Freuden leichter für die innerlichen gewonnen werden. Denn unmöglich ist es, schwierigen Geistern Alles auf einmal zu nehmen, und wer einen hochgelegenen Ort erklimmen will, gelangt nicht durch Sprünge auf den Gipfel."

Gregor's Ermahnungen, Aufschlüsse und Gunstbezeugungen gossen frisches Oel in das heilige Feuer, welches in den Herzen der Missionäre und des Apostolischen Königs loderte. Zudem erfüllte der Papst durch die Sendung neuer Arbeiter einen ihrer sehnlichsten Wünsche. Die neuen Gehülfen waren wieder alle, wie Augustin und seine Gefährten, Glieder des noch nicht lange entstandenen Benediktinerordens, welcher eben mit raschen Schritten seiner welthistorischen Bedeutung entgegeneilte.

Die Folgen, welche diese Vermehrung der Missionäre und Gregor's Aufmunterungen nach sich zogen, traten bald sichtbar hervor. Denn im Jahre 604 fand es Augustin für nothwendig, einem seiner Mitarbeiter, Justus, die bischöfliche Würde zu ertheilen.

Die Stadt Rochester wurde dem neuen Bischofe zum Wohnsitze angewiesen, und hier erbaute ihm der König die Kirche zum heiligen Andreas, und stattete sie reichlich mit Gründen und Besitzungen aus. Es geschah noch mehr: die Missionäre und Ethelbert pflanzten den Baum des Kreuzes auch in dem benachbarten Königreiche Essex auf. —

Von der Bekehrung der Sachsen wandte sich Augustin's Eifer zur Reformation der Briten. Er, der Gott und Menschen liebende Apostel, erfüllt von tiefen und lebendigen Ueberzeugungen, und durchglüht von dem Verlangen, Allen Alles zu sein, konnte unmöglich gleichgültig zusehen, wie die alten christlichen Bewohner der Insel dem ächten Geiste des Christenthums entfernter standen, als die neubekehrten Angelsachsen. Ueberdieß hatte ihn der Papst ausdrücklich mit der Reformation der Briten beauftragt, und zur Erreichung dieses Zweckes außerordentlicher Weise mit der dazu erforderlichen Jurisdiktion bekleidet. Zwar huldigten die Briten auch jetzt, wie früher, demselben Glauben, welchen die römischen Missionäre den Angelsachsen verkündet hatten. Leider mißlangen aber die Reformationsversuche, und es ist nur zu wahr, daß die Briten nach wie vor ihren Glauben durch die verabscheuungswürdigsten Laster schändeten.

Nach den also vergeblichen Bemühungen, die Briten mit sich und den Angelsachsen auszusöhnen, kehrten Augustin und seine Gehülfen ihren Eifer von Neuem wieder den geliebten Neubekehrten zu, und trösteten sich mit dem glücklicheren Erfolge, den sie unter diesen davontrugen. Allein Augustin sollte nach Gottes Rathschlüssen nicht mehr lange den Vorgeschmack der himmlischen Tröstungen kosten, sondern diese selbst in vollen Zügen und rein von aller Beimischung irdischer Bitterkeit trinken.

Augustin starb vermuthlich noch im Jahre 604, das auch das Todesjahr des großen Papstes Gregor I. war, und sein Leichnam wurde einstweilen in der Nähe der Apostelkirche beigesetzt, da diese noch nicht vollendet und geweiht war; nachher ward er in der Halle dieses Tempels begraben, und ihm folgende Grabschrift gesetzt: „Hier ruht Augustin, erster Bischof von Canterbury, der von dem gottseligen Gregor, Bischof von Rom, in dieses Land geschickt, und von Gott durch die Wundergabe gestärkt, den König Ethelbert und sein Volk von dem Götzendienste zum Glauben an Jesus bekehrte, und nach friedlich vollendeten Tagen seines

Amtes den siebenten vor den Calenden des Juni (26. Mai) unter der Regierung des besagten Königes starb."

Noch etwa sechszig Jahre kämpfte das römische Bekenntniß theils mit den heidnischen Lehren der Angelsachsen, theils mit den freieren Formen und Ansichten der britischen Kirche; da entschied sich endlich König Oswin und mit ihm alle Angelsachsen offen für Rom (664), weil der heilige Petrus den Schlüssel zur Himmelspforte besitze und sie von ihm nicht zurückgewiesen sein wollten, wenn sie dereinst an dieselbe klopfen würden. Es war gleichsam ein persönliches Verhältniß, das sie mit dem heil. Petrus schlossen. Nun erhielten sie alle religiösen Unterweisungen von Rom, nach den Wünschen des Papstes wurden die Kirchen geordnet, Geistliche und Laien pilgerten schaarenweise zum Grabe Petri, eine Schule zur Bildung angelsächsischer Geistlicher wurde in Rom angelegt und zum Unterhalt derselben der Peterspfennig erhoben.

14.

Der Peterspfennig.

Ein hervorstechender Zug in dem Wesen der wahren Christen war die bewunderungswürdige Opferwilligkeit, welche ihren Ausgangspunkt in der religiösen Ueberzeugung hatte und in dem glorreichen Martyrthum vieler Tausende ihre glänzendsten Triumphe feierte. Auf's beste bethätigte sich diese opferfähige Bereitwilligkeit der Christen aller Zeiten in dem allgemeinen Bestreben, die Leuchte der sichtbaren Kirche nicht verdunkeln, den Stellvertreter Christi nicht von den Qualen weltlicher Sorgen niederdrücken zu lassen. Von den ältesten Zeiten an waren die Christen darauf bedacht, die Metropole der Kirche mit ihren zahlreichen Klöstern und Priestern zu einer ihrer Würde angemessenen äußeren Stellung zu erheben und durch reichliche Unterstützungen aus allen Theilen der Welt ward es möglich, daß sie schon zur Zeit des Papstes Damasus I. (366 — 384) mit Glanz umgeben und mit großen Besitzungen ausgestattet war. Gregor der Große besaß bereits allenthalben in der christlichen Welt viele und große Patrimonien, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, seinerseits nach allen Richtungen hin fromme und edle Zwecke zu fördern. Die anglischen Könige, welche mit ihrem Volke von Rom aus die Gabe des Glaubens empfangen hatten (siehe den vorhergehenden Abschnitt), nehmen unter den vielen christlichen Fürsten, welche ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den römischen Stuhl mit frommen

Gaben bezeichneten, einen der ersten Plätze ein, indem sie nebst andern gelegentlichen Geschenken die ständige Abgabe des sogenannten Peterspfennigs an den römischen Stuhl einführten. Ueber die Zeit, in welcher derselbe zuerst entrichtet wurde, sowie über seinen eigentlichen Urheber herrscht einige Unklarheit, soviel aber steht fest, daß er bereits im achten Jahrhundert bestand. Lange vor der normännischen Eroberung wurde ein Silberpfennig jährlich von jeder Familie bezahlt, die im Besitze von Grund und Boden oder von Rindvieh zu dem Werthe von 30 Pfennig jährlicher Einkünfte war, und der Gesammtbetrag wurde gewissenhaft dem Papste übersandt.

Nach einigen Ueberlieferungen ließe sich folgender Zusammenhang der Verhältnisse, durch welche die Leistung des Peterspfennigs veranlaßt ward, annehmen. Zu allen Zeiten bewiesen die Söhne Albions eine große Wanderlust, weßhalb die angelsächsischen Könige an vielen Orten Herbergen für die Pilger anlegten. Die großartigste derselben war die Schola Saxonica in Rom, welche später in das Hospitale di S. Spirito in vico de Sassia verwandelt ward. Ein nicht ganz glaubwürdiger Schriftsteller schreibt die Stiftung desselben bereits dem Könige Ivi von Wessex zu, der im Jahre 725 nach Rom wallfahrtete und daselbst 728 in einem Kloster starb. Die Bestimmung der genannten Stiftung, welche zugleich eine Kirche der heiligen Jungfrau und einen Friedhof für daselbst verstorbene Engländer enthielt, war nicht nur darauf berechnet, ein Unterkommen für dürftige Westsachsen und andere Engländer in Rom zu bieten, sondern sie sollten auch für den religiösen Unterricht junger Angelsachsen, welche in ihrem Vaterlande der Gefahr vieler Ketzereien ausgesetzt waren, Sorge tragen. Zur Unterstützung dieser Anstalt nun soll Ivi von jedem Hause in seinem Reiche einen Pfennig entboten haben, welches Geld Romeferoh, Romescot, d. h. Römergeschoß, genannt ward.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat folgende Ueberlieferung. Offa, König von Mercien († 796), versprach dem heil. Petrus, dessen Fürbitten er seine Siege zuschrieb, für sich und seine Nachkommen eine jährliche Abgabe von 300 Mark und bekräftigte dieses Versprechen in Gegenwart des päpstlichen Gesandten durch einen feierlichen Eid. Offa hielt die auf sich genommene Verpflichtung streng ein, allein seine Nachfolger schienen dieselbe allmählich vernachlässigt zu haben. Wenn von anderer Seite berichtet wird, daß Offa von Mercien während seiner Anwesenheit in Rom um 790 die bereits bestehende Stiftung der Sachsen reichlich begabt und

damit den Peterspfennig für immer eingeführt habe, so geht daraus deutlich hervor, daß die genannte Gabe gewiß mit der Schola Saxonica in Verbindung stand, wenn sie auch nicht gerade von Ivi herrührte; die Abgabe der 300 Mark des Offa war ein speciell königliches Geschenk und hatte nicht genau denselben Zweck wie der Peterspfennig, indem sie bei der Wiedereinführung durch König Ethelwulf bei dessen Anwesenheit in Rom (855) so vertheilt werden sollte, daß ein Theil der Kirche des heiligen Petrus, ein Theil der Kirche des heil. Paulus und ein Theil dem päpstlichen Schatze zufallen sollte. Derselbe Ethelwulf stellte die im Jahre 816 verbrannte und zur Zeit Leo's IV. (847 — 855) noch einmal durch Brand zerstörte Sachsenschule wieder her, und brachte dem heil. Petrus kostbare Geschenke an Gold, Edelsteinen und seidenen Gewändern; auch die Bischöfe und selbst die niedere Geistlichkeit wurden reich beschenkt. Alfred der Große, der Sohn Ethelwulf's, sandte nach Besiegung der Dänen und Normannen die von seinem Vater erneuerte Abgabe nach Rom und unter Eduard's Regierung (901 — 924) wird der Peterspfennig als eine feststehende Abgabe erwähnt. Aus einem auf Befehl Gregor's VII. aus den Registern des Laterans angefertigten Verzeichniß geht hervor, daß die Einsammlung dieser Abgabe dem Bischofe einer jeden Diöcese anvertraut war, und daß die ganze Summa zu jener Zeit etwas über 200 Pfd. sächsischen Geldes betrug. Bekanntlich begehrte Gregor VII. vom Konig Wilhelm dem Eroberer die Entrichtung des Peterspfennigs, die in der letzten Zeit unterbrochen worden war, und fand bereitwilliges Gehör. Erst unter Heinrich VIII. (1509 — 1547) ward die Sendung des Peterpfennigs von England aus sistirt. Papst Gregor VII. machte auch an Frankreich die Forderung, daß jährlich von jedem Hause ein Denar als Beisteuer an den römischen Stuhl entrichtet werde; an zwei im Jahre 1081 nach Frankreich geschickte Legaten schrieb er: „In einer Handschrift Karl's des Großen, die im Archive zu Rom aufbewahrt wird, steht zu lesen, daß besagter Kaiser alljährlich 1200 Pfund Silber für den Dienst des apostolischen Stuhls an drei Orten seines Reichs einsammelte, nämlich zu Aachen, Puy Notredame (in Anjou) und zu St. Gilles (in Languedoc).“ Also Karl der Große verpflichtete sich vor seiner Kaiserkrönung, eine Abgabe gleich dem englischen Peterspfennig zu übernehmen.

Wenn sich auch das Jahr nicht genau ermitteln läßt, in welchem das Römerschoß in Polen zuerst eingeführt ward, so steht doch fest, daß in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts dort ein Peterspfennig

an Papst Benedikt IX. zum Ausbau der Peterskirche geschickt ward. Zu derselben Zeit, vielleicht noch früher, war die Sammlung des Peterspfennigs in Dänemark üblich, indem schon Papst Paschalis II. um's Jahr 1140 den Erzbischof von Lund darüber tadelt, daß er die gewohnte Einsendung desselben seit einigen Jahren unterlassen habe. In Schweden ließ erst im Jahr 1152 der päpstliche Legat Nikolaus von Brakespear, Cardinal von St. Albano, auf der Reichsversammlung zu Lynköping festsetzen, daß die Bewohner dieses Landes künftig zum Zeichen ihrer Ehrerbietung gegen den heil. Petrus jährlich ein gewisses Geld nach Rom zahlen sollten, welches jeder Bischof in seinem Stifte einsammeln mußte. Wahrscheinlich wurde der Peterspfennig um dieselbe Zeit auch in Norwegen durch den genannten Cardinal eingeführt und gegen das Ende des 13. Jahrhunderts finden sich Spuren, daß derselbe von Island in Gestalt von Erzeugnissen des Landes, wie Tücher, geleistet ward.

In einigen der genannten Länder ward die Zahlung des Peterspfennigs um die Mitte des 14. Jahrhunderts (die Päpste in Avignon) eingestellt, in anderen aber noch lange Zeit entrichtet.

15.
Germanische Staatsverfassung.

Drei verschiedene Elemente vereinigten sich zur Bildung der Verfassung der germanischen Reiche: Gefolgschaft, altgermanische Stammverfassung und die Verfassung des römischen Reichs. Die meisten der germanischen Reiche, wie die der Franken und Burgunder in Gallien, der Angelsachsen in Großbritannien, der Vandalen in Afrika, der Sueven in Galizien und Portugal, waren durch Gefolgschaften gegründet worden. Daher die Wahlkönigreiche, in denen aber die Wahl des Fürsten mehr oder weniger streng auf eine Familie, die des Heerführers, beschränkt war, ohne Erblichkeit und selbst ohne strenges Halten an die Descendenz. Daher ferner der Einfluß und die Vorrechte des Adels, der aus den bedeutendsten Gefährten (Gereffi, Grafen) der Gefolgschaft bestand. Von der alten Stammverfassung gingen der Grundbesitz als Fundament des Königthums sowohl, wie des Adels, und die Versammlungen aller freien Männer (bei den Franken: placita, März- oder Maifelder; bei den Angelsachsen: Wittenagemot) als wesentlicher Bestandtheil der Verfassung in die neuen Reiche über. Die römische Landesverwaltung und die römischen Hofämter erhielten

sich oder wurden nach und nach von den germanischen Fürsten eingeführt. Die Verfassung, wie sie sich in den germanischen Reichen ausbildete, war somit eine erbliche Wahlmonarchie, und des Königs Gewalt beschränkt durch das Wahlrecht des Adels, durch dessen Einfluß auf die Verwaltung und die hohen Stellen, die er bekleidete, endlich durch die Versammlungen freier Männer, in denen bald geistliche und weltliche Große überwiegenden Einfluß erhielten.

Die Bevölkerung der meisten germanischen Reiche, mit Ausnahme der angelsächsischen in Britannien, zerfiel anfänglich in zwei durch Sprache, Sitten, Gesetzgebung und Religion, oft sogar Verwaltung ganz von einander geschiedene Theile: die Germanen, die Sieger, und die Romanen, die Besiegten. Erst nach und nach fand eine Verschmelzung derselben statt, besonders als die heidnischen oder arianischen Germanen zum katholischen Glauben bekehrt worden waren. Es bildeten sich dann drei Klassen von Personen, dieselben, die bei den germanischen Stämmen bestanden: Hörige oder Unfreie, Freie und Edle.

1. Die Hörigen oder Unfreien zerfielen wieder in drei Klassen: die Leibeigenen oder Sklaven, die Ministerialen und die Hofhörigen oder Colonen. Das Loos der ersteren wurde wesentlich durch das Christenthum gebessert und erleichtert: Sklavenhandel sowohl wie ungerichtliche Tödtungen derselben hörten bald ganz auf. Die Ministerialen, besonders die der Großen und der Könige, nahmen bald einen höheren Rang ein, besonders seitdem selbst die höheren Aemter, wie das der Gaugrafen, an dieselben vergeben wurden. Durch den Eintritt freier und selbst edler Geschlechter in den Dienst des Königs bildete sich bald die Klasse der freien Ministerialen. An der Spitze der Ministerialen der Großen und der Könige stand der Hausmeier (major domus), der über die Verwaltung des Hauswesens so wie der Güter gesetzt war. Die Hofhörigen (bei den Franken, Alemannen, Friesen und Sachsen liti, lazzi; bei den Burgundern und Bayern coloni; bei den Langobarden aldii oder aldiones; bei den Westgothen plebeji), bildeten den eigentlichen Bauernstand und genossen, wenn gleich unfrei und an die Scholle gebunden, doch gesetzlichen Schutzes; das Land, das sie bebauten, war erblich in ihrer Familie. Zu diesen Hofhörigen gehörten auch die römischen Colonen, die durch die germanische Eroberung und Besitznahme eines Theiles der Ländereien nur die Herren wechselten: sie kommen unter dem Namen Romani tributarii vor.

2. Die Freien (bei den Franken Rachimburgi, später boni viri; bei den Langobarden Arimanni oder Herimanni; bei den Angelsachsen ceorlas, später vilani; bei den Westgothen liberi oder ingenui, ingenuiles genannt) bestanden aus den Eigenthümern eines Allodial-Gutes (auch Arimanni genannt), eines Grundstückes, welches frei von allen Diensten oder Abgaben und nach der Eroberung den gewöhnlichen Mitgliedern der Gefolgschaft zugetheilt worden war. Diese Freien bildeten anfänglich den eigentlichen Kern des Volkes und den Hauptbestandtheil der allgemeinen Versammlungen. Erst später und nur nach und nach verloren oder gaben sie freiwillig ihre Freiheit auf und traten als Vasallen in die Lehenshierarchie ein. Zu ihnen gehörten die kleineren Grundbesitzer in den römischen Provinzen, die nach Abtretung eines Theiles ihrer Ländereien den freien Besitz des übrigen behielten: sie werden Romani possessores genannt.

3. Die Edlen (Vasallen, Lehenwesen). Der alte germanische Stamm-Adel bildete nur ein unbedeutendes Element in den durch Eroberung gegründeten germanischen Reichen mit Ausnahme etwa derjenigen, die durch Einwanderung eines ganzen Volksstammes entstanden waren, wie bei den Westgothen, den Ostgothen, den Langobarden. In den meisten Reichen war die Zahl der edlen Geschlechter, die sich den Gefolgschaften angeschlossen, nur gering. Zu diesen kam ein neuer Adel, der theils aus solchen bestand, die dem Gefolgsherrn näher gekommen waren, oder die sich durch ihre Tapferkeit bei der Eroberung ausgezeichnet, oder endlich aus den reicheren romanischen Grundbesitzern, die den germanischen Fürsten sich freiwillig unterworfen hatten. Ein neues Band knüpfte diesen Adel an den König und wurde der Grund des Lehenwesens. Nach der Eroberung kam der Gefolgsherr in den Besitz aller früheren Staatsländereien, und erhielt außerdem den bei weitem größern Antheil an der gemachten Beute. Von diesen Ländereien verlieh er einen Theil an diejenigen seiner Gefährten, denen er am meisten gewogen war, entweder auf bestimmte Jahre oder auf Lebenszeit, indem er sich jedoch den Besitz derselben vorbehielt. Man nannte ein solches Gut ein Lehen von leihen (auch beneficium oder feudum von fides, Treue), denjenigen, der es erhalten hatte, Vasall, und den König im Verhältniß zu den Vasallen den Lehensherrn. Die Vasallen waren somit freie Männer, die aber einen Theil ihrer Freiheit aufgegeben hatten, um in die Dienste des Königs zu treten, denn das Lehengut verpflichtete zu besonderen Kriegs- und anderen Diensten. Untreue (Felonie) zog den Verlust des Lehens

nach sich. Die Lehen waren nicht erblich und fielen bei dem Tode des Vasallen dem Lehensherrn anheim; bei dem Tode des Lehensherrn aber mußte eine neue Belehnung durch seinen Nachfolger stattfinden. Die reicheren Grundbesitzer ahmten bald das Beispiel der Fürsten nach, und verliehen gleichfalls Theile ihrer Güter; es bildeten sich dadurch die verschiedenen Glieder der Lehenshierarchie, denn die niederen Vasallen standen durch ihre Lehensherren, die selbst Vasallen des Königs waren, mit diesem in Verband. Alle wichtigen Aemter wurden als Lehen betrachtet, da der Genuß eines Lehengutes damit verbunden war. Der höhere Clerus, die Bischöfe sowohl wie die reicheren romanischen Grundbesitzer, traten in den Lehensverband ein.

Hausmeier (Majordome, major domus regiae). An der Spitze der Ministerialen stand der Hausmeier, der über das ganze Hauswesen und bei den größeren Grundbesitzern über die ganze Güterverwaltung gesetzt war. Seinem Stande nach war er, wenigstens im Anfange, ein Unfreier. Der königliche Hausmeier mußte schon anfangs wegen des größeren Kreises seiner amtlichen Thätigkeit eine wichtigere Stelle einnehmen; im Kriege befehligte er die bewaffneten Ministerialen des Königs, und als sich die Klasse der freien Ministerialen bildete, wurde er wahrscheinlich schon frühzeitig aus diesen gewählt. Durch das Lehenwesen aber wuchs sein Ansehen und seine Macht, da er bei Belehnungen von Gütern, die früher unter seiner Verwaltung gestanden, nothwendiger Weise mit zu Rathe gezogen werden mußte, ja dieselben wohl oft von seinem Gutdünken abhingen. Durch die Belehnung kam der Hausmeier mit den Vasallen in Verbindung und die mächtigen Großen strebten bald selbst nach diesem wichtigen Amte. Dasselbe wurde so ausschließlich dem Adel vorbehalten, und während der häufigen und langen Minderjährigkeiten der merovingischen Könige, während welcher die Hausmeier die ganze Verwaltung des Landes leiteten, gelang es ihnen, sich einen Anhang unter dem Adel zu verschaffen. Dieser war bei der Ernennung der Hausmeier am meisten interessirt, und nahm bald gemeinschaftlich mit dem Könige Theil an ihrer Ernennung, später fiel die Wahl ganz in die Hände des Adels. Der Majordomus wurde somit der Erste nach dem König, und sogar mächtiger als dieser.

Landesverwaltung. In den meisten germanischen Reichen wurde die römische Provinzialeintheilung und Verfassung, wie sie von Constantin dem Großen organisirt worden war, beibehalten und der Verwaltung zu Grunde gelegt. Das Land war in Distrikte, Gauen, getheilt, und die

Verwaltung eines jeden derselben einem Grafen anvertraut; er übte die bürgerliche, gerichtliche und polizeiliche Gewalt, und befehligte die Krieger des Gaues im Heerbann. Später wurden mehrere Gaue zu einem Herzogthum vereinigt, und einem Herzoge (dux) unterworfen; doch gab es noch immer viele Grafen, die unter keinem Herzoge standen; bei den Langobarden scheint es nur Herzoge gegeben zu haben, und bei den Burgundern führten diese den Titel Patrizier (patricius). Diese Aemter wurden wie Lehen angesehen und auf Lebenszeit vergeben; später wurden sie erblich. Jeder Gau zerfiel in Hundrede (centenae, pagi minores, sculdasiae) unter einem centenarius (centurio, sculdais); jede Hundrede in Marken unter einem Decanus; die Marke aber bestand aus den Dörfern, die wieder mehrere oft getrennt liegende Meiereien (mansi) enthielten. In jedem Gau gab es Ländereien, die von der bürgerlichen Verwaltung sowohl wie von der ordentlichen Gerichtsbarkeit befreit waren, und deßhalb Immunitäten genannt wurden; es waren dieß die königlichen Güter, die Allodialgüter der freien Männer, die kirchlichen Güter, endlich oft noch die Lehen, welche die Immunität, deren sie schon vorher als Theile der königlichen Güter genossen, beibehielten. Einzelne Städte in den fränkischen, burgundischen und westgothischen Reichen hatten das römische Municipalwesen, wenigstens theilweise behalten.

Gerichtswesen. Das Recht der Freien, an der Ausübung der Gerichtsbarkeit Theil zu nehmen, und vor ihres Gleichen zu Gericht zu stehen, wurde von den Germanen als eines ihrer heiligsten und unverletzlichsten Rechte angesehen. Ursprünglich war der Gauding, in dem alle Freien Sitz und Stimme hatten, der oberste Gerichtshof eines jeden Stammes, und man wählte daselbst diejenigen, die in den einzelnen Flecken die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten. In den neugegründeten Reichen aber bildeten sich drei Arten von Gerichten: 1. Das Hofgericht (curia regis) unter Vorsitz des Königs, später des Pfalzgrafen. 2. Das Lehengericht unter demselben Vorsitz, nur von Vasallen zusammengesetzt und nur über Sachen, die das Lehenwesen angingen, erkennend. 3. Das Grafengericht unter Vorsitz des Gaugrafen und aus den Freien des Gaues bestehend. Außerdem übte der Centenarius die Gerichtsbarkeit in der Hundrede, und der Dekan in der Marke. Diese Gerichte unterschieden sich nicht durch ihre Competenz, sondern nur durch den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit. Als die Freien anfingen, die Gerichte zu verlassen, und es daher oft an Richtern fehlte, wurde aus ihnen eine bestimmte Zahl gewählt und zu Gerichtsbeisitzern bestimmt; man nannte

sie Schöffen (scabini, Schepene, von scapan, beschließen), ihre Zahl war zwölf oder sieben, doch behielten die Freien das Recht, noch neben den Schöffen zu Gericht zu sitzen. Das gerichtliche Verfahren ließ drei Beweismittel zu: 1. Die Eideshelfer, 2. das Gottesurtheil, 3. die Zeugen. Das Institut der Eideshelfer war auf das der gerichtlichen Genossenschaft basirt: der Angeklagte erschien vor Gericht mit einer Anzahl der Mitglieder seiner Genossenschaft, die er theils selbst wählte, und die theils von dem Gerichte berufen, oder von dem Ankläger bestimmt wurden; ihre Zahl war verschieden, je nach der Schwere des Verbrechens, gewöhnlich zwölf, manchmal sieben, in gewissen Fällen stieg sie auf mehrere Hundert. Diese beschworen mit dem Beklagten seine Unschuld, und wurden deßhalb Eideshelfer genannt; es versteht sich von selbst, daß dieselben meist nur eine moralische Ueberzeugung von der Schuld oder Unschuld des Beklagten haben konnten. Später wurde der Eid auf Reliquien, geweihte Waffen oder auf das Evangelium abgelegt. Um den Beklagten zu verurtheilen, war Einstimmigkeit der Eideshelfer erforderlich, im entgegengesetzten Falle schritt man zum Gottesurtheil. (Siehe die besondere Schilderung.) Das Beweismittel durch eigentliche Zeugen oder durch schriftliche Dokumente wurde erst später eingeführt, mit Ausnahme der frischen That, wo man schon früher Zeugen zuließ.

Strafen. In Betreff der Strafen wurde der Unterschied zwischen den gegen die Gesellschaft, den öffentlichen Frieden, die Religion oder den König begangenen Verbrechen, die mit dem Tode bestraft wurden, und den gegen das Leben, die Sicherheit oder das Eigenthum von Privatpersonen gerichteten, die mit Geld abgelöst werden konnten, festgehalten. Die Gesetze sanctionirten die zwiefache Geldbuße des Wergeldes für den Todtschlag, und des Widrigeldes für Diebstahl, körperliche Verletzung, Raub und andere ähnliche Verbrechen. Bei Todtschlag und Entführung stand es dem Beleidigten und seiner Familie frei, zwischen dem Wergeld und der Fehde zu wählen; man konnte ersteres zurückweisen und sich selbst an dem Beleidiger rächen. Bei Diebstahl, Verstümmelung und Raub war indeß die Annahme der Geldbuße Pflicht. Das System des Wergeldes erhielt in den neugegründeten germanischen Reichen eine große Ausdehnung, und die Gesetze bestimmten genau die Summe, die für den Todtschlag eines jeden Gliedes der Gesellschaft bezahlt werden mußte, und die nach dem Range des Getödteten verschieden war. Auch wurden die den Todtschlag begleitenden Umstände berücksichtigt. Bei den Franken z. B. war das Wergeld eines

Freien, eines Hofhörigen und eines Sklaven, wie Eins, ein Halb und ein Drittheil; bei den Langobarden, wie Eins, ein Drittheil und ein Sechstheil.

16.

Mohammed und der Islam.

Mohammed (d. i. der Lobwürdige) wurde im Jahre 571 (nach Andern 569) zu Mecca geboren. Sein Vater Abdallah starb bald nach seiner Geburt, auch seine Mutter Aminah verlor er frühzeitig, daher der sechsjährige Knabe von dem Großvater Abdulmataleb und später von seinem Oheim Abu Taleb erzogen wurde. Dieser war Statthalter einer Linie des Stammes Koreisch und hatte als solcher das Recht und die Pflicht, die Pilger zur Kaaba zu speisen. Diese Kaaba [1]) war gemeinsames Heiligthum der Bewohner Arabiens. Als Erbauer derselben wurden von der arabischen Sage die Nachkommen Ismaels und Abrahams bezeichnet. Das Bewußtsein, aus dieser Nachkommenschaft entstammt zu sein und in so naher Beziehung zum Nationalheiligthume zu stehen, mag dem jungen Mohammed die erste und mächtigste religiöse Anregung gegeben haben. Später fand er auf Reisen, welche er mit Kaufleuten seiner Familie machte, Gelegenheit, die jüdische und christliche Religion näher kennen zu lernen und mit der einheimischen arabischen zu vergleichen. Dunkel ist die Erzählung von seinem Zusammentreffen und Unterreden mit Mönchen eines Klosters zu Baßra an der Straße nach Damaskus. In seinem 25. Lebensjahre ward er Diener der reichen Kaufmannswittwe Chadidscha, welche ihm, obwohl bereits 40 Jahre alt, ihre Hand antrug und ihn auch wirklich heirathete. Die vielen dieser Ehe entsprossenen Kinder starben mit Ausnahme einer Tochter, Fatime, die an Mohammeds Vetter Ali verheirathet, die Stammfrau einer reichen Nachkommenschaft wurde. Nach seiner Verheirathung mit Chadidscha betrieb Mohammed zwar die Geschäfte eines Kaufmanns, doch ergab er sich dabei häufig

1) Kaaba (d. h. Viereck) hieß eigentlich der schwarze Stein, welchen Gott, nach dem Glauben der Araber, dem Adam aus dem Paradiese auf die Erde mitgab, bei der Sündflut wieder zu sich in den Himmel nahm und später dem Abraham, als er die Kaaba erbaute, durch den Engel Gabriel schenkte. Dieser göttlich verehrte Stein, der an der Nordostecke der Kaaba eingemauert und mit Silber eingefaßt ist, hat jetzt nur 7 Zoll im Durchmesser, soll aber im Laufe der Jahrhunderte durch die Küsse und Berührungen vieler Millionen Pilger bedeutend von seinem früheren Umfang verloren haben. Um den uralten Tempel wurde von den späteren Chalifen ein großer prachtvoller Tempel mit vielen Thürmen erbaut.

religiösen Betrachtungen, und verweilte ganze Tage lang in einer einsamen Höhle des Berges Hara. Hier begannen seine Visionen und Geistererscheinungen, welche gewöhnlich mit epileptischen Zufällen, an denen Mohammed von Jugend auf litt, verbunden waren. Ueber diese Verbindung sagt eine von seiner spätern Frau Aïscha herrührende Tradition: „Der Prophet ward ungeheuer schwer, so oft ihm der Engel erschien, bei der größten Kälte strömte der Schweiß von seiner Stirn, seine Augen wurden roth und zuweilen brüllte er, wie ein Kameel."

Dieses, so wie seine Selbstverläugnung, Geduld und Begeisterung bei großen Hindernissen beweist wenigstens, daß man ihn nicht als einen absichtlichen Betrüger bezeichnen dürfe. Die erste Vision hatte Mohammed in seinem 40. Lebensjahre, wo ihm in der Einsamkeit des Berges Hara eine Erscheinung ward, die sich für den Erzengel Gabriel ausgab und ihn aufforderte, eine dargebotene Schrift zu lesen. Während der Erschrockene sich sträubte, schritt die Erscheinung zur Mitte des Berges vor und rief: „O Mohammed! du bist der Gesandte Gottes, ich bin Gabriel!" Der Eindruck dieser Vision war ein düsterer. Mohammed selbst in Furcht, von bösen Geistern besessen zu sein, wurde erst durch Chadidscha und einen Vetter Namens Waraka beruhigt, und in dem Glauben an seine göttliche Sendung bestärkt. Dieser Waraka soll ein getaufter Jude gewesen sein, und großen Einfluß auf Mohammed geübt haben. Jener ersten Offenbarung folgten nun ununterbrochen weitere, welche von Mohammed Schreibern dictirt, auch von seinen Anhängern auswendig gelernt, jedoch erst nach seinem Tode als Koran zusammengestellt wurden. Nach jener Gabrielserscheinung waren auch die ersten Bekehrungen erfolgt, anfänglich nichts weniger als zahlreich; denn Mohammed zählte bereits 50 Jahre, als sein Werk noch unbedeutend schien. Zwar predigte er eifrig, besonders auf großen Märkten und bei andern Volksversammlungen, aber im Ganzen erfolglos. Und obschon sein Vetter Ali erklärte, er werde Allen die Augen ausreißen, den Leib aufschneiden und die Füße abhauen, welche sich erkühnen würden, dem Propheten Gottes zu widerstehen, so wurde er doch selbst von seinen Stammgenossen verspottet und verfolgt. Auch scheint Mohammed noch immer mit nicht geringer Muthlosigkeit gekämpft zu haben. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches ihn innerlich stählte, eine, wie er vorgab, ganz buchstäblich wahre Verzückung in den Himmel oder die sogenannte Himmelsreise.

Von nun an trat Mohammed ohne Zagen, mit großer Entschiedenheit auf, und gewann bald eifrige Anhänger, besonders in Medina, welche

Stadt er im Jahre 622 zu seinem Aufenthalte wählte, da seine Feinde in Mecca, wo er jedoch auch einflußreiche Männer, wie Abubekr, zu seinen Anhängern zählte, ihn bitter verfolgten und mit dem Tode bedrohten. Jenes Jahr heißt darum das Jahr der Flucht oder Hedschra, von welchem die Zeitrechnung der Mohammedaner beginnt. Zu den vielen Wundern, welche die Araber von dieser Flucht erzählen, gehört auch, daß einmal durch eine Spinne und ein Taubennest das Leben des Propheten gerettet worden sei, weßhalb er auch geboten habe, keine Spinne zu tödten und die Tauben als heilig zu ehren; eine große Anzahl derselben wird in der Moschee zu Mecca noch jetzt von den Gläubigen gefüttert.

Während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Medina ließ es sich Mohammed angelegen sein, seine Lehre auszubilden, namentlich den Gottesdienst zu ordnen und Moscheen zu bauen. Auch begann er von hier aus eine Reihe von kleinen Kriegen, besonders gegen die reichen Juden im nördlichen Mittelarabien. Diese „heiligen" Kriege, in denen 50 Schlachten aufgezählt werden, unterschieden sich wenig von Raub- und Plünderungszügen, und würden gleich vielen andern Fehden arabischer Stämme vergessen sein, wenn sie nicht jene kriegerische Wallfahrt nach Mecca im Jahre 629 vorbereitet hätten, durch welche Mohammed's Sache plötzlich einen neuen und großartigen Aufschwung erhielt. Er wurde dadurch Herr des Nationalheiligthums der Kaaba, in welchem er die Götzenbilder zertrümmerte, um zum ersten Mal sein moslimisches Gebet zu verrichten. Damit war der Sieg der neuen Lehre in Arabien entschieden, und der Prophet konnte nun an Kriegszüge gegen das Ausland denken. Zunächst wollte er den Kampf mit dem Kaiser von Byzanz beginnen. Er zog auch wirklich in's Feld, kam aber nicht weit über die Gränzen Arabiens, da ihn die Schwäche seines Heeres zur Umkehr nöthigte. Die Ausführung weiterer Pläne unterbrach der Tod. Mohammed erkrankte, als er eben zu einem neuen Feldzug gegen die Griechen rüstete. Fieberkrank ging er Nachts auf den Kirchhof, für die Todten zu beten. Das verschlimmerte sein Uebel. Schon ganz erschöpft nahm er noch am Gottesdienste Theil und redete zum Volke. Beim Herannahen des Todes sprach er: „Die Hölle flammt, die Empörung naht heran, wie der letzte Theil einer dunklen Nacht; aber bei Gott, ihr dürft mir keine Schuld geben, ich habe nur erlaubt, was der Koran erlaubt, und nur verboten, was der Koran verboten." Unter so düstern Gedanken starb er den 8. Juni 632 zu Medina, wo noch heute sein Grab ist.

Die Urtheile über Mohammed's Charakter sind sehr verschieden. An

seine höhere Sendung scheint er selbst geglaubt zu haben, obgleich er dann und wann Offenbarungen vorgab, welche dazu dienen mußten, seine Liebes-Abenteuer zu beschönigen. Denn nach Chadidscha's Tode war er der Sinnlichkeit so sehr ergeben, daß er sich zehn Frauen und mehrere als solche geltende Sklavinnen hielt. Nach der Flucht von Mecca tritt größere Strenge in seinem Benehmen hervor. Auch huldigte er dem Grundsatze, der Zweck heilige die Mittel. Der Geschichtschreiber von Hammer weist nach, daß er sich durch Meuchelmorde befleckt habe. Im Ganzen erscheint Mohammed als ein großartiger, aber furchtbarer Charakter, und als ein Muster vollständig ausgeprägten religiösen Fanatismus.

Mohammed's Lehre heißt in der arabischen Sprache Islam, d. i. völlige Hingabe an Gott. Wer sich dazu bekennt, heißt Moslim, d. h. der sich Gott hingibt; die Priester werden Imans, die Mönche Derwische genannt. Gleichwie der Prophet selbst seine Offenbarungen nicht systematisch vortrug, sondern Glaubenssätze, Sittenlehren und Civilgesetze durcheinander, so ist auch der Koran eine Sammlung abgerissener, bunt zusammengewürfelter Aussprüche in poetischer Form. Außer dem Koran gilt als zweite Quelle mohammedanischer Religion die Sunna, eine Sammlung mündlicher Ueberlieferungen über Leben und Lehre des Propheten. Da dieselbe aber erst 200 Jahre nach dem Tode des Propheten in die jetzige Gestalt gebracht ward, so entstand schon früh unter den Moslemin eine Spaltung in Sunniten, welche neben dem Koran noch die Sunna anerkannten, und in Schiitten (Abtrünnige), welche keine andere Glaubensquelle als den Koran gelten ließen.

Grundlehren des Islam sind folgende: 1. Es ist nur ein Gott. Keine Lehre wird im Koran so nachdrücklich vorgetragen, als diese, daher die bekannten oft wiederholten Worte: la illah ill' allah, „es ist kein Gott, als Gott!“ Der Koran verwirft den Götzendienst der Araber, aber er verwirft noch entschiedener die Lehre des Christenthums von der Dreieinigkeit, namentlich die Lehre vom Sohne Gottes. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß Mohammed seine Kenntniß christlicher Lehre nur aus sehr trüben Quellen schöpfte. Er hatte eine ganz falsche Vorstellung von der Dreieinigkeitslehre, denn der Koran redet deutlich von drei Göttern, welche die Christen anbeten. Diese sind nicht einmal unsere drei Personen: Vater, Sohn und heil. Geist, sondern Vater, Mutter und Sohn. 2. Mohammed ist Gottes Prophet. Zwar werden Abraham, Moses und Christus als göttliche Gesandte anerkannt, allein Mohammed ist der letzte und größte Prophet, der Vollender der Offenbarung.

3. Den Thron Gottes umgeben die Engel, aus reinem Feuer geschaffen, Vollstrecker der Befehle Gottes, von verschiedenen Gestalten und Ordnungen. Der vornehmste unter ihnen ist Gabriel. Nicht alle Engel blieben Gott gehorsam. Denn als ihnen Gott gebot, vor Adam, den er erschaffen, verehrend niederzufallen, weigerte sich Iblis, der Satan, aus Hochmuth, und wurde von Gott aus dem Himmel gestoßen. Er ist es, der die Menschen zur Sünde reizt, doch über die Gläubigen hat er nicht Gewalt. 4. Die Menschen hat Gott aus Staub, etliche weiß, andere schwarz, andere mittelfarbig erschaffen. Ihre Seele ist ein Theil göttlichen Wesens. Sie steht unter dem unbedingten Rathschlusse Gottes, welcher alle Thaten und Schicksale der Menschen unabänderlich vorherbestimmt hat. 5. Nach der Auferstehung der Leiber folgt das Weltgericht. Die Bösen müssen über eine Brücke wandeln, die so schmal als eines Messers Schärfe ist, und stürzen dann zur Hölle hinab; die Guten werden im Paradies mit allen Lüsten der Sinnlichkeit belohnt, trinken Milch und Honig, Wasser, das nie verdirbt, ergötzen sich an reizenden Jungfrauen (Houris) u. s. w. Ewige Höllenstrafen gibt es nur für die Ungläubigen, während die Gläubigen nach Abbüßung ihrer Sünden wieder aus der Hölle erlöst werden.

Die Sittenlehre des Koran ist weniger auf innere Heiligung als auf äußerliche Handlungen gerichtet. Die vier Hauptgebote fordern Gebet, Fasten, Almosen und die Wallfahrt nach Mecca. Höchst verdienstlich ist die Theilnahme am Kampf wider die Ungläubigen. „Wer für die Religion Gottes kämpft," heißt es im Koran, „mag er umkommen oder siegen, wir geben ihm einen großen Lohn." Das Institut der Ehe hat Mohammed, ein Sklave der Wollust, durch sein eigenes Beispiel entwürdigt. Der Koran erlaubt Vielweiberei bis zur Zahl Vier, dazu Sklavinnen nach Lust und Vermögen.

Ist es ein Wunder, daß eine Religion mit solchen Lehren leicht Anhänger fand? Die Wollust und das Schwert — das waren die Mittel, durch welche der Islam ausgebreitet wurde! [1]) Denen, die da im heiligen Kampfe fielen, ward ein Paradies voll üppiger Sinnenlust verheißen. Was mochte die feurigen Söhne des Südens zurückhalten, sich blind und tollkühn mitten in die Schlacht zu stürzen?

In der That war nach Verlauf kaum eines Jahrhunderts der Islam weit über die Gränzen Arabiens hinaus, durch das nördliche Afrika bis

1) Durch welche dagegen das Christenthum? Apostel, Martyrer, Verfolgungen u. s. w.

nach Hispanien ausgebreitet. Aber nur so lang war er eine Macht, als er das Schwert führte und eroberte. Seitdem er aufgehört hat, zu erobern, ist der Islam eine gebrochene und verfallene Größe.

17.

Der Bildersturm im Orient. 726—842.

Das griechische Volk, und besonders auch der kaiserliche Hof, nahm von Alters her den lebhaftesten Antheil an theologischen und speculativen Fragen, wie die Geschichte der großen und langwierigen Streitigkeiten von den Naturen in Christo zeigt. Kam nun zu dem Unsichtbaren noch etwas Sichtbares, Aeußerliches hinzu, so mußte die Wirkung auf die Volksmasse so außerordentlich sein, wie sie es in der That bei dem Bilderstreite geworden ist. Den Anlaß dazu gab Kaiser Leo der Isaurier, ein roher, unwissender Soldat, von niederer Herkunft, aber durch Muth und Unternehmungsgeist zum Patrizier, Feldherrn, endlich zum Kaiser erhoben. Die griechischen Chronisten schildern ihn alle als einen Mann, der seinen Sitten wie seinem Namen nach ein wildes Thier gewesen. Seinen Haß gegen die Bilder, deren Verehrung er für einen Rückfall in's Heidenthum hielt, leiten diese Schriftsteller von jüdischen Einflüssen her. Juden weissagten ihm, wie eine sagenhafte Erzählung meldet, das kaiserliche Diadem, und erbaten sich von ihm, wenn ihre Vorhersagung in Erfüllung gegangen sein würde, die Gewährung einer Bitte. Die Bitte war: die Vertilgung der Bilder des Gekreuzigten und seiner heiligen Mutter. Außerdem scheint Leo von Mohammedanern den im Koran begründeten Bilderhaß, den der Chalife Regid II. in den von ihm beherrschten christlichen Provinzen thatsächlich bewiesen hatte, eingesogen zu haben. Die Gegenvorstellungen christlicher Theologen, insbesonders des würdigen, greisen Patriarchen Germanus, hielten den Kaiser nicht ab, im Jahre 726 die Verehrung der Bilder als Götzendienst zu verbieten. Das Edict erzeugte ungeheure Unzufriedenheit, so daß sich der Kaiser zur Erklärung genöthigt sah, daß die Bilder nicht zerstört, sondern nur höher gehängt und so der Entweihung durch Berühren und Küssen entrückt werden sollten. Doch wurde Leo durch den Widerstand, welchen er fand, keineswegs klüger, sondern nur erbitterter gegen die Bilderverehrung. Nach zwei Jahren erfolgte das zweite strengere Decret gegen die Bilder, worin bei Todesstrafe befohlen war, alle heiligen Bilder sowohl in den Kirchen als auf dem Forum, über den Thoren der Städte und in Privat-

häusern im ganzen Reiche als Götzen wegzunehmen, zu zerschlagen, zu übertünchen und zu verbrennen. Er versammelte sodann in seinem Palaste viele Bürger, berief auch den alten Patriarchen Germanus, und forderte ihn auf, das Edict zu unterzeichnen. Dieser aber verweigerte standhaft seine Einwillung und bezeugte, daß keine abgöttische Verehrung vorhanden sei: von der Zeit der Himmelfahrt Christi an gebe es Bilder in der christlichen Kirche; dieselben seien von Concilien gutgeheißen. Zugleich ruft er dem Kaiser in Erinnerung, daß er bei seiner Thronbesteigung das eidliche Versprechen gegeben habe, die Gebräuche der Kirche unangetastet lassen zu wollen.

Ungeachtet dieser feierlichen Protestation des ehrwürdigen Patriarchen, und der geistreichen Vertheidigung des Gebrauches der Bilder durch den berühmten Johann von Damascus, die sogleich nach dem ersten Edicte erschienen war, und jeden Schein von abgöttischer Verehrung der Bilder abgewiesen hatte, publicirt Leo sein Decret zur Vernichtung derselben, und läßt den ehrwürdigen Germanus in seiner Wohnung aufgreifen, mit Faustschlägen mißhandeln und hinauswerfen. Der Patriarch zog sich in sein väterliches Haus zurück, lebte als Privatmann, wurde aber bald nachher von Leo in ein entferntes Kloster verwiesen, und als ein fast hundertjähriger Greis daselbst erdrosselt. Der Kaiser setzte an dessen Stelle eigenmächtig den Anastasius, einen Menschen, bereit zu glauben und zu thun, was der Kaiser haben wollte. Welche Mittel Leo ferner angewendet, seinen Zerstörungsplan durchzuführen, davon möge ein Beispiel Zeugniß geben.

„Nicht weit von der Sophienkirche," erzählt Constantin Manasses, „stand ein altes Gebäude, errichtet von frühern Kaisern, das man einen reizenden Garten von büchertragenden Bäumen hätte nennen mögen, einen Hain, bepflanzt mit den schönsten Gewächsen aller Wissenschaft und Weisheit. Dasselbe enthielt einen Schatz von 36,500 Büchern. Dieser Schatz war jedesmal einem ausgezeichnet gelehrten Manne anvertraut, dem noch zwölf andere Gelehrte zur Seite gestellt waren, die alle jedem Wißbegierigen unentgeldlich an die Hand gingen, und sie in den Wissenschaften unterrichteten. Die Kaiser unternahmen nicht leicht etwas, ohne zuvor diese Akademie von gelehrten und tugendhaften Männern zu Rathe zu ziehen. Diese wollte denn auch Leo für seinen Zerstörungsplan gewinnen. Er wandte Bitten und Geld an, fand aber bald, daß er Adlern oder Sternen nachjage. Vor Wuth hierüber entbrannt, ließ Leo jenes Gebäude mit dem Bücherschatze und jenen Männern darin mit brenn-

baren Stoffen umlegen, und die herrliche Bibliothek sammt den Männern verbrennen."

So achtete Leo das Ebenbild Gottes in den Menschen eben so wenig, als die Bilder des Erlösers und der Heiligen. Von jenem Vorgange begann der wilde Sturm gegen die Bilder und Bilderfreunde. Keine Achtung der heiligen Ehrfurcht, welche das Volk gegen die Bilder hegte, kein Sinn, kein Gefühl für Kunstschönheit hielt den Kaiser ab. Seit den Zeiten Constantin des Großen befand sich über der Kirche der heiligen Jungfrau ein großes und kunstreich gearbeitetes Bild des Gekreuzigten, das jener Kaiser zum Andenken an den Sieg über Maxentius hatte errichten lassen, und das in der ganzen Hauptstadt besonders geehrt war. Jorinus, einer aus der Leibwache, kam im Auftrag des Kaisers mit Axt und Leiter, um dieses herrliche Bild zu zertrümmern. Viele fromme Frauen sammelten sich um ihn, baten unter Thränen, das Bild zu schonen. Allein alles Bitten war vergebens; er steigt die Leiter hinan, schlägt dreimal mit der Axt an das Bild, und im Augenblicke lag es in Trümmern auf der Erde. Der Anblick dessen setzte die Frauen in grimmigen Eifer; ihr früheres Flehen ging nun in Wuth über, sie zerrten an der Leiter, rissen sie um, ehe Jorinus herunter konnte, zerkratzten ihn sodann und schlugen ihn mit Knitteln todt. Darauf ziehen sie gegen die Wohnung des neuen Patriarchen, werfen mit Steinen nach ihm und rufen ihm zu: „Schändlich Haupt, Feind der Wahrheit! Darum also bist du in das Priesterthum eingetreten, daß du die heiligen Weihgeschenke zerstörtest!" Der Patriarch suchte Schutz bei dem Kaiser, und dieser ließ durch Soldaten die Frauen niederhauen.

Während so das kaiserliche Edict zu Byzanz vollzogen wurde, und die Bilderzerstörung trotz der durch dieselbe herbeigeführten Volksaufstände fortdauerte, übersandte Leo sein Edict auch an den Papst (Gregor II.), um diesen zur Gutheißung desselben und zur Zerstörung der Bilder aufzufordern. Wie aber schon früher der Patriarch Germanus, widerlegte auch der Papst die Behauptungen des Kaisers, und vertheidigte den uralten Brauch der Kirche. Er stellte vor, kein Christ lasse sich einfallen, nach heidnischer Weise ein Bild anzubeten; selbst die Schwachen im Geiste wüßten recht gut zwischen Verehrung und Anbetung der Bilder zu unterscheiden. [1])

1) Man sollte nicht glauben, daß es auch heutzutage noch Gebildete gebe, die jenen Unterschied nicht anerkennen. Neuere Geschichtschreiber, wie Schlosser, reden von „Aberglauben" und „hartnäckigem Aberglauben" der Bilderfreunde, während „Aberglauben" sowohl als „Hartnäckigkeit" doch offenbar auf Seite der Bilderstürmer war. Oder darf man ob des Aberglaubens Einzelner die Bilderverehrung überhaupt als Aberglauben bezeichnen?

Der Kaiser aber beharrte bei seiner Ansicht, ließ eifrigst alle Bilder aufsuchen und zerstören, gab Befehl, den Papst zu tödten und sandte auch eine Flotte aus, um den Widerstand der Italiener zu brechen. Indessen, ein Sturm zerstörte die Flotte, Leo selbst aber starb im Jahre 741, nachdem er dem Patriarchate Rom viele Provinzen entrissen und sie Constantinopel unterstellt hatte.

Vergebens hatten die Gläubigen gehofft, daß mit dem Tode Leo's die Ruhe in der Kirche wiederhergestellt werden würde. Constantin Copronymus hatte den Haß des Vaters gegen die Bilder geerbt, und suchte an Grausamkeit denselben zu überbieten. Ein Menschenleben zu vernichten schien ihm nicht mehr zu sein, als ein Bild zu zerstören. Hatte der Vater bloß Bilder zerstört und verboten, so ließ nun der Sohn ein Decret ergehen, daß Niemand irgend einen Diener Christi, sei er Märtyrer oder Apostel gewesen, heilig nennen, oder ihre Reliquien ehren sollte; anspeien sollte man dieselben, und die Seligen nicht um Fürbitte anrufen, da sie nichts vermöchten. Und hatte Leo bloß versucht, den Patriarchen Germanus und den Papst Gregor zur Einwilligung und Mitwirkung gegen die Bilder zu vermögen, so suchte Constantin jetzt die orientalischen Bischöfe zu knechtischen Werkzeugen der Bilderzerstörung zu machen. Als wirklich viele derselben, unter ihnen die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, die gute Sache feig verrathen hatten, erhoben sich mit desto größerer Freimüthigkeit und Kraft zur Vertheidigung derselben die Mönche. Ohne Eigenthum, ohne Familie, gleichgültig gegen die Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, kannten sie keine Menschenfurcht, waren unzugänglich für Schmeicheleien, Bestechungen und Drohungen; solche Männer schwiegen auch vor einem Constantin nicht. Dafür entbrannte des Kaisers ganze Wuth gegen sie. Er befahl, dieselben auf den Straßen mit Steinen zu werfen, ließ sie in den Einöden aufsuchen und erwürgen, die Klöster zerstören, als seien es Räuberhöhlen. Vielen Mönchen ließ er den Bart mit brennbaren Stoffen bestreichen und anzünden; andere ließ er am Barte über die Straßen zu Tode schleifen; andern wiederum mit Bildern den Schädel einschlagen, die Augen ausstechen, oder dieselben sonst am Leibe verstümmeln.

Und so handelte Constantin nicht allein gegen die Mönche, sondern überhaupt gegen die Verehrer der Bilder, gegen Magistrate und Soldaten,

indem er dieselben als Majestätsverbrecher unter harten Qualen hinrichten ließ. [1])

Noch verdient bemerkt zu werden, daß Constantin an die Stellen der zerstörten Bilder Scenen glänzender Jagden, Pferderennen u. dgl. malen ließ. So ist des Menschen Thun ein Spiegel seines Innern; was er innerlich liebt, das ehrt er auch äußerlich; und jener Constantin, der wegen seiner Pferdeliebhaberei, die selbst die Ausdünstung der Pferde wohlriechend fand, den Beinamen Caballinus erhalten, erwies so den Thieren eine Ehre, die er heiligen Männern nicht zugestehen wollte. Vierunddreißig Jahre hatte der Tyrann gegen Bilder und Menschen gewüthet, als der Tod seiner Regierung ein Ende machte.

Aehnliche Scenen ereigneten sich unter seinen Nachfolgern, „den bilderstürmenden Kaisern": Leo III., welcher vor seinem Tode sein Unrecht eingesehen und Loblieder auf die heil. Jungfrau angeordnet haben soll, Nicephorus, Leo dem Armenier, Michael dem Stammler, und Theophilus. Obwohl die durch die Bemühungen der Kaiserin Irene zu Stande gebrachte allgemeine Kirchenversammlung (im Jahre 787) zu Nicäa die Grundsätze der Kirche klar und scharf feststellte („die Christen nennen die Bilder nicht Götter, sie dienen ihnen nicht als Götter, setzen die Hoffnung des Heils nicht auf sie . . . . sondern zur Erinnerung an die Urbilder ehren sie dieselben, ohne ihnen durch Anbetung göttliche Ehre zu bezeigen"), so erhielt sich doch noch lange eine starke Partei von Bilderfeinden, und namentlich war es wieder ein Soldat, Leo der Armenier, der nach seiner Thronbesteigung die Verfolgung erneute.

Unter ihm wurden Bilder zerschlagen und verbrannt, die heiligen Gefäße, an denen eine Figur angebracht war, zertrümmert; wer sich nicht unterwarf, wurde gegeißelt, manchen die Zunge ausgeschnitten. Verbannung und Gütereinziehung waren die gelindesten Strafen; Bischöfe und Mönche wurden bis zum Tode geschlagen oder in Säcke genäht in's Meer geworfen. Der bloße Besitz eines religiösen Bildes, oder eines den Bildergebrauch vertheidigenden Buches, die Aufnahme eines Verbannten, die Pflege eines Gefangenen zog schwere Strafen nach sich, und Alles war mit besoldeten Spähern erfüllt. Viele Geistliche und Mönche flohen nach

1) Für solche Heldenthaten spendet Rühs in seiner Geschichte des Mittelalters (I. Bd. S. 51) diesem Kaiser das Lob: „einen noch größern Beweis seiner Kraft" (als nämlich seine Feldzüge gegen die Bulgaren) „gibt die Festigkeit, womit er den Kampf gegen die erbitterten Mönche bestand." Wahrlich ein Lob, das mit gleichem Rechte auch einem Nero, Caligula und Diocletian ertheilt werden kann.

Rom, wo Papst Paschalis das Kloster der heiligen Praxedis für sie erbauen ließ. Hauptstütze der Katholischen war damals Theodorus Studita, der auch im Gefängnisse und unter den schwersten Mißhandlungen nicht abließ, durch Briefe die Verfolgten zu trösten, die Wankenden zu stärken, und die Unwissenden zu belehren; seine Schriften enthalten die gründlichste und vollständigste Vertheidigung der Bilderverehrung und die Beantwortung aller Einwürfe.

Die letzte Verfolgung der Bilder und ihrer Verehrer fand endlich unter dem Kaiser Theophilus statt. Obgleich demselben bei seinem Regierungsantritt drei Patriarchen eine ausführliche Denkschrift übersandten, welche mit der dringenden Aufforderung schließt, der neue Kaiser möge dem schlimmen Beispiel der Ikonoklasten nicht folgen, sondern seinen schönen Namen Theophilus auch im Werke bethätigen, so verfolgte er doch die Bilderverehrer auf's heftigste und füllte die Kerker mit Mönchen, Geistlichen und Laien aller Stände. Besonders waren die Mönche dem kaiserlichen Zorne ausgesetzt, theils weil gerade sie in der Regel die eifrigsten und muthigsten Vertheidiger der Bilder waren, theils aber auch, weil manche von ihnen, Künstler, Devotionalbilder fertigten. Viele Klöster verödeten, kein Mönch durfte mehr die Hauptstadt betreten, die Künstler unter ihnen aber sollten ausgerottet werden, und wurden, wenn sie fortfuhren, Bilder zu fertigen, bis auf's Blut gegeißelt, und ihre Hände, als die Organe ihrer Kunst, durch glühende Eisenbleche grausam gebrannt. Hier sei uns die Frage gestattet: „Was würde aus den bildenden Künsten geworden sein, wenn nicht die Kirche den bilderstürmenden Kaisern sich widersetzt hätte? Die edelsten und herrlichsten Werke der Kunst sind bekanntlich auf christlichem Boden erwachsen. Ohne die Festigkeit der Päpste, ohne die Synode von Nicäa hätte es vielleicht keinen Raphael und Michel Angelo, keinen Correggio und da Vinci gegeben. Etwas Genre- und Landschaftsmalerei würde die Habschaft der Kunst für Jahrhunderte gewesen sein."

Aehnliches geschah den Gelehrten, welche die Bilderverehrung zu vertheidigen wagten. Mitunter ließ sich der Kaiser selbst in Disputationen mit ihnen ein, und wehe dem, der durch die kaiserlichen Argumente nicht rechtzeitig besiegt wurde. Die beiden Brüder Theophanes und Theodor z. B., die aus Jerusalem stammten, wurden für solchen Frevel nicht nur mit 200 Stockschlägen bedacht, sondern ihnen auch griechische Spottverse auf die Stirne gegraben. Ein anderer Gelehrter, Methodius, wurde auf einer Insel mit zwei Missethätern sieben Jahre lang in einem Begräbniß eingesperrt.

Nach dem Tode des Kaisers Theophilus ging die Herrschaft thatsächlich in die Hände Theodora's über; dieselbe hatte ihrem Gemahl zwar versprechen müssen, in Betreff der Bilder keine Aenderung vorzunehmen, allein sie öffnete dennoch den Bilderfreunden sogleich die Kerker und beehrte manche derselben, namentlich den Methodius, mit ihrem Vertrauen. Alsbald berief Methodius, der zum Patriarchen gemacht wurde, eine Versammlung von Bischöfen und verfluchte mit ihnen die Synoden des Constantin Copronymus und Leo's des Armeniers, dagegen wurden die Beschlüsse des zweiten Concils von Nicäa als rechtskräftig anerkannt. Alle Bischöfe, die jemals die Bilderverehrung bekämpft oder nur gegen dieselbe Partei genommen hatten, wurden abgesetzt und an ihre Stelle traten nur erprobte Mönche. Methodius feierte seinen Sieg durch ein großes Fest, an welchem die Bilder wieder feierlich in die Kirche eingeführt wurden. Alljährlich wird dieses „Fest der Rechtgläubigkeit" in der griechischen und russischen Kirche wiederholt und es ist seine Bedeutung etwas erweitert worden, indem es als Siegesfest über alle Häresien gilt.

Seitdem gab es im byzantinischen Reiche bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts noch immer einzelne Bilderfeinde, aber nie mehr hat ihre Ansicht öffentliche Anerkennung, noch weniger die Herrschaft errungen. So endigte denn der 120jährige Bildersturm mit einem vollständigen Sieg der Bilderverehrung. Selbst bei den heftigen Kämpfen zwischen Photius und Ignatius waren beide Parteien in Betreff der Bilder völlig einig, und die erste allgemeine Synode approbirte auf's Neue ihre religiöse Verehrung.

II. Zeitalter der Karolinger.

1.

Die Verbreitung des Christenthums in Deutschland. Bonifazius.

Diejenigen Völker deutschen Stammes, welche in den südwestlichen Theilen Europa's dauernde Wohnsitze genommen hatten, waren längst zum Christenthum bekehrt, als ihre Stammesgenossen im eigentlichen Deutschland noch in der Finsterniß des Heidenthums lebten. Die Letzteren waren zwar der größten Anzahl nach den seit Chlodwig's Taufe zum Christenthum bekehrten Franken unterworfen, allein die merovingischen Könige kümmerten sich wenig darum, ob ihre Unterthanen heidnischen Göttern anhingen, oder den Schöpfer aller Dinge verehrten. Daher kam es denn, daß die Verbreitung des Christenthums vom fränkischen Reiche aus nur sehr unbedeutende Fortschritte machte und daß im siebenten Jahrhundert die Mission fast ausschließlich in den Händen Schottischer, d. h. nach dem Sprachgebrauch des früheren Mittelalters Irländischer Mönche lag, welche damals die Länder durchzogen. In dieser Insel, welche allen fremden Welthändeln fern lag, war das Christenthum mit dem hingebendsten Eifer aufgenommen worden, und hier war bald nicht nur die strengste mönchische Frömmigkeit, sondern auch eine ernste wissenschaftliche Thätigkeit zu Hause; während im ganzen Westland die gelehrte Bildung unterzugehen und zu verschwinden drohte, fand sie hier sorgsame Pflege, freilich nur im Dienste der Kirche, dem sich auch die fleißig gepflegten Künste widmeten. Vorzugsweise äußerte sich die Frömmigkeit der Mönche in weiten Pilgerfahrten, in dem Verlassen der Heimath, um in entlegener Fremde als Einsiedler zu leben oder Klöster zu gründen, um unter Christen und Heiden das Evangelium zu predigen.

Nach der Gewohnheit dieser Schottenmönche zog der Irländer Kolumban gegen Ende des sechsten Jahrhunderts mit zwölf Gefährten von dem Kloster Bangor aus; staunend und tief ergriffen lauschte das Volk im Frankenreiche ihrer feuerigen Beredsamkeit, die entartete Geistlichkeit aber scheute diese strengen Bußprediger. Die Könige dagegen nahmen sie willig auf, ihr Eifern gegen die verfallene Kirchenzucht war ihnen willkommen, und auf Childebert's Wunsch ließ sich Kolumban in den Vogesen nieder; zahlreiche Schüler strömten ihnen zu, und bald erhoben sich Klöster in der Wildniß, vor allem Luxeuil. Es waren dieß nicht großartige Gebäude, wie in der spätern Zeit, sondern wie einst S. Severin's Ansiedlungen Haufen unscheinbarer Hütten, in deren Mitte eine kleine Kirche sich erhob; neben ihr der runde Thurm, der die Glocken trug, und im unteren Geschoß, von der Erde nur auf Leitern zugänglich, eine Zuflucht in Zeiten der Gefahr darbot.

Aber Kolumban's Feuereifer schonte auch der Könige nicht; keine menschliche Rücksicht konnte ihn bestimmen, zu dem sittenlosen Treiben des austrasischen Hofes zu schweigen, und furchtlos trat er den Ausschweifungen Theuderich's entgegen. Als er von Brunhilde, deren Zorn er verachtet hatte, sammt seinen Genossen vertrieben worden war, fand er an den Höfen der andern Frankenkönige eine ehrfurchtsvolle Aufnahme, aber nirgends eine bleibende Stätte. Kolumban begab sich daher mit seinen Genossen zu den Alamanen, bekämpfte das unter ihnen herrschende Heidenthum drei Jahre von Bregenz aus, und fand dann im Langobardenreich freundliche Aufnahme. Hier stiftete er das Kloster Bobbio zur Vertilgung der Reste arianischer Ketzerei. Mit vollem Eifer überließen sich die Mönche dieses Klosters ihrer Lieblingsneigung zum Schreiben.

Einer von jenen ursprünglichen zwölf Gefährten, die mit Kolumban von Bangor auszogen, war Gallus, der in Alamanien zurückblieb, als sein Meister über die Alpen zog, und zuerst die Bekämpfung des Heidenthums am Bodensee fortsetzte, dann aber als Einsiedler in das wildeste Gebirge sich zurückzog. Als dann nach seinem Tode des Grab des Heiligen immer häufiger von irischen Pilgern aufgesucht wurde, und immer mehrere von ihnen, sowie auch von den Alamanen, sich hier niederließen, erwuchs aus dem unscheinbarsten Anfang das Kloster S. Gallen. Noch andere Klöster Alamaniens führten ihren Ursprung auf irische Mönche zurück und in späterer Zeit pflegte man alle Begründer von Klöstern aus der merovingischen Zeit als Schotten zu betrachten.

Auch in Bayern sind wohl Schotten für die Verbreitung des Christen-

thums thätig gewesen, obwohl die namhaftesten Missionäre Franken waren. Die Kirchengründungen entstanden nach irischer Weise in der Form von Klöstern, deren Aebte auch zugleich das bischöfliche Amt verwalteten. Herzog Theodo berief im Jahre 696 den Bischof Rupert von Worms zu sich, um von ihm getauft zu werden. Rupert wurde der Begründer des Christenthums in Bayern und der Stifter von S. Peter in Salzburg. Der fränkische Bischof, Emmeram von Poitiers, verließ im Anfang des achten Jahrhunderts seine Heimath, um als Missionär zu wirken, und sein Grab wurde der Grundstein zur Regensburger Kirche. Korbinian, ebenfalls ein Franke, legte den Grund zu der Freisinger Kirche.

Der erste bekannte Missionär unter den Ostfranken war der heilige Kilian. Derselbe war mit mehreren Begleitern aus Irland gekommen und seine Wirksamkeit ist bezeugt durch die hohe Verehrung seines Namens; wie an S. Gallus Grabe, so scheinen sich auch in Würzburg seine Landsleute zahlreich eingefunden zu haben, und noch jetzt finden wir ihre Spuren in den irischen Schriftzügen der dortigen Handschriften.

Diese irischen und fränkischen Missionäre bereiteten den Boden vor für die Angelsachsen, mit deren Auftreten ihr Stern erlischt. Schon vor Beda dem Ehrwürdigen († 735) hatte die angelsächsische Mission begonnen, welche sich hauptsächlich den stammverwandten Sachsen und Friesen zuwandte. Ein charakteristischer Unterschied dieser Mission von der schottischen liegt in ihrem Verhältniß zum römischen Stuhl. Seitdem S. Augustin, von Gregor dem Großen gesendet, die englische Kirche begründet hatte, war diese in der engsten Verbindung mit Rom geblieben, und von da aus geleitet, wurde die Kirchenverfassung fest und sicher organisirt. Dadurch gewann diese Mission einen ganz andern Boden und war nicht der Vereinzelung und der daraus folgenden Verwilderung ausgesetzt, welche den Erfolg der Schottenpredigt auf einzelne Klosterstiftungen beschränkte.

Ueber das Leben und Wirken der ältesten angelsächsischen Glaubensboten sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Livin, ein Schüler Augustin's, soll in Friesland gepredigt haben, ebenso Wilfrid, Erzbischof von York, der im Jahre 709 gestorben ist. Besondere Verdienste um die Mission erwarb sich Egbert, der Abt des Klosters Hy, welcher zum Friesenfürst Radbod den Wigbart, und nach dessen Heimkehr im J. 690 Wilbrord mit 11 Gefährten aussandte. Zu derselben Zeit predigte Suibert, der Stifter von Kaiserswerth. Unter den Sachsen verkünde-

ten der weiße und schwarze Ewald das Evangelium; ihnen folgte um 770 Liafwin, nachdem vielleicht schon mancher Glaubensbote vergeblich und ohne das Andenken seines Namens zu hinterlassen, versucht hatte, das starre Heidenthum der alten Sachsen zu überwinden.

Aber alle Glaubensboten jener Zeit überstrahlte durch erfolgreiche, großartige Wirksamkeit bei weitem der Mönch Winfried, später Bonifazius genannt, welcher als der eigentliche Begründer der deutschen Kirche betrachtet werden muß und mit Recht den Beinamen: Apostel der Deutschen erhalten hat. An glühender Begeisterung für seinen heiligen Beruf, an aufopfernder Liebe für das unternommene Werk, an lauterer Frömmigkeit und muthiger Ausdauer stand er keinem seiner Vorgänger und Mitarbeiter nach; was ihn aber vor diesen besonders auszeichnet, war die große Klugheit und Umsicht, mit welcher er der christlichen Kirche in Deutschland auch diejenige äußere Festigkeit und zweckmäßige Verfassung zu geben wußte, ohne welche das von ihm begründete Werk unmöglich auf die Dauer gesichert und zu einer erfreulichen Entwickelung geführt werden konnte.

Bonifazius begann sein Bekehrungswerk in Friesland, indem er seine dort wirkenden Landsleute unterstützte. Da er aber erkannte, daß seine Bemühungen durch Vollmachten des Papstes sehr erleichtert werden müßten, so trat er 718 seine erste Reise nach Rom an, wo er von Gregor II. Rath, Aufmunterung und die gewünschten Vollmachten erhielt. Nach seiner Rückkehr über die Alpen wandte er sich zuerst nach Thüringen, führte dann die wieder zum Heidenthume abgefallenen Friesen zum Christenthum und gelangte hierauf zu dem östlichsten Frankenstamme, den Hessen (Chatten); hier gründete er auf der Amöneburg (in Oberhessen) sein erstes Kloster in Deutschland und trat dann 723 seine zweite Reise nach Rom an. Der Papst empfing ihn mit großer Auszeichnung, verlieh ihm, jedoch ohne ihm einen bestimmten Sprengel anzuweisen, feierlich die Bischofswürde und gab ihm den bedeutsamen Namen Bonifazius. Nach Deutschland zurückgekehrt, empfing ihn Karl Martell mit großer Freundlichkeit und versprach ihm seinen Schutz. Hocherfreut über die fördernde Theilnahme des mächtigen Majordomus, begab sich Bonifazius wieder nach Hessen, allein zu seiner großen Betrübniß gewahrte er hier, daß das Heidenthum wieder mächtig um sich gegriffen hatte.

Viele hatten das Christenthum nur äußerlich angenommen, sie waren von dem Geiste desselben so wenig durchdrungen, daß sie dasselbe vielmehr mit allerlei heidnischem Aberglauben untermengten, und neben dem

christlichen Gottesdienste auch den Götzendienst beibehalten zu können wähnten. Sie brachten nebenbei theils heimlich, theils öffentlich die alten gewohnten Opfer unter ihren heiligen Bäumen und an den geheiligten Quellen dar. Sie konnten sich von der gewohnten Zeichendeuterei und den Wahrsagereien nicht sobald lossagen, und fuhren fort, an Zauberei zu glauben, solche selbst auszuüben und allerlei heidnische Opfer darzubringen. Andere aber, welche schon mehr erleuchtet waren durch das Licht des Christenthums, hatten allen diesen abergläubischen Gewohnheiten entsagt und hielten sich fern von den heidnischen Opfern; doch war ihre Zahl noch gering im Vergleich mit denjenigen, welche das Christenthum noch nicht angenommen hatten, oder dasselbe doch mit heidnischem Aberglauben untermischt ausübten.

Wohl mochte Bonifazius noch so nachdrücklich und begeistert gegen solche Verunreinigung des Heiligsten mit dem Unheiligen eifern: die Macht der Gewohnheit wirkte stärker, als sein Wort, und der Dienst der alten Götter war so fest mit dem Leben des Volkes verflochten, daß er durch Rede und Lehre allein nicht verbannt werden konnte. Es mußte dem Worte der Wahrheit durch einen sinnlichen, handgreiflichen Beweis nachgeholfen werden, durch die That mußte die Nichtigkeit des heidnischen Cultus erwiesen und der Gegenstand desselben vernichtet werden. Der älteste Gottesdienst der Hessen, wie der Deutschen, knüpfte sich an Haine und Bäume. Einzelne Götter wurden auf Berggipfeln, auf Felsen, in Höhlen, an Quellen und Flüssen verehrt; auch leidet es nach allem dem, was wir von dem Heidenthume unserer Vorfahren wissen, durchaus keinen Zweifel, daß sie Götzenbilder aus Metall, Erz und Steinen göttlich verehrten. Der feierliche und allgemeine Gottesdienst des Volkes hatte seinen Sitz in heiligen Hainen, oder unter einzelnen durch ihre Stelle, ihr Alter und ihre Größe, oder sonst durch zufällige Umstände geheiligten Bäumen. Ein solcher Baum von wunderbarer Größe stand bei dem Orte Gicesmere, dem Donnergotte Thor oder Thunar geweiht.[1])

Bonifazius hatte sein Vorhaben, Hand an dieses Heiligthum legen zu wollen, nicht geheim gehalten, sondern nach Möglichkeit bekannt gemacht, vielleicht auch die Zeit abgewartet, wo die Verehrung Thor's die Menge herbeirief; denn in zahlreichen Schaaren hatte sich das heidnische Volk der Hessen um sein Heiligthum versammelt. Als man vernahm, daß demselben Gefahr drohe von dem fremden Manne, der aus fernen Gegenden

1) Nicht Hofgeismar, sonder Geismar im Amte Gudensberg, wie Seiters S. 156 darthut

kommend den einigen Gott verkündete, welcher aller Länder und Völker Herr sei, waren Einige zum Schutze ihres heimischen Gottes herbeigekommen, und dachten mit gewaffneter Hand den Frevler zu vernichten, wenn er es wagen sollte, Hand an den heiligen Baum zu legen, auf welchen sie mit Furcht und stummer Verehrung blickten. Andere glaubten, die Gottheit selbst werde die Schmach rächen, welche ihr angethan würde, und stießen Verwünschungen und Flüche gegen Jeden aus, der denselben beschimpfen würde. Noch andere waren schon zweifelhaft geworden an der Macht ihrer Götter, und erwarteten nur den Ausgang der unerhörten That, um sich gänzlich von dem alten Glauben abzuwenden. Andere aber, welche von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt, schon dem Christenthume anhingen, und in der Taufe den alten Gottesdienst abgeschworen hatten, ermunterten Bonifacius und seine Genossen, und wünschten, er möge die Wahrheit seiner Lehre, so wie die Machtlosigkeit der Götzen durch einen augenscheinlichen Beweis darthun. Bonifazius, der sonst nur die Bücher der heiligen Schriften und Väter in seinen Händen trug, hatte sich jetzt mit dem Beil gerüstet, und trat mit Würde und Entschlossenheit unter die harrenden Volksschaaren. Er selbst versetzte dem Baume die ersten Streiche. Mit rüstiger Kraft folgten seinem Beispiele seine Schüler und diejenigen, aus deren Brust der Glaube an die unverletzliche Heiligkeit des Baumes schon vertilgt war. Kaum hatten sie den mächtigen Stamm von den Wurzeln getrennt, als ein brausender Sturm in seinen Wipfeln rauschte, und gleichsam als ob das Werk nicht durch Menschenhände allein geschehen sollte, den Baum mit unermeßlicher und ungesehener Gewalt im Wirbel drehend darniederstürzte. Krachend sank die alte Eiche zu Boden, und ihr gewaltiger Stamm lag gespalten in vier Theile an der Erde. Vor Verwunderung und Staunen außer sich, sahen die heidnischen Hessen ihr Heiligthum darniedergestreckt, und den kühnen Mann mit siegreichem Dankesblicke seine Augen gen Himmel erheben. Wer vorher gewankt, gezweifelt und gefürchtet hatte, dem war jetzt der letzte Zweifel benommen. Der Glaube an die Macht des Götzen schwand, und mehr als die bündigsten Beweise, mehr als die kräftigsten Reden vermocht hätten, bewirkte diese That. Man zögerte nicht länger, dem einigen, allein wahren Gotte die Ehre zu geben, ihn als seinen Herrn zu bekennen, und Viele ließen alsbald sich taufen.

Bonifazius hielt nun Rath mit seinen Brüdern, was ferner zu thun sei, und es wurde beschlossen, aus dem Holze des Baumes ein Bethaus zu errichten. Wie einst Augustin auf den Rath und die Weisung Papst

Gregor's des Großen die heidnischen Tempel der Angelsachsen nicht zerstört, sondern sie durch Ertheilung der Weihe für die christliche Gottesverehrung geheiligt hatte, so wollte auch Bonifazius dem Holze des heilig gehaltenen Baumes Weihe und Heiligkeit dadurch geben, daß er dasselbe zu einem Tempel des Herrn einweihte. So knüpfte er hier wie überall an die vorgefundenen Elemente an, und auf dem Wege gelang es ihm, einen festen und dauernden Bau zu fördern. Das neu errichtete Bethaus wurde zu Ehren des Apostels Petrus eingeweiht, und war aller Wahrscheinlichkeit nach die erste christliche Kirche im Hessenlande.

In Thüringen, wohin sich Bonifazius nun begab, wartete seiner die mühevollste Aufgabe seines Lebens; denn hier fand er, während er oft an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel litt, nicht nur bei der Ausrottung des Heidenthums die größten Schwierigkeiten, sondern hatte auch mit den christlichen Priestern, welche sich seinen strengen Anordnungen widersetzten, einen so hartnäckigen Kampf zu bestehen, daß er viele derselben ihres Amtes entsetzen und neue an ihre Stelle berufen mußte. Auch zog er zu seiner Unterstützung mehrere würdige Männer aus seiner Heimath zu sich heran, unter diesen den frommen und thätigen Lullus. Als nach Gregor's II. Tod Gregor III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, übersandte Bonifazius demselben einen ausführlichen Bericht über seine bisherige Wirksamkeit und erhielt zur Belohnung seiner Verdienste die Würde eines Erzbischofs, aber ebenfalls ohne einen bestimmten Sprengel. Nachdem er sein Bekehrungswerk zu einer hohen Stufe der Vollendung geführt und die hessischen und thüringischen Gemeinden erprobten Geistlichen anvertraut hatte, trat er seine dritte Reise nach Rom an (738), welche einen der schönsten Glanzpunkte seines Lebens bildete. Fast ein Jahr blieb Bonifazius in Rom und wendete sich dann zunächst nach Bayern, um die dortselbst eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Glücklich überwand er alle Schwierigkeiten und um die mühvoll geschaffene kirchliche Ordnung auch für die Folge aufrecht zu erhalten, theilte er das Land in die vier bischöflichen Sprengel: Salzburg, Regensburg, Freising und Passau, und ernannte auch die Bischöfe für dieselben. Außerdem stiftete er die drei Bisthümer: Würzburg, Buraburg (in Hessen) und Eichstädt.

Sehr wichtig für die Erhaltung der kirchlichen Verfassung und Disciplin waren die sechs Concilien, welche Bonifacius als Erzbischof hielt.

2.
Das Kloster Fulda.

Nachdem nun Bonifazius, wie wir sahen, zahlreiche Kirchen und Klöster gestiftet und selbst Bisthümer errichtet hatte, ging er damit um, ein neues Kloster, großartiger als alle bisherigen, zu errichten. Sein Schüler Sturm aus Bayern kam ihm dabei trefflich entgegen. Ihn sandte Bonifazius mit zwei Gefährten von Fritzlar aus in die Wildniß des Urwaldes, welcher Buchonia hieß, um einen passenden Ort aufzusuchen. Mit größter Sorgfalt sollten sie die Gegend, den Boden, Berg und Thal, Flüsse und Quellen, beobachten. Endlich ward ein entsprechender Ort am Fuldaflusse gefunden. Carlmann schenkte ihn dem Bonifazius nebst einem Gebiet von 4000 Schritten in's Geviert. Am 12. Januar 744 nahm Bonifazius denselben mit sieben Genossen feierlich in Besitz und sogleich begann der Bau von Kirche und Kloster. Drei Jahre ward rastlos gearbeitet. Als der äußere Bau fertig war, gedachte Bonifazius an den innern Aufbau des Klosters. Er sandte den Sturm mit zwei Genossen nach Italien, dort die blühendsten Klöster, vorab Monte Casino, kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr ward Sturm zum ersten Vorsteher des Klosters ernannt.

Als Bonifazius auf solche Weise seine Stiftung gesichert und innerlich wohl geordnet hatte, blühte dieselbe in einem von ihm selbst kaum geahnten freudigen Wachsthume auf. Durch die eifrigen und arbeitsamen Klostergeistlichen wurde die Gegend weiter und weiter urbar gemacht, die Wälder wurden gelichtet, der Ackerbau gefördert, Handwerke und Künste wurden eingeführt. Geschickte Leute, besonders solche, welche die zur Kleidung und zu den sonstigen Bedürfnissen des Klosters nöthigen Materialien verarbeiteten, als Gerber, Schneider, Hutmacher, Pergamentmacher, Leinen- und Wollenweber wurden herbeigezogen. Die Letzteren bildeten nachmals die erste Zunft in Fulda, und sie verdankte dem Kloster, wie ihren Ursprung, so auch bis zu den neuern Zeiten viele Gerechtsame. Die Arbeiten in dem Kloster, wie die Bäckerei, die Küche, der Boden, die Tischlerei, der Garten, die Bildhauerei, die Gold- und Silberarbeiten, die Malerei und das Urkundenschreiben, war unter die Mönche vertheilt. Von der Emsigkeit derselben entwirft uns Brower ein eben so wahres als anschauliches Bild. „Keine Art der Beschäftigung, durch welche der Geist Nahrung finden und dem öffentlichen Wohle geholfen werden kann, verschmähten jene Träger der göttlichen Weisheit in der Vorzeit, sondern

jeden Augenblick, welchen ihnen ihre kirchlichen Pflichten frei ließen, verwandten sie auf das Studium der Wissenschaften, die Pflege der schönen Künste und das Lesen oder Hören der heiligen Schriften. Einige dictirten oder schrieben Commentare zu der heiligen Schrift des alten und neuen Testaments; Andere übernahmen die Arbeit des Uebersetzens und Erklärens; Andere unter ihnen veranstalteten Anthologien aus denselben und aus den Schriften der Väter; Andere suchten das Verständniß derselben durch Sammlungen von Parallelstellen zu erleichtern. Viele unter ihnen gaben durch die Schärfe ihrer Erörterungen, die Feinheit ihrer Begriffsbestimmungen und Eintheilungen, und die Richtigkeit ihrer Schlüsse, Beweise von Weisheit und Gelehrsamkeit, wie sie damaliger Zeit kaum irgend wo anders gefunden wurden. Wem nicht Geistesgaben genug verliehen waren, um in Wissenschaften und Künsten diese höchste Stufe zu erreichen, dem wurde es doch nicht schwer, einen ehrenvollen Platz in den zweiten oder dritten Reihen zu behaupten. Diese gingen den ersteren an die Hand, und bereiteten ihnen die Hilfsmittel, indem Einige die Verzierungen und Initialen auf Pergament malten, Andere die Handschriften mit kostbaren Einbänden und Agraffen versahen, noch Andere die Bücher linirten und mit Menning und Röthel die großen Buchstaben am Anfange der Verse und Absätze schrieben. Noch Andere schrieben das, was nur so flüchtig auf Zettelchen hingeworfen und dictirt war, in's Reine, und ordneten dasselbe genau und zierlich."

Für alle Zeiten von dem höchsten Werth sind die in dem Kloster Fulda gemachten historischen Aufzeichnungen. Die ersten Anfänge der durch Karl d. Gr. veranlaßten Reichsannalen finden sich in den Annalen des Klosters Lorsch, welche augenscheinlich einen officiellen Charakter haben. Dieselben wurden die Grundlagen der Annalen des Einhard, welche bis 826 reichen. Als Fortsetzung der alten Reichsannalen erschienen unter Ludwig d. D. die Annalen von Fulda, deren Gesichtskreis das ganze Reich umfaßt, während die Klostergeschichte ganz als Nebensache erscheint; die Verfasser standen in naher Verbindung mit dem Hofe, wie das namentlich von Rudolf, dem Beichtvater Ludwigs, ausdrücklich bekannt; sie zeigen sich außerordentlich gut unterrichtet und beobachten auch als officielle Reichshistoriographen dieselben Rücksichten, welche sich schon in den frühern Reichsannalen zeigt. Uebrigens sind sie vortrefflich geschrieben in jener durch Einhard festgestellten Weise: dieselbe in ruhiger Würde völlig objectiv gehaltene Darstellung, von Jahr zu Jahr fortschreitend, mit der deutlichen Absicht, der Nachwelt Kunde von den Er-

eignissen zu hinterlassen und zugleich ihr Urtheil zu bestimmen. Nicht jedes Jahr ist daran geschrieben, aber doch immer ziemlich bald nach den Ereignissen, und deßhalb haben wir an ihnen eine unschätzbare Quelle ersten Ranges, bei der wir nur die Absichtlichkeit der Darstellung nicht außer Acht lassen dürfen. Die Form ist anspruchslos, und doch muß man bei näherer Betrachtung die Kunst anerkennen, welche dazu gehörte, in diesen wirren Zeiten alles im Auge zu behalten, sich durch Nebensachen nicht abwenden zu lassen, und mit knapper Beschränkung das Wichtigste übersichtlich zusammen zu stellen.

Erhard, ein nicht weiter bekannter fuldischer Mönch, war es, der zuerst die Aufgabe übernahm, das von Einhard, dem Biographen Karl's, 829 abgebrochene Werk für Ludwig's Reich weiter zu führen. Nach ihm übernahm die Fortsetzung Rudolf, Hraban's würdiger Schüler, welcher des Königs höchstes Vertrauen besaß und in die Geheimnisse des Hofes tief eingeweiht war; die Reinheit seiner Sprache und die Klarheit der Darstellung stellen seine Jahrbücher würdig den Einhard'schen zur Seite. Die weitere Fortsetzung kommt Rudolf's Arbeit nicht gleich, und von dem Tode Ludwig's des Jüngeren an zeigen die Annalen durch den rücksichtslosen Tadel des Königs Karl ihre veränderte Natur. Nach der Entthronung des Kaisers durch Arnulf scheint man auf bessere Zeiten gewartet zu haben und legte die Feder nieder.

Uebrigens erstreckte sich die literarische Thätigkeit der Mönche zu Fulda nicht allein auf die Reichsannalen, sondern mehrere Biographien der Aebte und andere Werke liefern schätzbares historisches Material.

Die Fuldaer Klosterschule wurde von der größten Bedeutsamkeit für die Bildung von Deutschland. Gleich anfangs war dieselbe eine doppelte; eine innere für die Oblaten und Zöglinge des geistlichen Standes und eine Außenschule, in welcher Kinder für alle andern Stände gebildet wurden. Viele Jünglinge aus Bayern, Franken und Thüringen sandte Bonifazius dahin, um dort unterrichtet und erzogen zu werden. Die Schule wurde sehr bald blühend, insbesondere als Karl der Große sich ihrer mit so vieler Liebe annahm. Er vermehrte ihre Besitzungen durch reiche Schenkungen, und schrieb an den zweiten Abt Baugulph einen ebenso eindringlichen als weisen Brief, worin er ihn ermuntert, für das Aufblühen der Schule besondere Sorgfalt zu hegen, da eine gelehrte Bildung für die Geistlichen unerläßlich sei. Baugulph entsprach den Wünschen Karl's so vollkommen, daß dieser schon im Jahre 787 die fuldaische Schule allen andern als Musterschule vorstellte, und auch schon den

Grund zu der nachmals so berühmten Klosterbibliothek legte. Vorzüglich aber verdankte die so wie das Schule,Kloster überhaupt, sein schnelles Aufblühen dem großen Rhabanus Maurus.[1]) Er ward schon in seinem elften Jahre dem Kloster zur Erziehung übergeben, dann aber von dem dritten Abte Ratgar, dem seine geistige Bedeutsamkeit nicht entgangen war, im achtzehnten Jahre seines Alters mit seinem Freunde Hatto nach Tours, zu dem damals hochberühmten Lehrer Alcuin gesandt. Mit diesen zugleich wurden noch andere gute Köpfe des Klosters ausgesandt, und fanden theils in Seligenstadt bei Einhard, theils bei dem Schottländer Clemens Aufnahme. Diese Wanderschaft der talentvollsten Jünglinge war für Fulda von großem Nutzen. Sie kehrten heim und brachten auch die durch Karl den Großen nach Deutschland übergesiedelten Schätze des Wissens mit sich zurück. Rhaban weilte zwar nicht gar lange Zeit bei Alcuin; allein es gestaltete sich ein bis zum Tode Alcuin's fortdauerndes Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen, in welchem sich Alcuin nicht blos als Lehrer, sondern als geistlicher Vater Rhaban's betrachtete.

Nachdem Rhaban in der heiligen Schrift, der Ethik, Philosophie und Poesie unterrichtet war, kehrte er in Gesellschaft seiner lieben Mitschüler nach Buchonien zurück. Dort ward ihm von dem Abte Ratgar die Einrichtung und Leitung der Schule übertragen, und nun gelangte dieselbe gar bald zu solcher Blüthe, daß sie selbst die berühmten englischen, um vielmehr aber noch die fränkischen und deutschen Schulen überstrahlte. Im Jahre 810 wurde Rhaban, kaum 26 Jahre alt, Rector derselben, und der Ruhm seines Namens zog von nah und fern Schüler herbei; der Andrang war so groß, daß der bei weitem größte Theil der lernbegierigen Jünglinge keine Aufnahme dort finden konnte. Die Schule wurde bald der Mittelpunkt der gelehrten Bildung in Deutschland, so wie Rhaban der Träger der gesammten Wissenschaft der damaligen Zeit war. Grafen und Fürsten, Gelehrte und Bischöfe besuchten ihn oft, und Alle bewunderten seine Weisheit, Alle staunten über den unermeßlichen Schatz seiner Kenntnisse. Als Rhaban im Jahre 822 Abt des Klosters und später Erzbischof von Mainz wurde, zählte das Kloster unter seinen Geistlichen schon so viele tüchtige Lehrer und der Ruhm der Schule war so verbreitet, daß Kloster und Schule durch sich selbst fortwuchsen. Auch blühten unter den Mönchen nicht wenige durch Malerei und Bildnerei

1) Diesen Beinamen hatte ihm Alcuin nach dem Lieblingsjünger des heiligen Benedict gegeben.

ausgezeichnete Männer. Rhaban hatte deßhalb schon den Grund zu einer eigenen Kunstschule gelegt, welche der dreizehnte Abt Hadamar vollendete. Es wurden nämlich auf Befehl dieser Aebte gewisse Grundstücke und Einkünfte der Kämmerei des Abtes nicht nur zur Bestreitung der Cultuskosten der Kirche angewiesen, sondern auch dazu bestimmt, daß sie, nach Anweisung des Abtes und des Kämmerers, zur Verfertigung aller Arten von Kunstwerken, sowohl der Baukunst als Sculptur, der getriebenen Arbeiten und Schnitzwerke verwandt werden sollten. Dem Kämmerer wird zur Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß diese Fabrik-Kasse des Abtes nicht leer werde, sondern daß fortwährend Künstler beschäftigt und Jüngere herangebildet würden, „damit das Haus des Herrn nie ohne ihre Dienste sei, sondern mit Kunstwerken von gegossener Arbeit und jeglichem Schmucke in Holz, Stein und Erz und edlern Metallen geziert werde.“

Das Kloster wurde also für die nachmalige Zeit eine wahre Universität der Wissenschaften, und, was sehr bemerkenswerth ist, eine Pflanzstätte für vaterländische Sprache, verbunden mit einer Akademie der Künste. Was Monte Casino für Italien, was St. Gallen für Süddeutschland, was späterhin Corvey für die Sachsen und das nördliche Deutschland geworden ist, das wurde Fulda für Mitteldeutschland. Die Werke des Rhaban und vieler anderer Gelehrten, welche in dem Kloster lebten, oder demselben ihre Bildung verdankten, sind nur zum Theil erhalten, die Bauten und Kunstwerke aber sind größtentheils unter der Gewalt der Elemente und dem nagenden Zahne der Zeit, zum Theil auch durch die Begierlichkeit der Menschen zu Grunde gegangen; aber die geringen Ueberbleibsel reichen hin, um uns einen Begriff von den Leistungen in Wissenschaft und Kunst zu geben, wie sie die damalige Zeit hervorbrachte und uns mit Bewunderung der Thätigkeit, des ausdauernden Fleißes und der Geschicklichkeit ihrer Urheber zu erfüllen. Wer freilich der Zeit und den Umständen nicht Rechnung tragen kann oder will, und da, wo im Frühlinge die ersten Keime hervorsprießen, schon die gereifte Saat sehen möchte; wer es vergißt, daß diese Stiftung mitten in einem Urwalde gegründet wurde, unter einem Volke, welches so eben erst den Dienst des Heidenthums gegen die Anbetung des einen wahren Gottes vertauscht hatte, der hat sich eines richtigen Maßstabes der Beurtheilung begeben, und die erstaunenswürdigen Erscheinungen, welche das Christenthum erzeugt, werden ihn kalt und ohne Bewunderung lassen. Vergegenwärtigen wir uns dagegen die Zustände der Zeit, und bringen wir alle die Hindernisse in Anschlag, welche die Missionäre zu bewältigen hatten,

dann müssen wir gestehen, daß unsere Großthaten oft nur Kinderspiel, neben der Thätigkeit jener, ohne Prunk und Prahlerei wirkenden Genien der Menschheit sind.

Auf einen großen Namen hatten es Bonifazius und seine Mitarbeiter nicht angelegt. Hätten sie nach eitler Ehre vor den Menschen oder nach irdischen Vortheilen gestrebt, wären sie nicht vielmehr von dem reinsten Eifer für die Verherrlichung Gottes und für das Heil ihrer Brüder beseelt gewesen, nimmermehr hätten sie so Großes und Ruhmwürdiges geleistet. Sie förderten Künste und Wissenschaften, weil die Menschheit durch dieselben veredelt und erleuchtet wird. Wie sie selbst aber im Dienste des Allerhöchsten standen, so mußte auch Kunst und Wissenschaft der Verherrlichung Gottes dienen, und indem Fulda eine Pflanzstätte für beide wurde, gelangte es zugleich zu der höchsten Bedeutsamkeit für die weitere Verbreitung christlichen Lebens und Glaubens. Was Bonifazius gewünscht und gewollt hatte, ging bald in Erfüllung. Schon unter der Leitung Sturm's hatte sich die anfängliche Siebenzahl der Mönche bis auf vierhundert vermehrt, und das Kloster wurde gar bald zu einem Seminare, aus dem die eifrigsten und gelehrtesten Priester hervorgingen. Bisher ward durch fremde Glaubensboten das Licht des Evangeliums in Deutschland entzündet, von jetzt waren es Eingeborne, durch welche die Bekehrung der Sachsen und der im Norden Deutschlands gelegenen Länder bewerkstelliget wurde. Sie hatten großentheils ihre Bildung in Fulda empfangen und verpflanzten diese mit dem Christenthume von dort nach den entferntesten Gegenden. Rhabanus, von Geburt ein Mainzer, ist als der Vater deutscher Gelehrsamkeit anzusehen, und er steht an der Spitze einer zahlreichen Schule, aus welcher wir nur die Namen Walafried Strabo, Abt von Reichenau; Servatus Lupus, Abt von Ferrières; Otfried, Mönch in Weißenburg; Rudolph, Mönch in Fulda, nennen. Schannat zählt unter andern berühmten Männern allein elf Erzbischöfe, eben so viele Bischöfe und vierzehn Aebte auf, welche in den ersten Zeiten aus dem Kloster Fulda hervorgingen. Viele andere Männer wurden dort gebildet, welche nachher als Räthe und Kanzler der Fürsten, als königliche Sendboten und Richter die bedeutendsten Stellen bekleideten, und die daselbst gewonnene christliche Gesittung und Bildung in weiteren und weiteren Kreisen verbreiteten.

Neben den höchsten geistigen Beschäftigungen fand indessen auch die gröbste Feldarbeit, so wie das niedrigste Handwerk einen ehrenvollen Platz in und bei dem Kloster.

Ein Theil der Geistlichen fand nicht in dem Kloster seine Wohnung, sondern es wurden ihnen Plätze in der Nähe desselben zur Urbarmachung angewiesen. Hier bauten sie sich anfangs ein kleines Obdach oder eine Zelle, um welche herum sie ein Gärtchen anlegten, und dann weiter und weiter ein größeres Stück Landes anbauten. Die Zellen erweiterten sich nach und nach, neue Anbauer und Gehülfen gesellten sich zu den Mönchen, und so entstanden aus dem kleinen Anfange die Dörfer, welche zahlreich um Fulda herum liegen, und von ihren ersten Bewohnern oder ihrer ursprünglichen Bestimmung noch jetzt den Namen tragen, als Maberzell, Bronnzell, Künzell, Mackenzell, Edelzell, Kehrzell, Orzell, Sargenzell, Pilgerzell, Kämzell, Bonifaziuszell u. s. w. Die Entstehung der Dörfer läßt sich vielleicht nirgends so bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, wie in Buchonien, wo schon die heutigen Namen großentheils auf ihren Anfang hinweisen.

3.
Tod des heiligen Bonifazius.

Nachdem Bonifazius sein großes Werk in Deutschland vollendet und wiederholt in Bayern, Franken, Hessen und Thüringen Alles geordnet hatte, bestieg er auf den Wunsch Karlmann's und Pipin's den bischöflichen Stuhl von Mainz; allein das erzbischöfliche Amt, wenn es auch Sorge und Arbeit in Menge darbot, wollte dem von Thatendrang erfüllten Herzen des rastlosen Missionärs nicht genügen und er legte seine Würde als Erzbischof von Mainz in die Hände seines Schülers Lullus nieder, um seinen letzten, sehnlichsten Wunsch zu erfüllen: Friesland, wo er schon früher als Missionär gewirkt, ganz für das Christenthum zu gewinnen. Auf einem Concil zu Mainz nahm er feierlich Abschied von seiner großen Schöpfung, von seinen Schülern und Freunden. Dem versammelten Clerus stellte er Lullus als ihren neuen Oberhirten vor, ermahnte alle zum Gehorsame, zu inniger brüderlicher Eintracht, zur Beharrlichkeit und zum Eifer für die Verbreitung des Friedensreiches. Dann sprach er also zu Lullus: „Ich denke jetzt daran, wie ich meine Pilgerschaft vollenden will, und kann von dem Vorhaben dieser meiner Reise nicht lassen, denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor, und die Zeit meines Todes nahet. Ich werde die körperliche Hülle ablegen und zur ewigen Ruhe eingehen. Du aber, mein vielgeliebter Sohn, vollende den von mir in Thüringen angefangenen Bau der Kirchen; rufe

mit unablässigem Eifer das Volk von den Wegen des Irrthums ab; vollführe den Bau der begonnenen Basilika an der Fulda, und dorthin bringe einst meinen unter der Last der Jahre erlegenen Körper."

Alle Anwesenden waren bei dieser letzten Unterredung des geliebten Lehrers in Thränen aufgelöst; allein Bonifazius ließ sich durch nichts in seinem Vorhaben wankend machen. Er wählte die Genossen und Schüler, welche ihn nach Friesland begleiten sollten, bestieg mit ihnen ein Schiff und ließ sich auf dem Rheine seinem langersehnten Ziele entgegen führen. Er landete auf der Ostseite des Zuydersee's, damals Elmere genannt.

Hier begann er nun mit frischem Muthe zu lehren und zu predigen, zog überall umher, gewann die Abtrünnigen wieder und vereinigte Unzählige, welche bis dahin im Heidenthume gelebt hatten, mit der Kirche Christi; der Eindruck, den seine persönliche Erscheinung hervorbrachte, war unauslöschlich. Sein weißes Haupt, seine ehrwürdige Gestalt, sein von der Last der Jahre gebeugter aber von frischem Jugendgeiste belebter Körper stand dem heiligen Lüdger, dem ersten Bischofe von Münster, der ihn als Knabe um diese Zeit mit eigenen Augen gesehen zu haben versichert, noch im höchsten Alter lebendig vor der Seele, und die hohen Tugenden und das unermeßliche Verdienst des Mannes begeistern ihn, so oft er seiner gedenkt. In ganz kurzer Zeit, sogar in wenigen Tagen, wurden viele Tausend, Männer, Frauen und Kinder getauft. Weiter, immer weiter drang Bonifazius nach Norden vor, und wohin er kam, wandten sich Unzählige zu ihm, um von ihm das Wort des Lebens zu vernehmen und die Taufe zu empfangen. Die heidnischen Götzenbilder und Tempel sanken, die gotteslästerlichen Sitten und Gebräuche wurden abgestellt, mit rühriger Thätigkeit wurden christliche Kirchen und Bethäuser errichtet und das Licht des Evangeliums leuchtete hell und glänzend über das Land. Nach allen Seiten durchzog indessen Bonifazius, wie ein einfacher Missionär, die Gegend, lehrend, predigend und die Sakramente spendend. Ein Zelt oder eine Hütte diente ihm als Obdach, als Schule, Bethaus und Kirche. Seine Mitarbeiter folgten seinem Beispiele, und so war in kurzer Zeit der größte Theil Frieslands für das Christenthum gewonnen. Der Macht seines Wortes konnte nichts widerstehen, und zu dem ehrwürdigen, hochbegeisterten Greise fühlte sich hingezogen auch wer noch Abneigung hegte gegen seine Lehre. Die erbitterten Feinde des Christenthums sahen mit Schrecken, daß die allgemeine Verbreitung desselben über das ganze Land nahe bevorstand, wenn dasselbe nicht

schleunig mit Gewalt zurückgedrängt würde. Darum machten sie einen Anschlag gegen das Leben des Mannes, der gekommen war, ihnen Worte des Lebens zu verkünden.

Schon bis in die Nähe des nördlichen Meeres war Bonifazius vorgedrungen, und nahe war er dem Ziele seiner Wünsche. In der Gegend zwischen Leeuwarden und Gröningen hatte er Viele getauft, und sich noch weiter nach Norden begeben. Bei Dockum hatte Bonifazius Zelte aufschlagen lassen, denn er dachte dort länger zu weilen, und die auf diesem Boden nie gesehene Feier der Firmung zu halten. Die Neugetauften hatte er vorher in ihre Heimath gehen lassen, damit sie sich zu dem Empfange dieses Sakramentes vorbereiteten, und wenige Tage nach dem Pfingstfeste wieder zu ihm nach Dockum kämen, um die heilige Firmung zu empfangen; seine Schüler und Mitarbeiter waren wegen der bevorstehenden Feier um ihn versammelt. An dem festgesetzten Tage, den 5. Juni, erwartete Bonifazius mit ihnen die Ankunft der Neubekehrten. Er, der Friedensbote und Segenbringer, wollte des Herrn Heilmittel spenden, als aber früh am Morgen die Sonne sich über das Land erhob, und seine Dankgebete gegen Himmel stiegen für den Segen des Herrn, der sichtbar mit ihm gewesen war: da vernahm sein Ohr statt der Hymnen und Loblieder, mit welchen manches Jahr auf deutschem Boden die Schaaren der Firmlinge ihm entgegengezogen waren, wildes Kriegsgeschrei. Statt der Neugetauften, die er erwartete, sah er eine Rotte blutdürstiger Feinde nahen. Mit Schild und Speer bewaffnet, die Lanzen schwingend, traten sie auf seinen Lagerplatz. Die um Bonifazius versammelten Diener dachten Gewalt mit Gewalt abzuwehren, suchten sich zu bewaffnen, so gut sie konnten, und stürzten aus den Zelten dem Feinde entgegen. Bonifazius aber hatte kaum den Waffenlärm vernommen, so hing er, statt der Rüstung, die Reliquien der Heiligen, welche er stets bei sich führte, um, trat aus dem Zelte, versammelte seine Geistlichen um sich, und redete also zu den Dienern: „Lasset ab, meine Kinder, ich bitte euch, lasset ab vom Streite und fern sei aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde. Lehret uns doch die heilige Schrift, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Gutes erweisen sollen für das Böse. Der lang ersehnte Tag ist da, und die Zeit ist gekommen, wo wir von den Mühsalen und Leiden dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit abberufen werden. Warum wollet ihr so hohe Gnade, so hohen Ruhm uns nicht gönnen, sondern rauben? Nein, lasset uns stark werden in dem Herrn, lasset uns willig aufnehmen, was er gnädig

über uns verhängt. Nur auf Gott vertraut! Er wird unsre Seelen retten.“ So hielt er die Diener vom Kampfe zurück. Dann wandte er sich zu den um ihn versammelten Priestern, Diakonen und Ordensgeistlichen und redete in seiner Landessprache zu ihnen: „O meine vielgeliebten Brüder, wenn an der Liebe Gottes euch irgend gelegen ist, wenn die Erinnerung an alle meine väterlichen Ermahnungen etwas bei euch vermag, o, so zeiget es jetzt in dieser Stunde! Bedenket, was der Herr spricht: Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können. Den Anker eurer Hoffnung werfet auf Gott! Nach dem Augenblicke dieser Zeit wird er euch die Krone ewiger Vergeltung in dem Reiche der seligen Geister verleihen. Verlieret, ich bitte euch, verlieret in diesem kurzen Stündlein nicht den Lohn aller Mühen und Kämpfe eures Lebens, die ihr mit unwandelbarem Muthe bestanden habt. Gedenket nicht, wie die Heiden, der nichtigen Freuden dieser Welt! Nein, muthig und männlich gehet jetzt mit mir in den Tod! Aus Liebe zu Dem, der für uns gelitten hat, gehet, damit wir mit ihm eingehen in die ewigen Freuden!“

Während Bonifazius also redete, stürmte die wilde Rotte wüthend auf sie ein. Der erste, der unter den Hieben der Feinde niedersank, war ein Laie, Namens Hildebrand, dem die Sorge für den Tisch oblag, und der kaum angekleidet, in bloßen Füßen, dem Feinde entgegenstürzte. Seinen Bruder, den Diakon Hamunt, traf das feindliche Schwert, als er eben aus dem Zelte hervorgetreten war; darauf fiel Einer nach dem Andern. Zwei und fünfzig an der Zahl litten mit unserm Apostel den Martyrtod.

Stehend, betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend, empfing Bonifazius selbst den Todesstreich.

Sein Leichnam wurde zuerst nach Utrecht, dann nach Mainz, endlich, wie er selbst gewünscht hatte, nach Fulda, seiner Lieblingsstiftung, gebracht und feierlich beigesetzt. [1]) Bald wurde Bonifazius in Deutschland und Frankreich als Heiliger verehrt; vieler Orten wurden ihm zu Ehren Kirchen und Kapellen erbaut; das schönste Denkmal errichtete ihm noch in unsern Tagen König Ludwig I. von Bayern durch den Bau der Basilika mit dem Benediktinerkloster zu München. Und das kunstvolle, aus Erz gegossene, 12 Fuß hohe Standbild des Heiligen, welches ihm in Fulda errichtet ward, gehört zu den schönsten Monumenten Deutschlands.

1) In der Gruft der Domkirche zu Fulda befindet sich sein herrliches Grabmal, dessen Hauptzierden ein schöner Altar von schwarzem Marmor und ein die Ermordung des Heiligen darstellendes Altarbild von Alabaster sind.

4.
Entstehung des Kirchenstaats.

Der eigentliche Begründer der karolingischen Dynastie war Karl Martell, der erste König aus derselben aber war dessen Sohn Pipin, von seiner Körpergestalt „der Kurze“ beigenannt. Anfangs regierte er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Karlmann und beide ließen, um dem Vorwurf der angemaßten Gewalt auszuweichen, den blödsinnigen Merowinger Childerich III. zum Scheinkönig erheben. Karlmann trat bald von der Regierung zurück und als Papst Zacharias auf die Frage Pipin's: „ob derjenige der wahre und rechtmäßige König sei, der müßig daheim sitze und nur den königlichen Namen führe, oder derjenige, der in Krieg und Frieden alle Mühen und Sorgen der Regierung trage?“ die Antwort ertheilt hatte: „derjenige müsse auch König heißen, der die Rerung des Staates leite,“ konnte Pipin den entscheidenden Schritt wagen, um für sich und seine Nachkommen den königlichen Titel zu erwerben. Eine Reichsversammlung zu Soissons (752) sprach die Absetzung Childerich's aus; Pipin wurde unter lautem Jubel der Versammlung nach alter Sitte auf den Schild erhoben und in Gegenwart mehrerer Bischöfe wahrscheinlich von dem hl. Bonifazius zum König gesalbt. Somit trat die längst thatsächlich bestehende karolingische Dynastie auch dem Namen nach an die Stelle der merowingischen. Pipin vereinigte viele Eigenschaften in sich, die zu einem starken und segensvoll wirkenden Herrscher befähigen; Klugheit und Gerechtigkeit lenkten alle seine Schritte, Muth, Entschlossenheit und Ausdauer verliehen ihm die Thatkraft, durch welche er die Großthaten eines Kriegshelden ausführte und die Gedanken und Gefühle eines frommen und edeln Herzens zu lebensvoller Wirklichkeit gestaltete. Alle seine Thaten übertrifft ein unsterbliches Werk, die Gründung des Kirchenstaats; durch elf Jahrhunderte hat es allen Stürmen Trotz geboten, die festesten und blühendsten Schöpfungen der Mächtigen der Welt hat es entstehen sehen, aber es ist auch Zeuge ihrer Hinfälligkeit geworden, es ist ein Werk, dessen Grundmauern nicht wankten, wenn auch der Oberbau dem furchtbaren Anrann gewaltiger Ereignisse mehrmals nachgeben mußte. Die Entstehung dieses merkwürdigen Gebäudes muß das höchste historische Interesse bieten und seine Erhaltung muß nicht weniger die Pflicht der katholischen Christenheit als die eines jeden Menschen sein, in welchem nicht alles Gefühl für Recht gänzlich erstorben ist.

„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Nach der Auslegung, welche der Herr diesem seinem Worte selbst gegeben, nach dem thatsächlichen Verfahren des hl. Petrus und der apostolischen Zeit, nach der einstimmigen Deutung aller Kirchenväter und dem lauten Zeugnisse der Geschichte hat Christus mit jenem Worte seiner Kirche ein sichtbares Oberhaupt gegeben, und eine neue oberste geistige Gewalt geschaffen, deren Ausübung an die Nachfolger des hl. Petrus, somit an die Bischöfe zu Rom übergehen sollte. Der allmählig hinsinkenden Welthauptstadt sollte eine neue Zukunft höherer und geistiger Art sich eröffnen, in welcher sie nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch die Gewalt göttlich übertragener Vollmacht — nicht über bezwungene Völker zu herrschen, sondern die in Christo Freigewordenen im Geiste der Liebe und des Friedens zur Einheit des sichtbaren Gottesreiches zusammenzufassen und durchzubilden berufen war. Durch diese hohe Mission ragte der Bischof von Rom und in und durch ihn die römische Kirche von den christlichen Anfängen an hoch über die übrigen Bischöfe und Kirchen empor; Aller Augen waren bei allen wichtigen Phasen der Entwickelung nach Rom gerichtet; die wunderbare Glaubensstärke, Geistesklarheit und Sicherheit, mit welcher die Nachfolger Petri die Kirche durch die Schrecken der Christenverfolgungen wie durch die Irrgänge der Irrlehren und durch Spaltungen und Schwankungen im Innern der Kirche selbst hindurchführten, befestigten die Gesammtkirche mit jedem Jahre in der Ueberzeugung, daß die Oberleitung durch Rom wirklich eine gottgeordnete und gottbegnadigte sei, und erhöhten die Macht des Primates.

Die allseitige Anerkennung und Achtung der hohen Würde des Primats sprach sich am offenkundigsten in der Opferwilligkeit aus, welche die gesammte Christenheit zu allen Zeiten gegen die Nachfolger Petri bewies und wie durch freiwillige Gaben alle einzelnen Kirchen ihre Besitzungen erhalten haben, so sind dieselben auch die ideellen Grundlagen des umfangreichsten Kirchenguts, welches Kirchenstaat heißt, geworden.

Die älteste Besitzung der Päpste war der Lateran, der mit Recht die Mutter aller Kirchen Roms und der Welt (Urbis et orbis mater et caput) genannt wird. Zu den ältesten römischen Geschlechtern gehörten die Lateranen und ein Glied derselben war wahrscheinlich der Senator Pudens, der nach einer alten Ueberlieferung die Apostel Petrus und Paulus in sein Haus aufnahm, in welchem dann die Versammlungen der Gemeinde stattfanden und heimlich das christliche Opfer gefeiert ward.

In der Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte ein anderer Senator Pudens, nach dessen Tode seine beiden Töchter in dem väterlichen Hause eine Taufkapelle einrichteten, welche Pius I. (142—157) einweihte. Nach dem Tode ihres Bruders aber ließen die beiden Jungfrauen die Thürme des Hauses in eine Kirche umwandeln und schenkten sie dem Papste. So ist das Haus der Lateranen gleichsam ein anerkanntes Mutter- und Stammhaus des römischen Christenthums und der römischen Päpste und Kirchen. Kaiser Constantin schenkte das ehrwürdige Gebäude dem Papste Sylvester (314—335), und es ist von da an durch das ganze frühere Mittelalter zugleich die Residenz der Päpste geblieben. In der Laterankirche wurden sie beigesetzt, dieselbe war ihr Augapfel, sie statteten sie mit den vorzüglichsten Reliquien, mit allen Kostbarkeiten von Gold, Silber und Edelsteinen aus. Uebrigens erhielt die römische Kirche auch schon zur Zeit der Christenverfolgung liegende Güter, wodurch sie den Neid der habsüchtigen Präfekten erregte.

Doch erst mit Kaiser Constantin d. Gr. ging für die christliche Kirche nach der trüben Zeit der Verfolgungen die Sonne der Gerechtigkeit, des Friedens und zeitlichen Wohlstands auf. Constantin bewies durch eine Reihe von Edicten seine hohe Verehrung für den christlichen Glauben und zollte den Dienern der Kirche die höchste Ehre und Auszeichnung; „ich sehe, sagte er, in jedem Bischof ein Bild von Christus.“ In allen Theilen seines weiten Reiches spendete der Kaiser den Armen reiche Gaben und alle Besitzungen, welche den Christen zur Zeit der Verfolgungen entrissen worden waren, ließ er zurückerstatten; zerstörte Kirchen wurden mit größerer Pracht wieder aufgebaut und bekamen zum Unterhalt des Clerus regelmäßige Lieferungen von Getreide. Constantin erbaute selbst viele neue Kirchen und wenn er auch der von ihm gegründeten Hauptstadt, die nach ihm ihren Namen erhielt, seine hauptsächlichste Aufmerksamkeit widmete, so war er doch gleich bei dem Antritt seiner Regierung darauf bedacht, dem ehrwürdigen Sitze des Primats seine Verehrung zu bezeugen und dadurch seine Gemeinschaft mit der christlichen Kirche zu vollenden. Zu dem Ende baute er die Basilika vom Lateran neu und mit solchem Aufwand an Goldverzierung und kostbaren Kirchengeräthen auf, daß sie die Kirche des goldenen Heilandes genannt wurde. Außerdem wies er dieser Kirche liegende Güter zu, die zu Rom und dessen Umgebung und in entfernten Provinzen lagen und ein jährliches Einkommen von ungefähr 100,000 fl. abwarfen. Aehnliche Revenuen wurden andern Kirchen Roms, die an die hervorragendsten Helden des

Glaubens erinnerten: St. Peter, St. Paul, St. Laurenz, St. Marcellin aus Gütern in verschiedenen Gegenden Italiens, selbst in Afrika und Asien, angewiesen.

Dem Beispiele des von frommem Eifer für das Wachsthum und materielle Wohl der Kirche erfüllten Herrschers folgten viele Große des Reiches, und von der Mitte des vierten Jahrhunderts an erweiterten sich die Schenkungen an die römische Kirche von Seiten der Privatleute ungeheuer. Den gesammten weltlichen Besitz des päpstlichen Stuhles in und bei Rom, sowie in andern Theilen Italiens und den verschiedenen Provinzen des römischen Reichs, begreift man unter dem Namen: Patrimonium Petri, das Erbe des hl. Petrus. Ueber die Verwendung, welche die Päpste von ihren Gütern machten, haben wir Nachrichten genug, aus welchen wir ersehen, daß die Oberhirten der Christenheit mit besonderem Eifer die Werke der Liebe gegen ihre Nebenmenschen übten, was in dem heidnischen Leben eine gänzlich unbekannte Sache gewesen war; schon die Päpste vor Constantin hatten neben ihrer Wohnung im Lateran ein Gebäude für Kranke, das sie täglich besuchten, um auszudrücken, daß ihr Dienst, wie der ihres Herrn und Meisters selbst, vorzugsweise der leidenden Menschheit und das Kirchengut den Armen gehöre; später erhob sich das umfangreiche Krankenhaus, nosocomium Lateranense genannt. Wie sorgfältig eingerichtet das ganze Armenverpflegungswesen schon frühzeitig war, beweist die Einführung der Defensores auf den Gebieten des Patrimonium Petri, welche einzelne Arme und ungerecht Behandelte rechtlich zu schützen angewiesen waren.

Das hohe Ansehen des römischen Bischofs und die Gewalt der apostolischen Würde wurden mehr als einmal die Ecksteine, an denen sich die Wellen der Völkerströme brachen, die das Abendland überflutheten. Als Italien in die Hände der Gothen gefallen und Rom dem verheerenden Eindringen der barbarischen Schaaren ausgesetzt war, da ward dem Haupt der Kirche die erhabene Mission zu Theil, Italien, ja den ganzen Erdkreis vor dem Rückfall in die Nacht des Heidenthums zu bewahren, die Civilisation vor der Wildheit asiatischer Horden zu schützen. Als Attila die „Gottes Geißel" seinen Zug durch Italien mit Blut und Verwüstung bezeichnete, ging ihm Papst Leo I. an der Spitze einer Gesandtschaft, den Hirtenstab in der Hand, entgegen und machte auf den wilden Heerführer einen solchen Eindruck, daß er alsbald seine Feindseligkeiten einstellte. Einige Jahre später, als die Vandalen unter Geiserich blutdürstig und beutegierig vor Rom lagerten, trug ihnen derselbe Papst Leo

den Oelzweig des Friedens entgegen und rettete dadurch die Stadt von unvermeidlichem Untergang und die Einwohner von sicherem Tod. „Die Kaiser, sagt Johann von Müller, umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beide Naturen und beide Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten.“ Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Papst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden.

Mit der Vernichtung des weströmischen Reiches durch Odoaker, den Fürsten der Heruler und Rugier, waren die letzten Reste der alten Staatenordnung in Italien vernichtet und es begannen wieder furchtbare Kämpfe, aus denen das Reich der Ostgothen hervorging. Dasselbe versprach unter Theodorich d. Gr. für Italien einen blühenden Zustand, die Segnungen des Friedens und das Glück einer gutorganisirten Regierung, später aber schlug es in's Gegentheil um, das Hofleben, an welchem, wie ein neuerer Historiker sagt, das Laster selbst seine Größe verloren hatte, ward der Ausgangspunkt der moralischen Zerrüttung des Landes, das Heidenthum gewann wieder Raum und wenn auch die byzantinische Herrschaft auf kurze Zeit in ganz Italien wieder hergestellt ward, so konnte doch Constantinopel den Beruf, der Mittelpunkt einer weiten Herrschaft zu sein, nicht erfüllen, und während die Langobarden als Herren Italiens die schwache griechische Herrschaft auf der apenninischen Halbinsel fast ganz vernichtet hatten, da rettete Papst Gregor d. Gr. durch seine gewaltige Geisteskraft die Besitzungen der römischen Kirche und wirkte durch weise Verwaltung und Verwendung derselben zum Segen Italiens und der ganzen Christenheit.

Die Patrimonien der römischen Kirche lagen zur Zeit Gregor's d. Gr. in Afrika, Gallien, Sicilien, Corsika, Dalmatien, besonders aber in Italien in den Provinzen Campanien (jetzt die Campagne), Calabrien, den Abruzzen, Lucanien und den cottischen Alpen. Sie bestanden aus Landgütern, Dörfern und Heerden. Besonders umfangreich waren die Patrimonien in Sicilien, daher hier zwei Sitze der Oberinspectoren, in Palermo und Syrakus; der kleinste Bezirk lag in Gallien bei Marseille. Denkt man sich diese Besitzungen als arrondirtes Ganzes, so mögen sie wohl die Größe des Herzogthums Nassau betragen haben.

Im siebenten Jahrhundert schwanden die materiellen und moralischen Kräfte des griechischen Reiches immer mehr, durch den Uebertritt der arianischen Langobarden zur katholischen Kirche aber erhob sich die Autorität des apostolischen Stuhles in kirchlicher und politischer Beziehung in raschem

Schritt zu einer selbstständigen Macht. Zur äußeren Feststellung derselben bedurfte es jedoch sowohl der griechischen Regierung als auch der langobardischen Herrschaft gegenüber offizieller Acte, die bald genug aus der Verwickelung der italienischen Verhältnisse und den antikirchlichen Bestrebungen der byzantinischen Kaiser hervorgingen.

Sind die Bilderstreitigkeiten mit allen ihren Greueln als wichtiges Moment der Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche anzusehen, so müssen sie andernseits auch als ein sehr belangreiches Mittel zur Beförderung der Unabhängigkeit Roms von der griechischen Herrschaft gelten. Kiesel sagt in seiner Weltgeschichte schön und treffend: „Es war die Leitung aller Angelegenheiten des Ducats Rom unvermerkt und natürlich bereits so sehr in die Hände des Papstes gekommen, daß der Dux neben ihm eine ganz untergeordnete Stelle einnahm.... Der Bilderstreit vollendete den Bruch, indem die Bevölkerung sich nun entschieden vom oströmischen Reiche losriß. So verband sich in Zeiten, wo auf den Trümmern des römischen Reiches neue Verhältnisse sich erst gestalteten, für die Päpste mit der Aufgabe, die Kirche zu regieren, die andere, in einem Theile Italiens auch die weltliche Herrschaft zu führen. Diese weltliche Herrschaft ist durch keine einzelne Handlung begründet, sie ist den Kaisern nicht entrissen, sie ist vielmehr das nothwendige Ergebniß des Umstandes, daß die Päpste in einer Zeit schwankender Verhältnisse den Bewohnern des fraglichen Gebiets das waren, was die Kaiser ihnen nicht sein konnten. Sie befestigte aber das Papstthum in derjenigen selbstständigen Stellung, deren es bedurfte, um in seiner geistlichen Thätigkeit jedem von Außen herkommenden und aus weltlichen Rücksichten versuchten Zwange entrückt zu sein."

Die Gestaltung des Patrimoniums Petri zu dem eigentlichen Kirchenstaat entwickelte sich vorzüglich erst aus den langobardischen Kriegen. Bei aller Verehrung gegen die Kirche und Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl hatte doch Luitprand, der das lombardische Reich auf den Gipfel seiner Macht erhob, den Gedanken gefaßt, ganz Italien seinem Scepter zu unterwerfen, nachdem schon im Verlaufe des siebten Jahrhunderts die binnenländischen Festungen in der Nähe der venetischen Küste, die ligurische, die apulische und calabrische Küste in die Hände der Langobarden gefallen waren. Als Luitprand, im unnatürlichen Bündnisse mit den Griechen, im Jahre 729 gegen Rom und die zu dessen Gunsten aufgestandenen Herzoge von Spoleto und Benevent heranrückte, war es den Vorstellungen Gregor's II., der sich zu dem Könige in's Lager verfügte,

noch einmal gelungen, von Luitprand, der sich gerührt ihm zu Füßen warf, das Versprechen abzunehmen, Niemandem, wer es auch sei, feindselig entgegenzutreten; er begab sich mit dem Oberhirten in die Peterskirche und legte auf die Reliquien des hl. Apostels den königlichen Mantel, die Armbänder, das Panzerhemd, den Dolch, das vergoldete Schwert, die goldene Krone, das silberne Kreuz — alles als Geschenk für den heiligen Petrus und die Kirche nieder. Gleichwohl nahm er einige Zeit nachher den alten Plan wieder auf und drang in das römische Ducat ein. Er hatte sich bereits mehrerer Plätze bemächtigt und bedrohte Rom, als Gregor III., der zwar auf seine Kosten hatte die Stadtmauer herstellen lassen, übrigens doch zur ausreichenden Vertheidigung zu schwach war und von den Griechen keine Hülfe hoffen durfte, sich entschloß, die fränkische Macht zu seinem Schutze anzurufen, die unter dem Majordomus Karl Martell die stärkste und streitbarste Macht des Abendlandes geworden war. An diesen schickte der Papst im Jahre 739 den Priester Aniard mit Geschenken und dem Schlüssel zum Grabe des hl. Petrus nebst einem Schreiben, in welchem er klagt, daß das kleine Gebiet von Ravenna mit Feuer und Schwert von den Langobarden überzogen worden sei. Leider habe er auch von ihm, dem Majordom, bisher keiner Tröstungen sich zu erfreuen gehabt, da er, statt so großen Uebeln Einhalt zu thun, eher den Fürsten, von welchen sie ausgingen, als der Wahrheit Glauben schenke. Am Schlusse bittet der Papst: „Beim lebendigen Gotte und den Schlüsseln des hl. Petrus, welche ich dir als Zeichen des Himmelreichs sende, beeile dich, uns zu Hülfe zu kommen! Laß deinen Glauben leuchten und wachsen den Ruhm, welchen du dir in der Welt erworben hast.“ Karl Martell zögerte mit der Antwort, so daß der Papst noch einmal einen Brief an ihn richtete, in welchem jedoch ebenso wenig wie in dem ersten von der Uebertragung des Patriciats (Schutzrechts) der römischen Kirche die Rede ist, was von Neueren mehrfach behauptet worden ist. Während noch zwischen dem Majordom und dem Papste verhandelt ward, starben beide.

Alsbald ward der Grieche Zacharias auf den päpstlichen Stuhl erhoben, welcher das gewöhnliche Inthronisationsschreiben an den Kaiser Constantin schickte und von diesem Geschenke sowie die Bestätigung des Besitzes der Güter Nymphä und Normiä erhielt. Der friedliche, versöhnliche Geist des Papstes Zacharias trug auch in den Beziehungen des römischen Stuhles zu Luitprand gute Früchte; durch Freundlichkeit und Milde wußte er den König zu dem Versprechen zu bewegen, vier eroberte

Städte des römischen Ducats: Orta, Lomarzo, Blera und Aemilia, und die dem Exarchate in Oberitalien entrissenen Distrikte herauszugeben.

Luitprand erfüllte sein dem Papste gegebenes Wort nicht und fiel sogar wieder in das Exarchat ein; ihn bewog zwar der Papst abermals zum Frieden, allein sein Nachfolger Rachis brach denselben. Doch auch er gab den Worten des Papstes nach und ward so sehr gerührt, daß er seiner Herrschaft entsagte und in das neuerbaute Kloster Monte Cassino ging. Sein Bruder Aistulf nahm die Feindseligkeiten wieder auf und machte sich innerhalb zweier Jahre zum Herrn der Pentapolis und des Exarchats; die griechische Herrschaft in Italien beschränkte sich auf Sicilien und Calabrien, die meisten Herzoge waren fast ganz unabhängig.

Im Besitze des Exarchats gelüstete es Aistulf nach immer weiterer Ausdehnung seiner Macht und selbst nach dem Besitze Roms, demgemäß er dem römischen Senate und Volke gebot, ihm zu huldigen und dieser Aufforderung durch ein zahlreiches Heer Nachdruck verlieh. Der Papst nahm seine Zuflucht zu Gott und führte eine Procession durch Rom, bei welcher er mit nackten Füßen ein Bildniß Christi trug, und das mit Asche bestreute Volk folgte jammernd einem Kreuze, an welchem der von den Langobarden gebrochene Friedensvertrag aufgehängt war. Papst Stephan III. suchte Aistulf durch Abgesandte zu besänftigen, aber vergebens; die wiederholt an Kaiser Constantin gerichteten Bitten um Hülfe blieben unerhört. Der Papst nahm daher seine Zuflucht zu dem Frankenkönig Pipin, welcher ihm geneigtes Ohr schenkte und ihn einlud, über die Alpen zu kommen. Von schweren Sorgen tief gebeugt trat der pflichtgetreue, sorgsame Vater der Christenheit seine Reise über die Alpen an. „In dem Lande Wallis,“ sagt Joh. v. Müller, „wurde Stephan von einem fränkischen Herzoge empfangen. Der König, die Königin, die Prinzen, alle Großen, viele tausend Menschen aus allen französischen Provinzen, da sie berichtet wurden, was Maaßen zum erstenmale seit Gründung der Kirche der oberste Seelsorger und Hirt aller Christen, der Statthalter Gottes, in schwachem Alter und schwerer Krankheit, in großer Noth, bei unfreundlichem Himmel über die Alpen gezogen, um die Franken zum Schutze der apostolischen Gräber und Erblande zu berufen, eilten ihm entgegen. Da sie ihn sahen, sprangen sie von ihren Pferden; hierauf leitete der König den hl. Vater, so wurde er mit Lobgesängen in einen Palast gebracht.“ Am Schlusse seiner Erzählung der Reise Stephans sagt der genannte Meister der Geschichtschreibung:

„Durch solche Waffen war der Papst gewaltig. Der Controversist mag ihn verurtheilen; aber wer Geist und Größe unter Krone, Helm und Inful ehret, wird nie mißbilligen, was er selber damals gethan haben möchte.“

Der Papst salbte den König, sowie dessen Gemahlin und seine Söhne und übertrug ihm das Patriciat, womit das Schutzrecht und die Schutzpflicht gegen Rom und den apostolischen Stuhl bezeichnet werden sollte. Pipin und die fränkischen Großen verpflichteten sich auf dem Reichstage zu Quiercy an der Oise feierlich, dafür zu sorgen, daß die Bezirke, deren sich die Langobarden bemächtigt hatten, dem heiligen Stuhle zurückgegeben würden, d. h. daß er von nun an in den legitimen Besitz derselben eintrete, nachdem er sie factisch bisher stets durch Rüstungen, Geschenke, hauptsächlich aber durch das Gewicht seines moralischen Einflusses gerettet hatte. Pipin versuchte zuerst eine gütliche Verständigung mit Aistulf zu Stande zu bringen; als diese aber fehlschlug, ward die Heerfahrt rasch angetreten und der Langobardenkönig versprach das Exarchat und die Pentapolis dem apostolischen Stuhle auszuliefern. Nach dem Abzug der Franken aber drang Aistulf verheerend bis unter die Mauern Roms.

In dieser Noth sandte der Papst mehrere Botschafter mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Pipin; in den lebhaftesten Zügen schildert er die Gefahr, in welcher sich die Würde der Statthalterschaft Christi und das Patrimonium Petri befindet, so daß wir in der glücklichen Ueberwältigung der namenlosen Bedrängniß, die die Kirche damals erduldete, für alle Zeiten der Noth eine zuversichtliche Hoffnung auf Erhaltung der göttlichen Stiftung auf Felsengrund finden können. Aistulf scheint keinen zweiten Feldzug der Franken erwartet zu haben; allein im Sommer 755 erschien Pipin plötzlich vor Pavia und nöthigte Aistulf zum Aufgeben der Belagerung Roms. Der König muß mit einem Drittel seiner Schätze den Frieden erkaufen, sich zu einem jährlichen Tribute von 12,000 Goldsolidi verstehen und Geißeln dafür stellen, daß er den Papst in den Besitz des Exarchats und der Pentapolis, wozu jetzt Pipin auch noch die Stadt und das Gebiet von Comachio fügte, setzen werde. Zur Ausführung des Vertrags ließ der König den Abt Fulrad von St. Denis mit langobardischen Commissären alle in der Schenkung begriffenen Städte bereisen und und die Schlüssel derselben einfordern. Nach einem festlichen Einzuge in Rom, wo er jubelnd als Befreier empfangen wurde, legte er die Schlüssel der Städte sammt der Schenkungsurkunde auf das Grab des hl. Petrus nieder.

Die Schenkungsurkunde ist zwar längst nicht mehr vorhanden, aber Anastasius, welcher sie noch in dem päpstlichen Archiv sah, führt folgende Orte als zur Schenkung gehörig an: Ravenna, Arminio (Rimini), Pensauro (Pesaro), Conia (längst untergegangen), Fano, Cesinas (Cesana), Sinogalias (Sinigaglia), Esis (Jesi), Forumpopuli (Forlimpopoli), Forum olibi (Forli) mit dem Schlosse Sussubio, Monteforeri (Montefeltri), Acerragio (unbekannt), Montelucate (Monte Luco), Sorea, castram St. Marini (San Marino), Bobio, Orbino, Gallis (Cagli), Luciolis (Luceola), Egubio (Gubbio), Comiaclum (Comachio), civitas Narniensis (Narni).

Nach den Briefen des Papstes Stephan III., wie nach den übereinstimmenden Angaben der besten Chronisten, umfaßte die Schenkung das Exarchat Ravenna und die Pentapolis. Letztere begriff das Gebiet der Städte Rimini, Pesaro, Fano, Umana, Ancona in sich. Außerdem fehlen noch: Auximum (Osimo), Forum Sempronii (Fossombrana) und das territorium valvense. Aber auch aus dem Gebiete des Exarchats von Ravenna, welches auch die alte Provinz Aemilien in sich faßte, sind nicht angegeben die Städte: Faventia (Faenza), Imola, Ferrara, Bononia (Bologna), Gabellum, Adria.

Nach den von Scharpff zusammengestellten Beweisen und sehr bündigen Erörterungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch der römische Ducatus schon zur Zeit Pipins in unmittelbarer und vollständiger Unterwürfigkeit des Papstes stand; somit aber ist der apostolische Stuhl rechtmäßiger Regent des Kirchenstaats, dieser selbst aber als fromme Schenkung Eigenthum der ganzen katholischen Kirche.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß viele Geschichtschreiber aus älterer und neuerer Zeit die grundlose Ansicht aufgestellt haben, Pipin habe sich in den unter dem Namen Kirchenstaat zusammengefaßten Gebieten die eigentliche Souveränität vorbehalten und die Schenkung habe nur in der Nutznießung aus den bezeichneten Gütern und Landschaften bestanden. Doch hat diese zu practischen Zwecken der schändlichsten Art ausgeheckte Ansicht an der Gründlichkeit und Ehrlichkeit vieler Forscher die stärksten Gegner gefunden und hat wohl heute das Forum wissenschaftlicher Streitfragen verlassen; die ersten Autoritäten der Geschichtswissenschaft und die gründlichsten Rechtsgelehrten, Orsi, Savigny, Leo, Philipps u. A. haben sich entschieden gegen dieselbe erklärt und noch neulich sagt Waitz, der wie Wenige seiner protestantischen Collegen die unbedingteste Objectivität erstrebt, im 3. Bande seiner Verfassungsgeschichte: „Wie ein Recht des oströmischen Kaisers hier nicht

mehr anerkannt wurde, so nahm auch Pipin ein solches für sich nicht in Anspruch. Auch in Rom war von einer Herrschaft oder Oberhoheit Pipins nicht die Rede. Erst einer der Nachfolger Stephans, der auf gewaltsamem Wege zum Besitz der Würde gekommen war, sprach von Treue, die der Papst und das Volk dem Pipin zu bewahren hatten."

Mit der Schenkung Pipins trat jedoch der Primat keineswegs in den ruhigen Besitz seiner Herrschaft, sondern innere und äußere Kämpfe hatte er zu bestehen. Eine langobardische Partei erhob einen Pseudopapst, der bald gestürzt und an dessen Stelle in einer großen Versammlung des römischen Clerus und Volkes Stephan IV. als rechtmäßiger Papst gewählt ward. Von Seiten der Griechen fürchtete man stets einen Angriff auf Rom, weßhalb die Päpste in ein Bündniß mit den Herzogen von Spoleto und Benevent und später auch mit dem Dux von Neapel traten. Als der Langobardenkönig Desiderius mit der Auslieferung der noch nicht herausgegebenen Theile der Schenkung zögerte, sondern sogar Einfälle in die Pentapolis unternahm, eilte Karl d. Gr. zu Hülfe und machte dem lombardischen Reich ein Ende. Die Schenkung zu Quiercy bestätigte er und vermehrte sie durch zahlreiche Städte und Besitzungen. Ebenso vermehrte Ludwig d. Fr. das Patrimonium Petri durch Güter in Deutschland, den bedeutendsten Zuwachs aber erhielt dasselbe durch die Mathildische Schenkung.

5.

Karl der Grosse. (768 — 814.)

König Pipin theilte die fränkische Monarchie unter seine Söhne Karl und Karlmann; der Letztere starb bald und nun ward Karl mit Umgehung von dessen Söhnen zum Alleinherrscher gewählt. Zu den bedeutendsten seiner Unternehmungen gehören die Sachsenkriege (772 — 804), welche zum Zwecke hatten, das letzte Volk deutschen Stammes für das Christenthum zu gewinnen und dadurch dessen dauernde Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft zu sichern. In den ersten neun Jahren des Krieges durchzog Karl fünfmal das Land der Sachsen, nahm ihre Festungen (Eresburg, Sigeburg), zerstörte ihre Heiligthümer (Irmensul)[1])

1) Man hat dieselbe für ein Denkmal zu Ehren Armin's (Germanus), des Befreiers Germanien's, oder auch zu Ehren des Gottes Irmin gehalten; allein vermuthlich war sie eine nur göttlich geehrte, keinem bestimmten Gotte geweihte Säule. Sie war von ungeheurer Größe, da Karl zu ihrer Zerstörung drei Tage brauchte. Der Ort, wo sie stand, ist nicht genau zu ermitteln.

und ließ sich Geiseln stellen; allein das tapfere, freiheitliebende Volk leistete nur der Gewalt Folge, es benutzte jedesmal, so oft Karl durch andere Kriege beschäftigt war, die Gelegenheit zu neuer Erhebung und unternahm sogar verheerende Einfälle in das fränkische Reich. Im Jahre 782 unternahm Karl seinen sechsten Zug gegen die Sachsen, welche alle kirchlichen Einrichtungen zerstört und ein fränkisches Heer aufgerieben hatten. Karl rächte den Abfall durch die Hinrichtung von 4500 Sachsen an einem Tage zu Verden. Endlich ließen sich die Anführer Wittekind und Albion zu Unterhandlungen herbei und traten zum Christenthum über. Allein erst als Karl einen Fürsten der Obotriten gewonnen (804) und die sächsischen Großen in die fränkischen Interessen zu ziehen wußte, verstanden sich die einzelnen Stämme ohne speciellen Friedensvertrag zur Annahme des Christenthums und der fränkischen Herrschaft sowie zur Zahlung des Zehnten; ihre Volksrechte und Gewohnheiten behielten sie bei.

Die Eroberung des Langobardenreichs s. im vorigen Abschnitt.

Auf Bitten eines vertriebenen Statthalters von Saragossa war Karl 778 nach Spanien gezogen und hatte den Emir Abderrhaman I. besiegt. Auf dem Heimweg ward sein Heer bei Roncesvalles von gascognischen Gebirgsvölkern überfallen und vernichtet; auch Ritter Roland fiel. Dadurch ging fast alles Eroberte wieder verloren und Ludwig, Karl's Sohn, befestigte die fränkisch-spanische Mark durch einen Frieden mit Emir Hakem I. (812).

Der Herzog Thassilo von Bayern, welcher sich wiederholt gegen Karl auflehnte, ward nach mehreren fruchtlosen Drohungen seines Herzogthums verlustig erklärt und in ein Kloster geschickt; die Herzogswürde in Bayern aber, welche etwa dritthalb Jahrhunderte in dem Geschlechte der Agilolfinger erblich gewesen war, hob Karl auf.

Um die Ostgrenze des Reiches zu sichern, drang Karl in das Land der räuberischen Avaren ein, sein Sohn Pipin erstürmte das große befestigte Feldlager (Ring) desselben zwischen Donau und Theiß und errichtete die Ostmark. Auch die Normannen und Slaven bekriegte Karl, allein die Ersteren behaupteten ihre Unabhängigkeit und drohende Stellung an der Nordgrenze des fränkischen Reiches, die Letzteren geriethen zum Theil in eine größere oder geringere Abhängigkeit von der fränkischen Herrschaft.

So glänzend diese Siege Karl's nun waren, und so folgenreich dieselben für die gesammte spätere Geschichte geworden sind, so kommt

doch in der ganzen Regierungszeit des großen Königs kein Tag dem des Weihnachtsfestes des Jahres 800 an Wichtigkeit und Bedeutung gleich. An diesem Tage ward Karl, der König der Franken und der Langobarden, zum römischen Kaiser gekrönt; ein Ereigniß, auf welchem fortan die Geschichte des Abendlandes beruht.

Papst Leo III. war es, durch dessen Hand das römische Kaiserthum im Westen wieder hergestellt ward, als Karl auf seinem fünften Zuge nach Italien im Jahre 800 nach Rom gekommen war. Die Veranlassung zu diesem Zuge gab ein Streit, in welchen der Papst mit einer Partei in Rom gerathen war, die ihn der gröbsten Verbrechen zieh. Da seit geraumer Zeit die Herrschaft des griechischen Kaisers über Rom völlig aufgehört hatte, so mochte jene Partei bei der Milde der päpstlichen Regierung von einer Wiederkehr der Zeiten der Republik träumen. Mit Mißvergnügen hatte sie zusehen müssen, wie unter Hadrian I., dem persönlichen Freunde Karl's, der der päpstlichen Macht förderliche Einfluß des Königs der Franken in Rom von Tag zu Tag wuchs, und das glänzende Phantasiebild der Republik gänzlich zu zerstören drohte. Von Karl dem Großen tief betrauert, war Papst Hadrian im Jahre 795 gestorben; Leo III., der einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt worden war, schloß sich ebenfalls an die Franken an, und veranlaßte im Jahre 796 die Römer, Karl, als dem Patrizius, den Eid der Treue zu leisten. Als sich nun im Jahre 799 der Parteigeist gegen den Papst auf die roheste Weise aussprach, und dadurch Rom in einen anarchischen Zustand versetzt wurde, stellte sich für Leo die dringendste Nothwendigkeit heraus, die Hülfe des weltlichen Armes in Anspruch zu nehmen. Daher begab sich der Papst, der nach dem Berichte mehrerer Schriftsteller auf eine wunderbare Weise von den ihm zugefügten körperlichen Verletzungen geheilt worden war, in das fränkische Reich, um sich an den Schirmvogt der Kirche zu wenden. Karl, damals gerade auf einem Heereszuge gegen die Sachsen begriffen, empfing den Papst auf seinem Reichstage zu Paderborn, und sendete eine Anzahl von Bischöfen und Grafen nach Rom, welche eine Untersuchung in Betreff der blutigen Auftritte, die im vorigen Jahre daselbst sich zugetragen hatten, anstellen sollten. Dieß geschah, und die schuldig Befundenen wurden ergriffen und nach Frankreich abgeführt. Bald darauf kam Karl selbst nach Rom und hielt eine große Versammlung der dort anwesenden Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, so wie auch des weltlichen Adels. An jene wendeten sie sich beide, König und Papst, und hießen sie, sich niederzulassen, um die Verbrechen, deren man Leo

zieh, zu beseitigen (declinare), worauf die Geistlichkeit erklärte, ihr stehe es nicht zu, zu richten über den apostolischen Stuhl. Der Papst aber entgegnete dann, er wolle nach dem Beispiele seiner Vorgänger in canonischer Weise sich rechtfertigen. In einer zweiten Versammlung, die am Tage darauf gehalten wurde, beschwur der Papst seine Unschuld.

Die Ruhe und Ordnung war in Rom völlig wiederhergestellt. Nichts sicherte aber diese Ruhe, sobald der Patrizius wiederum Italien verließ. Denn hatten gleich die Römer ihm den Eid der Unterwerfung geleistet, so zeigte doch die schimpfliche Behandlung, welche der Papst erfahren, wie wenig sie geneigt waren, sich von dem Frankenkönige gebieten zu lassen. Dieß aber war die nothwendige Bedingung, wenn für die Zukunft ähnlichen Scenen und namentlich den Unruhen vorgebeugt werden sollte, welche jedesmal die Papstwahl begleiteten. Konnte dem stolzen Rom ein Kaiser wieder gegeben werden, konnte das abendländische Reich von Neuem in seinem Glanze erstehen, so schien dadurch auch für die kommenden Geschlechter der Friede begründet zu sein. Diese Erneuerung der Kaiserwürde konnte nur geschehen in dem wirklichen Beherrscher des römischen Westreichs, in Karl dem Großen, sie konnte nur ausgehen von der Kirche. Und so geschah es, daß als König Karl, der Mehrer des Reichs von dem Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen, am Tage der Geburt des Herrn, in der Kirche des heiligen Petrus sich im Gebete vor dem in der Krippe liegenden Könige der Könige demüthigte, der irdische Stellvertreter des Weltheilandes zu ihm trat, und sein Haupt unter dem lauten und frohen Zurufe des Volks: „Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, dem großen, friedfertigen Imperator der Römer Leben und Sieg!“ mit einer goldenen Krone schmückte. Karl empfing sodann von dem Papste die Salbung, und versprach jetzt als höchster weltlicher Herrscher den Schutz der Kirche Jesu Christi als die höchste Pflicht seiner neuen Würde zu übernehmen. Rom sah die Tage der alten Kaiserzeit verjüngt, da der neue Augustus in kaiserlichem Schmucke seiner Vorfahren im Reiche dem frohlockenden Volke sich zeigte. Er kehrte dann gen Aachen, dem königlichen Sitze heim, und alle Unterthanen seines Reiches schwuren ihm, dem Kaiser, einen neuen Eid, wohl verschieden von dem Eide, den dem Könige sie geleistet.

6.

Politische Zustände des Reiches Karl's des Grossen.

Der großartigen äußern Thätigkeit, mit der Karl der Große sein Reich erweiterte und befestigte, entsprach auch eine eben so große innere, mit der er eine neue Ordnung zu schaffen bemüht war, eine Ordnung, in der freilich nur wenige Reste der altgermanischen Freiheit mehr wahrzunehmen waren.

Hatten schon die ersten Merowinger im Gefühl, daß ihr Geschlecht und der von ihnen beherrschte Volksstamm unter den andern deutschen Stämmen der kräftigste sei, diese zur Unterwerfung oder Anerkennung ihrer Ueberlegenheit zu bringen gesucht — hatten dann die Pipine dieses Ziel, die germanischen Stämme zu einer allgemeinen Einigung unter der Leitung der Franken zu zwingen, weiter verfolgt, und hatte insbesondere Karl Martell jedes nach Unabhängigkeit strebende Gemeinwesen oder Individuum mit Erfolg bekämpft, und durch Einfügung aller vereinzelt lebenden großen Grundeigenthümer in die Gefolgschaft des Königs der Zerstücklung gewehrt und eine Gesammteinigung zu Stande gebracht, die allein vermögend war, dem furchtbaren Ansturm der Mohammedaner zu begegnen: — so war es seinem großen Sohne vorbehalten, auch noch die übrigen für sich bestehenden germanischen Stämme zur Einigung oder Anlehnung an die Franken zu zwingen, und dadurch dem fränkischen Staate jene größere Geschlossenheit zu geben, ohne welche er den vereinten Angriffen der Araber, Slaven, Dänen, Normannen und Avaren hätte erliegen müssen. Daß es, wenn auch mit Zwang, dazu kam, geschah offenbar mit providentieller Zulassung; denn „was sich von der antiken Bildung mühsam erhalten, was das Christenthum und das germanische Princip bisher geschaffen, das alles wäre sonst in erneuerten Stürmen zu Grunde gegangen."

Unter den Merowingern war die Grundlage des aus dem altgermanischen Naturleben hervorgegangenen Staates der Franken geschwächt und durch die Hausmeier fast aufgelöst worden, und was sich in ihm Einzelnes noch aus dem frühern Zustande rechtmäßiger Unabhängigkeit erhalten hatte, wurde von Karl dem Großen dadurch aufgehoben, daß die einst dem Volke zustehende Gewalt an die Leute oder Getreuen des Königs überging, welche unabhängig vom Volke und über größere oder kleinere Landestheile gesetzt, mit Hülfe untergeordneter Beamten im Namen des Königs und als seine Stellvertreter das Volk regierten, und zu die-

sem Zweck in ihren Bezirken die gesammte Civil- und Militärgewalt in Händen hatten.

Da sich die königliche Gewalt längst aller moralischen und materiellen Kraft des Volkes bemächtigt hatte, so gingen alle diese Beamten aus dem Dienstgefolge des Königs hervor.

Ueber jeden der vielen Gaue, in welche das Reich eingetheilt war, wurde ein ehedem vom Volke gewählter, nun aber vom König ernannter Graf gesetzt, der in seinem Gau die Rechtspflege übte, die Abgaben erhob, die Ruhe und Ordnung erhielt und, wann es der König befahl, die bewaffnete Mannschaft anführte. Nur an den bedrohten Gränzen war Karl genöthigt, mehrere Grafschaften in Eine Mark zu vereinigen und sie einem mit höherer Macht ausgestatteten Gränz- oder Markgrafen zu untergeben, der hauptsächlich die Beziehungen zu den Nachbarn, die sich bald friedlich, bald feindlich gestalteten, wahrzunehmen hatte; andere Grafen waren ihm nicht untergeordnet.

Da natürlich jeder Graf in seinem Gau volle Macht hatte und dieselbe bei der Entfernung des Königs und während der beständigen Kriege leicht hätte mißbrauchen können, so ordnete Karl außerordentliche Gesandte, die sogenannten Königsboten [missi dominici oder regii, [1])] an, von denen gewöhnlich je zwei (anfangs bloß weltliche Große, in der Folge je ein geistlicher und ein weltlicher) in ihrer Legation, d. h. in dem ihnen angewiesenen Sprengel jährlich viermal an verschiedenen Orten die Amtsführung der ordentlichen Beamten zu untersuchen, etwaige Beschwerden der Gemeinden zu heben, den Heerbann zu beaufsichtigen, namentlich die Wehrfähigen aufzuzeichnen, die Gehülfen des Grafen (die Zehntmänner, Stiftsvögte u. s. w.) einzusetzen, insbesondere die Schöffen auf den Gau-Dingen wählen zu lassen, die Verwaltung der Krongüter zu prüfen, den Zustand der Kirchen und Klöster zu untersuchen, und über alles dieses dem Könige theils mündlichen, theils schriftlichen Bericht abzustatten hatten. Den Königsboten ward ein dreifaches Wergeld beigelegt, wie den andern höheren Beamten.

In der Rechtspflege, die von den Gaugrafen geübt wurde, galt übrigens noch der altgermanische Grundsatz, daß Jeder nach seinem Gesetz und von seines Gleichen gerichtet werden müsse.

---

1) Man hat vielerlei Uebersetzungen in's Deutsche versucht, die aber alle nicht vollständig befriedigen. So: königlicher Commissar, Generallieutenant, Sendgraf, Sendbote, Send, Gewaltboten, Waltboten; Waitz wählt den Ausdruck: Königsbote.

Die Wehrverfassung ruhte auf dem Heerbann und dem Lehensgefolge. Zum Heerbann war jeder Freie, der 4 mansi, d. i. Mannwerke oder Hufen Feldes besaß, verpflichtet, und hatte dabei für Bewaffnung und für Mundvorrath auf drei Monate zu sorgen; von minder Vermögenden mußten ihrer mehrere zusammentreten und einen aus ihrer Mitte zum Heerbann ausrüsten; auch die Hintersaßen der Freien waren kriegspflichtig. Außerdem mußten alle Dienstleute der Vasallen oder Lehenträger dem Heerbanne folgen. Sämmtliche Geistliche waren davon befreit, nicht aber ihre dienstpflichtigen Lehensleute. Der Freie, der nicht folgte, mußte 60 Schillinge büßen, worüber die Sendgrafen zu erkennen hatten; der ungehorsame Lehensmann dagegen verlor Ehre und Gut. Andere Dienstversäumnisse und Vergehungen wurden nach dem Lagergesetz strenge gestraft. Im Frieden durfte man keine Waffen tragen. — Jede der drei militärischen Provinzen, in welche das Reich eingetheilt war (nämlich die Landesstrecke zwischen der Loire und den Pyrenäen, die zwischen der Loire und dem Rhein, und die zwischen dem Rhein und der Elbe), hatte ihr eigenes Aufgebot zu stellen, das von einem Herzog befehligt wurde.

Mit der Abnahme der Freien minderte sich die Stärke des Heerbanns, und das Lehengefolge überwog allmählig durch die Zahl seiner Glieder, wie durch die Mehrung seiner Vorrechte.

Der Mittelpunkt der Regierungsgewalt war einzig der König, der weder durch eine Gemeinde- noch durch eine Vasallen-Vertretung beschränkt war. An seine Person waren alle jene Beamten gebunden, und hatten durch dieses Band gleichen Vortheil mit ihm. Das Mittel, diesen gesammten Organismus lebendig zu erhalten und mit Einem Geiste zu durchdringen, waren die mit dem Maifeld, das vorherrschend militärischen Charakter hatte, verbundenen Reichstage, welche Karl der Große in der Regel jährlich einmal abhielt und die sich zuweilen zu rein kirchlichen Versammlungen gestalteten. Auf diesem erschienen alle größern Vasallen geistlichen und weltlichen Standes, die Abgeordneten der zinspflichtigen Völker und alle Bericht erstattenden Hof- und Staatsbeamten (nämlich die Bischöfe und Aebte für die Geistlichkeit, die Herzöge und Markgrafen, Gau- und Sendgrafen für die Vasallen, die Schöffen für die Gemeinfreien), um über alle öffentlichen, innern und äußern, geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zu verhandeln. Diese Versammlungen wurden übrigens zuweilen erst im Juni, Juli oder August gehalten. Von einer zweiten Zusammenkunft im Herbst oder Winter wird

nur ausnahmsweise berichtet; sie entschied meist nur über minder wichtige Angelegenheiten und bereitete die Berathung wichtiger Dinge für die große Versammlung vor.

Der König eröffnete die Versammlung entweder in Person oder durch einen Stellvertreter, und zwar bei günstiger Witterung unter freiem Himmel, bei ungünstiger in seiner Pfalz (palatium), und legte die zu berathenden und zu erörternden Gegenstände vor. Die Versammlung der Stände zerfiel in zwei Curien, eine geistliche und eine weltliche, in deren jeder besonders verhandelt wurde. Alles, worin beide Curien zu einem gemeinschaftlichen Beschluß sich vereinigten, wurde sodann dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Das vom König bestätigte Capitulare oder Gesetz wurde hierauf von allen Anwesenden unterschrieben und den betreffenden Beamten zur Vollziehung übergeben. — Zur Abkürzung und Erleichterung der Reichstagsverhandlungen hielt der König einige Zeit vor dem Reichstag mit seinen Getreuen eine vorbereitende Versammlung, durch welche der Erfolg des Reichstags möglichst gesichert wurde. — Auch in jedem Gau wurden jährlich von dem Sendboten die geistlichen und weltlichen Beamten ihres Sprengels zusammenberufen, der Zustand des Gau's besprochen, die Reichsgesetze bekannt gemacht und alles, was für den Gau nützlich und wünschenswerth schien, zur Vorlage an den kommenden Reichstag vorbereitet. — Dessenungeachtet galt rechtlich und factisch der Grundsatz, daß „nur ein aus der Wechselwirkung der Krone und der Stände hervorgegangenes Gesetz verbindlich" sei.

Die Capitularien (so genannt von der Capiteleintheilung) Karl's des Großen, deren es 65 sind, beweisen die Kraft und Weisheit, mit welcher dieser große Herrscher die verschiedenartigsten Gegenstände bis in's kleinste Detail behandelte, vor Allem aber seinen religiösen Sinn, indem er bei jeder Gelegenheit Gottes gedenkt, und seine Unterthanen nicht sowohl im strenggebietenden Tone des Monarchen, sondern wie ein väterlicher Sittenlehrer ermahnt, bei Allem der sittlichen Pflichten eingedenk zu sein, und auf dem Wege der göttlichen Gebote zu beharren. Insbesondere war er eifrig bemüht, die Kloster- und Weltgeistlichen genau zu überwachen, so daß man wegen seiner fast vormundschaftlichen Sorgfalt in dieser Beziehung ihn den Bischof der Bischöfe nannte. Vor Allem suchte er dem bei den Weltgeistlichen eingerissenen Unwesen des Waffentragens, Jagens und Besuchs der Schauspiele und Gastmähler u. s. w. zu steuern, und schärfte ihnen unter Hinweisung auf ihre Regeln und Canones überhaupt Mäßigkeit, Anstand, sittlichen Lebenswandel und

Arbeitsamkeit wiederholt ein, und legte ihnen die Ausführung seiner Capitularien, von welchen ungefähr 500 Artikel das canonische Recht betreffen, ernstlich an's Herz. In diesen Artikeln suchte er unter andern die bischöfliche Gewalt in feste Gränzen zu bringen, damit sie weder zu schwach werde, noch zu Uebergriffen schreite, auch verbot er die Aufnahme von Nonnen vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, sowie die Aufnahme von zu vielen Leibeigenen in die Klöster, um der Entvölkerung der Dörfer vorzubeugen. Ebenso sorgte er, überzeugt von der Nothwendigkeit, daß das staatliche von dem kirchlichen Leben durchdrungen werde, für Hebung des letztern in den Gemeinden, indem er jedes Glied derselben anhalten ließ, das Vaterunser und den Glauben auswendig zu lernen, und jeden, welcher dieses unterließ, von Uebernahme einer Pathenstelle ausschloß; ferner ließ er Stücke aus der heiligen Schrift und aus den Kirchenvätern zu Predigten in die Landessprache übersetzen, und berief endlich zur Verbesserung des Kirchengesangs römische Orgelspieler und Sänger, und ließ, weil dieselben absichtlich den Gesang in verschiedener Weise lehrten, damit eine Einheit hierin in Deutschland nicht aufkäme, zwei deutsche Geistliche in Rom im Gesang unterrichten, welche nach ihrer Rückkehr Singschulen — namentlich in Metz und Soissons — errichteten. Auch suchte Karl den aus dem Heidenthum stammenden abergläubischen Gebräuchen nach Kräften zu steuern, und überhaupt das tiefere Verständniß des Christenthums anzubahnen. In seinem Eifer für Gründung eines kirchlich-staatlichen Organismus und der dadurch bedingten Einheit der christlichen Völker mischte er sich viel in die Kirchenlehren und in das Kirchenregiment. Bei den Kirchenversammlungen führte er, ungeachtet er Laie war, den Vorsitz, und gestattete nicht, daß eine allgemeine kirchliche Synode unabhängig von dem Stande der Laien gehalten wurde, noch daß der Clerus mit dem Volke vereinigt, dem Kaiser gegenüberstand. Dagegen suchte er die Geistlichkeit durch Zehnten und Schenkungen, durch Verleihung des Blutbanns (des Rechts über Leben und Tod der Untergebenen) namentlich an die Bischöfe in den an die heidnischen Länder gränzenden Bisthümern und des Rechts, Lehen zu nehmen u. s. w. zu begünstigen, um sie dadurch zu ermuntern, ihm zur Erreichung seines Hauptziels, der wahren, auf Religion gestützten Civilisation seines Reiches, behülflich zu sein. Eben so begünstigte er die Klöster hauptsächlich wegen der Schulen und wegen der Verpflegung der Armen.

Die Capitularien Karl's hatten außer den eben genannten auch gesetzliche Bestimmungen über das Civil- und Criminalgerichtsverfahren. In

beiden Beziehungen hielt sich der Kaiser an die frühern Rechtsbücher und Bräuche der einzelnen Völker, und beschränkte sich nur auf einige Veränderungen und Zusätze. So erhöhte er wegen der Zunahme des Wohlstandes und der Zahl der Verbrechen das Wergeld, mit welchem die Verbrechen, selbst der Mord, gebüßt werden konnten, wobei sich die Summe nach der Wichtigkeit des Getödteten richtete. Was die Criminalprocedur betrifft, so waren die Gerichte öffentlich. Die Procedur gegen Verbrecher fand aber nur dann statt, wann ein Kläger auftrat, welcher das Verbrechen des Angeschuldigten constatiren konnte. Zu diesem Zweck aber war das Geständniß des Schuldigen oder dessen Ueberweisung durch Zeugen und Eideshelfer gleichen Standes nöthig, deren Zahl sich nach dem Range des Angeklagten richtete. (Gegen einen Bischof z. B. mußten 72, gegen einen Priester 40, gegen Weltliche, je nach ihrem Range, mehr oder weniger Zeugen auftreten.) Diese Zeugen mußten natürlich als Personen von gutem Leumund bekannt sein, und ihre Angaben im nüchternen Zustande machen. In zweifelhaften Fällen nahm man seine Zuflucht zu den Ordalien, namentlich der Kreuzprobe, welche Karl statt der von ihm verbotenen gerichtlichen Zweikämpfe einzuführen sich bemühte. Im Allgemeinen nehmen die Capitularien, soweit sie gesetzliche Vorschriften enthalten, volle und unbeschränkte Geltung in Anspruch. Ihre Beobachtung wird wiederholt eingeschärft, auch den Nachfolgern die Aufrechthaltung ausdrücklich zur Pflicht gemacht, und wenn von diesen wie von den Königen selbst, die sie erlassen, eine wiederholte Bestätigung nicht als überflüssig angesehen worden ist, so bedurfte es einer solchen doch für die Gültigkeit an sich keineswegs. Nur waren sie nie recht allgemein verbreitet und kamen schon dadurch leicht in Vergessenheit oder außer Anwendung; auch war Einzelnes mehr vorübergehende Anordnung oder überhaupt kein eigentliches Gesetz. Und unter dem, was bestimmter diesen Charakter hatte, wurde noch ein Unterschied gemacht. Man stellte Gesetze im engeren Sinne (leges) und Capitularien sich gegenüber. Aber von einem Theile dieser wird dann gesagt, daß sie als Gesetz betrachtet und beobachtet werden sollen, und dieß meist auf ausdrückliche Zustimmung des Volks zurückgeführt.

Auch in der Staatswirthschaft bethätigte Karl eine große Sorgfalt für Hebung des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaues und der Landwirthschaft, indem er dem Betrug im Maaß und Gewicht nach Kräften zu steuern suchte, bessere Münzen prägen ließ, die lästigen Zölle verminderte, den Kaufleuten Vorrechte verlieh, und auch die Juden, welche

sich mit dem Handel beschäftigten, begünstigte, Straßen anlegte, und die Reisen der Kaufleute durch strenge Gesetze sicherte, Handelsplätze, Waaren-Niederlagen und Jahrmärkte (z. B. in Magdeburg, Erfurt, Regensburg u. a.) gründete, zu welchen er fremde Handelsleute zuließ, und mit den slavischen Handelsstädten an der Ostsee und mit den Griechen Handelsverbindungen anknüpfte, indem er ferner tüchtige Handwerker aller Art auf seinen Maiereien hatte, welche ihm die Landwirthschaftsgeräthe, seine Kleidung, Möbeln, Waffenrüstung, musikalische Instrumente, kurz Alles, was das häusliche und gesellige Leben behaglich macht und verschönert, liefern mußten. Auch gab er in seinem capitulare de villis eigene Vorschriften für die Handwerker. Diese Handwerke wurden übrigens damals noch von Weibern und Knechten besorgt. Karl's Töchter selbst mußten weben und sticken und das Hauswesen besorgen. Wenn auch diese Abgeschlossenheit und der Mangel an Concurrenz gerade nicht zur Hebung der Gewerbe dienten, so wirkte doch Karl's Beispiel, welches die großen Vasallen bald nachahmten, viel zu ihrer spätern Entwicklung. Dasselbe war der Fall bei der Landwirthschaft, indem jenes capitulare de villis in 70 Abschnitten die genauesten Vorschriften für den Betrieb der Feldwirthschaft auf seinen 128 Pfalzen vertheilte. In denselben sind Nutzpflanzen aller Art, so wie Vieh von allen Gattungen bezeichnet, und die Regeln für die Behandlung derselben angegeben. Die Maier (majores) und Dingmänner (decani) standen nebst den ihnen beigesellten freien und leibeigenen Arbeitern unter einem fiscalischen Richter (judex), der die Jurisdiction über alle Bewohner der Dörfer seines Bezirks führte, und jährlich an Weihnachten ein spezielles Inventar der Vorräthe bis auf die Zahl der Eier herab, dem Kaiser vorlegen, und am Palmsonntag den Geldertrag abliefern mußte. Karl besuchte oft seine Maiereien, und prüfte selbst die Einnahmen- und Abgabenrechnungen. Auch die Baukunst förderte er, indem er neben seinen bequem eingerichteten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, der Maiereien, durch italienische Baumeister die Pfalzen in Aachen, Ingelheim und Nimwegen verschönern ließ. In ersterer Stadt baute er die Domkirche, zu welcher er die Marmorsäulen aus Rom und Ravenna herbeischaffen ließ, und warme Bäder, in welchen über hundert Personen schwimmen konnten. Zwischen dem Dome und dem Palaste baute er einen schönen Säulengang. Bei Mainz ließ er eine schöne hölzerne Brücke, 500 Schritte lang, bauen, welche in zehn Jahren fertig war; dieselbe ward im Jahre 813 durch Brand zerstört, und der Plan, eine steinerne zu bauen, kam nicht zur Ausführung.

7.
Karl's des Grossen häusliches Leben.

Es ist eine seltene und in der That bewunderungswürdige Erscheinung, daß ein Herrscher, dessen Geist durch die wichtigsten Staatsgeschäfte zu unausgesetzter Thätigkeit aufgefordert wird, dessen ganzes Leben von beinahe ununterbrochenen Kriegen erfüllt ist, auch noch seine Aufmerksamkeit auf die Förderung des socialen Lebens lenke und selbst die unbedeutendsten Dinge des Hauswesens nicht aus den Augen verliert. Diese bewunderungswürdige Erscheinung bietet das Leben Karl's, der nicht weniger ein umsichtiger Staatsmann und furchtbarer Krieger, als ein trefflicher Nationalökonom, ein verständiger Wirthschafter und liebevoller Hausvater war. Mit unbegrenzter Ehrfurcht begegnete er seiner würdigen Mutter Bertha, mit treuer Liebe seiner einzigen Schwester Gisla sowie seiner Gemahlin Hildegard, der Mutter seiner drei Söhne; seine ganze Familie, auch seine Töchter, mußte ihn auf fast allen seinen Zügen begleiten. Er war streng gegen seine Untergebenen und diese fürchteten seinen Zorn, allein dem Reuigen verzieh er gern, hörte willig auf fremden Rath und selbst diejenigen, welche seine strafende Hand empfunden hatten, hingen an ihm mit Liebe und Verehrung; denn alle seine Strafen bezweckten nur Besserung des Bestraften und Verhütung ähnlicher Fehltritte, waren aber nie Aeußerungen leidenschaftlicher Rachsucht.

Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter sich aber mit Wollenarbeit abgeben, und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen,[1]) damit sie sich nicht an Müssiggang gewöhnten, und ließ sie anleiten zu jeder guten Zucht. Den Tod seiner Söhne und Töchter trug er überaus gelassen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen war, doch preßte ihm die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Thränen aus. Auch bei der Nachricht von Papst Adrian's Tod, der hoch in seiner Freundschaft stand, weinte er so, als hätte er seinen Sohn oder den theuersten Bruder verloren, denn er hatte ein für Freundschaft sehr empfängliches Gemüth; leicht war er ihr zugänglich, unverbrüchlich hielt er sie fest, und bewies gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in solch' ein Ver-

1) Karl's Mutter, Bertha, heißt in der Sage die „Spinnerin“.

hältniß getreten war. Um die Erziehung seiner Söhne und Töchter war er so besorgt, daß er zu Hause niemals ohne sie speiste, nie ohne sie eine Reise machte: seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter folgten ihm im hintersten Zuge und eine Schaar von Leibwächtern war zu ihrer Beschützung bestellt. Da sie ungemein schön waren und von ihm aufs zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er sagte, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, die Tücke des Schicksals erfahren, indem sich manches anstößige Verhältniß an seinem Hof entspann; er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltritts gegen sie entstanden, oder ein Gerücht darüber laut geworden.

Er liebte die Fremden und nahm sich ihrer mit der größten Sorge an, so daß ihre große Anzahl gar häufig nicht blos für den Palast, sondern das ganze Reich eine Last zu sein schien. Er selbst jedoch ließ sich in seiner Hochherzigkeit derlei Bedenken wenig anfechten und wog vielmehr die bedeutendsten Nachtheile mit dem Ruhme der Freigebigkeit und dem Lohn eines guten Namens auf.

Er war von breitem und kräftigem Körperbaue, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug, wie bekannt, sieben seiner Füße — der obere Theil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß, er hatte schöne weiße Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, er mochte sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas herabhängend scheinen konnte: das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte; seine Gesundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Aber auch damals folgte er mehr eigenem Gutdünken, als dem Rath der Aerzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm riethen, dem Braten, den er zu speisen pflegte, zu entsagen und sich an gesottenes Fleisch zu halten. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volkes war: denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden, das sich in dieser Kunst mit den Franken messen könnte. Sehr angenehm waren ihm auch

die Dünste der warmen Quellen, er übte seinen Leib fleißig im Schwimmen und verstand dieß so trefflich, daß es ihm keiner darin zuvor that. Darum erbaute er sich auch zu Aachen der warmen Quellen halber ein Schloß und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht blos seine Söhne, sondern auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schaar seines Gefolges und seiner Leibwächter lud er zum Bade, so daß bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten.

Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wamms, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold und Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dieß jedoch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und ließ sie sich niemals anlegen; nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsch des Papstes Adrian und ein zweitesmal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunica und Chlamys und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Hacken zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem, einher; an andern Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

In Speise war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen auf's äußerste, um wie viel mehr an sich und den Seinigen. Im Essen jedoch konnte er nicht so enthaltsam sein, vielmehr klagte er häufig, daß das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien und nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen, außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß zu bringen pflegten und der ihm lieber war, als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gern Musik oder einen Vorleser. Er ließ die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude,

besonders an denen, „die vom Staate Gottes“ betitelt sind. Im Genuß des Weins und jeglichen Getränkes war er so mäßig, daß er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich, und trank einmal, dann legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht that, und ruhte zwei bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht blos aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern, wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hieß er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach Untersuchung des Falls das Urtheil, als säße er auf dem Richterstuhl; und das war nicht das einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu thun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.

Reich und sicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder Sprachen großen Fleiß: im Lateinischen brachte er es so weit, daß er es wie deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen, als selber sprechen. Dabei war er so beredt, daß er fast als der Lehrer erscheinen konnte. Die Wissenschaften pflegte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein, und erwies ihnen hohe Ehren. Ohne Zweifel hat Karl's Anwesenheit in Italien die Veranlassung gegeben, daß er auf die unverkennbare Ueberlegenheit aufmerksam wurde, welche den Italienern ihre höhere geistige Bildung verlieh; er faßte den Entschluß, seine Franken von dem Joche der Unwissenheit zu befreien, und von da an finden wir ihn unablässig bemüht, mit allen Mitteln nach diesem Ziele zu streben. Der feste Grund geordneter äußerlicher Verhältnisse und einer neu gekräftigten, von sittlichem Eifer erfüllten Kirche war bereits vorhanden, und auf diesem Boden gediehen die Pflanzungen Karl's mit dem überraschendsten Erfolge.

Im Jahre 781 traf Karl mit Alkuin in Parma zusammen und veranlaßte ihn an seinen Hof zu kommen; von demselben Heereszuge brachte er 782 Paulus Diakonus und den Grammatiker Peter von Pisa mit nach Frankreich; vielleicht auch Theodulf, einen italischen Gothen, dessen geistreiche und formgewandte Dichtungen das lebhafteste Bild von Karl's Hof gewähren, während er als Staatsmann und Bischof eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Von allen Seiten zog

Karl die Träger wissenschaftlicher Bildung an sich, und arbeitete unablässig hin auf eine Wiederherstellung der antiken Cultur, deren Herrlichkeit seinen Geist erfüllte. Wie er die alten Kunstwerke nach Aachen führte und seine Bauten nach den Regeln des Vitruv und den Mustern der Kirchen zu Ravenna und Rom aufführen ließ, so ließ er auch die alten Schriftsteller nach den alten Handschriften mit der sorgsamsten Genauigkeit abschreiben. Staunend bewundern wir die Prachtwerke seiner Kalligraphen, und nichts ist vielleicht so charakteristisch für das, was man damals erstrebte, wie diese Handschriften der heiligen Schriften sowohl wie des Terenz, des Horaz, mit ihrer Unzialschrift, ihren vollkommen nach antiken Meistern nachgeahmten Verzierungen und Bildern. Ja so wie Eigil von Fulda Modelle der antiken Säulen[1]) sich verschafft hatte, welche Einhard benutzte, so zieht auch ein Mönch aus dem Kloster Reichenau nach Rom, die Denkmale des Alterthums zu beschreiben, und mit musterhafter Genauigkeit die alten Inschriften in sein Gedenkbuch einzutragen.

An seinem Hofe richtete Karl die Hofschule ein, in der er selbst, seine Kinder, seine Hofleute, an dem Unterrichte und den Uebungen Theil nahmen. Es erwuchs daraus eine förmliche Akademie, welche Karl und seine vertrauteren wissenschaftlichen Freunde zu regelmäßigen Sitzungen vereinte. In ähnlicher Weise, wie an den arabischen Höfen dieser Zeit, wurden hier poetische Episteln gewechselt, wissenschaftliche Aufgaben gestellt und beantwortet, Räthsel aufgegeben und gelöst. Alle führten hier Namen aus der Vorzeit, in denen heidnische und christliche Erinnerungen in seltsamer Mischung erscheinen. So hieß Karl selbst David, Alkuin Flaccus, Einhard Beseleel nach dem Erbauer der Stiftshütte, Riculf Damoetas, Angilbert Homer.

Karl lag der Gedanke fern, die Literatur nur wie einen Gegenstand des Luxus zu seinem Vergnügen zu pflegen; sein Briefwechsel mit Alkuin zeigt uns, daß seine Akademie auch praktisch wichtige Fragen behandelte, und oft einem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ähnlich wird. Der Herstellung des alten Glanzes und der Reinheit der Kirche mußten alle seine gelehrten Freunde mit ernstlicher Arbeit dienen. Allein das

---

1) Die St. Michaelskirche zu Fulda, welche Abt Eigil in den Jahren 820—822 erbaute, enthält in ihren ursprünglichen Theilen eine Rotunde von 44 Fuß Durchmesser, gebildet von acht noch wohlerhaltenen Säulen, deren Kapitäle in der Weise des 9. Jahrhunderts noch ganz nach der antiken korinthischen und römischen Ordnung geformt sind. (Lange, Baudenkmale und Alterthümer Fulda's 1847.)

war doch auch wieder nur eine Seite der Bestrebungen des Königs; ihm war es voller Ernst, sein ganzes Volk auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben, und deßhalb legte er überall Schulen an, und sorgte unermüdlich für die Pflege und Hebung derselben. Die berühmteste unter ihnen war die zu Tours, welcher Alkuin vorstand, und Pavia, welches von Alters her gefeierte Lehrer besaß, erhob sich jetzt zu neuem Glanz.

Wie nun Karl's Hof der Ausgangspunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen und alles kirchlichen Lebens in Deutschland war, so bildete er auch die Spitze der Verwaltung und Rechtspflege. Das Hofgericht, in welchem entweder Karl selbst oder an seiner Stelle der Pfalzgraf den Vorsitz führte, bildete die höchste Instanz in Rechtssachen.

Durch Aufhebung des Majordomats waren viele Stellen, welche dasselbe in sich vereinigt hatte, vacant geworden und zahlreiche Beamte theilten sich jetzt in dieselben. Der Kaiser selbst hatte zu seiner persönlichen Bedienung viele vornehme Vasallen um sich, die sich durch ritterliche Zucht und Sitte auszeichneten. Der Dienst im Palaste war streng geregelt und knüpfte sich an ein genau bestimmtes Ceremoniell. Jeder hatte seine bestimmte Stelle (Seneschalk, Kämmerer, Oberthürwart, Quartiermeister, Stallgraf, Küchenmeister, Oberschenk, Jäger- und Falkenmeister u. s. w.), alles griff in einander um sich gegenseitig zu fördern. So war der Hof eine Bildungsschule für den Adel und er muß als die erste Pflanzstätte der edlen Zucht und höfischen Sitte, welche später die schönsten Zierden des Ritterthums waren, angesehen werden.

In Alkuin's Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst, zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deßwegen Tafel und Papier im Bett und unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indeß brachte er es mit seinen Bemühungen hierin nicht weit, da er zu spät angefangen hatte.

Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugethan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und schmückte es mit Gold und Silber, mit Kerzen, ehernen Gittern und Thüren. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen. Morgens und Abends,

auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe, besuchte er fleißig die Kirche, wenn es ihm sein Befinden erlaubte; und er ließ es sich sehr angelegen sein, daß alle gottesdienstlichen Verrichtungen mit möglichst großer Würde begangen würden, und gar häufig ermahnte er die Küster, nichts Schmutziges oder Ungebührliches in der Kirche zu lassen. Die heiligen Gefäße ließ er aus Gold und Silber anfertigen und sie, sowie die priesterlichen Gewänder, in so großer Anzahl anschaffen, daß nicht einmal die Thürsteher, die doch den untersten Grad bilden, beim Gottesdienst in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen brauchten. Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt, denn in beiden Dingen war er sehr unterrichtet, wenn er auch selbst öffentlich nicht las und nur leise im Chor sang.

In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung durch Almosen bewies er viel frommen Eifer, und das nicht bloß in seinem Land und Reich, sondern auch weit über's Meer pflegte er Geld zu schicken, nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandria und Karthago, wenn er hörte, daß Christen daselbst in Dürftigkeit leben und sprang ihnen so in ihrer Noth bei. Deßwegen vornehmlich bewarb er sich um die Freundschaft der Könige jenseits des Meeres, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hülfe zufließen lassen könnte. Vor allen andern heiligen Stätten ehrte er die Kirche des heiligen Apostels Petrus zu Rom, deren Schatz er mit viel Gold, Silber und Edelsteinen bereicherte. Den Päpsten machte er viele und reiche Geschenke, und nichts lag ihm während seiner ganzen Regierung so sehr am Herzen, als daß die Stadt Rom durch seinen Eifer und Beistand wieder zu ihrem alten Ansehen gelange, und die Kirche des heiligen Petrus nicht allein in sicherem Schutz und Schirm, sondern auch vor allen andern Kirchen reich und mächtig sei. Soviel ihm aber auch daran lag, so kam er während der siebenundvierzig Jahre seiner Regierung doch nur viermal nach Rom, um daselbst seine Andacht zu verrichten.

Seine letzte Reise hatte nicht darin allein ihren Grund, sondern sie wurde auch dadurch veranlaßt, daß Papst Leo durch die vielen Mißhandlungen, die er von Seiten der Römer erlitten hatte, indem sie ihm nämlich Augen und Zunge ausrissen, sich genöthigt sah, den König um Schutz anzuflehen. Er kam also nach Rom und verweilte daselbst den ganzen Winter, um die Kirche aus der überaus großen Zerrüttung, in die sie verfallen war, zu reißen. Damals war es, daß er den Namen Kaiser und Augustus empfing, der ihm Anfangs so zuwider war, daß er

versicherte, er würde an jenem Tage, obgleich es ein hohes Fest war, die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papstes Absicht hätte vorher wissen können. Die oströmischen Kaiser nahmen es äußerst übel auf, daß er den Kaisertitel angenommen; er trug aber ihren Haß mit großer Gelassenheit, und wußte mit dem hohen Sinn, in dem er ohne alle Frage weit über ihnen stand, ihren Trotz zu besiegen, indem er häufig durch Gesandtschaften mit ihnen verkehrte, und sie in seinen Briefen als Brüder anredete.

Da er sah, wie viel Mangelhaftes in den Gesetzen seines Volkes sei, — die Franken haben nämlich zwei Rechte [1]), die in manchen Stücken sehr von einander abweichen, — so nahm er sich nach der Annahme des Kaisertitels vor, das Fehlende zu ergänzen, das Abweichende in Uebereinstimmung zu bringen und das Verkehrte und Untaugliche zu verbessern; indeß er kam damit nicht weiter, als daß er wenige Zusätze und auch diese nicht ganz fertig zu den Rechtsbüchern machte. Wo das Recht eines der von ihm beherrschten Volksstämme noch nicht geschrieben war, da ließ er es zusammenstellen und schriftlich aufzeichnen. Eben so ließ er die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben, damit sie unvergessen blieben. Auch eine Grammatik seiner Muttersprache begann er abzufassen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateinische oder barbarische Namen im Gebrauch gewesen waren, Benennungen aus seiner eigenen Sprache. Eben so gab er den zwölf Winden deutsche Namen, während man vorher für nur vier Winde besondere Benennungen hatte.

Gegen das Ende seines Lebens, als er schon sehr gebeugt war durch Alter und Krankheit, berief er seinen Sohn Ludwig, den König von Aquitanien, der von den Söhnen der Hildegard noch allein am Leben war, zu sich, und erklärte ihn in feierlicher Versammlung der Großen aus dem ganzen Frankenreich mit Aller Beistimmung zum Mitregenten im ganzen Reich und zum Erben des kaiserlichen Namens, setzte ihm das Diadem auf das Haupt und befahl, ihn Kaiser und Augustus zu nennen. Es wurde dieß von allen Anwesenden mit großem Beifall aufgenommen; schien es doch, als wäre ihm dieser Gedanke zum Besten des Reichs vom Himmel eingegeben worden. Die Majestät wurde dadurch gehoben und den fremden Völkern keine geringe Furcht eingeflößt. Nachdem er hierauf seinen Sohn nach Aquitanien wieder entlassen hatte, zog er, wie es seine

[1]) Das salische und das ripuarische.

Gewohnheit war, obgleich schon sehr entkräftet vom Alter, nicht weit von Aachen auf die Jagd. Damit brachte er den Rest des Herbstes hin, und kehrte dann um den Anfang des November nach Aachen zurück. Hier wollte er den Winter über verweilen; aber im Januar mußte er sich, von einem heftigen Fieber ergriffen, zu Bette legen. Er enthielt sich sogleich, wie er es beim Fieber that, des Essens, in der Meinung, durch Hungern die Krankheit bezwingen oder wenigstens lindern zu können; als aber zum Fieber noch Seitenschmerzen hinzutraten, welche die Griechen Pleurosis nennen, und er immer noch seine Hungerkur fortsetzte und seinen Leib nur durch spärliches Trinken stärkte, starb er, nachdem er zuvor das heilige Abendmahl genossen hatte, am siebenten Tage der Krankheit, im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters, im siebenundvierzigsten seiner Herrschaft, am 28. Januar in der dritten Stunde des Tages.

Karl ward begraben zu Aachen in der Kirche der heiligen Mutter Gottes, die er selbst erbaut hatte. Sein Leib aber wurde einbalsamirt und auf goldenem Stuhl sitzend im Grabgewölbe bestattet, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium auf den Knieen in den Händen haltend, die Schultern rückwärts an den Stuhl gelehnt, das Haupt stattlich erhoben und mit goldener Kette das Diadem darauf befestigt. Und im Diadem war ein Stück Holz vom heiligen Kreuz eingelegt. Man erfüllte sein Grab mit Wohlgerüchen, Spezereien, Balsam und Moschus und vielen Schätzen in Gold. Sein Leib ward mit kaiserlichen Gewändern bekleidet und mit einem Schweißtuch unter dem Diadem sein Antlitz bedeckt. Ein härenes Kleid, wie er es heimlich immer getragen hatte, wurde ihm unter den Leib gelegt, und über die kaiserlichen Gewänder die goldene Pilgertasche gehängt, die er auf dem Weg nach Rom zu tragen pflegte. Das goldene Scepter und der goldene Schild, den Papst Leo geweiht hatte, stellte man ihm zu Füßen. Hierauf ward sein Grab geschlossen und versiegelt. Niemand aber kann es berichten, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises.

8.

Kämpfe zwischen Rom und Constantinopel über die kirchliche Jurisdiction in der Bulgarei.

Seit dem siebenten Jahrhundert in dem Lande zwischen Dniester, der Donau und dem Hämus ansäßig und stets in vielfacher Beziehung

mit dem byzantinischen Reiche, hatten sich die Bulgaren doch erst in den sechziger Jahren des neunten Jahrhunderts dem Christenthume zugewandt und an dem griechischen Priester Methodius einen Apostel erhalten. Ihr König Bogoris ließ sich von ihm unterrichten, bat dann den griechischen Kaiser um Zusendung eines Bischofs, wurde von diesem getauft und erhielt dabei den Namen Michael. Als er auch sein Volk etwas schnell und gewaltsam in die Kirche einführen wollte, erhoben sich die heidnisch Gesinnten sammt mehreren der bereits Getauften, welche rückfällig wurden, zu offener Empörung. Doch Michael unterdrückte den Aufstand mit Gewalt, und setzte fort, was er begonnen hatte. Außer den griechischen Missionären waren aber auch Armenier und Andere, manche ohne alle kirchliche Mission, nach der Bulgarei gekommen. Einzelne gaben sich sogar für Priester aus, ohne es zu sein, und widersprechende Lehren wurden vorgetragen. Dadurch beunruhigt und von allerlei Zweifeln gequält, wollte jetzt der Bulgarenkönig von sicherer Seite her Aufschluß über das wahre Christenthum erhalten, und schickte darum im Sommer 866 Gesandte an den Papst Nikolaus I. Dieser ordnete alsbald eine Gesandtschaft nach Bulgarien ab, bestellte mehrere Bischöfe für jenes Land und gab ihnen im November 866 als Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen seine berühmten Responsa ad consulta Bulgarorum in 106 Kapiteln mit, von denen ein protestantischer Kirchenhistoriker sagt: sie zeigen, daß es dem Papste nicht bloß darauf ankam, die Einrichtung der römischen Kirche, das Papstthum und einen christlichen Ceremoniendiest unter den Bulgaren einzuführen, daß er es sich auch sehr angelegen sein ließ, sie auf das, was zur christlichen Lebensbildung erforderlich werde, aufmerksam zu machen. Und in der Art, wie er auf den Standpunkt und die Bedürfnisse des neubekehrten Volkes Rücksicht nahm, bewährt sich seine Hirtenweisheit.

Die päpstlichen Legaten fanden bei den Bulgaren die freundlichste Aufnahme und König Michael war mit ihnen so zufrieden, daß er alle anderen Missionäre entließ, eines Tages unter symbolischer Ergreifung seiner Haare sich selbst und seine Bulgaren feierlich für Diener der römischen Kirche erklärte, und eine zweite Gesandtschaft nach Rom schickte, mit der Bitte, der Papst möge den ihm früher zugesandten Formosus zum Erzbischof der Bulgarei machen und noch mehrere Prediger nachsenden.

So war denn Bulgarien in Bezug auf die kirchlichen Dinge mit dem Abendland verbunden, was dem byzantinischen Kaiser Macedo nicht gleichgültig sein konnte, und er bediente sich deßhalb des Patriarchen

Photius als Werkzeug gegen die Römer. Dieser meinte, jetzt sei die Zeit gekommen, wo er die bisherige Höflichkeitsmaske gegen Rom ablegen und sich an diesem seinem Todfeind rächen könne. Die Nachricht von den Erfolgen Rom's in der Bulgarei hatte noch Oel in das Feuer seines Zornes gegossen. Namentlich beleidigte ihn, daß die von seinen Priestern in der Bulgarei ertheilte Firmung nicht für giltig angesehen und jeder Betreffende von den römischen Missionsbischöfen auf's Neue gesalbt wurde. Er faßt darum den Plan, eine große Synode zu veranstalten, und durch sie die Absetzung über Papst Nikolaus aussprechen zu lassen. Noch jetzt besitzen wir das Schreiben, welches er zu diesem Zwecke an die übrigen Patriarchen des Morgenlandes richtete, voll heftiger, leidenschaftlicher Beschuldigungen gegen Rom und die lateinische Kirche; Satan, sagt er darin, sei noch nicht zufrieden mit den vielen Uebeln, die er der Kirche von Simon Magus an durch so viele Häresien zugefügt habe. Nach Besiegung dieser Feinde habe man geglaubt, endlich Ruhe finden zu können, zumal auch die Armenier jüngst zur Kirche zurückgekehrt und die Bulgaren christlich geworden seien. Allein, o Jammer, kaum hätten die Bulgaren zwei Jahre lang den christlichen Glauben bekannt, so seien Männer der Finsterniß, nämlich des Abendlandes, wilden Thieren gleich auf dieses Volk eingestürzt, um den neuangelegten Weinberg Gottes zu verheeren durch falsche Lehren und schlechte Sitten.

Als eben Photius in solcher Weise wüthete, kamen die für Constantinopel bestimmten päpstlichen Legaten, von Gesandten des bulgarischen Königs begleitet, an der Grenze des byzantinischen Reiches an; aber der Uebertritt in dasselbe wurde ihnen von dem dort stationirten kaiserlichen Offizier verweigert und ihre Pferde mit Peitschenhieben sie selbst mit groben Worten zurückgewiesen. Nur die bulgarischen Gesandten durften die Reise nach Constantinopel fortsetzen, und hofften, dort auch für die päpstlichen Legaten sich verwenden zu können. Aber der Kaiser war sehr unzufrieden, daß der Bulgarenkönig jene durch sein Land hatte reisen lassen, und erklärte offen: „wenn sie den Weg durch meine Provinzen genommen hätten, würden sie Rom nie wieder gesehen haben." Nachdem die Legaten vierzig Tage lang an der Grenze auf Antwort von Constantinopel gewartet hatten, kam endlich die Erklärung: sie dürften nur dann sich zeigen, wenn sie zuvor ein ihnen vorgelegtes Glaubensbekenntniß unterzeichnen, darin alle Anklagen des Photius gegen die Lateiner anerkennen und in Kirchengemeinschaft mit ihm treten würden. Natürlich verweigerten sie Alles und kehrten zunächst zu dem Bulgarenfürsten zurück,

an den gleichzeitig der Kaiser ein sichtlich von Photius verfaßtes Schreiben gerichtet hatte, um ihn von der Gemeinschaft mit den Lateinern wieder abzulenken. Es waren darin dieselben Vorwürfe gegen die abendländische Kirche enthalten, wie in dem obenerwähnten Schreiben des Photius an die orientalischen Patriarchen, und die Verwandtschaft der beiden Schriftstücke liegt am Tage. Nur enthielt das Schreiben an die Bulgaren ein paar Anklagepunkte mehr.

Als die drei römischen Legaten nach Rom zurückgekehrt und von der bulgarischen Gesandtschaft begleitet waren, welche um die Zusendung weiterer Missionäre bat, beauftragte Nikolaus zwei Bischöfe und mehrere Priester mit einer Mission nach Bulgarien, starb aber vor der Abreise derselben und erst sein Nachfolger Hadrian II. schickte die vorbereitete Gesandtschaft ab.

Während dieß in Rom vorging, berief Photius eine Synode nach Constantinopel, der er durch allerlei Künste und Trug ein großartiges Ansehen zu geben suchte; dieselbe ist ein dichtes Gewebe von Hinterlist und Fälschung und durch dieselbe erfolgte das Absetzungsurtheil des Papstes und die Androhung der Excommunication gegen Alle, die mit ihm Gemeinschaft haben würden, sind nur von 21 Bischöfen unterzeichnet; alle Uebrigen verweigerten ihre Unterschrift. Photius brachte jedoch nicht weniger als tausend falsche Unterschriften bei. Alle Acten dieser Synode wurden auf einem im Jahre 868 in Rom gehaltenen Concil anathematisirt, ohne daß jedoch der bulgarischen Angelegenheit spezielle Erwähnung geschehen wäre.

Im Jahre 869 erschien eine dritte bulgarische Gesandtschaft in Rom, begleitet von den italischen Bischöfen Formosus und Paul, welche seither in der Bulgarei gewirkt hatten, und überbrachte Geschenke und Briefe des Königs Michael nebst der Bitte um einen Erzbischof. Ueber diesen Punkt entstand eine Differenz zwischen dem Papst und dem Bulgarenkönig, so daß sich der letztere, zugleich auch aus einem politischen Grunde, den Byzantinern wieder näherte; er schickte eine Gesandtschaft nach Constantinopel, die der letzten Sitzung des achten allgemeinen Concils anwohnte.

Drei Tage nach der Beendigung desselben und nach Unterzeichnung der Acten berief der Kaiser die päpstlichen Legaten in seinen Palast, wo auch die orientalischen Vicare, Patriarch Ignatius und Andere versammelt waren. Nachdem sie seiner Aufforderung gemäß sich gesetzt hatten, wurde erklärt, die bulgarischen Gesandten möchten jetzt die mitgebrachten Briefe

und Geschenke übergeben, und auf Andringen des Kaisers willigten die Legaten ein, jene anzuhören. Im Laufe der Verhandlungen sprachen die Bulgaren den Wunsch aus, von den Stellvertretern der Patriarchate zu erfahren, welcher Kirche sie unterthan sein müßten. Die päpstlichen Legaten antworteten: der römischen Kirche, weil sie von dieser die Anweisung zum christlichen Leben, Bischöfe und Priester empfangen hätten. Nach längeren Verhandlungen fragten die orientalischen Vicare, welche in das byzantische Interesse gezogen waren, die Bulgaren: „Wem gehörte denn das Land zur Zeit, als ihr es einnahmt und hatte es damals griechische oder lateinische Priester?“ Und auf die Antwort: „Wir haben es den Griechen mit Waffengewalt abgenommen, und trafen daselbst griechische Priester,“ gaben die orientalischen Vicare die scheinbar billige Entscheidung: das Land gehöre somit zur constantinopolitanischen Kirche. Sie wußten nicht, oder wollten nicht wissen, daß jene Gegenden, Alt- und Neu-Epirus, Dardanien u. s. w. zwar zum byzantinischen Reiche, aber dennoch stets zum römischen Patriarchate gehört hatten, also auch zur Zeit, als die Bulgaren einen Theil dieser Länder eroberten. Die päpstlichen Legaten bemerkten darum mit vollem Recht, daß die Verschiedenheit der Sprache die kirchliche Ordnung nicht aufhebe, und daß auch andere Länder mit griechischen Priestern zum römischen Patriarchate gehörten. Es sei wohl richtig, daß die Bulgarei ein Theil des byzantinischen Reiches gewesen sei, aber aus den Decretalen der Päpste erhelle, daß der apostolische Stuhl von Alters her das kirchliche Regiment über die Länder der Bulgarei geführt habe, überdieß hätten die Bulgaren sich freiwillig dem apostolischen Stuhle unterstellt und dieser habe dieselben mit vieler Mühe christianisirt und seit vielen Jahren factisch regiert.

Die orientalischen Vicare suchten gegen diese Gründe Einwendungen zu machen, die päpstlichen Legaten aber protestirten energisch und so nahm die Debatte den Ton großer Erregtheit und Erbitterung an; endlich riefen die orientalischen Vicare: „Es ist unschicklich, daß ihr, die ihr vom griechischen Reiche abgefallen seid und mit den Franken Bündniß geschlossen habt, im Gebiete des griechischen Kaisers, unseres Herrn, Ordinationsrechte festhalten wollt, und wir fällen das Urtheil, daß die Bulgarei, welche zum griechischen Reiche gehörte, der Kirche von Constantinopel, von der das Land durch das Heidenthum getrennt wurde (unwahr), durch das Christenthum wieder zurückgegeben sei.“ Noch heftiger riefen die Legaten: „Eure Sentenz, die ihr, weder als Richter erwählt, noch anerkannt, aus Stolz oder Parteilichkeit mehr tumultuarisch hervorgestoßen,

als ausgesprochen habt, erklären wir in Autorität des heiligen Geistes bis zur Entscheidung des apostolischen Stuhles durchaus für ungiltig; dich aber, Patriarch Ignatius, beschwören wir vor Gott, seinen Engeln und allen Anwesenden, daß du gemäß dem Schreiben des Papstes Hadrian, der dich restituirt hat, und das wir dir somit übergeben, dich rein davon haltest, für die Bulgarei Jemanden zu weihen, oder Jemand von den Deinigen dahin zu senden. Glaubst du aber Grund zur Beschwerde zu haben, so mußt du dieß der römischen Kirche, deiner Beschützerin, in aller Ordnung vorlegen." Ignatius antwortete ausweichend und damit schloß die Versammlung.

Der byzantinische Kaiser war natürlich mit den päpstlichen Legaten nicht zufrieden, lud sie aber doch noch zu Tisch und entließ sie mit Geschenken. Da sie nur bis Dyrrachium Geleit erhielten, fielen sie nach wenigen Tagen im adriatischen Meere slavischen Seeräubern in die Hände, welche sie ausraubten und beinahe getödtet hätten. Am 22. Dezember 870 kamen sie nach Rom zurück, mit nur wenigen Actenstücken, welche ihnen die Slaven zurückgegeben hatten.

Der Patriarch Ignatius schickte, um jenen nach Beendigung des achten allgemeinen Concils so formlos gefaßten Beschluß in's Werk zu setzen, den Bulgaren ihrem Wunsche gemäß alsbald einen griechischen Erzbischof zu, der eine Reihe anderer Bischöfe für das Land weihte. Auch wurden griechische Priester und Mönche in großer Zahl dahin abgesandt und alle lateinischen Missionäre aus der Bulgarei vertrieben. Papst Hadrian beschwerte sich dagegen bei dem Kaiser Basilius, allein dieser hing dem Patriarchen an; ob Hadrian weitere Schritte gethan, ist unbekannt.

Auf den Wunsch des Kaisers Basilius schickte Papst Johann VIII. im April 878 zwei Legaten nach Constantinopel und gab ihnen Briefe mit, von denen drei an die Bulgaren gerichtet waren. Der Papst ermahnt sie, zur römischen Kirche zurückzukehren, denn diese allein biete ihnen Sicherheit gegen alle Häresie. Niemals sei die römische Kirche von einer Irrlehre befleckt worden, wohl aber seien schon manche Bischöfe Constantinopels häretisch gewesen, und die kirchliche Verbindung mit Constantinopel bringe darum die Bulgaren in Gefahr, früher oder später in Häresie zu verfallen. Briefe an die griechischen Geistlichen in der Bulgarei und an den Patriarchen Ignatius bedrohten diese mit der Excommunikation, wenn sie nicht in kurzer Frist den Lateinern die Kirche Bulgariens überließen.

Nach dem Tode des Ignatius trat Photius an dessen Stelle und gab sich alle Mühe, von Seiten Roms die Anerkennung zu erlangen, wobei er von dem Kaiser kräftig unterstützt ward. In den hierüber gepflogenen Unterhandlungen ward auch mehrfach der Bulgarei erwähnt und Papst Johann VIII. machte wiederholt Ansprüche auf dieselbe geltend. So sagt er in einem Briefe an den Kaiser Basilius: „Wir verordnen Obiges eurer Bitte gemäß unter der Bedingung, daß Photius sich durchaus keine kirchliche Jurisdiction über die Bulgarei erlaubt, keine Bischöfe für sie ordinirt, kein Pallium dahin schickt." Photius, der allezeit in List und Trug Meister war, veränderte in seiner Uebersetzung dieses Briefes die Bedingung in eine bloße Bitte und ließ dem Papste sagen, daß die gegenwärtig in der Bulgarei vorhandenen griechischen Bischöfe darin verbleiben dürften. Ebenso fälschte er einen andern Brief des Papstes an ihn.

In der Aftersynode des Jahres 879 wandte sich der Cardinal Petrus wegen der Bulgarei an Photius, der den Vorsitz führte; dieser erklärte sich außerordentlich bereit, in solchen Dingen nachzugeben, was er ja auch schon dem Papst Nikolaus geschrieben habe; allein schon damals habe er beigefügt, daß die Sache leider nicht von ihm allein, sondern in noch höherem Grade vom Kaiser abhänge. Und es ist unzweifelhaft, daß Basilius den Römern in Bezug auf die Bulgarei günstige Aussichten und vielleicht sogar bestimmte willfährige Zusicherungen gemacht hat, da ihm der Papst in einem Briefe dafür dankt, daß er Bulgarien sowohl, als das Kloster des heil. Sergius in Constantinopel, welches vor Zeiten die Lateiner in Besitz hatten, dem römischen Stuhle zurückgegeben habe.

Das Versprechen des Kaisers kam jedoch nicht zur Ausführung. Die folgenden Päpste verlangten wiederholt die Jurisdiction über die Bulgarei zurück, aber ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Die Patriarchen von Constantinopel behielten den kirchlichen Supremat über die Bulgarei! Erst in unseren Tagen hat das lateinische Bekenntniß dort wieder Eingang gefunden, massenhafte Conversionen wurden bereits durch französische Missionäre bewirkt und wenn der Herr seinen Segen gibt, wird der längst angebahnte Uebertritt der Bulgaren zur römischen Kirche das tausendjährige Unrecht sühnen.

9.
Alfred der Grosse.

Die Kindheit und Jugend Alfred's bieten ein wunderbares Vorspiel dar zu dem schönen Drama seiner männlichen Jahre. Dem Herrscher Britanniens, welchen bereits drei kraftvolle Söhne umgeben, wird (848) von der treuen Osburga ein Knäblein geboren, welches durch Schönheit und Lieblichkeit, wie später durch Geist und Kräfte, alle Neigung der Eltern auf sich zieht. In Tagen, als das Reich auf allen Seiten von den stets neu anwachsenden, gefährlichsten Feinden angegriffen wird, und jene Söhne, zum Theil schon im Mannesalter, eine unschätzbare Gewähr für die Erhaltung des Reichs scheinen, wird von den Alten der Plan ersonnen und gepflegt, mit Verletzung der Reichsgesetze, mit Gefährdung des Daseins ihrer Staaten, dem theuren Letztgebornen die Herrlichkeit und die Macht der Krone zu übertragen. Für die Erreichung dieses Wunsches ist kein Mittel bedenklich, kein Pfad gefahrvoll. Das fünfjährige Königskind wird auf dem gebrechlichen sächsischen Kiele den Meereswogen anvertraut, durch die Länder unzuverlässiger Freunde gebracht, über die Firsten und Eisfelder der Alpen getragen, hin gen Roma. Der heilige Vater wird gebeten, dem fremden Kinde den Segen der Salbung angedeihen zu lassen; dieser spendet ihm die größte Gabe der Christenheit. Der gesalbte Knabe kehrt in's Heimathland zurück und wiederholt nach wenigen Jahren dieselbe Fahrt mit derselben Sicherheit. Er entwickelt sich herrlich, zum Staunen und zur Freude vieler Zeugen zwischen der Pictenmauer und dem Tiberstrome; der Körper entfaltete sich kraftvoll und geschmeidig; kein Waidmann und kein Ritter zeigte sich ihm gleich. Doch für seine höhere Bildung sorgte die Liebe der Mutter. Sie lehrte ihn viel sächsische Lieder und brachte ihm, obgleich schon zwölfjährig, dennoch vor mehreren der älteren Brüder, das Lesen bei. In etwas vorgerücktem Jünglingsalter überfiel ihn eine sehr schmerzhafte, den Aerzten seiner Zeit unbekannte Krankheit, welche ihn jedem weltlichen Verkehr unbrauchbar zu machen drohte. Er schien nach einem Gebete, welches er in einer Kirche zu Cornwales, dem Aufenthalte des hl. Neot, dargebracht hatte, von derselben befreit. Im zwanzigsten Lebensjahre vermählte er sich. Doch mitten in dem mehrtägigen Hochzeitsgelage ergriff ihn das schmerzliche Uebel wieder, zum Schrecken der vielen Gäste und Umstehenden, und kaum während eines Tages seines thätigen Lebens war Alfred von demselben befreit. Aber durch die Macht des Gemüths, die Kraft

des Willens wußte er die ungestüme Reizbarkeit des Feindes zu besiegen, und die vermehrte Gewalt körperlicher Schwäche scheint die geistige Gegenwirkung nur gestählt zu haben. Dieser Körperleiden ungeachtet konnte er in den jüngern Jahren bereits so Vieles leisten, und nachdem sein Vater die Krone von Wessex niedergelegt und seine Pläne für Alfred aufgegeben hatte, nachdem dessen drei Brüder den Thron von Wessex nach einander bestiegen hatten und natürlichen Todes, zwei derselben kinderlos, der dritte zwei unmündige Söhne zurücklassend, gestorben waren, wurde jener dem kaum zwei und zwanzigjährigen Alfred aufgedrungen.

Um jene Zeit brachen alljährlich die Normannen ein, die man in England Dänen nannte, und verheerten das Land mit entsetzlicher Grausamkeit. Ihre Schiffe waren klein, aber desto zahlreicher, so daß oft eine Flotte von dreihundert Schiffen zusammen auf einen Raubzug ausging. Denn Rauben und Plündern war für sie die ehrenvollste Beschäftigung, sie verachteten den Mann, der auf dem Bette starb; denn nur der Schwerttod, sagten sie, ist des Mannes würdig, und ihre größte Kraft zeigten sie darin, unter brennenden Wunden lachend zu sterben. Dieselbe Grausamkeit, die sie standhaft zu erdulden vermochten, bezeigten sie auch gegen Andere und nicht zufrieden damit, ihre unschuldigen Opfer zu berauben und zu morden, quälten sie dieselben auf ausgesuchte Weise. Sie drangen tief hinein in die Länder; denn wie sie mit ihren kleinen Fahrzeugen auf der stürmischen See der Wuth der Wellen trotzten, so fuhren sie mit eben denselben die Ströme hinauf bis tief in das Land, und wenn sie an eine Stelle kamen, wo das seichte Wasser sie nicht mehr tragen konnte, so hoben sie ihre Schiffe auf, und trugen sie hinüber. Dasselbe geschah auch, wenn sie aus einem Flusse in den andern wollten, auch dann schleppten sie ihre leichten Fahrzeuge über das Land. Wo sie nahten, da ging Schrecken vor ihnen her; denn ihre Wuth war nicht zu versöhnen. Sie wollten nicht herrschen, nicht Land erwerben, sie wollten nur rauben und nach dem Raube zerstören. Darum bewahren noch bis auf den heutigen Tag alle Küsten der westeuropäischen Länder grauenvolle Erinnerungen an die Normannen und nicht bloß die Küsten, sondern Städte, wie Paris und Köln, sind manchmal von den entsetzlichen Normannen heimgesucht worden. Zur Zeit von Alfred's Jugend brachen diese Normannen alljährlich in England ein, und verheerten, was sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Trotz seines Jugendmuthes schlug Alfred die Gefahren der Dänen nicht geringer an, als sie wirklich waren, und gedachte wohl auch seiner Krankheit, die ihn oft unerwartet erfaßte.

Während er eben die Leiche seines letzten Bruders nach Winburn in die Gruft begleitete, brachen die Dänen ein, so daß er von jenem Zuge ablassen mußte, um ihnen mit einer kleinen Schaar entgegen treten zu können. Er besiegte die Feinde und traute ihren Versprechungen, daß sie fortan sich friedlich und ruhig verhalten wollten; aber vergebens, denn weder an ein einfaches Versprechen banden sich die Dänen, noch an Geisel und Eid. Alljährlich kamen neue Schaaren nach und diese hielten sich durch die Versprechungen der Andern nicht verpflichtet. Darum kam Alfred auf den Gedanken, lieber mit den eindringenden Räubern auf dem Wasser zu kämpfen, als sich ihnen erst nach ihrer Landung entgegen zu stellen. Er erinnerte die Angelsachsen daran, daß auch ihre Vorfahren gewandt und mächtig zur See gewesen waren, und forderte sie auf, in allen Häfen Schiffe zu bauen, damit sie mit ihnen die Mündungen der Ströme bewachten, um die Dänen zu schlagen, bevor sie noch in's Land gekommen wären. Dieß gelang auch und eine ganze Flotte der anrückenden Feinde wurde vernichtet. Während aber dieß im Westen geschah, fiel eine andere Dänenschaar unter ihrem Anführer Hubbas im Norden von England ein. Aber auch sie erlitt eine schwere Niederlage und der Sieg der Angelsachsen war um so unheilbedeutender für die Dänen, weil diese ihre Fahne verloren hatten. In diese Fahne hatten die drei Schwestern des schrecklichen Hubbas den Vogel Odins gewebt, einen Raben, den die Dänen für lebend ansahen und auf den sie die Blicke richteten, wenn eine Unternehmung sie lockte. Schien der Rabe zu flattern oder die Flügel zu heben, so bedeutete es Heil und Sieg für die Dänen, wenn er sie aber senkte, so stand ihnen Unglück bevor.

Doch nur zu bald kam Unglück wieder über Alfred's Haupt. Die nimmer ruhenden Dänen waren nordwärts so weit vorgedrungen, und verheerten das Land mit solcher Gewalt, daß nur noch der Gau der tapfern Sumorsäten ihnen nicht preisgegeben war. Auf viele seiner Unterthanen, namentlich die aus altbritischem Stamme, durfte Alfred in diesen Zeiten der Gährung nicht zählen. Viele Eingeborne, von Mangel und Furcht getrieben, entflohen über's Meer. Andere zogen es vor, sich den grimmigen Heiden zu unterwerfen und verließen, ja empörten sich wider den allein standhaften König. Hätte ihn damals ein feindlicher Speer getroffen, hätte sein hohes Herz verzagen, ihn zu einer schwächlich verzweifelnden Aufopferung reizen oder ihm Rettung bei überseeischen Stammgenossen gestatten können, so wäre der Königsstamm wie die Freiheit in England erloschen; dieses Land wäre die Beute, wäre die Wüste

der Seeräuber geworden. Mit wenigen Adeligen, Dienstmannen und Kriegern, brachte der König, von seinem Volke verlassen und getrennt, in den Wäldern und Marschen Somersets, mehrere Wintermonate gleich einem Flüchtlinge zu. Der Unterhalt der Seinigen mußte mit List oder Gewalt den Heiden oder den denselben untergebenen Christen entwandt werden. Er selbst erzählt in spätern Tagen gerne von jener Verdunklung seines Geschickes. Eine sichere Schutzstätte hatte er bei einem seiner Kuhhirten gefunden. Eines Tages saß er beim Herde, für sich Pfeile und Bogen schnitzend, als die emsige Hausfrau, ihres hohen Gastes unkundig, mit Brodbacken beschäftigt war. Das Brod, zu nahe dem Feuer, begann zu brennen, als jene den Danebensitzenden anfuhr:

Siehst nicht brennen das Brod, du Mensch, und säumst es zu drehen,
Der das heiße zu gern nur oft schon hast uns verschlungen.

Eine andere Erzählung, wie Alfred allein in seinem Hause die heiligen Bücher oder vaterländische Annalen lesend saß, während sein Gesinde auf den Fischfang ausgegangen war und er einem anklopfenden Bettler die Hälfte des letzten Brodes gegeben, darauf ihm im Traum der heilige Cuthbert erschienen, und die Wiederherstellung seines Reiches verheißen, bezeichnet wenigstens den Charakter, welchen die Angelsachsen liebten und der deßhalb von ihnen Alfred zugeschrieben wurde. Wir erfahren aus dieser Sage noch, daß Alfred's treue Mutter Osburge, welcher er das bedeutsame Traumgesicht sogleich mittheilte, nicht den Sohn und dieser die Mutter nicht verlassen hatte. Nach wenigen Monaten, um Ostern, gelang es dem König mit dem treuen Adel der Sumersäten in einem durch Morast und Wald geschützten Orte eine Burg aufzuwerfen, welche den Namen der Aethelings-Ey (Insel) lange getragen hat. Sie lag östlich am Paretflusse und ist der späten Nachwelt nicht nur durch Sagen, sondern selbst durch einen dort gefundenen, mit Alfred's Namen bezeichneten goldenen Halsschmuck nachgewiesen. Von hier aus wurden unermüdlich Streifzüge gegen die Feinde unternommen und neue Verbindungen mit den Freunden angeknüpft. Alfred's eigne Wirksamkeit, Muth und Schlauheit sind uns in der Erzählung bezeichnet, wie er seine Kunde heimatlichen Gesanges benutzend, als Harfner in das Lager der Dänen ging und während diese sich des freigebigen Liederspenders erfreuten, das Lager, die Zahl der Feinde und die Zurüstungen derselben erspähte. Diese zauderten nicht, einen blutigen Kampf mit den für Vaterland und Freiheit fechtenden Sachsen zu wagen; nach heftigem Widerstande unterliegend, ergriffen sie die Flucht, um sich in ihre Veste zurückzuziehen. Alfred

folgte ihnen auf dem Fuße und belagerte diejenigen, welche dem Racheschwert entronnen waren. Nach vierzehn Tagen erboten sich die Belagerten, das Land zu verlassen, wenn ihnen der freie Abzug gestattet würde; sie erklärten sich bereit jeglichen unter ihnen als Geisel zu stellen, während keine von Alfred verlangt wurden. Der König nahm diese Bedingung an, welche auch bald erfüllt wurde. Eine nicht minder wichtige Folge dieses Sieges war, daß der Dänenfürst Guthrum, auch Gormund genannt, den Entschluß faßte, zum Christenthum überzutreten. Die heilige Taufe wurde unfern von Aethelingburg an ihm und dreißig seiner vornehmsten Mannen vollzogen; Guthrum erhielt den Namen Aethelstan: Alfred nahm ihn als Sohn an, aus dem Taufwasser ihn emporhebend, worauf der Alderman der Sumorsäten ihn feierlich abtrocknete. Die beiden Könige blieben zwölf Tage bei einander, und Alfred überhäufte die Dänen mit reichen Gaben.

Nachdem Alfred auf diese Weise sein Reich vor den Einfällen der Dänen nach Außen gesichert hatte, war die ganze Sorgfalt des jungen Königs darauf gerichtet, es auch innerlich zu befestigen und ihm eine gute Verfassung und gute Gesetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung der Gesetze veranstalten, welche frühere weise Könige schon hatten niederschreiben lassen, und ließ sie durch seine Rathgeber prüfen. Er änderte nicht viel darin; denn er sagte, er wüßte nicht, wie solche Abänderungen dem Volke gefallen würden, denen diese Gesetze durch den Brauch der Vorfahren mündlich überliefert waren. Namentlich dachte er nach über die Rechtspflege, und prüfte deßhalb die Urtheile der Richter, ob sie mit den Gesetzen und dem Herkommen seines Volkes übereinstimmten und einmal soll er in einem Jahre vier und vierzig Richter mit dem Tode bestraft haben, weil ihnen bewiesen war, daß sie falsches Urtheil gesprochen hatten. Darum verlangte er auch von den Richtern, daß sie eifrig in den Gesetzen ihres Volkes forschen sollten, damit sie mit denselben vertraut würden. Als wichtigsten Rechtsgrundsatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutsche Ueberlieferung fest, daß Jedermann nur von seines Gleichen gerichtet werden dürfe. Darum sollten zwölf Männer die Volks- und Standesgenossen des Angeklagten wählen, den Wahrspruch fällen, ob schuldig oder nicht. Dieß Gesetz, das dem Keime nach auch bei den andern deutschen Völkerschaften galt, ist Jahrhunderte lang der Stolz des englischen Volkes gewesen, weil es in ihm die sicherste Schutzwehr gegen alle Willkür erblickte.

Aber Alfred wollte auch Ruhe und Sicherheit schaffen, ohne daß der

Angelsache zum Gerichte seine Zuflucht zu nehmen hätte. Das beste Mittel dazu schien ihm zu sein, wenn er seine Angelsachsen selbst verantwortlich machte und dieß geschah auf folgende Weise. Er theilte England in Grafschaften und die Grafschaften wieder in hundreds, Hundertschaften, und die Hundertschaften wieder in Zehentschaften. Zehn bei einander liegende Häuser machten eine Zehentschaft aus, und ihre Bewohner waren sich unter einander und alle zusammen dem Gesetze verantwortlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie urtheilten auch unter einander über kleinere Dinge; aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertschaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, seinen Namen in eine Zehentschaft eintragen zu lassen, so wurde er wie einer betrachtet, der außer dem Gesetze stand; er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gericht der Hundertschaft ging man weiter an das Gericht der Grafschaft und von diesem an den König. So kam es dahin, daß man sagen durfte, der Reisende, welcher seine Börse auf der Straße verloren hätte, könnte sich ruhig schlafen legen, weil er sie sicher wieder finden würde. Und ferner erzählte man, daß goldene Armbänder, an Scheidewegen aufgehängt, unangerührt geblieben wären, weil Niemand sie hinwegzunehmen wagte. Aber nicht genug, daß Alfred so den inneren Frieden sicherte, er begründete durch diese Eintheilung auch die beste Wehr gegen den Feind nach außen. Denn jede Zehentschaft und jede Hundertschaft mußte ihre bestimmte Anzahl Krieger stellen und der Graf oder Alderman der Grafschaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann, der auf den ersten Ruf die Seinen versammeln konnte.

Alfred war ein Spiegel der Könige für alle Zeiten, als Held zugleich und als Regent, als Mann des Schwertes, der Kirche, der Wissenschaft. Er selbst war seinem Volke in Gesinnung und Lebensweise das schönste Vorbild; die Schule des Unglücks, die beste Lehrerin des Menschen, hatte, wie er selbst in seinen Schriften ausspricht, sein Herz entwickelt und seinem Geiste Erfahrung und Menschenkenntniß verschafft, so daß ihm fast allein unter seinen Zeitgenossen verliehen ward, zugleich fromm, klug und tapfer zu sein. Seine ganze Kraft war dem Wohl seiner Nation und den höheren Interessen seines eigenen Inneren gewidmet. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er bis zu seinem Tode, obgleich er von Jugend auf mit wankender Gesundheit zu kämpfen hatte. Er gab seinen Leuten sogar persönliche Unterweisung in den Handwerken und Künsten, verfertigte die Pläne für seine Bauten, und dachte sich die Bauart der Schiffe aus, vermittelst deren man die Dänen zur See am besten bekämpfen könne.

Die Hindernisse, die ihm aus seiner körperlichen Schwäche erwuchsen, beseitigte er durch Mäßigkeit und durch große Regelmäßigkeit in seiner Lebenseinrichtung. Er theilte seine Zeit in drei gleiche Theile: Das eine Drittel von den vier und zwanzig Stunden jeden Tages war dem Essen und der körperlichen Erholung gewidmet, das andere den Staatsgeschäften, das dritte dem Gebet und der geistigen Thätigkeit. Wie er mit seiner Zeit sorgfältig zu Rathe ging, ebenso war er auch in seinen Ausgaben auf verständige Weise sparsam. Er sammelte sogar, besonders in seinen letzten Regierungsjahren, in welchen Ruhe von innen und außen herrschte, einen Schatz für seinen Nachfolger. Auch diese Ersparnisse hingen mit dem Hauptstreben zusammen, durch welches er das Wohl seines Volkes fest zu gründen gesucht hatte. Die von Alfred hergestellte und verbesserte Gerichtsverfassung und die Freiheit und Selbstregierung, deren seine Unterthanen sich erfreuten, überhoben ihn der Verwaltungskosten; die Klöster und Domstifter aber der Ausgaben für den Unterricht, so wie die erkämpfte Ruhe vor den Dänen und die neue, auf der Volkseintheilung beruhende Wehr-Ordnung der Hauptkosten für das Kriegswesen. Auf diese Weise konnte er, der schon im Leben Kirchen, Klöster, Geistliche und Gelehrte reich beschenkt hatte, in seinem Testamente seinen Angehörigen und Dienern eine sehr große Summe vermachen. Alfred starb unverhofft im Jahre 901, nach einer beinahe dreißigjährigen Regierung.

10.

Alfred der Grosse als Schriftsteller und Gesetzgeber.

Durch ruhmreiche Siege hatte Alfred sein Reich gegründet, durch weise Einrichtungen, Beförderung der Cultur und Wissenschaft, durch treffliche Gesetze verlieh er demselben Bestand und sorgte er für eine gedeihliche Entwickelung desselben. Eine schöne Cultur hatte früher in England geblüht, sie war jetzt verschwunden. Furchtbare Feinde waren gekommen, hatten die Mönche erschlagen, die Klöster verbrannt, das Land arm gemacht. Jahre lang hatte ein verzweifelter Kampf stattgefunden, die Gemüther waren verwildert. Endlich waren die Feinde verjagt, aber die Nachwehen wurden bitter empfunden. Alfred war entschlossen, hier zu helfen. Während er mit starker Hand die Ruhe im Innern und nach Außen aufrecht erhielt, suchte er Bildung unter seinem Volke zu verbreiten. Neben den Städten und Festungen baut er Kirchen und Klöster; neben den kriegerischen Uebungen zu Land und zur See, in denen er seine

Sachsen zur Vertheidigung des Vaterlandes tüchtig macht, will er sie auch geistig üben, arbeitet er an einer Reihe von Schriften, die ein dauerndes geistiges Besitzthum seines Volkes werden sollten.

Eine Anzahl Männer von bewährtem wissenschaftlichem Ruf sammelte Alfred um sich; einer der ersten war Assor von Mineve, ein Waliser, sein späterer Biograph. Durch ihn lernte der König die lateinische Sprache, deren Kenntniß er bald zum Nutzen seines Volkes verwerthete. Er übersetzte die berühmte Schrift des Boëthius vom Troste der Philosophie aus dem Lateinischen in's Englische. Zum Verständniß dieses Werkes half Assor dem Könige. Er hat es übrigens nicht bloß übersetzt, sondern ganz selbstständig bearbeitet. Der Text war ihm oft nur der Faden, an den er seine eignen Gedanken anknüpfte. In keiner seiner Arbeiten ist Alfred so selbstständig, nirgends hat er mehr seine eignen Gefühle und Gedanken ausgesprochen. Was Alfred besonders zu diesem Buche hinzog, ist der erhabene Idealismus, den dasselbe predigt. Die Gedanken desselben fesselten ihn ebenso sehr, als die Standhaftigkeit des Boëthius. Schlosser sagt schön von ihm: „Er hat durch sein Werk Tausenden von Leidenden den Trost der Weisheit in's Herz gegossen und, wenn harte Gewalthaber sie wie ihn mit grausamem Tode verfolgten, ihnen den Himmel offen gezeigt, den jeder Edle in sich trägt; er allein hat die Unglücklichen in den öden Steppen roher Wirklichkeit auf das selige Land der Möglichkeit hingewiesen, und ihnen da, wo die Selbstsucht der Halbbarbaren eine furchtbare Wüste schuf, ewig grünende Auen der Hoffnung und Liebe bereitet.“

Seine Anschauungen über Macht und Würde spricht Alfred in folgender Weise aus: „Ihr überschätzet die irdische Macht und Würde, weil Ihr die himmlische Macht und Würde, die euer eigen ist, nicht kennt und erwäget, woher sie kam. Wie dann, wenn dieses Vermögen und diese eure Macht an den schlechtesten Mann kommen sollte, und an denjenigen, der es am wenigsten verdient, wie es dem Theodorich geschah und früher dem Kaiser Nero und noch Vielen gleich ihnen? Wird er nicht thun, wie sie thaten und noch immer thun, all die Reichen, welche unter ihm sind, erschlagen und vernichten, wer immer ihm nahe ist, wie die Flamme das trockene Heidegras aufzehrt, oder wie der feurige Schwefel den Berg Aetna auffrißt, der auf der Insel Sicilien ist? — Die Macht ist niemals gut, wenn der nicht gut ist, welcher sie besitzt. Daher kommt Niemand durch Macht zu Tugenden und Verdienst, sondern durch seine Tugenden und Verdienste kommt er zu Ansehen und Macht. Darum

ist Niemand besser wegen seiner Macht, sondern wegen seiner Tugenden ist er gut, wenn er gut ist, und wegen seiner Tugenden verdient er die Macht, wenn er sie verdient. Strebet daher nach Weisheit, und wenn ihr sie habt, mißachtet sie nicht. Denn ich sage euch, daß ihr durch sie ohne allen Zweifel zur Macht kommen werdet, auch wenn ihr nach der Macht nicht gierig seid; ihr braucht euch um die Macht nicht zu kümmern, oder darnach zu drängen; seid ihr nur weise und gut, so wird sie euch folgen, auch wenn ihr nicht darnach strebt."

Ueber den Werth der irdischen Güter sagt Alfred: „Hätten die Güter dieses Lebens Kraft durch sich selbst, wären sie gut durch ihre eigene Natur, dann würden sie immer bei dem sein, welcher Gutes mit ihnen bewirkte und nicht Schlimmes. Wo aber immer sie gut sind, sind sie gut durch die Güter des Mannes, der Gutes mit ihnen wirkt, und er ist gut durch Gott. Und wo ein böser Mann sie besitzt, sind sie bös durch des Mannes Bosheit, der bös mit ihnen thut und durch den Bösen. Was hat denn der Reichthum Gutes, wenn er den grenzenlosen Begierden des Elenden nicht genügen kann? Oder die Macht, wenn sie ihren Besitzer nicht mächtig machen kann, sondern die schlechten Leidenschaften ihn mit ihren unauflöslichen Fesseln ketten?"

Voll religiösen Sinnes, tiefer Ergebenheit und unerschütterlichen Vertrauens sind seine erbaulichen Ergießungen gegen Gott. In der Bewunderung der Natur, in dem Lobe der Schöpfung, das aus einer von kindlicher Ehrfurcht erfüllten Brust quillt, spricht sich die höchste Verehrung des Lenkers der Dinge aus. Wie ergreifend ist der Ausruf: „O Gott, wie groß, wie wundervoll bist du! Der du die Zeiten vom Anfang der Erde bis an ihr Ende geordnet hast, so daß sie von dir ausgehen und zu dir zurückkommen. Der du alle beweglichen Geschöpfe nach deinem Willen erregest, während du selbst unveränderlich und unbeweglich bleibst! Denn Keiner ist mächtiger als du, noch Einer dir gleich! Kein Zwang hat dich gelehrt das zu machen, was du geschaffen hast, sondern durch deinen eigenen Willen und deine eigene Macht hast du alles gethan, obschon du nichts bedurftest. Wundervoll ist die Art deiner Güte, denn es ist Alles eins, du und deine Güte! — Verleihe nun, o Herr, unsern Seelen, daß sie durch die Hindernisse dieser Welt zu dir emporsteigen, und zu dir kommen aus diesen Mühen heraus, und daß mit den offenen Augen unserer Seele wir sehen mögen den höchsten Quell alles Guten! das bist du! Gewähre uns dann gesunde Augen unserer Seele, und erleuchte dieselben mit deinem Licht, denn du bist der

Glanz des wahren Lichts und die süße Ruhe des Gerechten, und du wirst bewirken, daß sie dich erblicken. Du bist aller Dinge Anfang und Ende; du trägst alle Dinge ohne Mühe; du bist sowohl der Weg als der Führer und das Ziel, wohin der Weg leitet; alle Menschen streben zu dir!"

Seiner Neigung zu philosophischen Betrachtungen folgte Alfred in der Bearbeitung des Boëthius; seiner Liebe für die Geschichte verdanken wir eine Uebersetzung der Weltgeschichte des Orosius, der Kirchengeschichte Englands von Beda Venerabilis und die Entstehung der Sachsenchronik, der besten Quelle über die Zeit von 449 — 1066. Seinem Hang zu dem Idealen leistete Alfred durch Uebersetzungen und Bearbeitungen von Gedichten Genüge. Wer anders, als der König, hat die christlichen Gedanken in die Ueberarbeitung des Beowulfsliedes verflochten?

Ein göttlicher Funke glühte in Alfred allezeit. Ein hohes Ideal schwebte ihm vor und er rang darnach, es zu verwirklichen. Eine Verwilderung auf Jahrhunderte hinaus bedrohte die Angelsachsen während und nach den entsetzlichen Kriegen. Alfred wollte der König eines gebildeten Volkes sein, wollte nicht bloß der Herrscher, sondern der Vater, der Erzieher, der Lehrer seines Volkes sein. Darum sein schriftstellerischer Eifer: was die Vorzeit Großes geschaffen hat, das will er seinen Sachsen retten; was das Ausland Gutes bot, das soll das Eigenthum England's werden. Alfred hat seiner Nation einen Anstoß zur Cultur gegeben, der noch lange mächtig nachwirkte. Mit ihm beginnt eine neue Periode der angelsächsischen Literatur, die sich rasch entwickelte und ausdehnte. —

Die Cultur, welche mit der Bekehrung bei den Angelsachsen Eingang fand, das Beispiel des Clerus, die Veränderung in allen Verhältnissen gaben bei den Angelsachsen schon früh Veranlassung zur Aufzeichnung der alten und der durch die Umstände bedingten neuen Gesetze. Schon aus Ethelbert's Tagen ist eine Sammlung angelsächsischer Gesetze vorhanden mit der Aufschrift: „Das sind die Satzungen, die Ethelbert zu Augustinus Zeiten gab." Später folgten andere Sammlungen von Rechtssatzungen und auch von Alfred besitzen wir eine solche. Die vielen Kriege und in Folge derselben die veränderten Verhältnisse, die Vergrößerung des Reiches trieben zur Abfassung eines neuen Gesetzbuchs für das ganze Reich. Das Grundprincip, auf welchem Alfred's Gesetze beruhen, ist: daß die Gebote des Christenthums Landesgesetze werden; alle Gesetze hält er für wandelbar und nur die christlichen Ideen erscheinen ihm von Dauer.

Alfred behielt von dem Alten bei was nothwendig war, das Unbrauchbare warf er zur Seite; das Neue berieth er mit seinem Landtag und erhob es mit dessen Zustimmung zum Gesetz, ohne aber zu wähnen, daß seine Schöpfung ewig sei. Die Veränderungen, welche er traf, bezweckten vorzüglich die Hebung der königlichen Autorität und der kirchlichen Macht. Zugleich aber soll er die Geschwornengerichte eingeführt haben, wodurch stets der Gedanke fern gehalten wurde, daß er an den Grundfreiheiten der Nation gerüttelt habe.

III. Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser.

1.

Heinrich I., der Städtegründer.

Jede Art größerer Ortschaften, sowohl offene als besonders auch befestigte, waren in Sachsen selten; es lebte hier der Landbauer einzeln auf seinem Gute in der Mitte seiner Aecker, ruhig im Frieden, doch ohne Schutz beim Anfall der Feinde; nur einzelne Festen werden früh erwähnt, mehrere errichtete Karl der Große; andere mögen bei anderer Gelegenheit angelegt worden sein. Diese genügten nicht zum Schutz gegen die Anfälle der Ungarn und Slaven; daß aber nur solche, dem schnellen Feinde uneinnehmbare, die Rettung des Guts und des Lebens möglich machten, hatte die Erfahrung in den andern Theilen des Reichs schon lange gelehrt, und vielfach war die Errichtung befestigter Plätze an den Ostgränzen des Reichs von den Königen begünstiget worden. Deßhalb ging Heinrich's Bestreben in den Jahren des Friedens vorzugsweise dahin, durch Errichtung befestigter Städte, durch Befestigung vorhandener Ortschaften die Vertheidigung seines Landes zu sichern. Tag und Nacht war man mit Erbauung derselben beschäftigt, sagt Widukind; die Anwohner ohne Rücksicht auf Stadt und sonstige Abhängigkeitsverhältnisse wurden zur Theilnahme gezwungen. Die errichteten Städte aber sowohl als die, welche schon früher bestanden, erhielten feste und regelmäßige Besatzung; je der neunte von den Landbesitzern der Umgegend zog in die Stadt, baute hier sich und den übrigen die Wohnungen. Für die Zeit der Gefahr ward hier ein Drittheil der Ernte geborgen; hier sollten Berathungen, öffentliche Versammlungen und alle Festlichkeiten stattfinden. Daß Heinrich den Städten besondere Rechte ertheilte, daß hier der erste Keim städtischer Verfassung zu suchen sei, ist ein längst beseitigter Irrthum.

Das Nähere über die von ihm getroffenen Einrichtungen ist nicht bekannt; es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob und in wie weit die Bewohner derselben aus der Gewalt der Gaugrafen heraustraten. Jedenfalls waren die Einrichtungen Heinrich's von nicht geringem Einfluß auf das Entstehen und Emporkommen größerer Ortschaften im nördlichen Deutschland. Durch ihn entstanden hier die Städte, in denen später Freiheit und eigenthümliche Verfassung, Handel und Gewerbe, Kunst und Betriebsamkeit auch für diese Gegenden Wurzel faßten und zur Geltung gelangten.

Schutz für das Leben und bewegliche Gut der Umwohner mochten die befestigten Städte wohl gewähren; aber zur Sicherheit des Landes und zur Beseitigung alles des Elends, das Deutschland und namentlich auch Sachsen in drei Jahrzehenten von den Ungarn erfahren hatte, wurde mehr erfordert; man mußte nicht bloß ihrer Verwüstung entfliehen können, vielmehr ihnen mit Nachdruck begegnen, sie bekämpfen, besiegen und auf immer das Land von ihnen befreien. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß dieß bei den Kriegseinrichtungen der letztern Zeit unmöglich wäre. Die großen Vasallen mit ihrer Mannschaft waren den unzähligen Schaaren eines Kriegervolkes nicht gewachsen; das Volk war dem Kriegsdienst entfremdet; das allgemeine Aufgebot wurde selten berufen; seine Kraft und Bedeutung war gebrochen. Hierzu kam, daß der Reiterdienst in Deutschland bis dahin selten und weniger gebräuchlich, die Ungarn aber sämmtlich beritten, den Fußstreitern stets überlegen und selbst besiegt von ihnen fast nie zu erreichen waren. Es finden sich Andeutungen, daß Heinrich beidem zu begegnen mannigfach neue Einrichtungen traf; das Einzelne genau zu erkennen ist aber durchaus unmöglich. — Ein alter Brauch der Sachsen, berichtet Luitprand, sei gewesen, daß Niemand nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre dem Aufgebot sich entziehe: dadurch sei es dem Könige beim Einfall der Ungarn möglich geworden, schnell ein bedeutendes Heer zu versammeln und den Sieg davon zu tragen. Eine spätere Ueberlieferung fügt hinzu, jeder ältere Bruder hätte in den Krieg ziehen müssen, und verbindet damit die Entstehung der deutschrechtlichen Erbfolge in's Hergewede. Es scheint sich hieraus zu ergeben, daß Heinrich, wie die Umstände es erheischten, das allgemeine Aufgebot neu in's Leben rief und mit diesem, nicht bloß mit der Macht der Ministerialen, über Slaven und Ungarn den Sieg gewann. Auf der andern Seite aber hob und beförderte er, das Bedürfniß erkennend, den Dienst zu Roß; eine geübte Reiterei gab ihm das Vertrauen, den Kampf mit den Ungarn zu wagen, und entschied den Sieg für den König. Auf ihr beruhte in der Folge

mehr und mehr die Kraft des Heeres; dieß aber trug wieder vorzugsweise dazu bei, die Last und Ehre des Kriegs auf Wenigere zu beschränken. Nicht jeder vermochte die größern Kosten der Ausrüstung zu tragen; die andern zahlten Beiträge an Geld oder mußten andere Entschädigung leisten. Ein allgemeines Aufgebot ward so immer seltener berufen und verlor mehr und mehr sein Ansehen, so daß, wenn Heinrich auf der einen Seite für dessen Herstellung und Erhebung sorgte, er andererseits zur Verdrängung desselben beitrug.

Zu den Bestimmungen, wodurch der König die Reiterei seines Heeres zu vermehren suchte, gehört, wie es scheint, auch die Errichtung der Merseburger Legion. Seit den Zeiten Karl's des Großen in den steten innern Kriegen war ein roher Sinn für Raub und Gewaltthätigkeit entstanden; von Jahr zu Jahr hatte die Zahl kühner Freibeuter und Unruhestifter sich vermehrt; zu Heinrich's Zeiten hatten selbst Adelige sich ihnen zugesellt. Sie zu gewinnen und das Land zu sichern, erließ ihnen der König die Strafe, gab ihnen Waffen und Land und stellte sie an die Gränzen des Reichs, damit sie gegen die Feinde ihre Raubzüge wenden, der Mitbürger aber schonen möchten. Bei Merseburg erhielten sie ihren Sitz, und diese Stadt, von Heinrich befestigt, ward so gleichsam zur Vormauer Sachsens und Thüringens gegen die benachbarten Slaven gemacht, bis diese besiegt und unterworfen zum Theil im eigenen Lande sächsische Besatzung dulden mußten.

Die Regierung Heinrich's trägt den Charakter der Selbstständigkeit; weder die Fürsten des Reichs, noch die Geistlichkeit besaßen einen leitenden Einfluß; kein Einzelner erscheint bevorzugt durch die Gunst des Königs. Bei den wichtigsten Angelegenheiten jedoch finden wir eine Versammlung der Großen, sei es des ganzen Reichs oder einzelner Provinzen. Dahin gehören die Fürstentage zu Seliheim (in Hessen), Worms und Erfurt; so berief er vor dem letzten Kriege mit den Ungarn das gesammte Volk der Sachsen zur Berathung; unter Vermittelung der Getreuen sind fast alle Verleihungen seiner Urkunden ertheilt. — Die Verfassung des Reichs bekam im Allgemeinen durch ihn, den kräftigen Herrscher, nach den Jahren langer Unruhe und Zerrüttung gewiß in vieler Hinsicht neues Leben. Die geordnete Stellung der Herzogthümer, die Verbindung der Markgrafschaft mit diesen, mußte manches im Verhältniß der Großen ändern. Sachsen gewann auf lange Zeit ein entschiedenes Uebergewicht in Deutschland; die Großen des Volks, von Heinrich überall bevorzugt, erhoben sich stolz über die beherrschten Stämme.

Im Uebrigen erscheint Heinrich gegen die Geistlichen nicht so freigebig, wie Konrad, sein Vorgänger und die meisten der folgenden Könige. Doch war er ihnen keineswegs feind oder verhaßt. Mehrere Kirchen wurden von ihm erbaut, auch Verleihungen an Klöster und Kirchen sind nicht selten, vorzüglich die fromme Gemahlin Mathilde, deßhalb von allen Schriftstellern auf's höchste gepriesen, vertrat die Wünsche und Bitten der Geistlichen.

So war die Regierung Heinrich's ruhmvoll und kräftig, ruhig und besonnen, für Deutschland höchst segensreich und von dem entschiedensten Einfluß für die ganze Zukunft. Klug und weise über Alle preisen ihn einstimmig die Schriftsteller seiner Zeit; des Königs seltene Kraft, Mäßigung und Einsicht zeigt die Geschichte seiner Regierung. Er verfolgte mit Ruhe sein Ziel — die Befreiung und Sicherung des Vaterlandes; nach eitlem Ruhm strebte er nie, und er trägt nicht den Namen des Großen. Aber Deutschland sah selten einen gleichen, nie einen größern König. — Wie in der Regierung des Reichs oder im Kriege, so schmückten ihn auch im Privatleben alle Tugenden des Mannes. Den Feinden war er furchtbar, aber gegen die Bürger sanft, gegen die Untergebenen mild; beim frohen Mahle heiter. — Edel und schön war seine Gestalt; er war ein glücklicher Jäger, im Wettkampf Allen überlegen. — Ihm zur Seite stand die sanfte, fromme und religiöse Mathilde; sie vermochte viel bei dem Gemahl, und gebrauchte den Einfluß zur Milde und Gnade. Jede Unterdrückung und Bestrafung verletzte sie schwer; wo sie es irgend vermochte, erlangte sie Schonung vom König. Und wenn er der öffentlichen Stimme folgen mußte und sie nicht hören konnte, dann, sagt ihr Biograph, seufzte er, daß er durch Abschlagung der Bitte sie verletzen mußte, und oft ging er aus dem Gericht, und überließ den Richtern die Entscheidung und gesetzliche Bestrafung.

2.

König Heinrich's I. Herrlichkeit und Tod.

Widukind, der sächsische Geschichtsschreiber, erzählt: Als nun der König eine im Reitergefecht bewährte Ritterschaft hatte, da fühlte er sich stark genug gegen seine alten Feinde, die Ungarn, den Kampf zu eröffnen. Und er rief alles Volk zusammen und sprach zu ihm folgendermaßen: „Von welchen Gefahren euer Reich, welches früher in allen seinen Theilen in Verwirrung war, jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst nur zu

gut, die ihr durch innere Fehden und auswärtige Kämpfe so oft bedrängt darniederlagt. Doch nun seht ihr es durch die Huld des Höchsten, durch Anstrengung von unsrer, durch Tapferkeit von eurer Seite beruhigt und geeinigt, die Barbaren besiegt und unterthänig. Eines bleibt uns noch zu thun übrig; nothwendig ist es jetzt, daß wir gegen unsere gemeinsamen Feinde, die Avaren, wie Ein Mann uns erheben. Bis hieher habe ich euch, eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen; nunmehr werde ich gezwungen, die Kirchen und Kirchendiener zu plündern, da uns weiter kein Geld, sondern nur das nackte Leben noch übrig bleibt. Geht daher mit euch zu Rathe und erwägt, was wir in dieser Angelegenheit thun müssen. Soll ich den Schatz, welcher dem himmlischen Lichte geweiht ist, wegnehmen, und als Lösegeld für uns den Feinden Gottes geben? Oder soll ich nicht lieber der Verehrung Gottes des irdischen Reichthums Ehre zuwenden, damit wir uns vielmehr von Dem erlösen lassen, der wahrhaft sowohl unser Schöpfer als Erlöser ist?"

Darauf erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: sie verlangen sehnlichst danach, von Gott dem Lebendigen, Wahren erlöst zu werden; denn er sei treu und gerecht in allen seinen Wegen und herrlich in allen seinen Werken; und sie gelobten dem Könige ihre Hülfe gegen das wilde Volk, und besiegelten mit zum Himmel erhobenen Händen ihren Vertrag. Da also der König einen solchen Vertrag mit seinem Volke geschlossen hatte, entließ er die Menge. Nach diesem kamen die Gesandten der Ungern zum Könige, die üblichen Geschenke zu holen; allein sie wurden von ihm mit Hohn abgewiesen und kehrten mit leeren Händen in ihr Land zurück. Als dieß die Avaren hörten, beeilten sie sich unverweilt mit einem bedeutenden und ergrimmten Heere nach Sachsen einzudringen. Ihren Marsch nahmen sie durch Dalamanzien und verlangten von ihren alten Freunden Hülfe. Diese aber, welche wußten, daß sie nach Sachsen zögen, und daß die Sachsen bereit wären, mit ihnen zu kämpfen, warfen ihnen als Geschenk einen fetten Hund vor. Da es jedoch nicht Zeit war, die Beleidigung zu rächen, während man zu einem andern Kampf eilte, überschütteten jene ihre Freunde mit gar lächerlichem Schimpfen. Nun drangen sie mit möglichst raschem Angriff in das Gebiet der Thüringer ein, und durchzogen dieß ganze Land sengend und brennend. Hier theilten sie ihre Schaaren; ein Theil zog nach Westen, und suchte von Westen und Süden nach Sachsen einzudringen. Aber die Sachsen, vereint mit den Thüringern, schaarten sich zusammen, begannen mit ihnen einen Kampf, tödteten die Anführer, und zersprengten

den Rest des westlichen Heeres durch die ganze Landschaft. Von diesen wurde ein Theil durch Hunger aufgerieben, ein andrer kam durch Kälte um, noch andre starben, niedergehauen oder gefangen, wie sie es verdienten, eines jämmerlichen Todes. Das im Osten zurückgebliebene Heer hörte aber, daß die Schwester des Königs, welche der Thüringer Wido geheirathet hatte — sie war nämlich außer der Ehe erzeugt — eine benachbarte Feste bewohne und viel Gold und Silber besäße. Deßhalb begannen sie die Burg mit solcher Macht zu stürmen, daß sie, hätte nicht die Nacht die Kämpfer gehindert zu sehen, dieselbe genommen hätten. Als sie aber in dieser Nacht von der Niederlage ihrer Gefährten hörten, und daß der König mit einem mächtigen Heere über sie komme — der König hatte nämlich sein Lager bei einem Orte Namens Riade aufgeschlagen — verließen sie von Furcht ergriffen das Lager, und riefen nach ihrer Weise durch Feuer und ungeheuern Rauch die zerstreuten Schwärme zusammen. Der König aber führte am folgenden Tage sein Heer vorwärts, und ermahnte die Reisigen, ihre Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen, und nicht zu zweifeln, daß ihnen die göttliche Hülfe, gleichwie in andern Treffen, beistehen werde; die Ungern seien die gemeinsamen Feinde ihrer Aller; sie sollten allein auf die Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Eltern bedacht sein; bald würden sie sehen, daß die Feinde den Rücken kehren würden, wenn sie mannhaft kämpfend Stand hielten. Durch diese vortrefflichen Worte angefeuert, und da sie ihren Feldherrn bald unter den Vordersten, bald in der Mitte und bei den Letzten weilen sahen, und vor ihm den Engel — mit dem Namen und dem Bildniß desselben war nämlich die Hauptfahne geziert — erhielten die Krieger Zuversicht und große Standhaftigkeit. Der König aber besorgte, daß, wie es auch eintraf, die Feinde beim Anblick geharnischter Ritter sogleich die Flucht ergreifen möchten, so sandte er ein Fähnlein Thüringer mit nur wenig Rittern, damit jene die leicht Bewaffneten verfolgen und bis an's Heer herangelockt werden möchten. Und so geschah es, aber nichtsdestoweniger flohen sie, sobald sie das gewappnete Kriegsvolk erblickten, so daß auf acht Meilen Weges kaum einige Wenige getödtet oder gefangen genommen wurden; das Lager aber wurde erstürmt und sämmtliche Gefangene befreit.

Als nun der König siegreich zurückgekehrt war, stattete er auf alle Weise der Ehre Gottes, wie es ihm ziemte, Dank ab für den ihm über die Feinde von Gott verliehenen Sieg, und er gab den Tribut, welchen er den Feinden zu geben gewohnt war, dem göttlichen Dienste zu eigen, und bestimmte ihn zu Schenkungen an die Armen. Das Heer aber be-

grüßte ihn als Vater des Vaterlandes, großmächtigen Herrscher und Kaiser; der Ruf seiner Macht und Tapferkeit verbreitete sich weithin über alle Völker und Könige. Deßhalb besuchten ihn auch die Großen anderer Königreiche, Gnade vor seinen Augen zu finden, und verehrten ihn, da sie die Treue eines so herrlichen, so großen Mannes erprobt hatten. Und da er es sich angelegen sein ließ, sein Volk zu erhöhen, so war kaum einer oder gar niemand unter den namhaften Männern in ganz Sachsen, den er nicht durch ein herrliches Geschenk oder Amt oder irgend eine hohe Würde geehrt hätte. Und zu der außerordentlichen Klugheit und Weisheit, durch welche er sich auszeichnete, kam noch seine mächtige Körpergestalt, welche der königlichen Würde die rechte Zierde verlieh. Auch bei Kampfspielen besiegte er alle mit solcher Ueberlegenheit, daß er den Uebrigen Schrecken einjagte. Auf der Jagd war er so unermüdlich, daß er auf einen Ritt vierzig oder noch mehr Stück Wildes erlegte; und obgleich er bei Gelagen sehr leutselig war, vergab er dennoch der königlichen Würde Nichts; denn er flößte zu gleicher Zeit ein solches Wohlwollen und eine solche Furcht den Kriegsleuten ein, daß sie, selbst wenn er scherzte, sich nicht getrauten, irgendwie sich Unziemliches zu erlauben.

Nachdem er nun alle Völker ringsumher unterworfen hatte, griff er die Dänen, welche die Friesen mit Seeräuberei heimsuchten, mit einem Heere an und besiegte sie, machte sie zinspflichtig und nöthigte ihren König, Namens Chnuba, die Taufe zu empfangen. Zuletzt, als er alle Völker im Umkreise bezwungen hatte, beschloß er nach Rom zu ziehen; unterließ aber, von Krankheit erfaßt, den Zug.

Und da er nun fühlte, daß er der Krankheit unterliegen würde, rief er alles Volk zusammen, und bestimmte seinen Sohn Otto zum Könige, während er auch an seine übrigen Söhne Güter und Schätze vertheilte; den Otto aber, den Aeltesten und Tüchtigsten, setzte er über seine Brüder und das ganze Reich der Franken. Als er so sein Testament in aller Ordnung gemacht, und alle seine Angelegenheiten gebührlich geordnet, starb er, der großmächtige Herr und der größte der Könige Europa's, an jeglicher Tugend der Seele wie des Körpers keinem nachstehend, und hinterließ einen Sohn, noch größer als er selbst, und diesem Sohne ein großes weites Reich, welches er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern durch eigene Kraft errungen und Gott allein zu verdanken hatte. Es war aber die Dauer seiner Regierung sechzehn Jahre, die seines Lebens ungefähr sechzig. Sein Leichnam wurde von seinen Söhnen in die Stadt Quidi-

lingaburg gebracht und begraben in der Kirche des heiligen Petrus vor dem Altare unter dem Jammer und den Thränen vielen Volkes.

3.

Otto I. Wahl und Krönung.

Nachdem der Vater des Vaterlandes und der größte und beste der Könige, der Herr Heinrich, entschlafen war, erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen dessen Sohn Otto, der schon vorher zum Nachfolger bezeichnet war, zu seinem Gebieter, und als Ort der allgemeinen Wahl bezeichnete und bestimmte man die Pfalz zu Aachen. Und als man dorthin gekommen war, versammelten sich die Herzöge und die Ersten der Grafen mit der Schaar der vornehmsten Vasallen in dem Säulengange, welcher mit der Basilika des großen Karl verbunden ist, und sie setzten den neuen Herrscher auf einen hier errichteten Thron; hier reichten sie ihm die Hände, gelobten ihm Treue und Hülfe gegen alle seine Feinde, und machten ihn so nach ihrem Brauche zum Könige. Während dieß von den Herzögen und den übrigen Beamten vorgenommen wurde, erwartete der höchste Bischof mit der gesammten Priesterschaft und dem ganzen niedern Volke unten in der Basilika den Aufzug des neuen Königs. Als dieser eintrat, ging ihm der Erzbischof entgegen, und berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selbst in der Rechten den Krummstab trug, und angethan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Meßgewand, schritt er vor bis in die Mitte des Heiligthums, wo er stehen blieb, und sich zu dem Volke wendend, welches rings umher stand — es waren nämlich in dieser Basilika Säulengänge unten und oben im Kreise errichtet, so daß er von allem Volke gesehen werden konnte — sprach er so: „Sehet, hier stelle ich euch vor den von Gott erkornen und vom Herrn Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum Könige erhobenen Herrn Otto; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dieß, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt." Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Geschrei dem neuen Gebieter Heil und Segen. Sodann schritt der Erzbischof mit dem Könige, welcher mit dem enganliegenden fränkischen Gewande bekleidet war, hinter den Altar, auf welchen die königlichen Insignien gelegt waren, das Schwert mit dem Wehrgehenk, der Mantel mit den Spangen, der Stab mit dem Scepter und das Diadem. Höchster Priester war nämlich zu dieser Zeit Hildibert, von Geschlecht ein

Franke, seines Standes ein Mönch, erzogen und gebildet im Kloster zu Fulda, und nach Verdienst zu so hohen Ehren gestiegen, daß er zum Vorsteher dieses Stiftes ernannt wurde, später aber die höchste Würde des erzbischöflichen Stuhles zu Mainz erlangte. Dieß war ein Mann von wunderbarer Heiligkeit, und außer der natürlichen Weisheit seines Geistes war er durch seine Gelehrsamkeit hoch berühmt. Man erzählt von ihm sogar, daß er unter anderen Gnadengaben auch den Geist der Weissagung erhalten habe. Und da wegen der Salbung des Königs ein Streit unter den Bischöfen sich erhob, nämlich dem zu Trier und dem zu Köln — von Seiten jenes, weil sein Stuhl der ältere und gewissermaßen vom Apostel Petrus gegründet sei, von Seiten dieses, weil der Ort zu seinem Sprengel gehöre — und da deßhalb beide meinten, die Ehre der Weihe gebühre ihnen — so traten dennoch beide vor der Allen bekannten Hoheit des Hildibert zurück. Er selbst aber trat an den Altar, nahm hier das Schwert mit dem Wehrgehenk und sprach, zum König gewendet: „Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenreiches dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen.“ Sodann nahm er die Spangen und den Mantel und bekleidete ihn damit: „Dieß bis an den Boden wallende Gewand möge dich erinnern, wie du vom Eifer im Glauben entbrennen mögest und in Wahrung des Friedens verharren müssest bis in den Tod.“ Sodann reichte er ihm Scepter und Stab und sprach: „Bei diesen Zeichen mögest du gedenken, daß du mit väterlicher Zucht deine Unterthanen leitest, und vor Allem den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest; und möge niemals von deinem Haupte das Oel der Barmherzigkeit versiegen, auf daß du jetzt und in Zukunft mit ewigem Lohne gekrönt werdest.“ Darauf wurde er alsbald mit dem heiligen Oele gesalbt und mit dem goldnen Diadem gekrönt von den Bischöfen Hildibert und Wicfried (Erzbischof von Köln), und da nun die Weihe, wie sich gebührt, vollständig vollendet war, ward er von eben denselben Bischöfen zum Thron geführt, zu welchem man auf einer Wendeltreppe hinaufstieg, und der zwischen zwei marmornen Säulen von herrlicher Schönheit errichtet war, so daß er von hier aus Alle sehen und von Allen wiederum gesehen werden konnte.

Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das Meßopfer feierlich begangen hatte, stieg der König in die Pfalz herab, trat sodann an eine marmorne, mit königlichem Geräth geschmückte Tafel, und setzte sich mit

den Bischöfen und allem Volke; die Herzöge aber warteten auf. Der Herzog der Lotharinger, Giselbert, zu dessen Amtsgewalt jener Ort gehörte, ordnete die ganze Feier; Eberhard besorgte den Tisch, Herimann der Franke stand den Mundschenken vor, Arnulf sorgte für die ganze Ritterschaft und für die Wahl und Absteckung des Lagers. Sigfried aber, der Sachsen Trefflichster und der zweite nach dem Könige, einst Schwager des Königs, und auch dem Könige durch diese Verschwägerung nahe verbunden, verwaltete um diese Zeit Sachsen, damit nicht etwa unterdessen ein feindlicher Einfall stattfände, und hatte den jüngern Heinrich bei sich. Der König aber ehrte nach diesem einen Jeden der Fürsten königlicher Freigebigkeit gemäß mit angemessenen Geschenken und entließ die Menge mit Fröhlichkeit. Die Wahl und Weihe Otto's war ein in seinen Folgen so wichtiges Ereigniß als die Kaiserkrönung Karl's des Großen. Das christliche Kaiserthum wurde damit wieder hergestellt und begründet; es wurde mit Deutschland vereinigt für mehr als acht Jahrhunderte.

4.

Charakterbild Otto's des Grossen.

Fassen wir Otto's Thätigkeit in einem Gesammtbilde, so tritt uns zuerst das Großartige seiner Unternehmungen und die Unermüdlichkeit entgegen, mit der er seine Pläne in's Leben führte.

Das Erste, was seine Stellung als König von ihm forderte, war, das Reich im Innern zu kräftigen, nach Außen zu vertheidigen. Er that es, er unterdrückte die Empörungen der Großen, er bereicherte die Geistlichen, um der Gewalt der Herzoge und Grafen ein Gegengewicht zu geben, er hob die Kirche; dann besiegte er, ja unterwarf zum Theil die Völker, welche das Reich bedrohten, schritt dann zur Eroberung Italiens, um die Kaiserkrone zu erwerben, und dadurch seine Thaten zu vollenden. Otto verdiente den Namen des Großen, denn groß war, was er that.

Aber wie er es that, ist eine andere Frage. Um seine Absichten durchzuführen, seinen Willen zur That werden zu lassen, war er nicht wählerisch in den Mitteln; er scheute Nichts, was zum Ziele führte.

Die Zeit der sächsischen Kaiser in Deutschland ist dem Geiste nach wesentlich verschieden von den spätern Jahrhunderten des Mittelalters, in denen der gebildete Sinn des Ritterthums in den Herrschern der Völker, im Adel der Nationen, im Bürger der freien Städte hervortritt. Das zehnte Jahrhundert ist neben aller Religiosität reich an Grausamkeiten gegen besiegte Feinde, und Otto der Große macht gerade am wenigsten

eine Ausnahme. Wir wenden uns mit Schauder ab von dem blutigen Schlachtfelde, auf dem der Kopf Stoinefs, umringt von den 70 enthaupteten Gefangenen und dem der Zunge beraubten Rathgeber des Fürsten, als Zeichen zurückgelassen wird, daß hier die Freiheit und die Nationalität der Slaven unterdrückt sei. Die Könige und Fürsten der Ungarn konnte ihr Rang vor dem Loose, als Räuber angesehen zu werden, nicht schützen; vor den Thoren von Regensburg wurden sie aufgehängt. Dasselbe Schicksal traf jene dreizehn Römer, die den Papst Johann vertrieben; der Präfekt Rom's wurde mit der schmachvollsten Strafe belegt. Der König von Italien wurde nach Deutschland in's Exil geschickt, der Papst Benedikt V. an die äußersten Gränzen Deutschlands verbannt, die gefangenen Griechen wurden verstümmelt in ihr Vaterland heimgeschickt.

Wahrscheinlich, aber man kann es zur Ehre Otto's gewiß annehmen, schien diese Härte nöthig in einer Zeit, wo wilder Angriff und Empörung jeden Augenblick zu erwarten waren. Fortwährender blutiger Kampf, in dem es sich um Leben und Tod, um die Existenz der Religion und der Selbstständigkeit handelt, versteinert die Herzen der Menschen, und es ist mit Bewunderung anzuerkennen, wenn sie nicht alles Gefühl für Menschlichkeit verlieren. Diese Anerkennung verdient aber Otto im höchsten Grad.

Merkwürdig ist es, wie sich Großmuth und Grausamkeit, Milde und Härte, Freigebigkeit, Zartheit und das tiefste Gefühl in seinem Gemüthe vereinen. Die gefangene Königin von Italien war er so milde freizugeben. Seinen Bruder Heinrich, der sich empört hatte, setzte er versöhnt in das Herzogthum Bayern ein; seinem Sohne Ludolf verzieh er, und übertrug ihm die Angelegenheiten Italiens. Gegen Wichmann und Ekbert, die nach dem Gerichte der Sachsen zur Geißelung verdammt waren, ließ er die Gnade walten. Er glaubte wohl, daß versöhnte Feinde die treuesten Freunde seien.

In welchem Sinne er die Kämpfe gegen die heidnischen Völker unternahm, lehren uns seine Gelübde vor den Kämpfen, seine Thaten nach den Siegen. Es ist klar, daß er nicht bloß das Reich sichern und ausbreiten wollte, er wollte auch, und er hat es gethan, das Christenthum verpflanzen unter die heidnischen Stämme. Man kann nicht sagen, daß ihm dieß bloß als Mittel zur Ausbreitung seiner Macht dienen sollte, denn seine Missionen gingen zu so entfernten Völkern, durch so viele unabhängige Nationen hindurch, daß nicht daran zu denken war, bei ihnen zugleich mit dem Christenthum eine deutsche Macht zu gründen. Es ist überhaupt das religiöse Leben der damaligen germanischen Christen so

eigenthümlich, so demüthig und die äußere Welt aus den Augen setzend, daß man überzeugt sein muß, die Ausbreitung der Religion sei ihrer selbst willen mit solchem Eifer betrieben worden.

Es versammeln die Königin-Mutter Mathilde und die Kaiserin Adelheid die Armen, waschen und speisen sie eigenhändig, indem sie ihnen das Brod vorschneiden, Bruno geht allen in der Demuth voran, legt seine fürstlichen Kleider ab, und Otto selbst ist stets damit beschäftigt, Reliquien zu sammeln, die er als den schönsten Schmuck seiner Kirchen betrachtet. Es ist ferner in dieser Zeit der Grausamkeiten gegen die besiegten Heiden zugleich ein Glauben an die unmittelbare Einwirkung, an die Dazwischenkunft und die Wunder Christi und der Heiligen sichtbar, daß uns Modernen bei genauerer Betrachtung jene Zeiten wie ein fremdartiges Land erscheinen. Kein Wort ist von einem damaligen Schriftsteller gesprochen zur Vertheidigung oder Entschuldigung der Grausamkeiten gegen die Heiden; es ist keine Empörung gegen den König, kein Zug Otto's nach Italien durch die Sinnesweise Einzelner oder des Königs selbst motivirt, denn die Thaten sind begründet in der allgemeinen Denkweise der Menschen, und es kommt darauf an, ob wir ihre Anschauung nachschauen oder begreifen können. Es ist auch keine einzelne Begebenheit, die Otto's Politik auf Italien gerichtet hat, sein ganzes Leben, seine Stellung als deutscher König trieben ihn dorthin. Noch hatten sich die Staaten nicht gesondert, noch waren die Nationen nicht getrennt, nur ein großes germanisches Geschlecht, das sich in vielen gleichen Interessen als ein solches fühlte, lebte von den Pyrenäen bis gen Ungern, von der Elbe bis Italien.

Die Worte, welche Widukind den Erzbischof von Mainz vor der Salbung sagen läßt, beweisen, daß der König auch nach der Meinung der Zeitgenossen nicht bloß weltliche Geschäfte zu vollführen hatte; er ist auch ein geistlicher König, ein König der Ostfranken, ein Streiter Christi; er ist der oberste Lehensherr, verleiht die Herzogthümer, aber er besetzt auch die Bisthümer und alle geistlichen Stellen; er ist auf den Reichstagen und Concilien, das Reich selbst ist weltlich und geistlich, jeder Bischof hat ein weltliches Lehen, jeder Vasall hat gegen die Heiden zu kämpfen. Otto war von den Ideen seiner Zeit durchdrungen, er sah, daß er die königliche Gewalt fest begründen müsse auf den Verein der Völker Deutschlands; er that dieß mit unablässigem Streben, oft mit Härte gegen die nächsten Verwandten, er bekehrte die Heiden mit starrer Grausamkeit, er bevortheilte die Bischöfe nicht bloß, um die Macht der Herzoge zu brechen, er that es auch der Religion wegen.

Mag seine Frömmigkeit, die sich nach der Weise seiner Zeit auch darin zeigte, daß er Reliquien in großer Anzahl sammelte, Manchen äußerlich erscheinen; mag Otto in der Bereicherung der Geistlichkeit, in der Ausschmückung des Cultus sehr weit gegangen sein: der Hauptgrund der vielen Vergabungen an Bisthümer, Abteien und Klöster war zugleich ein politischer. Er mußte die Macht der geistlichen Großen auch weltlich heben, durch deren Immunitäten und Exemptionen die Gewalt der Herzoge schmälern, welche ihre Herzogthümer erblich machten und so nicht mehr von der Einsetzung des Königs abhingen.

Zu Karl's des Großen Zeit waren die Grafen Beamte gewesen. Otto schuf die Geistlichen zu mächtigen Beamten, da er das Recht, sie einzusetzen, durchaus in Anwendung brachte. Hätte sich ohne dieses System, die Geistlichkeit mit weltlichen Lehen und Gütern zu bereichern, jemals ein deutsches Königthum fest begründen und erhalten können? Um die Einheit des Reichs zu sichern, mußte er ferner das Wahlkönigthum aufzuheben suchen. Die Wahl kann stets nur als frei angesehen werden, wenn sie nach dem Tode des Königs stattgefunden hat. Otto aber ließ schon bei seinen Lebzeiten noch sehr früh den Sohn Ludolf zum König designiren, als dieser starb, den zweiten, Otto, krönen; noch als Kind war er König und Kaiser. In Italien geschah gar keine Wahl, weder 951 nach 962; hier konnte er im eroberten Lande seine Pläne rücksichtsloser in's Werk setzen.

Die Verdrängung der freien Wahl hängt aber auf's Genaueste mit der Idee der Erblichkeit zusammen. Dieses Recht der Erblichkeit, das die Vasallen in Anspruch zu nehmen begannen, ergriff er selbst, um es für die Kronen in Anwendung zu bringen. Er heirathete Adelheid, die ehemalige Königin von Italien; für seinen Sohn Ludolf gewann er die Erbtochter von Schwaben, seinem Bruder Heinrich die Wittwe des gestorbenen Herzogs, dem ersten Großen in Franken vermählte er seine Tochter, seine Verwandten und Vettern setzte er überall ein, in Frankreich selbst herrschten seine Neffen.

Gewiß dachte er schon an ein Erbrecht, das er seinem Hause auf das Königthum und die Kaiserwürde in Deutschland und Italien hinterlassen wollte; und da für den jungen Otto im westlichen Europa sich keine Fürstin befand, die dem Kaiser ebenbürtig gewesen wäre, so wandte sich der Vater an Ostrom, um auch in dieser Verbindung das neu erworbene Kaiserthum auf dem Rechte der Legitimität zu gründen und die

Oberhoheit über den Westen Europa's von dem griechischen Kaiser anerkennen zu lassen.

Neben dieser Größe und Beharrlichkeit in der Ausführung seiner Pläne, neben dem Glanze seiner Synoden und Reichstage, neben der Grausamkeit seiner Kriege, finden wir öfters eine solche Einfachheit und Milde, vermischt mit solcher Frömmigkeit in seinem Benehmen, daß man erstaunen möchte, wie ein solcher Mann noch menschlichen Empfindungen hingegeben war, wie er sich von ihnen leiten ließ. Als im Jahr 952 in Regensburg ein neuer Bischof ernannt werden sollte, und ihm träumte, er müsse den einsetzen, welcher ihm dort zuerst begegnen würde, reiste er mit geringem Geleite dahin, klopfte an die Pforte des Klosters St. Emmeran, und als ihm der Pförtner Günther aufthat, betete er zuerst, dann fragte er ihn: „Was gäbest du mir wohl, Bruder, wenn ich dich zum Bischof machte?" Worauf dieser ihm lächelnd antwortete: „Meine Schuhe." Aber der König folgte seinem Traume und setzte ihn ein.

Wie zart ist es, was von ihm angeführt wird, er habe Italien verlassen, um seine alte Mutter noch einmal wiederzusehen; wie liebevoll benahm er sich gegen sie, die doch den jüngern Sohn Heinrich vor ihm begünstigte.

Dergleichen Züge finden sich mehrere in seinem Charakter; aber zu läugnen ist es nicht: die Strenge, der Ernst, das Großartige, bilden den Grundton seines Wesens.

In diesem Sinne hat ihn denn auch die Volkssage aufgefaßt, die ihn „ohne Milde" nennt, aber von seiner Großmuth zu erzählen weiß; so ward er von seinem Sohne Otto mit dem Namen „der Löwe" bezeichnet, so hat ihn endlich Widukind geschildert, der uns ein genaues Bild seines Aeußern und Innern gibt. Des Kaisers Frömmigkeit, sagt derselbe, war berühmt, er war der standhafteste aller Menschen; heiter, wenn er nicht des Schreckens seines königlichen Ansehens bedurfte, freigebig; er schlief wenig, während des Schlafes sprach er beständig, so daß man glaubte, er wache fortwährend; den Freunden Freund, er konnte ihnen Nichts versagen, stets blieb er ihnen treu; bisweilen so großmüthig, daß er wohl die Vertheidigung derer übernahm, die seinetwegen angeklagt waren; seine Wißbegier war so stark, daß er nach dem Tode der Edgitha noch die Buchstaben lesen und verstehen lernte. Er sprach Latein und Slavisch, — aber selten — so sehr liebte er sein Deutsch; ein eifriger Jäger, ein Liebhaber des Brettspiels; die Reiterei übte er wohl, doch mit königlicher Gravität. Ein riesiger Körper, rollende Augen, die Blitze strahlten, ein

röthliches Gesicht und langer Bart, länger als bisher Sitte war, eine Löwenbrust mit Haaren bewachsen, ein bald rascher, bald schwerer Schritt, ein vaterländisches Kleid — niemals bediente er sich eines fremden — gaben ihm die königliche Würde, von der er einen so hohen Begriff hatte, daß man sagte, er faste jedesmal, ehe er die Krone aufsetze.

So war Otto. In den ersten Zeiten seiner Regierung schweiften die Ungern noch durch Franken, Alemannien und Gallien bis zum Ocean und kehrten nach der Verwüstung Burgund's über Italien zurück; die Sarazenen saßen in Ligurien, in der Lombardei, in den Alpenpässen; kaum kümmerte man sich um den deutschen König im Auslande, der im Innern noch nicht Herr war gegen seine Vasallen; das germanische Europa zerrissen in eine Menge kleiner Staaten, der Norden heidnisch, Dänemark feindlich, die Slaven im Herzen des nachherigen Reiches, der ganze Westen aufgelöst durch die Aristokratie der erblichen Großen, ein schwaches Königthum überall, bedroht durch einen erneuerten Völkersturm, und nun, bei seinem Tode, wie hatte sich die Welt umgewandelt durch seine Thaten!

5.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Nachdem die Ungern zu wiederholten Malen raubend und mordend in deutschen Landen erschienen waren, sandten sie im Jahre 955 Gesandte an den Hof Otto's, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber, um zu spähen, wie es denn im sächsischen Lande stände und ob nicht abermals auch hier ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto so eben erst mit reichen Geschenken gütig entlassen hatte, kamen auch schon Boten vom Herzog Heinrich aus Bayern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungern sind da, überfluthen die Gränzen des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Wie Otto solche Kunde vernahm, brach er sogleich auf und nahm abermals seinen Weg nach Bayern, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, denn er durfte das Land wegen des drohenden Wendenkriegs nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen. Indessen aber hatten die Ungern schon das ganze Vaterland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterschaaren, während die Hauptmasse des Heers sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so

dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Bayern eingebrochen sein, und sie rühmten sich selbst, sie scheuten Nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder die Erde sie verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund Otto's. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungern ausgesetzt und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Thürme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte, und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten, dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine große Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungern heranrückten, wünschten sie nichts so sehnlich, als diesen entgegenzuziehen, und sich mit ihnen im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Beginnen zurück, er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem andern Thore zu, das nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungern, als sie den ersten Zugang versperrt fanden und so dicht besetzten sie mit ihren Schaaren das Thor, daß sie meinten, Niemand könne ihnen den Eingang verwehren. Aber Ulrich machte alsbald aus dem Thor mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf; in der Mitte seiner Schaar ritt durch das Schlachtgetümmel Ulrich im bischöflichen Ornate, er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete; mit beispielloser Tapferkeit stritten die Seinen; Viele der Ungern fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volkes. Als sie dieß sahen, erhoben sie ein wildes, barbarisches Geheul und ritten alsbald in ihr Lager zurück. Froh zog Ulrich mit seinen Rittern in die Mauern von Augsburg ein und bereitete Alles zum weitern Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am andern Tage würden die Ungern mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deßhalb eiligst die Mauern ausbessern und Alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag

auf seinen Knien und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte Alle durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen ein, indem er sie auf das Wort Gottes im 23. Psalm hinwies: „Und ob ich schon wandelte im Todesschatten, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, deine Ruthe und dein Stab trösten mich.“ Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, da griffen die Ungern von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören; und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und hielten sie rings besetzt. Sie sahen von oben, wie die Ungern zum großen Theil und mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth, da wurde plötzlich, ehe es noch zu einem ordentlichen Angriff gekommen war, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungern von der Stadt ab. Ihr Feldherr hatte nämlich von einem Verräther die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deßhalb zog er seine Schaaren zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am Ufer des Flusses nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehen. Otto war, als er den Feind nicht mehr in Bayern fand, sogleich ihm nach in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern zu vergleichen mit den unermeßlichen Schaaren der Ungern. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nicht mehr besiegt werden, wenn Gott im Himmel nicht selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Ort auf dem linken Ufer des Lechs unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die bayerischen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheins in Otto's Lager erschienen. Die Schwaben stürmten herbei, selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapfern Ritter aus Augsburg ziehen, und Graf Dietpold, Ulrich's Bruder, führte jene ruhmgekrönte Schaar dem Könige zu. Doch die Lothringer fehlten; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage dem Bruder zuführen können, überdieß fürchtete er sich, sein Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungern leicht dem Kampfe hätten entgehen und die Länder jenseits des Rheins angreifen können. Auch die

Franken jenseits des Rheins, die einen weiten Marsch vom Hause hatten, wurden noch vermißt; da erschienen endlich auch sie, und an ihrer Spitze Konrad, der rühmlich im Wendenland gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann, und wenn er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf noch hinausschieben, aber die Ungern standen ihm zu nah, und es war ihm unmöglich den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkündigen, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den andern Tag alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des andern Tages dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August — da stärkte sich das Heer durch Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Kniee nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, daß, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihe, er in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Martyrer Laurentius ein Bisthum errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen hatte, zum Eigenthum weihen wolle; dann nahm der König von dem frommen Bischof Ulrich das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. Alle im Heere entsagten feierlich aller Fehde und Feindschaft untereinander, und gelobten auf's Neue Treue ihren Führern und Hülfe und Beistand einander in jeglicher Noth. Die Fahnen wurden erhoben, lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Otto's Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Bayern; die waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich selbst, der auf dem Siechbette lag, und die Führung der Seinen Anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des ganzen Heeres. Der glänzendste und stärkste Zug aber von allen war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, da hatte noch nie der Sieg gefehlt; dicht umringte den König eine Schaar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zug des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene,

böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war auch das Gepäck, das man hier am meisten gesichert hielt. Aber es kam anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich bald selbst hintergangen. Ein Theil der Ungern hatte nämlich zweimal den Fluß überschritten, und so den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatz erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern er stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander; Viele sanken dahin in ihrem Blute, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich die Ungern auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht Stand. Und schon war der Feind im Rücken der königlichen Schaar angelangt, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungern in fester Ordnung zusammenstand. Da schickte Otto den tapferen K o n r a d mit den Franken, um dem Angriffe im Rücken zu begegnen. Furcht ergriff in dieser bedrängten Lage selbst die ältesten Krieger, die so oft im Schlachtgetümmel gestanden und gesiegt hatten. Aber Konrad fürchtete Nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die noch nie dem Feinde in's Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen Führer, bereit, ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor, und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einfielen, zerstoben die Ungern; viele bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich die Schaaren der Feinde in wilde Flucht; die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wieder genommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde, und redete dann ermuthigend zu seinen Kriegern. Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze, und sprengte zuerst in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das ganze Heer ihm nach ritt auf die Ungern ein,

und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungern, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so stoben ihre Massen überall auseinander und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet waren, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen, aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten ihre letzten Zufluchtsstätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen.

Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungern fiel noch an demselben Tage in Otto's Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tags sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfelde erschlagen, auch sein Neffe Reginbald. Der König betrauerte tief den Verlust dieser Braven; aber Keinen beweinte er mehr, als seinen Eidam Konrad, denn auch er war als ein Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er sich in den Kampf gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einst vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad," sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten sein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und froh bewillkommnete ihn die Stadt, die er von großer Angst erlöst hatte. Wie aber in Otto's Seele sich Freude und Trauer mischten, so war es auch in dem Herzen Bischof Ulrich's; hatten doch sein Bruder und sein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröstend stand ihm der König zur Seite, und erfüllte ihm jeden Wunsch seiner Seele. Als der Morgen kam, da nahm Otto aus Ulrich's Händen abermals das Abendmahl, dann brach er sogleich nach Bayern auf, dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn schon drängten die Schwärme der Ungern,

welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Osten zu. Wer jedoch noch nicht über den Lech war, dem war seine letzte Stunde nah; denn alle Furten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König streng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die schon hinüber waren, entrannen meist nicht dem Tode; überall lauerte auf sie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Stadt die irrenden, unstäten Schaaren, schnell kamen die Städter heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen. So fand eine große Menge am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht den Tod. Otto verfolgte die Ungern die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die gefangenen Feinde, und viele vornehme Ungern fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen ihr Oberfeldherr Pulszi, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Otto's Heer der Siegesfreude. Als Vater des Vaterlands und Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungern begrüßt worden war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und zum Dankgebet zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest zu Ende war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner lieben Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungern in einer großen Feldschlacht von den Deutschen geschlagen und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich ganz von ihren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, fingen sie an, sich in der schönen, fruchtbaren Donauebene, die sie gewonnen hatten, feste Wohnsitze zu gründen, und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Bald begannen sie sogar, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Gränzen zu verschanzen, denn sie hatten die deutsche Tapferkeit fürchten gelernt; dennoch drangen die in der Mark angesiedelten deutschen Kriegsleute nach und nach über die Enns vor, die bis dahin die Gränze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde hier in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte in dem Lande ob und unter der Enns die bayerische Ostmark

festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Oesterreich zu großer Macht und zu großen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oesterreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des unger'schen Volkes; in ihm beschließt sich, kann man sagen, die Völkerwanderung; denn nach den Ungern hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der inneren Entwickelung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Cultur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht gewesen; wie furchtbar hatte noch das gesammte Abendland zuletzt von der Zerstörungswuth des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europa's durchschwärmte, gelitten; jetzt aber war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit, dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wuth verfolgt hatte. Otto's Sieg befreite nicht das deutsche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungern, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten; diesen Sieg begrüßte deßhalb das ganze Abendland mit unaussprechlicher Freude und namenlosem Jubel.

6.
Slavisches Heidenthum.

Außer den heiligen Hainen und Hausgöttern, an denen Land und Städte Ueberfluß hatten, gab es bei den Slaven noch eine Menge von Göttern, deren erster und vorzüglichster Prove, der Gott des Altenburger Landes, Siwa, die Göttin der Polaken, und Radigast, der Gott des Obotritenlandes waren.[1]) Diesen waren Priester geweihet und wurden besondere Opfer dargebracht, und man verehrte sie auf mancherlei Weise. Zuerst macht der Priester nach der Anweisung des Looses Anzeige, welche Feste den Göttern zu feiern seien. Dann kommen Männer, Frauen und Kinder zusammen und bringen ihren Götzen Opfer dar, bestehend in Rindern und Schafen; ja sehr viele opfern auch Menschen, und zwar Christen, weil sie erklären, am Blute derselben hätten die Götter Wohlgefallen.

---

1) Prove der Gott der Gerechtigkeit, dessen Altar in einem Wald stand, vor welchem Recht gesprochen ward, Siwa, Göttin der Liebe, Radigast Gott der Sonne, der Ehre und Macht.

Nachdem das Opferthier getödtet ist, kostet der Priester von dem Blute desselben, um sich zum Empfange göttlicher Weisungen mehr zu befähigen. Denn daß die dämonischen Wesen durch Blut leichter anzulocken sind, ist die Meinung Vieler. Wenn dann das Opfer dem Brauche gemäß vollzogen ist, so wendet sich das Volk wieder zu Schmaus und Freude. Die Slaven haben einen sonderbaren abergläubischen Gebrauch. Bei ihren Schmausereien und Zechgelagen lassen sie nämlich eine Schaale herumgehen, auf welche sie im Namen der Götter, nämlich des guten und des bösen, nicht Worte des Segens, sondern der Verwünschung ausschütten. Sie glauben nämlich, alles Glück werde von einem guten, alles Unglück aber von einem bösen Gotte gelenkt. Daher nennen sie auch den bösen Gott in ihrer Sprache Diabolo der Czernoboch, d. h. den schwarzen Gott. Unter den vielgestaltigen Gottheiten der Slaven ist vor allem Zvantevich[1]) zu erwähnen, der Gott des Landes der Rugianer, welcher nämlich in Orakelsprüchen wirksamer ist. Im Vergleich zu ihm betrachten sie die andern Gottheiten nur wie Halbgötter. Daher pflegen sie ihm zur besondern Ehre alle Jahre einen Christen, den das Loos nachweist, zu opfern. Dahin übersandten sie sogar aus allen slavischen Ländern bestimmte Summen zum Verbrauche. Den Tempeldienst versehen sie mit außerordentlicher Ehrerbietung und Sorgfalt; denn sie lassen sich weder leicht zum Fluchen verleiten, noch dulden sie, daß der Umkreis des Tempels entweiht werde, selbst nicht, wenn der Feind im Lande erscheint. Außerdem ist den Slaven ein unersättlicher Blutdurst angeboren; sie sind unstät und beunruhigen die Nachbarländer zu Wasser und zu Lande. Wie viele Todesarten sie den Christen zugefügt haben, ist schwer zu erzählen, da sie dem Einen die Eingeweide aus dem Leibe rissen und sie um einen Pfahl wickelten, die Andern aber an's Kreuz schlugen, um das Zeichen unserer Erlösung zu verhöhnen. Sie verurtheilen nämlich die größten Verbrecher zum Kreuzestode. Die aber, welche sie um des Lösegeldes willen gefangen nehmen, peinigen sie mit solchen Qualen und fesseln sie so eng und drückend, daß, wer es nicht weiß, es kaum glauben kann.

Wir ergänzen diese Nachrichten Helmold's durch die Schilderung eines slavischen Heiligthums aus Thietmar's Chronik.

Es liegt im Gau der Redarier[2]) eine Stadt, Namens Riedegast (Rethra), von dreieckiger Gestalt, mit drei Thoren versehen, welche von

1) Gewöhnlich Swiatowit.

2) Im Südosten von Mecklenburg-Schwerin.

allen Seiten ein großer, von den Eingebornen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgibt. Zwei dieser Thore stehen jedem in die Stadt Hineingehenden offen; das dritte, im Osten gelegene, kleinste, weist hin auf einen Pfad am Meere, und gewährt einen gar furchtbaren Anblick. An diesem Thore steht nichts, als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligthum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Thiere ruht, die es als die Grundlagen emporhalten. Die Außenseiten dieses Heiligthumes sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, so viel man sehen kann, mit bewundernswerther Kunst in das Holz hineingemeißelt sind, verziert; inwendig aber stehen von Menschenhänden gemachte Standbilder von Götzen, mit ihren Namen am Fußgestell, furchtbar anzuschauen; denn sie stehen da in voller Rüstung, mit Helm und Harnisch angethan. Der vornehmste derselben heißt Zuarasici, und wird von allen Heiden vornehmlich geehrt und angebetet. Hier befinden sich auch ihre Feldzeichen, welche nur im Falle des Bedürfnisses, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Um dieß alles sorgfältig zu hüten, sind von den Eingebornen besondere Priester angestellt, welche, wenn die Leute zusammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu sühnen, allein sitzen bleiben, während die andern stehen. Indem sie dann heimlich unter einander murmeln, graben sie voll Zornes in die Erde hinein, um vermittelst geworfener Loose nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forschen. Nachdem dieß beendigt ist, bedecken sie die Loose mit grünem Rasen, und führen ein Roß, das für das größte von allen gehalten und als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier sich durchkreuzenden, in die Erde gesteckten Speere weg, und suchen, nachdem sie vorher die Loosung angestellt haben, durch welche sie die Sache vorläufig untersuchten, vermittelst dieses als eines göttlichen Thieres wiederum nach Vorbedeutungen für die Zukunft. Und wenn durch diese beiden Mittel ein gleiches Vorzeichen erfolgt, so handelt man darnach; wo nicht, so wird von den betrübten Eingebornen die ganze Angelegenheit aufgegeben. Ebenso bezeugt das durch mannigfachen Irrthum betrogene Alterthum, daß, wenn ihnen einmal die grause Wuth eines langwierigen inneren Krieges drohet, dann aus dem erwähnten Meere ein großer Eber mit weißen, glänzenden Hauern aus den Wogen hervorkommt, und sich vor Vieler Augen unter einer furchtbaren Erderschütterung im Moraste wälzend ergötzt.

So viele Kreise es in jenem Lande gibt, so viel Tempel hat man, und so viele einzelne Götzenbilder werden von den Ungläubigen verehrt,

unter welchen allen die genannte Stadt einen ausgezeichneten Vorrang behauptet. Denn diese begrüßen sie, ehe sie in den Kampf eilen, sie ehren sie mit schuldigen Gaben, wenn sie glücklich heimkehren, und sorgfältig wird vermittelst der Loose und des Rosses, wie ich es eben geschildert habe, nachgeforscht, welch' ein Opfer den Göttern als ein wohlgefälliges von den Priestern darzubringen sei. Der unsägliche Grimm der Götter aber wird durch das Blut von Menschen und Thieren besänftigt. Ueber alle diese aber, die zusammen Liutizen (Lausitzer) genannt werden, herrscht kein einzelner Gebieter. In vereinter Berathung unterhandeln sie über nothwendig zu nehmende Maßregeln in ihrer Volksversammlung, und stimmen überein zu gemeinsamer That. Widerspricht aber eines von den Mitgliedern in der Volksversammlung den gefaßten Beschlüssen, so wird er mit Schlägen gezüchtiget, und wenn er gar außerhalb der Versammlung offene Widersetzlichkeit übt, so verliert er entweder unabwendbar Haus und Hof durch Brand und Plünderung, oder er erlegt vor dem versammelten Volke eine ihm nach seinem Stande vorgeschriebene Summe Geldes.

Obwohl selbst treulos und wankelmüthig, verlangen sie doch von Andern die größte Treue und Unwandelbarkeit. Frieden schließen sie, indem sie vom Haupte etwas Haar abschneiden, mit Gras vermengen und unter Darreichung der Rechten. Leicht aber lassen sie sich auch durch Geld bewegen, denselben zu brechen.

7.

Das Christenthum in Russland unter Wladimir I., Jaroslaw und Isäslaw.

Bereits im neunten und zehnten Jahrhundert waren von Byzanz aus Versuche gemacht worden, dem Christenthum unter den Russen Eingang zu verschaffen, aber umsonst. Als König Otto I. begonnen hatte, die Elbslaven unter das kirchliche und politische Joch der Deutschen zu beugen, richtete er sein Augenmerk auch auf die Nordslaven und schickte im Jahre 961 den Trierer Mönch Adelbert, mit dem Nöthigen versehen, zur Bekehrung der Russen aus. Allein Adelbert's Mission schlug fehl, und ohne seinen Zweck erreicht zu haben, kehrte er in seine Heimat zurück. Gleichwohl stand der deutsche Herrscher von seinem Vorhaben nicht ab, vielmehr erhob er 968 denselben Mönch Adelbert auf den neuerrichteten Erzstuhl Magdeburg, welchem sofort die slavischen Bis-

thümer Merseburg, Meißen, Zeiz, Havelberg, Brandenburg, sowie das polnische Posen, untergeordnet wurden. Aber auch dieser Schritt verfehlte das Ziel, die Russen dem Katholicismus zuzuführen. Der Waräger Wladimir, welcher auf dem Throne von Kiew saß, nahm im Jahr 983 den christlichen Glauben an, jedoch nicht den römisch-katholischen, sondern den griechischen. Rußland wurde durch diese That eines unbeschränkten und persönlich kräftigen Herrschers ein Glied der anatolischen Kirche und bis auf den heutigen Tag von römischer Gemeinschaft getrennt.

Allem Anscheine nach hat Furcht vor deutscher Uebermacht den Schritt des Russen Wladimir geleitet. Wäre nicht durch Otto's I. Streben der Beweis geliefert worden, daß das sächsische Haus den Glauben als Mittel deutscher Herrschaft gebrauchte, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach die Russen gleich ihren Nachbarn, den Polen und Schweden, römische Katholiken geworden sein. Selbst durch die Fabeln, in welche der älteste russische Annalist Nestor die Geschichte der Bekehrung seines Volkes einhüllt, bricht ein Schimmer des wahren Sachverhalts hervor.

Laut Nestors Bericht berathschlagte Wladimir mit seinen Bojaren, ob er das Judenthum der Chasaren von Taurien, oder den Islam, oder den katholischen Glauben des deutschen Reichs, oder endlich das byzantinische Bekenntniß in Rußland einführen solle. Der Mönch fährt fort: „Großbojar Wladimir habe das Judenthum verworfen, weil die Geschichte zeige, daß die Hebräer ein von Gott verstoßenes, der Knechtschaft verfallenes Geschlecht seien; er habe zweitens den Islam zurückgewiesen, weil dieser die Beschneidung verlange, und den Wein, dessen Genuß die Russen über Alles schätzen, verbiete; er habe drittens deutsche Gesandte, welche die römische Kirche anpriesen, mit dem Bescheide zurückgeschickt, daß er nichts mit dem Papste zu schaffen haben wolle und die Weise des deutschen Gottesdienstes zu nüchtern finde; er habe endlich für das byzantinische Bekenntniß entschieden, weil der griechische Cult erhaben und schön sei, den Schmuck prächtiger Bilder aufweise, Geist und Sinne bezaubere."

Trotz dem, daß Wladimir sein ganzes Volk mit sultanischer Gewalt zu Annahme des griechischen Glaubens zwang, stand letzterer in der nächsten Zeit keineswegs fest. Schwankungen traten ein, und mehr als einmal gediehen die Dinge im Laufe des eilften Jahrhunderts auf den Punkt, daß es schien, das große nordische Reich könne für die Gemeinschaft der abendländischen Kirche gewonnen werden. Gleichwie nämlich

drohende Uebermacht der Ottonen den Begründer russischen Christenthums, Wladimir, nach Byzanz hingetrieben hatte, so bewirkte Furcht vor polnischen Waffen, daß einzelne seiner Nachfolger nicht bloß am deutschen Hofe, sondern selbst in Rom Hülfe suchten, und Gregor VII. machte glorreiche Anstrengungen, um glückliche Verwicklung, welche die Gunst der Umstände herbeiführte, pflichtgemäß zu benützen.

Nach dem Tode Wladimirs (1015) gerieth das russische Reich in große Verwirrung, indem sich drei Söhne des Verstorbenen um die Herrschaft stritten. Der kräftigste unter denselben, Jaroslaw, behielt die Oberhand. Derselbe nahm merkwürdige kirchliche Neuerungen vor, welche tiefe Hintergedanken verriethen. Bis zum Jahre 1035 gab es in Rußland keinen Metropolitan, welcher die geistliche Aufsicht über das ganze Reich geführt hätte, sondern nur eine Anzahl von Bischöfen, welche vom Patriarchen zu Constantinopel geweiht waren. Im genannten Jahre dagegen setzte Jaroslaw einen obersten Metropolitan für sein Reich ein, wozu er einen gebornen Griechen erkor, der auch sofort von dem byzantinischen Patriarchen die Weihe erhielt. Nach dessen Tode ging der Großfürst einen wesentlichen Schritt weiter. Er rief die höheren Cleriker des Landes zusammen und zwang sie, einen gebornen Russen zum Erzbischof von Kiew und geistlichen Haupte des ganzen Reiches zu wählen. Sorgfältig mied bei dieser Maßregel Jaroslaw jede Mitwirkung des byzantinischen Patriarchen. Thatsächlich besaß jetzt Nordslavien einen eignen, vom Stuhle zu Constantinopel unabhängigen Oberhirten: mit andern Worten, der bisherige Verband zwischen der russischen Tochter- und byzantischen Mutterkirche war gelöst.

Nicht minder entstand während der letzten Jahre Jaroslaw's in Gestalt des Höhlenklosters zu Kiew eine eigne Mutteranstalt nordslavischen Mönchsthums, welcher der griechische Athosberg zum Vorbild diente. Doch ist letztere Stiftung erst unter Jaroslaw's Nachfolger, Isäslaw, vollendet worden. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß nach den Absichten Jaroslaw's und Isäslaw's, wie das nordslavische Patriarchat, so auch das Höhlenkloster, griechischem Einflusse entzogen sein sollte.

Unter Jaroslaw's Regierung machte der germanische Geist im slavischen Norden die größten Fortschritte, indem der genannte Herrscher auf jede Weise, besonders auch durch Heirathen, Verbindungen mit der katholischen Welt des Westens anzuknüpfen suchte. Er wollte sein Reich zu einem thätigen Gliede der germanischen Staatenfamilie machen, was den Uebertritt zur römischen Kirche voraussetzte. Es ist also anzunehmen,

daß dieß längst vorbereitet war, als Gregor VII. dem ältesten Sohne Jaroslaw's, Isäslaw, dazu die Hand bot.

Jaroslaw hatte durch seinen letzten Willen verordnet, daß sein Erstgeborner die Oberherrlichkeit über seine Länder haben solle. Dieselben ertrugen dieß Verhältniß zehen Jahre (bis 1064), dann aber brach Bürgerkrieg aus, Isäslaw wird vertrieben, mit Hülfe der Polen wieder eingesetzt und im Jahre 1073 zum zweitenmale vom Thron gestoßen. Er findet zuerst eine Zufluchtsstätte am deutschen Hof, wird aber von Heinrich IV. betrogen und wendet sich deshalb nach Rom an Gregor VII. Bei diesem suchte er Hülfe, indem er einen seiner Söhne mit umfassenden Vollmachten an ihn aussandte. In Rom fehlte es nicht an gutem Willen. Zwei merkwürdige Schreiben zeugen von der Theilnahme, welche der Papst dem russischen Großfürsten bewies. Das eine erließ er unter dem 17. April 1075 an Isäslaw-Demetrius selbst: „Dein Sohn ist zu mir gekommen und hat mir angekündigt, daß er mit deiner Zustimmung sein Reich dem heiligen Petrus zu übergeben und aus unseren Händen als Lehen zurückzuempfangen wünsche. Ich habe dieser Bitte theils aus Rücksicht auf deine Einwilligung, theils deines Sohnes wegen, entsprochen, und ihn im Namen des heiligen Petrus mit deinem Reiche belehnt. Möge der hl. Apostelfürst Euch, Eure Unterthanen und all Euer Gut in seine Obhut nehmen und bis ans Ende unversehrt erhalten, damit Ihr dereinst nach Ablauf dieses irdischen Lebens in die ewige Seligkeit eingehet. Seid versichert, daß unser Stuhl stets bereit sein wird, Euch jeden Dienst zu leisten, der mit Billigkeit und Recht übereinstimmt. Ich überschicke Euch vorliegendes Schreiben durch Gesandte, von denen der Eine dir bekannt und treu ergeben ist. Sie werden Euch Dinge mittheilen, von denen nichts in dem Briefe steht. Höret sie geduldig an und schenket ihren Worten unverrückten Glauben; auch bitte ich Euch, Sorge zu tragen, daß Niemand es wage, Dasjenige, was sie im Namen des apostolischen Stuhles anordnen und verhandeln werden, böswillig zu hintertreiben."

Vorzüglich auf die Fürsprache des Papstes hin gestattete Boleslaw II. von Polen dem vertriebenen Isäslaw, in seinem Reiche Truppen zu sammeln und mit diesen gelang es ihm, wieder von dem Thron in Kiew Besitz zu nehmen. Allein schon im folgenden Jahre (1078) fiel er in einer Schlacht gegen seine Neffen. Es entstand eine Vielherrschaft, die Jahrhunderte lang währte und zum Theil durch den griechischen Clerus herbeigeführt und gepflegt ward. Von einer Einverleibung der russischen Kirche in den römischen Verband war lange Zeit nicht mehr die Rede.

8.

Adalbert, der Preussen Apostel.

Adalbert, aus einer der edelsten Familien Böhmens entsprossen, erblickte im Jahre 956 das Licht der Welt. In seiner Kindheit wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Seine Eltern machten das Gelübde, ihn für den Dienst des Altars zu erziehen, wenn er wieder genese; daher empfing er 983 die heiligen Weihen aus den Händen des Bischofs Dithmar von Prag, der kurz darauf in Verzweiflung starb. Der schauderhafte Tod dieses Bischofes, den er mit ansah, brachte in Adalbert eine große Aenderung hervor, und war Anlaß, daß er gänzlich mit der Welt brach. Er ward einstimmig zum Nachfolger Dithmar's gewählt und am 29. Juni 983 zum Bischof consecrirt. Seinen Einzug hielt er barfuß, wobei ihm das Volk mit Jubel entgegen kam. Als Bischof theilte er seine Einkünfte in vier Theile und behielt nur den vierten für sich und sein Haus. Das Bisthum Prag war damals im erbärmlichsten Zustande, und da er sah, daß alle Mühe vergebens war und er keine Hoffnung habe, Gutes zu wirken, reiste er 989 nach Rom und bat sich beim Papst die Erlaubniß aus, sein Bisthum zu verlassen. Zwar kehrte er wieder zurück, doch reifte bald sein Entschluß, auf einem andern Felde Gott zu dienen. Er zog zu dem Herzoge Boleslav I. von Polen und suchte von hier aus einen seinem glühenden Eifer entsprechenden Wirkungskreis unter den Heiden. Er entschloß sich endlich zu den Preußen zu gehen. Der Herzog gab ihm ein Schiff und dreißig Soldaten zu seinem Schutze. So fuhr er nach Danzig, als dem Gränzorte Preußens nach Polen hin. Hier trat er zuerst als Glaubensbote auf, und es gelang ihm, Viele zu taufen. Dann fuhr er von dort wieder ab nach dem jenseitigen Ufer und sandte, als sie daselbst gelandet waren, das Schiff mit der Mannschaft zurück. Er wollte sich ganz dem Schutze Gottes überlassen, als Bote des Friedens nicht unter dem Schutze menschlicher Macht erscheinen und Alles vermeiden, was bei den Heiden Argwohn erregen konnte. Er behielt nur den Priester Benedikt und seinen Zögling Gaudentius bei sich. Es war das frische Haff, wo sie gelandet waren, und sie begaben sich auf einem kleinen Kahne nach einer von dem Pregel bei seiner Mündung gebildeten Insel. Es kamen aber die Grundbesitzer mit Knitteln, sie wegzutreiben, und Einer gab ihm mit dem Ruder einen so heftigen Schlag, daß der Psalter, aus dem er gerade sang, ihm aus der Hand fiel und er selbst

zu Boden stürzte. Als er sich erholt hatte, sprach er: „Ich danke Dir, Herr, daß Du mir verliehen hast, wenigstens einen Schlag für meinen Gekreuzigten zu erleiden.“ Am Sonnabend fuhren sie nach dem andern Ufer des Pregel hinüber, nach der Küste von Sameland. Der Grundherr, mit dem sie zusammentrafen, führte sie nach seinem Dorfe; es versammelte sich eine große Menge Volks, und da Adalbert Rechenschaft darüber gegeben hatte, woher er stamme und was der Zweck seiner Ankunft sei, so erklärten ihm die Leute, daß sie von einem fremden Gesetze nichts hören wollten, und es wurde allen der Tod gedroht, wenn sie nicht noch in derselben Nacht abfahren würden. Sie mußten also diese Küste verlassen, fuhren wieder zurück, und blieben fünf Tage in einem kleinen Flecken. Am Donnerstage in der Nacht hatte der Bruder Gaudentius einen Traum, welchen er am andern Morgen dem Bischof mittheilte. Er sah mitten auf dem Altare einen goldenen Kelch halb voll Wein. Als er aber davon zu trinken verlangte, wollte es der Altardiener nicht zulassen, „weder er noch ein Andrer dürfe davon trinken,“ — sagte er — „es sei dem Bischof für den andern Tag zu seiner geistlichen Stärkung vorbehalten.“ „Der Segen des Herrn,“ sprach Adalbert, als er dieß vernommen hatte — „lasse in Erfüllung gehen, was dieß Gesicht verheißen; doch einem trügerischen Traumgesicht dürfe man nicht glauben.“ Mit Tagesanbruch traten sie ihre weitere Reise an und gingen freudig, durch geistliche Lieder ihren Weg sich verkürzend, mitten durch Waldungen. Um Mittag kamen sie auf Feldern an. Gaudentius feierte hier die Messe, Adalbert communicirte; dann nahm er Lebensmittel zu sich, und nachdem sie einige Schritte weiter gegangen, setzten sie sich auf einem Rasen nieder. Ermüdet von der Anstrengung des Weges, verfielen sie Alle in tiefen Schlaf, bis das Toben einer wüthenden Heidenschaar sie erweckte; worauf sie in Fesseln geworfen wurden.

Der heilige Bischof opferte Gott sein Leben in glühendem Gebete, zugleich um Verzeihung und Erbarmung flehend für seine Feinde. Da stieß ihm höhnend ein Götzenpriester seine Lanze in die Brust mit den Worten: „Du mußt dich nun freuen, weil du nach deinen Aeußerungen nichts so sehnlichst wünschest, als für deinen Jesus zu sterben.“ Nach diesem versetzten ihm noch sechs andere Heiden jeder einen Lanzenstich, und so vollbrachte er sein glorreiches Marterthum den 23. April 997.

9.
Heidenbekehrung in Scandinavien.

Die Bewohner des Scandinavischen Nordens, d. i. der Cimbrischen und Scandinavischen Halbinsel und der dazwischen liegenden Inseln bildeten ein ursprünglich verwandtes, durch Gleichheit der Sprache, Religion und Sitte verbundenes Volk germanischen Stammes; aber Dänen, Schweden und Normänner bestanden längst als getrennte Nationen, die noch im neunten Jahrhundert wieder in mehrere kleinere Reiche unter Königen mit sehr beschränkter Gewalt zerfielen. Die Götter, die sie verehrten, waren: Thor, Donnergott mit dem Hammer, Odin, der Vater der Götter und Menschen, zu dem alle nordischen Völker ihre Königsgeschlechter hinaufführten, zugleich der Weltbildner, und seine Tochter und Gattin Freya, die Erde; dann die zwölf göttlichen Asen, die ersten Priester, Richter und Gesetzgeber der Menschen. Die Unsterblichkeit der Menschen wurde geglaubt; große Verbrecher sollten nach dem Tode in Niflheim gepeinigt werden; die ruhmlos Gestorbenen mußten in Hela's düsteren Hallen schmachten, aber die im Kampfe Gefallenen wurden von den Walkyren nach Walhalla geführt, wo sie in Gesellschaft der Götter die Beschäftigungen des Lebens, Kampf und Trunk fortsetzen. In der Götterdämmerung werden die Götter selbst im Kampfe mit den Mächten des Abgrunds (den empörten Naturkräften) fallen, die Welt in Flammen verzehrt werden, dann aber eine neue Erde entstehen, auf welcher ein neues Menschengeschlecht, unter dem Schutze der zum Theil wiedererstandenen Götter und Asen wandeln wird. In den nicht zahlreichen Tempeln des Nordens standen, zuweilen in Riesengröße, die bemalten und bekleideten Bilder der Götter; diesen wurden Thier- und Menschenopfer geschlachtet; man opferte Verbrecher, Gefangene zur Sühnung der Götter, auch Freie und selbst Könige; auch geschah es, daß Väter ihre Söhne opferten. Zauberei wurde vielfach getrieben. Priester und Priesterinnen waren oft aus den edelsten Geschlechtern gewählt. Einzelne wurden als Inkarnationen der Gottheit selbst verehrt; aber nicht sie allein, auch die Könige und Jarle opferten, und jeder Hausvater war Priester der Seinigen. Aeußere Berührungspunkte mit dem Christenthume bot die heidnische Taufe der Kinder, und Thor's Hammerzeichen dar, das dem Kreuzeszeichen glich, und mit welchem Speise und Trank eingesegnet wurden. Die Frauen waren im Ganzen geachtet und einflußreich; Vielweiberei war erlaubt, doch nicht häufig. Das Aussetzen und Tödten der

Kinder war alltägliche Sitte. Völlig rechtlos und jeder Willkür und Härte ihrer Herren preisgegeben waren die Unfreien. Die Blutrache galt für die heiligste Pflicht, und hatte endlose Familienkriege zur Folge. Unbezwinglicher Trotz und kühne Todesverachtung, Härte und Grausamkeit gegen Andre, waren Hauptzüge im Scandinavischen Volkscharakter, und wurden durch die odinische Religion genährt; den Tod suchte man auf dem Schlachtfelde; wer ihn da nicht fand, endete häufig durch Selbstmord. Die Begierde, mit großen erworbenen Schätzen in Walhalla anzukommen, trieb zum Ausziehen auf Plünderung und Seeraub; diese Raubfahrten wurden im neunten Jahrhundert so häufig, daß Frankreich, Deutschland, die britischen Inseln, unter den schrecklichsten Gräueln verwüstet wurden, und die Sitten der Normänner, die nun auch Menschenhandel trieben, furchtbar verwilderten. Man sieht, daß der Einführung des Christenthums gewaltige Hindernisse in der herrschenden Gesinnung und Lebensweise, wie in der tief gewurzelten Anhänglichkeit an den odinischen Götterdienst entgegenstanden.

Unter den Männern, welche Christus den Heiden in Scandinavien verkündeten, steht der Mönch Ansgar von Corvey obenan. Er heißt mit Recht der Apostel des Nordens. Seine Schüler, die er als Missionäre aussandte, hatte er von der eigenen Hände Arbeit zu leben gewöhnt; er selbst pflegte Netze zu stricken, beobachtete auch streng seine Ordensregeln, kaufte viele Gefangene los, erbaute Klöster und Hospitäler, schaffte unter den Nordalbingern den Menschenhandel ab, und während er sich die härtesten Entbehrungen auflegte, konnte er von dem Ersparten den Unterhalt einzelner Priester bestreiten und mächtigen Heiden Geschenke machen. Er war einer der größten und heiligsten Männer seiner Zeit, würdig neben Patricius, Bonifazius, Franz Xaver zu stehen.

In den Zeiten nach Ansgar erwarben sich nordische Könige Verdienste um die Einführung des Christenthums. So namentlich in Norwegen Hakon und die beiden Olaf. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete namentlich König Olaf Trygweson, der in England Christ geworden war, an der Einführung der christlichen Religion; Belehrung und Ueberredung, Geschenke, roher Zwang, selbst Hinrichtungen, alle Mittel wurden von ihm angewandt; er brach den hartnäckigen Widerstand, den ihm das Volk besonders in den nördlichen Gegenden entgegensetzte, bewies ihm handgreiflich die Ohnmacht seiner Götzen durch deren Zertrümmerung, und brachte, bis er von seinen Feinden überwältigt (im Jahre 1000) in's Meer sprang, etwa die Hälfte der Normänner zur Annahme des

christlichen Glaubens. Vollendet wurde Norwegens Bekehrung durch Olaf den Heiligen, einen jungen, ebenso tapferen als edelmüthigen und von glühendem Religionseifer durchdrungenen Fürsten. Mit Hülfe englischer und deutscher Priester richtete der König das Kirchenwesen des Landes ein, erbaute zu Drontheim die Klemenskirche, nachmals das glänzendste Bauwerk des Nordens, legte Schulen an, und that Alles, das Heidenthum auszurotten. Obgleich er selbst erklärte, daß das Zwingen zum Christenthum Gott nicht gefalle, ließ er sich doch gegen hartnäckige Heiden, besonders gegen Abtrünnige, in einzelnen Fällen zu großer Härte hinreißen. Als im Jahr 1021 auf eine Reihe fruchtbarer Jahre in mehreren Provinzen eine Zeit des Mißwachses folgte, erschien dieß den Heiden als eine Folge des Zorns der Götter, der durch den Uebertritt der Verehrung des fremden Gottes hervorgerufen worden und Jene, die nur aus Furcht sich hatten taufen lassen, begannen daher im Verborgenen eifriger den alten Cultus auszuüben, um dadurch die Götter wieder zu versöhnen. So mußte der König hören, daß in einer Provinz viele festliche Gastmähler zur Ehre der Götter angestellt, und dann nach alter Sitte alle Becher den vaterländischen Göttern, den Asen, geweiht, daß Opfer gebracht, die Altäre mit Blut besprengt und dabei die Götter um Erneuerung der Fruchtbarkeit angerufen wurden. Er ließ nun aus jeder Gegend einige Abgeordnete kommen, damit sie sich wegen dieser Beschuldigungen verantworten sollten. Der Angesehenste unter denselben wußte die Sache gut zu beschönigen; es seien nur die gewöhnlichen Trinkgelage, welche unter den Landleuten gehalten zu werden pflegten, und die Worte, welche bei solchen gesprochen würden, ließen sich auch nicht so streng beurtheilen, wie das in ruhiger Zeit mit Besonnenheit Gesprochene. Doch als Olaf nach genaueren Nachforschungen erfuhr, daß die Bewohner jener Provinz, wenngleich sie sich hatten taufen lassen, fast alle Heiden geblieben seien, und daß sie die gewöhnlichen Opfermahlzeiten im Herbste, im Winter und Frühling anstellten, um ein gutes Jahr zu erhalten, überfiel er sie unerwartet bei einem solchen Frühlingsfeste und nahm an denen, welche ihn getäuscht hatten, schwere Rache. Da nun Viele aus Furcht aufrichtigen Gehorsam versprachen, gründete er hier Kirchen und stellte bei denselben Priester an, welche Alles, was zur rechten Einführung des Christenthums erfordert würde, anordnen sollten.

Größtentheils zwar brachte die Furcht vor den gewaltsamen Maßregeln Olaf's einen, wenn auch erheuchelten Gehorsam hervor; doch zuweilen fand er bei den von Eifer für ihre Götzen entflammten und durch

die Reden ihrer Anführer angefeuerten Bauern Widerstand. In der Provinz der Dalen war ein mächtiger Mann, Gudbrand (nach welchem die ganze Provinz Gudbrandsdalen genannt wurde), ein eifriger Vertheidiger des alten Cultus. Derselbe versammelte das Volk, als Olaf sich näherte und sagte, man müsse sich darüber wundern, daß die Erde sich noch nicht aufgethan habe, um diesen Gottlosen zu verschlingen, welcher gegen die Götter solche Dinge vorzunehmen wage; doch man solle nur den großen Thor (ein ungeheures Götzenbild) hervorholen und öffentlich erscheinen lassen, so werde Olaf mit seiner ganzen Macht wie Wachs zerschmelzen. Diese Worte wurden von der Menge mit allgemeinem Jubel aufgenommen, und mit tobendem Geschrei ihre Schilde zusammenschlagend, gingen die Schaaren der Bauern dem Könige Olaf entgegen; doch bald waren sie in die Flucht gesprengt. Gudbrand's Sohn wurde gefangen genommen und der König sandte ihn, nachdem er ihn einige Tage bei sich behalten, zu seinem Vater zurück, ihm seine Ankunft anzukündigen. Gudbrand sagte: „Wer ist denn dieser Gott der Christen, den Niemand gesehen hat, und Niemand sehen kann? Wir hingegen haben einen Gott, den Jeder sehen kann, den großen Thor, vor dessen Anblick ein Jeder erzittern muß.“ Es wurde eine Zusammenkunft festgesetzt, in der beide Theile die Macht ihres Gottes versuchen sollten. Olaf bereitete sich des Nachts durch Gebet auf diese Zusammenkunft vor. Am andern Tage wurde die kolossale mit Gold und Silber bedeckte Büste des Thor auf den öffentlichen Platz hingezogen, und bei derselben versammelten sich die Heiden. Der König ließ einen seiner Trabanten, Kolbein, einen Mann von Riesengröße und gewaltiger Körperkraft neben sich steh'n. Gudbrand hielt darauf eine Rede, in der er die Christen herausforderte, Beweise von der Macht ihres Gottes zu geben, und sie auf den großen Thor hinwies, dessen Anblick unter ihnen Allen Bestürzung verbreite. Darauf sprach der König Olaf: „Ihr droht uns mit eurem tauben und blinden Gott, dem bald ein trauriges Ende bevorsteht; aber erhebt eure Blicke gen Himmel, wie majestätisch unser Gott, von welchem ihr sagt, daß er von Keinem gesehen werden könne, im Lichtglanze sich offenbart?“ Die Sonne strahlte hervor und in demselben Augenblick hatte Kolbein, wie es der König mit ihm verabredet, mit einem Hieb das mächtige Götzenbild zerschmettert. Das ungeheure Bild zerfiel in kleine Stücke, und Mäuse, Schlangen, Eidechsen krochen in großer Menge hervor. Gudbrand war nun nicht mehr gesonnen, Alles für den zu wagen und aufzuopfern, der sich selbst nicht helfen konnte.

10.
König Stephan der Heilige.

Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war der Fürst Geysa in Ungarn dem Christenthume zugethan, aber auf eine solche Weise, daß er mit den Christen ihren Gottesdienst feierte, und zugleich nach der Sitte seiner Väter den heimathlichen Göttern Opfer brachte. Als ihm einer seiner Freunde darüber Vorwürfe machte, antwortete Geysa, daß er reich genug sei, sowohl dem Gotte der Christen, als den Göttern seiner Väter Opfer zu bringen. Geysa wagte es nicht, seinem Volke die Annahme des Christenthums eher vorzuschlagen, als bis er es mit Hülfe der Deutschen durchsetzen könnte und bat deshalb den Kaiser Otto III. um eine Frau für seinen Sohn Stephan. Der Kaiser Otto wählte Gisela, die Schwester des Herzogs Heinrich von Bayern, und schickte sie mit ihrem andern Bruder, dem Bischof Bruno, nach Ungarn. Da forderte Bruno von Stephan und Geysa noch einmal das ausdrückliche Versprechen, daß das ganze ungarische Reich das Christenthum annehmen solle, und beide gelobten es [1]).

Als nun Geysa starb, im Jahre 997, erließ der neue Herrscher Stephan sogleich einen Befehl durch das ganze Reich, daß alle Magyaren sich taufen lassen und alle christlichen Sklaven in Ungarn frei sein müßten. Ueber ein solches Gebot ergrimmten die Ungarn und die Mißvergnügten sammelten sich in einem großen Heere; aber Stephan vertraute auf die Hülfe der Deutschen. Er ließ sich im Flusse Gran stehend nach deutscher Weise zum Ritter schlagen und führte bei seinem Heere sogleich ähnliche Einrichtungen ein, wie sie die christlichen Deutschen hatten. Da wurden alle Soldaten mit dem Kreuze bezeichnet, der Name Maria war das Losungswort im Kampf und die Hauptfahne des Heeres hatte auf der einen Seite das Bild des heiligen Martin, auf der andern das des heiligen Georg. Dem heiligen Martin gelobte Stephan ein Kloster zu bauen, wenn er ihm den Sieg verschaffen wollte. Dieser ward ihm bald zu Theil, obwohl er dem Heere seiner Feinde nur ein kleines Häuflein

---

1) Die Bekehrung der Ungarn war bereits dadurch vorbereitet, daß sehr viele Christen von den Magyaren auf ihren Raubzügen nach Deutschland als Gefangene eingeführt worden waren. Ihre Zahl war außerordentlich groß und sie haben gewiß Vieles zur religiösen Umwandlung ihrer Besieger beigetragen. Auch ist nicht zu vergessen, daß Geysa's Gemahlin Sarolta, die mehr als ihr Gemahl regierte, eine sehr verständige Christin war.

christlich gesinnter Ungarn und Deutscher entgegenzustellen hatte. Auch Kupa, der Anführer derer, die den heimathlichen Göttern treu bleiben wollten, ward gefangen und Stephan ließ ihn viertheilen. Das eine Viertel seines Leichnams ward vor dem Thore von Raab aufgehängt, das zweite vor dem Thore von Gran, das dritte vor dem Thore von Veszprim, das vierte vor dem Thore einer Stadt in Siebenbürgen, damit sein Schicksal Allen zum Schrecken gereiche und zur Annahme des Christenthums bewege. Aber wie die alten Sachsen gemurrt hatten über den Zehenten, den sie an die Priester aus dem verhaßten fränkischen Stamme bezahlen mußten: so murrten auch die Magyaren; denn sie verstanden weder die lateinische Sprache der Kirche, noch die tägliche Sprache der Priester. Diese waren fast alle aus Deutschland gekommen, um sich, wie sie selber sagten, der Seelen der Magyaren anzunehmen, nach der Meinung der Ungarn aber, um sich auf ihre Kosten zu bereichern. Am Hofe Stephans mußte die magyarische Sprache diesen beiden andern Sprachen weichen und Stephan erließ ein Gebot, daß alle Magyaren, die sich binnen einer bestimmten Frist nicht taufen lassen wollten, fortan Leibeigene werden müßten, mochten sie vorher auch noch so hohem Adel angehört haben. Seinem Gelübde treu, legte Stephan auch sofort ein Kloster zu Ehren des heiligen Martin an und schenkte diesem Kloster aus einem ganzen Comitate den Zehenten an Getreide und Vieh. Bald theilte Stephan das ganze Land in zehn Bischofssitze unter einem Erzbischofe (von Gran) und schickte Schaaren von Deutschen und italischen Mönchen in das Innere des Landes zur Bekehrung der Magyaren. Das Alles war dem Kaiser Otto III. lieb und er schenkte auch Stephan eine Lanze, an welcher Nägel vom Kreuze Christi und Stücke von der Lanze des heiligen Mauritius angebracht waren und rieth ihm beim Papste sich eine Königskrone zu erbitten. Alsbald schickte Stephan eine Gesandtschaft an den Papst Sylvester nach Rom und bat um eine Krone und die Bestätigung alles dessen, was er in Ungarn für das Christenthum gethan hatte. Ueber diese Gesandtschaft erstaunte der Papst und rief aus: „Ich bin nur apostolisch, aber Stephan ist ein wahrer Apostel Christi." Er hatte gerade eine Krone bereiten lassen für den Herzog Micislaw in Polen; aber er schickte diese sofort an Stephan und dazu ein Kreuz, das vor dem Könige hergetragen werden sollte. Auch überließ er dem Könige kirchliche und weltliche Anordnungen nach seinem Gutdünken zu machen. Nur über die Sklaven verfügte er, daß die heidnischen Sklaven immerhin auch Sklaven bleiben könnten, Christen aber dürften ferner nicht mehr Sklaven sein.

Also legte das Christenthum auch hier den Grund zur Aufhebung der Sklaverei.

Dann wurden Stephan und seine Gemahlin Gisela am 15. August des Jahres 1000 zum König und zur Königin von Ungarn gekrönt. Nur ein mütterlicher Oheim des Königs widerstrebte noch dem Christenthume, da gelobte Stephan abermals ein Kloster zu stiften, wenn er seinen Oheim bezwänge, und als ihm dieß gelang, warf er ihn mit seinen Söhnen in lebenslängliche Gefangenschaft. Von da an war der Sieg des Christenthums außer allem Zweifel. Der König Stephan aber lebte in mönchischer Weise. Häufig besuchte ihn ein Einsiedler aus Böhmen und so oft dieser kam, machte Stephan ihn zu seinem Schatz- und Küchenmeister, dann war bald Alles ausgeleert und verschenkt. Der König selber lag zu ganzen Nächten auf den Knieen oder vertheilte am dunkeln Abend und unbekannt Almosen an die Bettler. Da geschah es einmal, daß diese allzubegierig nach dem Gelde über ihn herfielen und ihm Haare und Bart ausrauften; aber Stephan zürnte nicht, sondern dankte der heiligen Jungfrau Maria für die Auszeichnung, die ihm widerfahren wäre und beschloß noch mildthätiger und freigebiger gegen Arme und Fremde, gegen Wittwen und Waisen zu sein. Aehnlich erzog er auch seinen Sohn Emerich und bald wußte dieser besser als sein Vater, welche Mönche die frömmsten wären; aber Emerich starb vor seinem Vater, wie seine anderen Geschwister, darum redete die Königin Gisela ihrem Gemahle zu, daß er seinen Neffen Peter zum Thronfolger ernennen sollte.

Dieses that Stephan, und seine Kraft nahm ab. Aber den Hofleuten, die gern den König Peter sich günstig stimmen wollten, dauerte die Krankheit Stephans viel zu lang, und sie bestachen vier Männer von der Leibwache des Königs, seinen Tod zu beschleunigen. Das Loos entschied, welchem von diesen vier Männern die Vollführung der That obliegen sollte. Als nun einmal des Abends die Lampen angezündet wurden, trat der Erwählte mit einem blanken Schwerte unter dem Kleide in das Krankenzimmer des Königs, er schritt auf das Bett Stephans zu; aber bevor die That geschehen, überwältigte ihn das Entsetzen vor seinem eigenen Vorhaben, er ließ das Schwert fallen, daß es laut erklang. Rasch fragte der König, was das solle, und der Mann bekannte alsbald seinen grausigen Auftrag und nannte seine Mitschuldigen. Diese wurden bestraft; aber den einen, der aus seinem beabsichtigten Mörder sein Retter geworden war, begnadigte der König. Allein Stephan zürnte Peter, denn er hatte auch ihn in Verdacht dieser Verschwörung, und wollte einen

andern, Namens Vasilej an seine Stelle setzen. Da kamen ihm Peter und die Königin Gisela zuvor und ließen dem armen Vasilej die Augen ausstechen und geschmolzenes Blei in die Ohren gießen, daß er blind und taub und zum Regieren unfähig ward. Als nun dieser blinde und taube Mann vor das Sterbelager des Königs geführt ward, ergab sich Stephan in sein Schicksal; denn er konnte die Missethat nicht mehr bestrafen. Er vermochte nur mehr seinen andern Neffen zu rathen, daß sie sich durch die Flucht nach Böhmen retten sollten, dann empfahl er seinem Nachfolger Peter das Christenthum zu schützen gegen alle Feinde des Glaubens und starb im Jahre 1038 am Tage seiner Krönung.

Da erkannten die Bischöfe und Großen Ungarns Peter als König an. Seine erste That aber war, daß er die alte Königin Gisela, seine treue Helferin, in's Gefängniß werfen ließ, um von ihrem Einflusse frei zu sein. Allda ist sie gestorben, oder, wie Einige erzählen, hernach von den Ungarn ermordet worden. Der König Stephan ward nachher vom Papste heilig gesprochen. Und wahrlich die Kirche wußte, warum sie dieß that. Zwei schriftliche Denkmäler des ersten Königs von Ungarn sind auf uns gekommen: eine Anweisung für seinen Thronfolger, die Pflichten eines Regenten betreffend, und eine kleine Sammlung von Gesetzen. Fast jeder Satz dieses kostbaren Nachlasses legt Zeugniß ab von seinem ungeheuchelten Glauben. Stephan I. ist ein Wohlthäter nicht nur seines eignen Volkes, sondern auch der Menschheit gewesen, er hat die Ruhe im Osten des Abendlands gesichert, und wie Wilhelm der Eroberer in Britanien aus harten und widerstrebenden aber kräftigen Elementen ein gesundes Gemeinwesen gegründet.

11.
Wie Heinrich II. das Bisthum Bamberg gründet.

Nachdem die Slaven zur Ruhe gebracht waren, berief König Heinrich ein Concil nach Frankfurt (1007), welches alle Bischöfe diesseits der Alpen besuchten. Die Veranlassung zu demselben war folgende: Der König hatte eine ihm gehörige Stadt in Ostfranken Bavanberg (Bamberg) mit Namen, von Kindheit an besonders geliebt und gehoben, und schenkte, als er heirathete, dieselbe seiner Gemahlin zur Morgengabe. Als er aber durch die Gnade Gottes zum Throne gelangt war, hegte er beständig im Stillen den Wunsch, dort ein Bisthum zu gründen. Weil aber, wie Horaz bezeugt: „Schon die Hälfte der That überwand, wer

begann;“ so fing er damit an, daselbst den Bau einer neuen Kirche mit zwei Krypten anzuordnen, die er denn auch vollendete. Indem er nun alles, was zum Gottesdienste gehörte, allmählig zusammenbrachte, bat er den Bischof Heinrich von Würzburg, der ihm sehr nahe stand, zu wiederholten Malen, er möchte doch auf seinen Herzenswunsch eingehen und ihm gestatten, den Sprengel, der in dem nach dem Flusse Radnizca (Rednitz) benannten Gaue belegen war, durch Tausch sich anzueignen. Der Bischof nahm die Bitten seines geliebten Herrn bereitwillig auf und willigte unter der Bedingung ein, daß Heinrich seiner Kirche das erzbischöfliche Pallium gewähren und ihm dann den Bischof von Bamberg unterordnen würde, und das bekräftigte er insgeheim dadurch, daß er dem Könige seinen Krummstab übergab und dagegen für den erwähnten Tausch eine andere Besitzung erhielt. Als er aber später erfuhr, daß er die erzbischöfliche Würde nicht erlangen würde, weigerte er sich, das Versprochene zu gewähren, und wollte auch nicht der Einladung zu dem erwähnten Concile Folge leisten. Wie nun also auf dem Concile die Erzbischöfe mit ihren sämmtlichen Suffraganen der Reihe nach dasaßen, da warf sich der König auf sein Antlitz zur Erde nieder und sprach, nachdem ihn der Erzbischof Willigis von Mainz, in dessen Sprengel die Versammlung gehalten wurde, aufgehoben hatte, Folgendes: „Um dereinstiger Wiedervergeltung willen, habe ich Christus zu meinem Erben erwählt, weil mir keine Hoffnung bleibt, Nachkommenschaft zu erlangen, und ich habe schon längst das vorzüglichste, was ich hatte, mich selbst, sammt allem, was ich erworben habe und noch erwerben werde, dem Vater von Ewigkeit her zum Opfer gebracht. Mit Einwilligung meines Bischofs habe ich bisher immer das Streben genährt, ein Bisthum zu Bavanberge zu gründen, und heute will ich nun diesen gerechten Wunsch ausführen. Darum wende ich mich nun an eure aufrichtige Frömmigkeit mit der Bitte, daß doch durch die Abwesenheit desselben, der von mir erlangen wollte, was ich ihm nicht bewilligen durfte, meine Absicht nicht vereitelt werden möge, da es ja aus dem Stabe, den er mir übergeben hatte, und aus dem Zeichen gegenseitiger Verwilligung klar erhellt, daß er nicht aus Gottesfurcht, sondern aus Aerger darüber, daß er eine Würde nicht erlangt hat, die er durchaus nicht erlangen konnte, sich entfernt hat. Es wird, hoffe ich, ein jeder der Versammelten zu Herzen nehmen, daß er nur aus Ehrgeiz eine Förderung der Interessen unserer heiligen Mutterkirche vermittelst einer wahrhaft kindische Possen vorbringenden Gesandtschaft hintertreiben zu wollen sich erfrecht. Zur

festen Begründung meines Planes trägt die umfassende Güte meiner hier anwesenden Gemahlin und meines einzigen Bruders und Miterben begünstigend bei, und beide mögen hiemit versichert sein, daß ich ihnen in einer Weise, die sie selbst vorher genehmigen sollen, in Wahrheit, was sie jetzt aufgeben, wieder erstatten werde.“

Als der König diese Ansprache beendet hatte, erhob sich Beringer, Bischof Heinrich's Caplan, und bezeugte, sein Vorgesetzter sei aus Furcht vor dem Könige nicht erschienen und habe niemals es gut geheißen, daß in irgend einer Hinsicht der ihm von Gott anvertrauten Kirche Abbruch geschehen sollte, und beschwor alle Anwesenden um der Liebe Christi willen, sie möchten in Abwesenheit des Bischofs nicht einen solchen Beschluß fassen lassen, der ihnen ja selbst in Zukunft als ein maßgebender Vorgang vorgehalten werden könne. Darauf wurden die Privilegien des Bischofs laut verlesen. So oft nun während dieser Verhandlungen der König die Richter besorgt und bedenklich schwanken sah, so oft warf er sich allemal zur Erde nieder und demüthigte sich. Als aber schließlich der Erzbischof Willigis von Mainz an das Gericht die Frage stellte, was zu thun sei? antwortete Tagino von Magdeburg, die Sache könne dem Antrage des Königs gemäß gesetzlich vollzogen werden. Als darauf alle Anwesende den Ausspruch desselben bestätigten und unterschrieben, ward Eberhard vom Könige das bischöfliche Amt übertragen und er von dem eben genannten Erzbischofe noch am selben Tage geweiht. Darnach aber erhielt auch Bischof Heinrich auf Verwendung seines Mitbruders Heribert's, Erzbischofes von Köln, wieder des Königs Gnade und eine ihn zufriedenstellende Entschädigung.

12.

Konrad's II. Wahl und Krönung.

Zwischen Worms und Mainz, bei Oppenheim, erhebt sich auf der linken Seite des Rheins, bekränzt mit Niersteins Reben, ziemlich steil das Ufer und erstreckt sich dann in sanften Wellen zur Fläche aus. Hier, auf fränkischer Erde, wo sich die Gränzen des Mainzer und Wormser Kirchensprengels berühren, bei Lörzweil, stand der alte Königsstuhl und blickte weit über den Rhein auf die unabsehbare reiche Ebene, welche mit Dörfern, Weilern, Städten und königlichen Höfen bedeckt, sich von dem Gestade hinzieht, bis des Odenwaldes bläuliche Höhen sie begränzen.

Auf diesen weiten Flächen sammelten sich die Fürsten und Völker.

Auf der rechten Seite des Rheins sah man der Sachsen, denen die angränzenden slavischen Stämme folgten, der Franken, Bayern und Schwaben fliegende Banner; jenseits breiteten sich die Schaaren der an Mosel und Maas wohnenden Ober- und Nieder-Lothringer aus. Von Italien kamen, entweder wegen Kürze der Zeit, oder vielmehr wegen innerer Streitigkeiten keine Abgeordnete.

Hier, in Kamba, Oppenheim gegenüber, jetzt lange von den Fluthen des Rheines, der oft sein Bette wechselte, verschlungen, beriethen sich die Fürsten. Endlich nach weislicher Erwägung der Jugend, wie des Alters, der Tapferkeit und jeder für den Thron nöthigen Eigenschaft schwankte die Wahl nur noch zwischen zwei Männern, verschiedener Art, aber fast gleichen Ansehens.

Beide hießen Konrad, man unterschied sie wegen des Alters durch die Beinamen des Aeltern und des Jüngern. Beide stammten aus einem der edelsten Häuser Frankens. Söhne zweier Brüder, Enkel Herzog Otto's von Kärnthen, des Sohnes Herzog Konrad's des Weisen von Lothringen und der Luitgard, der Tochter Kaiser Otto's des Großen, beide durch Bande des Bluts und Verschwägerung mit den mächtigsten Großen des Reichs verbunden. Der ältere Konrad, der Sohn des fränkischen Grafen Heinrich, stammte von seiner Mutter her von den alten Elsassischen Grafen von Egisheim und Dagsburg (Dagobertsburg) ab. Reich an Lehen, mächtig durch Reichswürden war er nicht. Er besaß sein im Verhältniß gegen viele andere Fürsten mäßiges Erbgut am Rheine, als ein hochfreier Mann, der es verschmähete, der Lehnträger eines andern Fürsten zu sein. Sein Muth, seine Tapferkeit und Einsicht waren unbestritten, sie hatten sich bei der Vertheidigung seines Oheims, des Grafen Gerhard im Elsenzgau gegen Herzog Gottfried von Lothringen, dann bei kräftiger Hülfe, die er seinem Vetter, Konrad dem Jüngern, gegen Herzog Adelbert von Kärnthen leistete, genug bewährt. Man tadelte an ihm nur, daß er seine Gemahlin, die kluge Gisela, die Wittwe Herzog Ernst's von Schwaben, ohne Rücksicht auf die kirchlichen Verordnungen trotz zu nahen Verwandtschafts-Grades geheirathet hatte; dadurch, wie durch jene Fehden, hatte er früher die Gnade Kaiser Heinrich des Frommen verloren, jedoch war ihm diese später wieder geworden.

Konrad der Jüngere, an der Spitze der Franken, war ein Sohn Herzog Konrad's von Kärnthen und von seiner Mutter Mathilde, der Schwester der Gisela, der Tochter Herzog Herrmann's von Schwaben

und der Gepa von Burgund, führte er durch dieses königliche Haus seine Ahnen zu den Karolingern hinauf. Vor einem Könige niedriger Geburt hätten die stolzen Fürsten sich nicht gebeugt.

Der größere Theil der Fürsten war für den ältern Konrad. Sie achteten seine Tapferkeit, auch war seine Hausmacht zu gering, um Besorgnisse einzuflößen. Den geistlichen Herren, welche jetzt weniger nach Vermehrung als nach Behauptung ihrer reichen Besitzthümer streben mußten, versprach seine Rechtlichkeit und Mäßigung, wie sein Muth sichern Schutz gegen den schon lebhaften Neid und die rohe Gewalt der weltlichen Fürsten. So dachten vorzüglich der kluge Erzbischof Aribo von Mainz und der altehrwürdige Bischof Eberhard von Bamberg. Dieser hoffte die Erhaltung seines Besitzthums durch Konrad; mit dessen Hülfe dagegen Bischof Bruno von Augsburg diese große Stiftung seines kaiserlichen Bruders aufzulösen dachte, um so zum Besitze seines ihm unrechtmäßig, wie er meinte, entzogenen Erbtheils zu gelangen. Aber noch ließ Keiner seine Meinung laut werden aus Besorgniß vor der Macht und dem Anhange Konrad's des Jüngern, dem das Volk geneigter war und der vorzüglich unter den Lothringern in großem Ansehen stand, denn wegen früherer Feindschaft, veranlaßt durch Konrad's des Aeltern Fehde gegen Herzog Gottfried von Nieder-Lothringen, hatte dessen Bruder und Nachfolger Herzog Gozelo sich mit dem Herzoge Theodorich von Ober-Lothringen, dem Grafen Rainer von Hennegau, dem Erzbischofe von Köln und den Bischöfen von Verdun, Utrecht und Lüttich eidlich verbunden, Konrad den Aeltern nicht als König anzuerkennen.

Nicht unbekannt mit dieser Stimmung trat endlich der ältere Konrad seinen Vetter an und redete zu ihm mit klugen und bescheidenen Worten: „Wie allgemeine Uebereinstimmung allein sie Beide unverdient des Thrones würdig halte, weßhalb es ihnen, als Blutsverwandten zieme einig zu sein, weil sonst Fürsten und Völker sich gewiß von ihnen abwenden, einen Dritten wählen und sie einander um den Thron bringen würden.“ Der jüngere Konrad war das gern zufrieden, versprach seinem Vetter, fiele auf diesen die Wahl, Treue, und im Angesichte der Versammlung neigte sich der ältere Konrad zu seinem Vetter und küßte ihn. Alle verstanden die Einigung und auf dem Königsstuhle saßen die Fürsten, die Völker standen rings umher. Da erhob sich der Erzbischof Aribo von Mainz, des Reichs Erzkanzler, dem die erste Stimme gebührte und stimmte mit vollem Herzen für Konrad den Aeltern und wählte ihn zu seinem Herrn und Könige, zum Regierer und Vertheidiger des Vater-

landes. Ohne Verweilen folgten seiner Stimme die übrigen Erzbischöfe und geistlichen Fürsten und wählten denselben.

Der jüngere Konrad, der sich eben mit den Lothringern berieth, kam überrascht herzu — auch er wählte seinen Vetter und dieser ergriff seine Hand und ließ ihn neben sich sitzen. Die Herzoge der einzelnen Völkerschaften wiederholten die Worte der Wahl. Die Menge jauchzte laut, billigte der Fürsten Willen und verlangte ohne Aufschub die Weihe des Erwählten. Nun erschien die Kaiserin Kunigunde und übergab diesem willig die Krone, die heilige Lanze, das Schwert und die übrigen Zeichen der Herrschaft. Endlich kamen auch Friedrich, der Verweser von Ober-Lothringen, wie die übrigen für Konrad den Jüngern verbündeten Fürsten, welche sich anfänglich feindselig zurückgezogen hatten, und erkannten den Erwählten als ihren König an.

So brach nun Konrad mit den Fürsten auf zu dem nahen Mainz. Voller Freude, jauchzend und singend, an beiden Ufern des Rheins hin, folgten die versammelten Völker und kamen in die Stadt, wo der Erzbischof Aribo im hohen Dome schon mit der Geistlichkeit bereit stand zur Weihe. Als nun der feierliche Zug zur Kirche begonnen hatte, so erschienen vor dem Erwählten drei Leute niedrigen Standes mit besonderen Klagen. Er stand still und hörte sie. Da erinnerten ihn einige Fürsten: er möge die Weihe und den Gottesdienst nicht verzögern; aber der König sprach, als Statthalter Christi, die Bischöfe anblickend: „Wenn es mein Amt ist zu regieren, und ein standhafter Mann nie das aufschieben soll, was er eben Rechtes thun kann, so ist es besser, ich selbst thue meine Pflicht, als daß ich von Anderen daran erinnert werde. Ich habe oft von euch gehört, daß nicht die gerechtfertigt sein werden, welche das Rechte hören, sondern die es thun. Wenn es mir, wie ihr sagt, nöthig ist zur Weihe zu eilen, so muß ich um so bedächtiger meinen Schritt sichern auf Gottes Werk, je mehr ich einsehe, daß ich mich einem schweren Amte nähere.“ Auf der Stelle hörte er jener Leute Klagen an und sprach ihnen Recht. Weiter fortgeschritten trat ihn ein Anderer an und klagte, schuldlos aus dem Vaterlande vertrieben zu sein. Der König ergriff des Klagenden Hand und empfahl ihn und seine Sache angelegentlich einem der Fürsten.

Nachdem nun der Zug im hohen Dome angekommen war, so sprach der Erzbischof Aribo zu dem Erwählten von den königlichen Pflichten, forderte ihn auf, Gerechtigkeit und Frieden walten zu lassen im Lande, Kirche und Geistlichkeit zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu schützen,

erinnerte ihn, wie Gott nach vieler Gefahr und Bedrängniß seines frühern Lebens ihn zum Statthalter Christi erhoben, ermahnte ihn, allen seinen Widersachern und Beleidigern zu vergeben, um Gotteswillen, der ihn heute zu einem neuen Menschen gemacht, damit auch Gott ihm einst gnädig wäre. Der König wurde bewegt, seufzte und vergoß Thränen; dann aber that er wie die Fürsten und das gesammte Volk verlangten und vergab seinen Feinden. Darauf weihte ihn der Erzbischof Aribo zum Könige und nach Beendigung des Gottesdienstes kehrte in hoher Würde, mit heiterem Antlitz, umgeben von den Großen des Reichs, der König Konrad II. zurück in den Palast, und alle Bischöfe, Herzoge und übrige Fürsten. Die Bannerherren, die gemeine Ritterschaft und alle Freie schworen ihm den Eid der Treue, worauf er sich am feierlichen Königsmahle ergötzte. — Des Königs Gemahlin, Gisela, welcher Aribo die Krönung verweigert hatte, ward bald darauf von Erzbischof Pilgrim in Köln geweiht.

13.
Lanfrank's Bekehrung.

In außerordentlichen, stürmischen Zeiten sind begreiflich auch die Schicksale vieler einzelnen Menschen außerordentlich; der Charakter des Ganzen kann sich im Einzelnen nicht verläugnen. Unsere Tage sind von jener Zeit so verschieden, daß wir uns in einer Welt voll Dichtungen zu befinden glauben, sobald wir zu Einzelnheiten hinabsteigen.

An dem Hofe der mächtigen Herzoge von der Normandie lebte ein Ritter, von väterlicher Seite verwandt mit den genannten Herzogen, von mütterlicher abstammend von den Herzogen von Flandern, Helluin genannt, ein tapferer Krieger, gewandter Hofmann und beliebt wegen seiner gefälligen Sitten bei der großen Welt. Plötzlich erschien er wie umgewandelt, finstern Aussehens ging er einher, nachlässig in Sitten und Kleidung, stets in sich gekehrt: er hatte die Freude an den Genüssen der Welt verloren, eine höhere Sehnsucht war in ihm aufgegangen. Lange sinnend und forschend, was er thun solle zur Befriedigung seines innern Dranges, und abgeschreckt von den rohen Sitten jener Klosterbewohner, denen er sich anfänglich zugesellen wollte, entschloß er sich, ein eigenes Kloster zu gründen. Er verband sich mit mehreren, entschlossen, Benedikt's Regeln in ihrer ganzen Strenge zu beobachten. Er baute selbst an der Kirche mit; nach dem Morgengebete ging er mit seinen Genossen auf das Feld, ackerte, säete, trug den Dünger und reutete

die Dornen aus. Bald fand sich auch des Abtes Helluin Mutter ein, damit die Mönche jemand haben möchten, der ihnen die Kleider wasche. Das war der Ursprung des berühmten Klosters Bec.

Aber an einem fehlte es, an einem sehr wichtigen Stücke, an wissenschaftlicher Bildung. Denn Helluin hatte nach damaliger ritterlicher Weise nicht einmal lesen gelernt: in der heiligen Schrift lernte er es als Abt; bei Tage arbeitete er im Felde, des Nachts studirte er im Evangelium. Da fügte es Gott, daß auf eine wunderliche Weise auch ein Gelehrter in's Kloster kam. Zu Pavia wurde aus einem edlen langobardischen Geschlechte Lanfrank geboren: ein Mann von ausgezeichneten Talenten, die durch fleißiges Studium gebildet waren. Die lateinische Sprache hatte er besser gelernt, als irgend Einer seiner Zeit, auch mit der griechischen war er nicht unbekannt, und in der Dialektik wurde er besonders bewundert; was immer seine Zeit an Wissenschaft besaß, hatte er aufgenommen. Zu Avranches erntete er als Lehrer großen Ruhm. Da sich aber in der Normandie seit der Eroberung dieses Landes durch die Normannen die Rohheit kaum gemindert hatte, da Kunst und Wissenschaft am dürftigsten bestellt waren, glaubte er auch hier, weil Niemand auch nur von ferne ihm gleich kam, am meisten bewundert zu werden. Er brach also mit einigen Schülern nach der Normandie auf. Als er mit einem derselben auf dem Wege nach Rouen begriffen war, wurde er in einem Walde von Räubern überfallen, die ihm alles nahmen, nur sein Kleid nicht. In diesem Zustande erinnerte er sich, daß Gregor der Erste erzählte, wie ein frommer Mann einst zu Pferde wandernd von Langobarden bei ihrem Einfalle in Italien seines Pferdes beraubt worden sei, den Räubern aber, Christi Wort gemäß, die Peitsche noch dazu gegeben habe, damit sie das Thier lenken könnten, wie aber die Langobarden, gerührt von der Geduld dieses Mannes, ihm auch das Pferd wieder gegeben hätten. Hieran also sich erinnernd, bot er, in der Hoffnung alles wieder zu bekommen, den Räubern auch sein Kleid an. Er täuschte sich sehr. Die Räuber ergrimmten, sein Benehmen für verachtenden Trotz haltend, nahmen sein Kleid und banden ihn, vom Wege entfernt, an einem Baume an, und seinen Schüler an einem andern. Es war Nacht. Das Erste nun war, daß er darüber nachdachte, wie es doch wohl komme, daß ihm so ganz anderes begegnet sei als jenem Manne, dessen Handlungsweise er sich zum Muster gewählt hatte. Er meinte, daß der Grund darin liege, daß es diesem mit seiner Geduld Ernst, er aber nur aus Schlauheit geduldig und großmüthig gewesen sei. Auch erinnerte er sich

am Baume, daß andere Leute in der Noth beten; so wollte er denn auch beten, allein es kam nichts Rechtes zu Stande, am allerwenigsten wollte es ihm mit einem Hymnus gelingen, den er singen wollte. Wahrscheinlich hatte er auch irgendwo gelesen oder gehört, daß es Männer so erhaben über das Schicksal gegeben habe, daß sie mitten im Elend Gott gepriesen hätten. Dieser sein Zustand ging ihm aber sehr zu Herzen: er fühlte, wie nichtig er, obgleich schon Priester, bisher gelebt, und wie traurig es sei, daß er mit aller Gelehrsamkeit nicht einmal beten könne. Er gelobte, wenn er befreit würde, in einem Kloster sein Leben Gott zu weihen. Des anderen Tages hörte er Wanderer vorübergehen, rief um Hülfe und wurde losgebunden. Er fragte nach dem ärmsten Kloster: man nannte ihm Bec.

Helluin, den Lanfrank gerade mit dem Baue des Backofens beschäftigt antraf, war sehr erfreut, einen gelehrten Mönch zu haben. Er selbst war unterdessen mit der heiligen Schrift sehr vertraut geworden; überhaupt hatte er große Erfahrungen über das innere Leben gemacht, und konnte Lanfrank Aufschlüsse geben, über welche sich dessen Gelehrsamkeit sehr verwunderte. Der Abt aber ehrte Lanfrank, und beide theilten sich in die Geschäfte des Klosters; jener wählte diesen zum Prior. Drei Jahre brachte Lanfrank in tiefer Zurückgezogenheit mit höheren Studien zu. Hierauf aber wurde wieder bekannt, wo der berühmte Mann sich aufhalte; von allen Seiten strömten Schüler nach Bec, Geistliche sogar und Lehrer an gelehrten Schulen, Ritter und Söhne von Fürsten; unentgeltlich konnte Jedermann Unterricht in Bec genießen. Wie aber aus dem bescheidenen Mönch zuerst ein Abt zu Caën, dann ein Erzbischof von Canterbury und Primas von England geworden, wie er mit aller Schärfe der Dialectik und aller Kraft des Wissens den Häretiker Berengar bekämpfte, das zu erzählen gehört der speziellen Kirchengeschichte an; uns genügt es, hier seinem Leben ein charakteristisches Bild des Geistes jener Zeiten entnommen zu haben.

14.
Das griechische Schisma.

Seit dem dritten Jahrhundert hatten vielfache Streitigkeiten zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche stattgefunden. Dieselben waren anfangs zum Theil dogmatischer Art, wurden aber alle wieder beigelegt und zwar so, daß die Römer stets Sieger blieben. Später

mußten Disciplin und Ceremonien als Vorwände zur Trennung der abend- und morgenländischen Kirche dienen, während Eifersucht und Herrschbegier der Orientalen die eigentliche Triebfeder dazu waren. Wiederholte Spaltungen, selbst das Schisma des Photius im neunten Jahrhundert glichen sich wieder aus und erst im elften Jahrhundert trat die beklagenswerthe große Trennung der Kirche in Constantinopel von der in Rom ein, die, in ihren Folgen so verhängnißvoll, noch heute währt und die, wenn der hohe Lenker der Dinge nicht erbarmungsvoll darein sieht, wohl noch lange nicht ausgeglichen werden wird.

So gering und unwesentlich die Punkte an und für sich waren, welche Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel, und Leo, Erzbischof von Achrida in Bulgarien, der lateinischen Kirche als Häresie anrechneten, sie wurden die kleinen Ursachen großer Wirkungen, sie wurden zur Brandfackel, welche den ganzen Orient in Flammen setzte und selbst unheilbringend nach Italien hinüberzüngelten. Der genannte Prälat Leo von Achrida[1]) schickte nämlich im Jahre 1053 einen Brief folgenden Inhalts an Bischof Johann von Trani: „Der Ehre Gottes und der christlichen Liebe halber schreiben wir an dich und durch dich an alle Kirchenfürsten und Priester, sowie an die Mönche und das Volk, um euch darauf aufmerksam zu machen, daß ihr den Genuß des ungesäuerten Brodes und die Sabbatfeier, sowie das Fasten am Sabbat in der Quadragesimalzeit ungebührlicher Weise noch mit den Juden gemein habt. Moses befahl ungesäuertes Brod zu essen; Christus aber setzte das Opfer des neuen Bundes ein und schaffte somit das des alten Bundes ab. Wer aber den Sabbat mit den Juden begeht, ist weder Jude noch Christ, sondern dem Leoparden ähnlich, dessen Haare, sagt der große Basilius, weder weiß noch schwarz sind. Ferner achtet darauf, daß wir das, was ihr „panem“ nennt, „ἄρτον“ nennen; dieß bezeichnet aber das von Ferment (Hefe) gehobene, während Ungesäuertes einem Steine gleich ist. Auch muß euch der Genuß des Fleisches erstickter Thiere zum Vorwurf gemacht werden, und endlich ist es ein Unrecht, daß ihr das Alleluja

---

[1]) Früher bestand die allgemein herrschende Ansicht, daß Michael Cerularius gemeinschaftlich mit Leo von Achrida das verhängnißvolle Schreiben an Johann von Trani gerichtet habe. Neuerdings hat aber Dr. Cornelius Will, der das Original jenes Aktenstückes in seinem Werk: Acta et scripta, quae de controversiis inter eccl. gr. et lat. saec. XI. composita extant. zum erstenmale herausgab, den Beweis geliefert, daß der Verfasser oder wenigstens Absender desselben der genannte Leo war, während Michael Cerularius der intellectuelle Urheber desselben sein mochte.

nicht in der Fastenzeit, sondern nur zu Ostern singt. In allen diesen Dingen täuschet ihr euch selbst und das Volk, deßhalb ändert euren, sowie des Volkes und der Priester Sinn, damit ihr den Lohn des Herrn verdient; wenn ihr dieß gethan habt, werden wir euch noch ausführlicher über den wahren Glauben und über das Heil der Seelen schreiben, für welche Christus sein Leben gab."

Dieser Brief fiel in die Hände des Cardinals Humbert, der ihn ins Lateinische übersetzte und dann dem Papste Leo IX. vorlegte. Dieser erließ ein sehr weitläufiges Antwortschreiben, in welchem er sich weniger auf die Widerlegung der erhobenen Vorwürfe einließ, als er in allgemeiner Weise die Segnungen des Friedens betonte und dadurch eine Einigung herbeizuführen hoffte. Um dieselbe Zeit erließ er aber auch ein Antwortschreiben an Petrus, den neuerwählten Patriarchen von Antiochien, der ihn brieflich nach den Ursachen des Streites zwischen der römischen und griechischen Kirche befragt hatte. In demselben gibt er ihm die Versicherung, daß die römische Kirche bemüht sein werde, das Band der Einheit festzuhalten und räth ihm zugleich, auf seiner Hut zu sein, daß nicht die Wurzel der Bitterkeit und des Unfriedens in seinem Sprengel Boden fasse und wuchere.

Die beste Aussicht auf baldige Beilegung der schwebenden Mißverhältnisse zwischen der abend- und morgenländischen Kirche eröffnete sich, als Kaiser Constantin Monomachus, im Hinblick auf seine durch die Normannen gefährdete Stellung in Italien, an den Papst ein Schreiben erließ, in welchem er das lebhafteste Verlangen ausdrückte, den Frieden zwischen Rom und Constantinopel möglichst bald hergestellt zu sehen und hiezu fleißige Mithülfe versprach; auch Michael Cerularius sandte auf des Kaisers Veranlassung ein Schreiben im friedfertigsten und versöhnlichsten Tone an den Papst. Dieser ergriff natürlich die dem Anscheine nach so günstige Gelegenheit, der Kirche unbeschadet seines apostolischen Ansehens den Frieden wieder geben zu können, mit beiden Händen und säumte nicht, noch im Jahre 1054 eine Gesandtschaft nach Constantinopel zu schicken, damit auf diese Weise alle Zwietracht so schnell und so gründlich als nur möglich ausgeglichen werde. Die Gesandtschaft bestand aus drei sehr trefflichen Männern, deren Wahl nur als außerordentlich glücklich bezeichnet werden kann; die hohe wissenschaftliche Bildung des Cardinals Humbert, die Festigkeit des Charakters, Klugheit und feine Lebensart des Kanzlers Friedrich, die unerschütterliche Standhaftigkeit im Glauben und die Zuverlässigkeit Peter's, des Erzbischofs von Amalfi, boten als

mächtiges Bollwerk allen äußeren Angriffen gegen die römische Kirche Trotz und sicherten ihr ein ungeschmälertes Ansehen im Auslande. Als Begleitschreiben gab Leo dieser Gesandtschaft zwei Briefe mit, einen an den Kaiser und einen an den Patriarchen.

Als die päpstliche Gesandtschaft in Constantinopel eingetroffen war, empfing sie der Kaiser mit großer Freundlichkeit und behielt sie einige Tage in seinem Palaste. Der Patriarch aber, der durchaus nicht gesonnen war, sich auf ernste Unterhandlungen einzulassen und nachzugeben, vermied nach dem ersten Besuch, den ihm die Lateiner abgestattet hatten, jedes Zusammentreffen und jede Unterredung mit denselben, „indem er wußte, daß sie in ihrem Glauben unverbesserlich seien und glaubte, daß es unwürdig und dem Herkommen zuwider sei, mit jenen über solche Dinge ohne die andern Patriarchen zu verhandeln," so daß sich Humbert veranlaßt sah, schriftlich gegen ihn aufzutreten. In Form eines Dialogs zwischen einem Römer und einem Constantinopolitaner verfaßte er daher eine ausführliche Widerlegung aller einzelnen Punkte, die Michael Cerularius oder eigentlich Leo von Achrida in dem Briefe an den Bischof Johann von Trani der lateinischen Kirche zum Vorwurf gemacht hatte. Diese Schrift, ebenso ausgezeichnet durch einen tiefen Ernst und durch eine sorgfältige Benutzung der Bibel, als gekräftigt durch eine freie Sprache eines von der Wahrheit seiner Erkenntniß und seines Glaubens, sowie von der Rechtlichkeit seines Strebens durchdrungenen Herzens, erschöpft ihren Gegenstand völlig und muß als das wichtigste Aktenstück des ganzen Streites gelten.

Zu derselben Zeit, als Leo von Achrida seinen mehrfach erwähnten Brief nach Italien schickte, erließ Nicetas, ein Mönch des berühmten Klosters Studion zu Constantinopel, ein heftiges Schreiben gegen die lateinische Kirche; er fügt zu den bereits erhobenen Vorwürfen noch hinzu, daß die Römer gegen das Gesetz den Priestern die Ehe verböten. Gegen dieses Schreiben erließ Cardinal Humbert eine gründliche Widerlegung, in welcher er sich besonders über den neu erhobenen Vorwurf weitläufig verbreitete und zeigte, daß die römische Kirche und der apostolische Stuhl in der ganzen Welt immer in strahlendem Glanze gestanden hätten, und daß dieselben, auf Felsengrund aufgebaut, durch keine Häresie zum Wanken gebracht worden seien; Laien habe sie nie die Ehe verboten, wohl aber sei dieselbe den Dienern des heiligen Altars und den Mönchen, die sich zur apostolischen Vollkommenheit bekannt hätten, von den Zeiten der untersagt Apostel her worden.

Auf des Kaisers Befehl widerrief Nicetas seine Schrift und sprach über alle diejenigen das Anathem aus, welche die römische Kirche nicht als die erste aller Kirchen anerkannten; zur vollsten Genugthuung der römischen Gesandten verbrannte er seine Schrift vor deren Augen und nahte sich ihnen am folgenden Tage von freien Stücken, verdammte noch einmal all sein Beginnen gegen die römische Kirche und ward daher von jenen als Freund begrüßt. Alles was die Gesandten gegen die Häresie gesprochen und geschrieben hatten, ließ der Kaiser in's Griechische übersetzen und aufbewahren.

Ganz erfolglos blieben hingegen die Bemühungen der päpstlichen Gesandten dem häretischen Starrsinn des Patriarchen Michael gegenüber. Da sich derselbe auf keinerlei Unterhandlungen einließ, so begaben sich die Römer den 13. Juli 1054, einem Samstage, in die Sophienkirche und legten in Gegenwart des versammelten Clerus und Volks eine Excommunikationsschrift auf den Hauptaltar. Hierauf schüttelten sie den Staub von den Füßen und entfernten sich aus der Kirche. Die Urkunde der Excommunikation faßt noch einmal alle häretischen Punkte in Kürze zusammen und schließt dann mit den Worten: Michael, ein Neophyt, unbilliger Weise Patriarch genannt, nahm nur aus Furcht vor den Menschen das Mönchsgewand, jetzt aber hat er sich durch die schändlichsten Laster befleckt; diesen, nebst Leo von Achrida, Bischof genannt, und Constantin, Michael's Schatzmeister, der das Opfer der Lateiner mit gottlosen Füßen zertrat, und alle Anhänger derselben in den genannten Irrthümern belegen wir, gleich den Simonisten, Valesianern, Arianern, Donatisten, Nikolaiten, Severianern, Pneumatomachisten, Manichäern und Nazaranern mit dem Banne, mit dem Teufel und seinen Engeln, wenn sie sich nicht bekehren. Amen, Amen, Amen.

Eine andere Excommunikation ward in Gegenwart des Kaisers und der Großen des Hofes mit lauter Stimme verkündigt: „Wer dem Glauben der heiligen römischen Kirche und des apostolischen Stuhles so wie dem Opfer desselben hartnäckig widerspricht, der sei im Bann und nicht soll er für ein katholischer Christ, sondern für ein häretischer Prozymit gehalten werden."

Nachdem die Gesandten die Verhältnisse der einzelnen Kirchen in Constantinopel geordnet und über alle diejenigen, welche aus der Hand eines griechischen Häretikers das Abendmahl empfingen, das Anathem ausgesprochen hatten, erhielten sie vom Kaiser den Kuß des Friedens, so wie Geschenke für sich und den heiligen Petrus; am 15. Juli traten sie

ihre Heimreise an. Da versprach der Patriarch sich auf eine Disputation einlassen zu wollen und der Kaiser rief daher am 17. Juli die Römer von Solembria (Silivri) her zurück. Michael beraumte auf den folgenden Tag eine Synode in der Sophienkirche an, um daselbst durch Vorweisung des von ihm verfälschten Excommunikationsacts der Gesandten die Wuth des Volkes gegen diese zu erregen. Noch zur rechten Zeit erkannte der Kaiser diese Hinterlist und verbot, daß ein Concil ohne seine Gegenwart gehalten werde. Michael suchte sich auf jede Weise diesem Verbote zu widersetzen, der Kaiser aber rieth den Gesandten, sich so schnell als möglich auf die Reise zu machen. Dieß geschah denn auch sofort. Der Patriarch aber erregte einen Aufstand und der Kaiser ward gezwungen, die Dollmetscher der Lateiner mit Ruthen streichen zu lassen und sie geschoren dem Patriarchen zu überliefern; dann aber ließ er sich durch Boten, die er den Gesandten nachgeschickt hatte, eine Abschrift der Excommunikations-Urkunde zusenden und da er aus derselben ersah, daß diejenige, welche ihm Michael vorgelegt hatte, verfälscht sei, entbrannte er von dem heftigsten Zorn gegen jenen, beraubte alle Freunde und Verwandte desselben ihrer Ehrenstellen und entfernte sie von seinem Hofe.

Michael's Zorn gegen die Lateiner kannte fürder keine Gränzen mehr und in zwei Briefen an den Bischof Petrus von Antiochien überhäufte er jene mit einer Menge neuer und schwerer Beschuldigungen, welche der gemäßigte und billiger denkende Petrus in einem Antwortsschreiben theilweise bekämpfte und zu widerlegen suchte.

Die römischen Gesandten, welche als Boten des Friedens und der Eintracht ausgeschickt worden waren, mußten als Verkünder unsäglichen Unfriedens, schwer tilgbarer Feindschaft nach Rom zurückkehren; Papst Leo IX., die Seele ihres ganzen Unternehmens, trafen sie nicht mehr am Leben. Die Vorsehung hatte ihn mit dem Schmerze verschont, die Christenheit in zwei Theile gespalten, die Brüder des Orients in kirchlichem Gegensatz zu denen des Occidents zu sehen.

15.

Die Congregation von Cluny [1]).

Zu Ende des neunten Jahrhunderts hatten große Reichthümer den Benediktinerorden in Frankreich durch Erschlaffung der Zucht und

1) Da es nicht nur zum Verständniß des Mittelalters im Allgemeinen nothwendig ist das vielgestaltige Klosterleben wenigstens in Einer Form gründlich bis in's Detail

Abtrennung vieler Klöster von der Regel, in Verfall gebracht. Eine Hauptquelle des Verderbnisses lag in dem Mangel an jedem innern Zusammenhang unter den Klöstern, wonach Alles ausschließlich von der Persönlichkeit eines jeglichen Abtes abhing. Freilich war in den frühern Zeiten den Bischöfen noch eine Einwirkung eingeräumt; aber wie schwer wurde diese, wenn oft der Abt an Macht und äußerem Ansehen dem Bischof gleich stand. Der Papst stand zu ferne; die Unordnung konnte tiefe Wurzel geschlagen haben, bis solche zu seiner Kunde gelangte, und auch dann stand gewöhnlich nur mittelbare Hülfe zu Gebot. Das scheinen diejenigen alle gefühlt zu haben, welche von dem zehnten Jahrhundert an durch verschiedene Zusätze, Auslegungen und Verschärfungen die Benedikt's Regel Unterworfenen zu gewissenhafterer Erfüllung ihrer Obliegenheiten als Ordensmänner zurückführen wollten. Zur Zeit, da eben in Carl dem Einfältigen der carolingische Königsstamm seinem Erlöschen nahe war, gedachte Wilhelm der Fromme, Herzog von Aquitanien und Graf von Auvergne, mit seiner Gemahlin Ingeburg, ein Kloster zu stiften. Darüber berieth er sich mit Hugo, Abt des heiligen Martin von Autun.

Als Hugo auf der Wanderung mit den genannten Herrschern unfern eines Weilers und einer zur Ehre der heiligen Jungfrau und Petrus, des Apostelfürsten, erbauten Capelle an dem Flüßchen Grosne, da, wo dasselbe einen anmuthigen Wasserfall bildet, die geeignete Stelle zu Ausführung des Vorhabens gefunden glaubte, wendete der Herzog ein: es möchte hier wohl durch das Waidwerk allzuoft Störung veranlaßt werden. Aber schnell entgegnete der Ordensmann: „Laß die Hunde weg, und führe die Mönche ein, du weißt wohl, welchen Lohn vor Gott Beide dir schaffen.“ Da pflichtete der Herzog freudig dieser Rede bei, und verfügte, daß auf dem kurz zuvor durch ihn erworbenen Eigenthum zur Ehre der Apostel Petrus und Paulus ein Kloster erbaut werde.

Als erster Abt wurde auf Hugo's Vorschlag Berno aus einem benachbarten Kloster berufen. Ihm folgte Odo, aus fränkischem Kriegerstamme, einst an Herzog Wilhelm's Hof erzogen, hierauf zum geistlichen

kennen zu lernen, sondern insbesondere Cluny für die große Kirchenreform Gregor's VII. die Bedeutung hat, dieselbe innerlich vorbereitet zu haben, so wird die etwas ausführliche Schilderung gerechtfertigt erscheinen. Zwar suchte man es aus Rücksichten der Klugheit zu verdecken, daß die kirchliche Bewegung des 11ten Jahrhunderts vorzüglich von jenem Kloster ausging, allein oft zeigte sich dieß deutlich genug und Gregor VII. spricht selbst von dem engen und eigenthümlichen Verhältniß Cluny's zum apostolischen Stuhle.

Stand übergetreten, in diesem zu gereiftem Alter vorgerückt. Odo sah, wie in so manchen Klöstern die Lebensbestimmung aus den Augen gelassen wurde. Deßwegen gedachte er, Benedikt's alte Zucht herzustellen, derselben gemäß das Klosterleben von neuem zu ordnen und mehrere Nachbarklöster zu deren getreuern Befolgung zu bewegen. Daß er der Mann hiezu sei, bewährte er zuerst durch Strenge gegen sich selbst, dann durch Hingebung an Andere, so daß er den Armen heute gab, ohne an den folgenden Tag zu denken. Sein Vorbild, seine Thätigkeit, sein langes Leben bewirkten den Anschluß einer Menge Klöster an das seinige; von Benevent bis zum atlantischen Ocean freuten sich viele seiner Leitung. Darum muß er eigentlich der Stifter der cluniacensischen Ordensverbindung genannt werden.

Bescheidenheit und Demuth gewannen seinem Nachfolger Aymard sowohl das Vertrauen der Brüder als die Gunst der Begüterten, zahlreiche Schenkungen, Schutz- und Freibriefe. Es ist schwer zu entscheiden, welchem seiner Nachfolger, Majolus, Odilo, Hugo I. in würdiger Führung des Vorsteheramtes, in treuer Obsorge um ihre Stiftung, in weitreichender Verbindung mit Allem, was zu jener Zeit in Kirche und Welt hochgestellt war, in ausgezeichneter Gunst bei Kaisern, Königen und Fürsten der Vorrang gebühre. Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe standen mit den Aebten von Cluny in enger Verbindung, die Großen des Landes hörten auf ihren Rath. Drei Oberhäupter der Kirche gingen aus diesem Ordenshause hervor. Flüchtige Königssöhne suchten hier Zuflucht, lebensmüde Fürsten in der Gemeinschaft mit den Brüdern die Sühne für die Vergangenheit, deren sie sich bedürftig fühlten; und so freigebig mit Schenkungen, selbst in fernen Landen, waren die Herrscher, als die Häupter der Kirche mit Schutzbriefen und freundlichen Gedenkzeichen, die Bischöfe mit Vereinigung ansehnlicher Klöster, so daß Cluny's aus allen Weltgegenden fließende Einkünfte in der Folge sprüchwörtlich wurden.

Nach zweihundertjähriger ungetrübter Fortdauer in geistlicher Zucht und weltlichem Besitz sollte auch Cluny, so in dem Einen, als in dem Andern erschüttert werden. Abt Pontius, von leichtsinnigem und hochfahrendem Charakter, that Alles, das Kloster zu Grunde zu richten. Endlich ward er in Rom verklagt und abgesetzt, zog aber darauf mit einer Bande von Bewaffneten heran und bemächtigte sich des Klosters. Da ward er ergriffen und in einen Thurm geworfen, wo ihn das Fieber hinraffte.

Ihm war (nach dreimonatlichem Walten Hugo's II.) derjenige gefolgt, dessen Thätigkeit, Klugheit und allgemeine Geltung Cluny nicht nur von den durch Pontius geschlagenen Wunden heilen, sondern die Ordens-Verbindung zu ihrer höchsten Bedeutung, das Stammkloster zu der musterhaftesten geistlichen Zucht, in seinem äußern Bestehen auf den Gipfel des Wohlseins erheben konnte; es war Peter, dessen Geist, Wissen, Tugend ihm später den Beinamen des Ehrwürdigen verschafften.

Ueberschaut man seine vielen Reisen in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit, so sollte man meinen, in ihm nur den Geschäftsmann zu erblicken; durchgeht man seine vielen Briefe, so erscheint er als Rathgeber nach allen Richtungen; sieht man seine Schriften, so möchte man glauben, er habe nur der Gottesgelehrsamkeit gelebt; vernimmt man, wie er die Strenge in seinem Kloster gewahrt und über die Zucht in demselben gewacht, so möchte man dafür halten, bloß dem in sich gekehrten Asceten zu begegnen; hört man endlich, wie er sein Haus in allen zeitlichen Dingen gefördert, so steht der ausgezeichnete Verwalter vor unsern Augen; aber Peter war alles zumal: Geschäftsmann, Rathgeber, Gelehrter, Schriftsteller, Ascet, Verwalter, ebenso kräftiger als wohlbesorgter Vorsteher seines Hauses und der gesammten Verbindung. Nachdem er dieser und seinem Kloster in's 39ste Jahr vorgestanden und mit seinem Ruf die gesammte christliche Welt erfüllt, starb er während des Weihnachtsfestes des Jahres 1156, nicht viel über drei Jahre nach seinem ihm innigbefreundeten Zeitgenossen, dem heiligen Bernhard. Wohl mag man sagen, in ihm habe Cluny's Glanz sein vollestes Leuchten gewonnen, sei dessen Heroenzeit an ihren Hochpunkt gelangt.

Alles, was in Cluny zu Benedikt's Regel hinzugefügt worden, verhält sich zu derselben nur wie die Auslegung zu einem Grundtext.

Gesang und Chordienst erforderten nach den Uebungen von Cluny weit mehr Zeit, als bei den andern Benediktinern. Darauf wurde besonders gehalten, daß sie in allen verbrüderten Häusern möglichst gleichmäßig seien. Außer den besondern Gebeten, welche Jeder nach eigener Wahl verrichtete, waren täglich 138 Psalmen zu beten, was gewöhnlich unter den Arbeiten geschah; und selbst im höchsten Sommer blieb neben den geistlichen Uebungen auch an denen Tagen, an welchen das Sprechen erlaubt war, hiezu bloß eine halbe Stunde übrig. Jedem Versehen, jedem Säumniß in dem Kirchendienst folgte alsbald eine strafende Zurechtweisung. Es wurde dieß als der geistliche Kriegsdienst geachtet, der bei den Einzelnen weder Willkür noch Säumniß dulde. Besondere Aufmerksamkeit

wurde den größern Festen der Kirche gewidmet, und die längere Dauer der Gesänge, die vermehrten Lesestücke, die größere Hingebung, welche gefordert ward, sollte deren höhere Bedeutung bewähren. Während des Hochamts durfte keine Messe gelesen werden, damit Keiner nach Bequemlichkeit wähle, sondern Jeder die Pflicht erkenne, jenem beizuwohnen. Besonders feierlich war der Augenblick des Hinscheidens eines Bruders. Sobald der Kranke die letzte Oelung erhalten hatte, durfte nur ein hölzernes Kreuz zum Küssen dargereicht werden. Alle, wenigstens so Viele ihrer konnten, mußten um den Sterbenden sich einfinden; und wenn hastiges Laufen durch die Klostergänge stets verboten war, so wurde es dann zur besondern Pflicht gemacht, sobald das Zeichen die Todesstunde eines Bruders verkündete. Wohlthätigkeit war durch besondere Vergabungen möglich gemacht, und die Verfügungen schärften gewissenhafte Verwendung ein. Für 18 Arme, die in dem Mutterkloster regelmäßig mit Speise und Kleidung unterhalten wurden, bestanden eigene Pfründen. Von sechs einzig für sie bestimmten Dienern hatte einer ihrer zu warten, einer war Pförtner des Armenhauses, zwei hatten das Holz aus dem Walde, zwei andere zwei Backöfen zu besorgen, deren Ertrag wieder zu Almosen verwendet wurde. Alles, was in dem Speisezimmer der Brüder an Speise und Getränk übrig blieb, nahm der Almosner zur Austheilung unter die Armen in Empfang. Ausgezeichneten Wohlthätern, wenn sie auch ferne oder längst gestorben waren, wurde regelmäßig im gemeinschaftlichen Eßzimmer der Tisch gedeckt, und, was ihrer Stelle vorgesetzt worden, für die Armen herausgetragen. Zwölf Kuchen, jeder drei Pfund schwer, waren täglich zum Vertheilen unter Wittwen, Waisen, Gebrechliche und Greise bestimmt. Am heiligen Donnerstag wurden eben so vielen Armen, als Brüder in dem Hause sich befanden, die Füße gewaschen, alle hierauf gespeist. Zu besondern Zeiten des Jahres und an allen Festtagen, an welchen den Brüdern bessere Speise gereicht ward, wurden auch reichlichere Gaben gespendet. Jede Woche hatte der Almosner durch das Dorf bei dem Kloster zu gehen, und nachzufragen, wo in einem Hause ein Armer krank liege, um ihm Brod und Wein und stärkende Gewürze zu senden. Man rechnete die Zahl der unterstützten Armen auf 17,000, an welche 250 geschlachtete Mutterschweine ganz vertheilt wurden. Abt Odilo verkaufte einst, um bei eingetretener Hungersnoth die Armen nicht abweisen zu müssen, außer den Zierrathen seiner Kirche eine Krone, die ihm Heinrich II. aus Deutschland gesendet hatte. Gleiche Wohlthätigkeit war sämmtlichen unterworfenen Klöstern und Häusern zur Pflicht gemacht.

Ebenso die Gastfreiheit. Genaue Vorschriften ordneten die Aufnahme von Fremdlingen nach Stand, Würde und Weise der Ankunft, ob zu Pferd oder zu Fuß. Bei Geistlichen war neben der Verpflegung auch für Theilnahme an Gebet, Gesang, Segnung gesorgt. Wer zu Fuß anlangte, erhielt ein Pfund Brod, ein halbes Gefäß Wein; ebensoviel und ein halbes Pfund Brod am Morgen bei der Abreise. Würde auch Armuth eines Hauses die Verpflegung unmöglich machen, so sollte doch zur Aufnahme stets die Thüre offen und ein freundlicher Blick bereit sein. Um alle Fremdlinge besorgen, allen entsprechen zu können, durfte der Prior nie erwägen, was seinem Kloster möglich sei, sondern er sollte auch zu dem Unmöglichen sich bereit zeigen. Manchmal war Alles aufgezehrt und mußten die Mönche Hunger leiden, dann kam unerwartet wieder von Königen und Großen Zufluß.

Das Leben der Ordensbrüder war streng. Außer einem lange dauernden und in allen seinen Bestandtheilen sehr regelmäßigem Chordienste, den Keiner versäumen durfte, hatten sie häufige Fasten. Fleisch von vierfüßigen Thieren sah man niemals auf dem Tische der Brüder. Während der 70 Tage vor Ostern kam gar kein Fett an die Speisen, auch an den Feiertagen nie. Bohnen fanden sich beinahe alltäglich als Speise, Eier und Käse nur bisweilen, Fische seltener. Nach der letzten Gebetsstunde durfte nie mehr etwas genossen werden, nur in einzelnen Fällen blieb ein Abendtrunk gestattet. Nächst Verletzung dieser Pflicht war Besitz von Eigenthum eines der größten Verbrechen, durch Bann und Verlust kirchlichen Begräbnisses gebüßt.

Gehorsam wurde für den Angelpunkt aller Tugenden, wenn schon bei dem Weltgeistlichen, wie viel mehr bei dem Ordensbruder erkannt. Beiseitsetzung desselben war ein Frevel, der der härtesten Strafen werth schien, zuletzt Verstoßung nach sich zog. Prioren und andere Vorgesetzte wurden bis zum zweitenmale erinnert, sodann ihres Amtes, ohne alle Hoffnung künftiger Wiederbeförderung, verlustig erklärt. Das Schweigen galt als besonders kräftiges Hülfsmittel geistlicher Vervollkommnung. Ohne dieses, glaubte Abt Odo, habe das Leben des Ordensmannes gar keinen Werth. Dasselbe mußte durch die ganze Fasten, zu vielen andern Zeiten des Jahres, gewöhnlich an dem Tische beobachtet werden. Hierdurch hatten sich die Clunyacenser in der Zeichensprache eine solche Fertigkeit erworben, daß sie zur Bezeichnung ihrer Bedürfnisse der Zunge füglich hätten entbehren können. Durch das Kloster sollte die möglichste Stille und Ruhe walten, daher Keiner in eilender Hast daher laufen.

Jedes Versehen sollte gebüßt, wenigstens dem Abt angezeigt werden. Wer zu spät in den Chor kam, mußte dort, indeß die Andern saßen, bei Seite bleiben und stehen, oft zu Boden liegen. Verspätung bei Tisch zog wieder seine Strafe nach sich. Ein öffentliches Vergehen wurde auch öffentlich bestraft, damit Jedermann sich überzeuge, die Gesammtheit wache über dem Betragen des Einzelnen. Leichteres ward durch die Verweisung in die Einsamkeit, durch eine Stelle an der Kirchthüre, durch Ausschließung von dem gemeinsamen Gebet gebüßt, Schwerem folgten Streiche, und war die Uebertretung öffentlich geschehen, so wurde der Schuldige zur Zeit, da das Volk zur Messe herbeiströmte, vor die Kirche gebracht, und ein Klosterdiener hatte es zu verkünden, weßwegen demselben Buße auferlegt worden. Des Allerschwersten warteten Handschellen oder ein dunkeler Kerker, der keine Fenster hatte, und in welchen man nur mittelst einer Leiter hinabsteigen konnte. Es war ein tiefgedachtes Wort des heiligen Hugo: „Nicht durch Fehltritte der Mönche werden die Klöster entehrt, wohl aber, wenn sie ungestraft bleiben.“ Einige Brüder hatten das Amt, täglich mehrmals die Runde durch das Kloster zu machen, jeden Verstoß gegen die Ordnung sich zu merken, dieß im Capitel anzuzeigen, worauf eine Buße erfolgte. Dem Klosterprior lag solches zu Anfang der Nacht, und zu gewissen Zeiten selbst während deren Dauer ob; besonders hatte er nachzusehen, daß die Thüren jeder Abtheilung des Gebäudes verschlossen seien.

Auf Reinlichkeit ward in einer Weise Bedacht genommen, wie es in dem geordnetsten Haushalt nicht genauer geschehen kann. Es zeugt dieses von einem tiefen psychologischen Blick, da äußere Unreinlichkeit nicht selten der Anfang innerer Unreinheit ist. Der Wechsel der Kleidung, des Bettgeräthes, des Tischzeuges, erfolgte durch das ganze Jahr nach unveränderlicher Uebung. Es wurde darauf gesehen, daß jeder Novize sich nach dem Aufstehen kämme, wasche, Keiner hiezu eines andern Tuches, als des ihm angewiesenen sich bediene. In der Küche mußte stets Wasser für die Hände bereit stehen. Im Kloster hingen an verschiedenen Orten Handtücher zu gemeinsamem Gebrauch, deren sich aber diejenigen, welche die Küche zu besorgen hatten, nicht bedienen durften, denn ihnen waren eigene angewiesen.

Die Kleidung war im Gegensatz zu der verwerflichen Gewohnheit anderer Ordensbrüder, die auch hierin die Regel dem Weltsinn opferten, sehr einfach, aber in den einzelnen Stücken reichlich, in Allem doppelt, für den Winter nach dem Bedürfniß der Jahreszeit oder auch des Clima's,

schützend und bequem. Die Männer, von denen diese Vorschriften ausgingen, waren nicht engherzig, um Aeußerliches, was für Italiens Himmel sich eignete, auch unter den rauhern des Nordens ängstlich einführen zu wollen. Besonders in der Pflege der Kranken waltete zarte Fürsorge. Die Kranken hatten sechs eigene Brüder zur Besorgung. Um sie immer mit Holz zu versehen, war der beste Esel aus den Stallungen hiefür erlesen. Der Aufseher des Krankenhauses mußte mit Pfeffer, Ingwer, andern Gewürzen, heilsamen Wurzeln stets versehen sein, um die Speisen der Kranken schmackhafter oder nahrhafter zu machen. Auch an den Fasttagen war ihnen Fleisch vergönnt. Um Schwächlichen und Kranken Besseres vorsetzen zu können, wurden die Geschenke, welche das Kloster erhielt, zum Theil für sie verwendet. Das Schweigen war für sie aufgehoben, doch so, daß sie von dem Sprechen keinen Mißbrauch machten. Dem Abt und dem Großprior lag öfterer Besuch der Kranken ob; der Großkellner mußte mit Vorgesetzten des Krankenhauses denselben täglich Besuch abstatten, Jeden fragen, was er zu essen wünsche, und wie er es ihm solle bereiten lassen. War Einer genesen, um wieder zu dem Capitel zu kommen, so stand er auf und sagte zu dem Prior: „Ich war im Krankenhause, und habe die Ordensvorschriften nicht nach Pflicht gehalten." Der Prior erwiderte: „Gott verzeih' es dir!" Darauf begab sich der Hergestellte an den Platz der Büßer, und betete die sieben Bußpsalmen, oder sieben Vater Unser. Solche freundliche Pflege der Kranken empfahlen aber die Vorschriften allen Prioren der gesammten Verbrüderung.

Die innere Einrichtung und Verwaltung der Verbrüderung war folgende: Alljährlich mußten die Aebte, Prioren und Decane aller Häuser, welche die cluniacensischen Uebungen angenommen hatten, zu einer Versammlung in das Stammkloster sich einfinden, diejenigen der entlegenern Landschaften je um das andere Jahr; wer ausbleibe, gehe seines Priorat's verlustig. Jede Erneuerung, Abänderung, Bestätigung der Vorschriften wurde dieser Versammlung zur Genehmigung vorgelegt, worüber jeder Bruder in Cluny auch seine Stimme hatte. Jeder Anwesende war verpflichtet, alles Rügenswerthe, was ihm von andern Häusern oder einzelnen Brüdern bekannt geworden, derselben mitzutheilen. So wenig Rücksichten hievon abhalten durften, so wenig sollte dieß dem Anzeigenden nachgetragen werden. Verschwenderische, unsittliche oder ungehorsame Prioren wurden durch die Versammlung entsetzt, ihr endlich die Novizen der gesammten Verbrüderung vorgestellt.

Sobald die jährliche Versammlung sich aufgelöst hatte, war Cluny's Abt das Haupt der Verbindung. Er ernannte die Prioren in allen Klöstern, und wo ein Abt einzusetzen war, mußte dieser seine Bestätigung erhalten; hiefür aber irgend etwas anzunehmen, war ihm streng untersagt. In allen Häusern des Ordens konnte er anordnen, was er für zweckmäßig hielt und alle seine den Kirchengesetzen angemessenen Verfügungen gegen irgend ein Glied mußten vollzogen, Absetzungen von Würden und Aemtern in der Zeit zwischen den allgemeinen Versammlungen durch ihn ausgesprochen werden, ohne daß Appellation gestattet war. Es lag dem Abt ob, im Speisesaal und in dem Schlafgemach, so viel immer möglich, mit den Brüdern zusammenzusein, und mit ihnen gleiche Speisen zu genießen; bloß wurden ihm ehrenhalber zwei Kuchen und besserer Wein vorgesetzt.

Ihm folgte der Großprior, den der Abt nach dem Rath der Aeltesten und mit Anzeige an das Capitel ernannte. Nächst dem Abt gelangten an ihn alle geistlichen und weltlichen Angelegenheiten des Klosters; unter ihm stunden alle Brüder, die die Güter zu besorgen hatten, und über alles Wichtige an seinen Rath gewiesen waren. Jährlich nach der Weinlese ging er auf die Güter hinaus, und besah die Vorräthe in Scheunen und Kellern, und bestimmte, was zum Unterhalt der dortigen Brüder und der Wirthschaft auszusondern sei, und sorgte, daß das Uebrige in's Kloster abgeliefert werde.

Ueber die Ordnung im Innern des Hauses wachte der Klosterprior, der einige Gehülfen, in seiner Abwesenheit einen Stellvertreter hatte.

Zu diesen Stellen sollte weder Herkunft noch Gunst, einzig innere Würde, Erfahrung, Klugheit befördern.

Kein Prior, so wenig als der oberste Abt der Verbrüderung, durfte allein reisen, damit Jeder Zeugen seines Wandels und Gehülfen zu seinen geistlichen Verrichtungen stets um sich habe.

Von dem Umfang der Klostergebäude zu Cluny mag man sich daraus einen Begriff machen, daß im Jahr 1245 Papst Innocenz IV. mit zwölf Cardinälen und allen seinen Hofgeistlichen und Hofbedienten, dann zwei Patriarchen, drei Erzbischöfen und eilf Bischöfen mit ihrem Gefolge, ferner der König von Frankreich nebst Mutter, Gemahlin, Bruder und Schwester und dem ganzen Hausgesinde, der Kaiser von Constantinopel, die Thronerben von Aragonien und Castilien, mehrere Herzoge und Grafen, viele Ritter, Geistliche und Ordensleute in denselben Herberge finden konnten, ohne daß irgend eine Abtheilung des Gebäudes ihrer gewöhn-

lichen Bestimmung entzogen werden mußte, oder die Ordensbrüder irgend einer Beschränkung des Raums sich zu entziehen gehabt hätten.

Mehr, als es bei irgend einem andern Orden geschah, wurde in Cluny die Kunst zu ihrem höchsten Zwecke, der Kirche dienstbar gemacht. Alles mußte sich vereinen, um den Gottesdienst mit ausgesuchtem Glanz zu umgeben. In der Kirche sah man Lichtkränze mit Edelsteinen besetzt. Statt der Leuchter standen neben den Altären Lichtbäume, aus Erz künstlich gearbeitet. Die Wände waren mit Malereien geschmückt, die Fenster kostbar und von farbigem Glas; gewirkte Tapeten hingen umher; man bewunderte das Schnitzwerk an den Chorstühlen; selbst auf dem Fußboden der Kirche erblickte man Bilder; größere Glocken, als man irgendwo fand, sollten die Schaaren der Andächtigen herbeirufen. Die geheiligten Ueberreste waren in Gold gefaßt, woran die Arbeit oft noch mehr Bewunderung verdiente, als der Reichthum. Diesem Allem standen die heiligen Gefäße nicht nach, die goldenen Kelche funkelten von Edelgestein, die Priestergewänder starrten in Goldstoff. Alles dieses schloß die große, durch ganz Frankreich bewunderte Klosterkirche ein.

Die Kirche, damals wahrscheinlich die größte der Welt, auf 68 Säulen ruhend, davon 32, jede achthalb Fuß im Durchmesser, das Gewölbe tragend, schon merkwürdig durch ihre eigenthümliche Gestalt eines erzbischöflichen Kreuzes, galt als eines der glänzendsten Baudenkmale des romanischen Styls in Frankreich. Bildhauerarbeit, Schnitzwerk und Malerei wetteiferten zu deren Ausstattung, und das zehn Fuß hohe Bild des ewigen Vaters auf Goldgrund in der Wölbung der Absis prangte noch im neunzehnten Jahrhundert in derselben Farbenfrische, wie zur Zeit, da es gefertigt worden. 225 Chorstühle, zwar aus späterer Zeit, zeugten von Cluny's Bewohnerzahl; in den Thürmen hingen eine Menge Glocken, deren die größten zur Zeit der Religionskriege zur Befestigung eines Schlosses in Kanonen verwandelt wurden. Von diesem ganzen Wunderbau sind bloß noch einige spärliche Trümmer übrig. Für nicht viel mehr als 100,000 Franken wurde er in den Tagen von Frankreichs Gräueln als roher Stoff verkauft; so ward von der Gewalt zertrümmert, was der Geist des Christenthums zu dessen Ehre, von dem derselbe ausgegangen, einst geschaffen.

Die innere Einrichtung des Ordens war der Entwicklung eines wissenschaftlichen Sinnes günstiger, als diejenige manches andern; da die Männer, denen er seine Gestaltung verdankte, weniger auf Handarbeit, als auf geistige Beschäftigung Werth legten. „Vermöge eines eigenthüm-

lichen Privilegiums," schrieb Abt Peter, „haben die Aebte von Cluny seit alten Zeiten Eifer und Geisteskraft auf schriftstellerische Arbeiten verwendet. Es ist nicht der Befehl eines höheren Ansehens, welches sie Bücher zu schreiben veranlaßt; würden sie es unterlassen, so müßten sie nothwendig darüber erröthen, den heiligen Vätern, ihren Vorgängern, so wenig ähnlich, nur ihre entarteten Söhne zu sein." — Unter solchen Vorstehern sahen sich die Brüder durch keine allzuängstliche Scheu von den Werken der heidnischen Schriftsteller zurückgeschreckt, indem sie auch in diesen ein Mittel zum bessern Verständniß der heiligen Schrift erkannten. Die vorzüglichsten Kirchenväter wurden zu Cluny nach deren vollem Werth für eine Verbindung wie ein Kloster gewürdigt. Und wie derjenige, welcher Bücher nicht bloß als todten Schatz bewahrt, sondern als köstliches, geistliches oder wissenschaftliches Geräthe zu benützen weiß, am mittheilsamsten ist, so war auch Cluny stets bereit, seine Bücher andern Klöstern oder Orden zur Abschrift oder zur Vergleichung zu überlassen. — Den für die Kirche bestimmten Büchern verlieh man durch künstlich gemalte Anfangsbuchstaben auch äußern Schmuck, und den Schreibern war während ihrer Arbeit der Besuch der Chorstunden erlassen.

Die Tüchtigkeit und Emsigkeit der Clunyacenser in Erwerbung von Handschriften, in Bewahrung urkundlicher Schätze ward noch in späterer Zeit anerkannt, gleichwie Denkmale, daß der Ernst des Ordens den Sinn für Wissenschaft nicht auszulöschen vermocht habe, auf diese herabgekommen sind.

Rasch stieg die Clunyacensische Verbrüderung durch ganz Frankreich zu großem Ansehen, welches unter der sechsunddreißigjährigen Verwaltung Peter's des Ehrwürdigen noch tiefer sich begründete. Die einmal angeregte Auffrischung der ursprünglichen Würde des Benediktinerordens verbreitete ihren Ruf nicht minder schnell auch über Frankreich hinaus, und veranlaßte in den Klöstern anderer Länder ähnliches Bestreben innerer Herstellung durch die nämlichen Mittel.

Wer in Frankreich eine Stiftung machte, unterwarf dieselbe durch Einführung der in Cluny bestehenden Uebungen diesem Mutterkloster. Könige, Fürsten und Bischöfe wiesen schon bestehende Ordenshäuser an die Verbindung mit ihm; besonders dann, wenn jene in Unordnung und Verfall gekommen waren. Einzig unter Peter des Ehrwürdigen Leitung wurde die Genossenschaft durch den Beitritt von 314 Klöstern, Collegiatstiften und Kirchen erweitert, und zur Zeit ihrer höchsten Blüthe zählte sie über 2000 Ordenshäuser. Mit den Kreuzzügen verbreitete sie sich

auch über das Meer; im Thal Josaphat und auf dem Berge Thabor standen clunyacensische Häuser, und schon Peter hatte die Freude, ein Kloster in einer Vorstadt Constantinopels mit dem Mutterhaus vereinigt zu sehen.

Es erfolgten Schenkungen, in der Hoffnung, hiedurch aus dem Schlamm der Sünden sich zu erheben. Männer aller Stände suchten zu Cluny, auch in andern Häusern der Genossenschaft, Buße für ein schuldbeladenes Leben, oder Zuflucht gegen die Gefahren der Welt, oder unter der Leitung strenger Vorschrift die Weihe für das höhere Dasein. Andere traten wenigstens in geistliche Verbindung, um der Gebete und Opfer des Ordens hiedurch theilhaftig zu werden. Es wird erzählt, Graf Guido von Macon habe sich als bitterer Verfolger von Cluny erwiesen. Eines Tages aber sei er mit seinem Sohn, dessen Söhnen und dreißig Rittern und allen ihren Gemahlinnen in das Kloster gekommen, um mit diesen Allen das Ordensgelübde abzulegen. Schon der sechste Abt Hugo I. sah einst bei einer allgemeinen Versammlung 3000 Brüder anwesend. Der Andrang der Aufnahmebegehrenden war so groß, daß Hugo V. verordnen mußte, während dreier Jahre dürfte keine Aufnahme stattfinden. Unter Peter dem Ehrwürdigen stieg die Zahl der zu Cluny selbst wohnenden Brüder, deren manche in den benachbarten Wäldern als Einsiedler lebten, von zweihundert auf vierhundert und sechzig.

Die Päpste wetteiferten, Cluny und seine Verbindungen mit Gnadenbewilligungen zu bedenken. Schon Alexander II. verfügte, daß kein Bischof oder Prälat über dasselbe den Bann aussprechen dürfe. Urban II. ertheilte dem Abt die bischöflichen Zierden, Calixt II. die Einräumung, überall die Rechte eines Cardinals üben zu können. Für die Brüder durfte selbst während eines Interdicts Gottesdienst gehalten werden.

Cluny's Ansehen wird durch nichts in so helles Licht gestellt, als durch den Beschluß, welchen Papst Innocenz IV. in der dritten Sitzung der Kirchenversammlung von Lyon fassen ließ: beglaubigte Abschriften aller kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Urkunden der römischen Kirche dort niederlegen zu lassen. Noch bei dem Ausbruch der Revolution befand sich dieser wichtige Schatz daselbst aufbewahrt.

16.

Papst Gregor VII. und der Bauriss des Planes der von ihm erstrebten Kirchen- und Staatenordnung.

Selten hat ein Mann so verschiedene Beurtheilung erfahren, als dieser, bemerkt Joh. Voigt in seiner Geschichte Gregor's, insbesondere ist Keiner vom Standtpunkte moderner Aufklärung ärger mißverstanden und unwürdiger geschmäht worden. Die Gerechtigkeit erfordert, das Urtheil über Gregor erstens nur auf erwiesene Thatsachen zu gründen, zweitens, die damals zu Recht bestehenden Verhältnisse in's Auge zu fassen. Im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts hatten sich durch ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen große Uebelstände in der Kirche entwickelt. Es waren vor allen: die Simonie, der Verkauf geistlicher Aemter, und die Unenthaltsamkeit des Klerus.

Vor Alters waren die Bischöfe von Klerus und Volk gewählt worden. Allein schon unter den Merovingern gewannen die Könige Einfluß auf Besetzung der Bisthümer, da die Bischöfe im fränkischen Reiche auch an allen Reichsangelegenheiten Theil nahmen, im Besitz großer Staatsgüter und Immunitäten waren u. s. w. Dieser Einfluß steigerte sich unter den Karolingern, und gestaltete sich endlich zu einem förmlichen Ernennungsrechte. Da mit den Bisthümern stets Benefizien und später Lehen verbunden waren, so fand, ganz ähnlich den weltlichen Verhältnissen, bei der Einsetzung des Bischofs in sein Amt eine symbolische Uebergabe der Benefizien Seitens des Königs statt, und zwar, weil man die Form der Verleihung mit Schwert und Fahne für unpassend hielt, als Investitur mit Ring und Stab, den Zeichen der bischöflichen Würde, als den passendsten Attributen. Da jene Symbole auch bei der Uebertragung des bischöflichen Amtes selbst angewandt wurden, und der König bei ihrer Uebergabe obendrein sich der Worte bediente: „Empfange diese Kirche,“ so mußte jener Akt in der Anschauung der Zeit leicht so aufgefaßt werden, daß es die königliche Gewalt sei, welche nicht bloß den Bischof ernenne und die Regalien verleihe, sondern in Wirklichkeit das bischöfliche Amt übertrage; woraus sich dann von selbst eine ganz falsche Auffassung des Charakters und der Amtsgewalt eines Bischofs nothwendig entwickeln mußte, in deren Folge bald die Könige und sonstigen Großen des Reiches einen förmlichen Handel mit den Bisthümern und anderen Aemtern auf eine allen Gesetzen der Sittlichkeit und Kirche Hohn spre-

chende Weise trieben, so daß eine nicht durch Simonie erlangte Würde förmlich als eine großartige Ausnahme gelten konnte.

Die Wiederherstellung freier canonischer Wahlen konnte daher nicht erreicht, die Simonie nicht ausgerottet werden, wenn nicht ihre Wurzel, die Investitur, abgeschnitten wurde. Denn durch diese war es besonders unter Heinrich IV. in Deutschland und Italien dahin gekommen, daß der Hof Bisthümer und Abteien willkürlich vergab, ohne auch nur einen Schein von Wahl eintreten zu lassen.

Auf den Bischofsstühlen und in den Abteien saßen jetzt Hofschranzen, welche ihren Untergebenen fremd und aufgedrungen, sich die verliehene Würde nur durch Geldspenden an den König oder an dessen Umgebung, durch ihre Geschmeidigkeit und Bereitwilligkeit dem Könige und seinen Günstlingen in jeglicher Weise zu dienen, erworben hatten. Die vornehmste Pflanzschule für deutsche und italienische Bisthümer war damals das Stift zu Goslar, wo Heinrich zu weilen pflegte; an seinem durch Unsittlichkeit verrufenen Hofe hatten die Canoniker des Stiftes Gelegenheit, jene Künste niederträchtiger Schmeicheleien und feiger Unterwürfigkeit zu üben, welche damals am sichersten zu kirchlichen Würden führten, und von allen aus diesem Stifte genommenen Bischöfen war daher in der Folge nur der Bischof Benno von Meißen auf der kirchlichen Seite. Aber nicht bloß in Deutschland, auch in andern Ländern hatte das Verderben furchtbar um sich gegriffen. Es kam vor, um nur Einiges anzuführen, daß der Graf von Aquitanien seinen Sohn Hugo, ein Kind von fünf Jahren, der Kirche von Rheims als Erzbischof aufdrängte. Ein anderes Mal geschah es, daß ein Mann fünf Bisthümer zusammenbrachte; Manasses, ein Verwandter des Königs Hugo von Italien, verschaffte sich zu seinem Erzbisthum Arles noch das Erzbisthum Mailand und die Bisthümer Verona, Mantua und Trient. Solche Bischöfe, die Weihe und Amt um Geld erkauften, waren denn natürlich in der Regel auch keine Muster der Zucht und Sitte in ihrem Lebenswandel, sondern ebenso unwissend als lasterhaft. Sie selbst übertraten das Cölibatgesetz, dieses nicht erst durch Gregor VII. — wie nur die gröbste Unwissenheit behauptet — aufgebrachte, sondern von uralten Zeiten bestehende Verbot der Priesterehe. Dem Beispiele der Oberen folgten die Untergebenen, so daß viele Priester im Konkubinate lebten, und für Weib und Kinder durch das Kirchengut sorgten. In der That hingen die beiden Hauptquellen des Verderbens in der Kirche so eng zusammen, daß das eine Uebel nicht ausgerottet werden konnte, so lange man das andere bestehen ließ; denn

sobald Verheiratheten gestattet war, zum Besitze kirchlicher Stellen zu gelangen, so konnte keine irdische Macht verhindern, daß die Kirche zur bloßen Versorgungsanstalt entwürdigt, geistliche Aemter Töchtern von ihren Vätern als Aussteuer mitgegeben oder von den Inhabern auf ihre Söhne vererbt wurden; alle höheren und niederen kirchlichen Würden, wenigstens alle einträglichen, mußten dann, mit Ausschluß der Männer aus den niederen Ständen, nach und nach in die Hände roher, unwissender Söhne und Verwandten der reichen und mächtigen Familien des Landes kommen; die Frömmeren und Gewissenhafteren, welche solche Verbindungen nicht hatten, oder die Mittel jener nicht anwenden wollten, zogen sich zurück; die Seelsorge, die Verwaltung der Heilsmittel wurde ein Gewerbe, welches man nur möglichst einträglich zu machen suchte, und der Geist der Selbstverläugnung und Hingebung, der uneigennützigen Mildthätigkeit verschwand aus der Kirche oder erhielt sich nur noch in den Klöstern.

Während so das Verderben auf's Höchste gestiegen war, bereitete Gott der Christenheit mächtige Hülfe. Hildebrand, aus niederem Stande geboren [1]), war von der Vorsehung zum Reformator der Kirche ersehen. Er empfing seine erste Bildung in einem römischen Kloster und begab sich dann in das weltberühmte Kloster Cluny, wo er ob seiner Frömmigkeit und Wissenschaft noch jung zum Prior gewählt wurde. Als Papst Leo IX. nach Rom zog (J. 1049), nahm er den frommen, gelehrten Prior mit sich, und bediente sich in dem schweren Geschäfte kirchlicher Reform seines weisen Rathes. Alle nachfolgenden Päpste schenkten ihm ihr Vertrauen; denn er war ein kluger, besonnener, sittenreiner Mann, voll Demuth und Herzensgüte, welcher die alten Kirchengesetze genau kannte und gewissenhaft befolgte. Oefter wurde er als päpstlicher Legat nach Frankreich und Deutschland gesendet, so daß er die Zustände jener Länder gründlich kennen lernte, und zugleich durch seine Einsicht und Festigkeit die Achtung und Liebe der Besten erwarb.

Dieser Mann wurde (im J. 1073) von der Geistlichkeit und dem Volke Rom's zum Papst gewählt, und trotz seines Widerstandes inthronisirt. Schwerer Kummer drückte das Herz des neuen Papstes; denn Niemand kannte besser als er die furchtbare Größe des weitverbreiteten Uebels, welchem er, als der oberste Hirt an Christi statt, abhelfen sollte. Mit

---

1) Wie wenig begründet die Annahme ist, daß er der Sohn eines Zimmermanns gewesen, zeigt Giesebrecht in Schmidt's Zeitschrift Bd. I. Gfrörers Meinung, daß jene Annahme der Familiengeschichte des Welterlösers nachgebildet wurde, dürfte einige Wahrscheinlichkeit für sich haben.

unerschrockenem Muthe trat er jedoch ein für die Wahrheit und Gerechtigkeit, bereit, alle irdischen Güter dafür zu opfern, ja selbst sein Leben hinzugeben. Darum hielt er es für heilige Pflicht, Jedermann, auch die Könige, wenn sie schwer und öffentlich fehlten, an das göttliche Gesetz zu mahnen. Gregor selbst hat die Ideen, die ihn leiteten, und die er mit einem großen Theile seiner Zeitgenossen gemein hatte, in seinen Briefen klar und bündig ausgesprochen: Die Kirche muß um jeden Preis aus ihrem gegenwärtigen Zustande der Knechtschaft und Verdorbenheit errettet, sie muß von dem Joche der weltlichen Macht, welche sie zu ihren Zwecken mißbraucht, befreit werden. Das größte Uebel ist es, daß Bischöfe und Priester den Königen und Großen, welchen sie ihr Amt verdanken, in Allem zu Willen sind, und von dem Geiste des Hochmuths, der Habgier, des Weltsinnes beherrscht werden. Auf den Papst, als den Träger der höchsten geistigen Gewalt, ist, wie die schwerste Verantwortung, so auch die umfassendste Berechtigung gelegt. Auch Könige und Fürsten sind, wie jeder Christ, wegen Uebertretungen der göttlichen Gebote, dem Gerichte der Kirche unterworfen, wenn ihre Vergehen öffentlich, und besonders, wenn sie gefahrdrohend für die Kirche sind; dann sind es nicht die von den Schuldigen abhängigen und unter ihrer Macht stehenden Bischöfe des Landes, sondern der Papst als oberster Verwalter der Binde- und Lösegewalt ist es, der die gekrönten Verbrecher richten, zur Buße und Genugthuung anhalten, und im äußersten Falle auch mit der Exkommunikation belegen darf und soll.

Vielleicht nie ward ein Mann geboren, sagt Gfrörer, der so hohe Ziele verfolgte, und ohne Geld, ohne Heeresmacht, so erstaunliche Erfolge errang, wie Hildebrand. Ein Herrschergenius der seltensten Art ist er gewesen; aber nicht ein dämonischer, von Selbstsucht erfüllter, sondern ein christlicher, hohenpriesterlicher. Die Predigt des Evangeliums begann mit den Worten: „Das Himmelreich naht oder ist angebrochen.“ Entweder enthält das Christenthum nichts als Täuschungen — ein verruchter Gedanke — oder muß die Lehre von der Ausbreitung des Himmelreichs auf Erden als Mittelpunkt der vom Welterlöser gegründeten Anstalt betrachtet werden. In diesem Geiste haben die Väter der Kirche gelehrt und gehandelt, namentlich der heilige Augustinus, als er das Werk vom Staate Gottes schrieb. Die nämliche Ueberzeugung lag der Wirksamkeit Gregor VII. zu Grunde. Die Aufgabe, die er sich stellte, bestand darin, das Reich Gottes hier unten zu fördern, die Fesseln, welche seine Erscheinung hemmten, zu sprengen, mit andern Worten, einen Zustand der Dinge

herbeizuführen, wo das Evangelium als Gesetzbuch der Nationen herrsche, wo die Pflichtforderungen, die es an Unterthanen und Obrigkeiten stellt, im Großen wie im Kleinen verwirklicht würden. Eine untrügliche Quelle gibt über diese Bestrebungen des Papstes Aufschluß — die Sammlung seiner Briefe.

Unter dem 15. Dez. 1078 schreibt er an König Olaf von Norwegen: „. . . Du, o König, und dein Volk wohnen an den äußersten Gränzen der Erde, ihr seid von den Letzten, welche in das Reich aufgenommen wurden. Eilet, befleißiget Euch, daß jener Spruch an Euch in Erfüllung gehe, Euer Ziel sei Glaube, Liebe, Hoffnung. Stets schwebe Euch der Gedanke vor, wie vergänglich die Herrlichkeit dieser Welt ist, und daß ihr Besitz schwere Verbindlichkeiten auferlegt. Der Gebrauch, den Ihr von Eurer Herrschaft machet, bestehe darin, daß Ihr den Unterdrückten beisteht, daß Ihr Wittwen und Waisen schützet, daß Ihr unbestechlich richtet, und das Recht, nicht nur wenn Euch kein Widerstand entgegentritt, sondern auch mit eigener Gefahr unerschütterlich behauptet. Wenn Ihr auf dieser Bahn wandelt, werdet Ihr aus dem irdischen Reiche in das himmlische, aus dem trügerischen Glanze der Zeitlichkeit zur ewigen Freude gelangen."

Von allen christlichen Fürsten forderte Gregor Gehorsam gegen die apostolische Gewalt, und erklärte in Uebereinstimmung mit seinen Vorfahren, daß jeder König, der diese Pflicht nicht anerkenne, durch solche Weigerung die Krone verwirkt habe. An zwei nach Deutschland hinausgeschickte Legaten schrieb er: „Ihr sollt stets vor Augen haben, daß jeder, welcher die Gebote des apostolischen Stuhles verschmäht, in die Sünde des Götzendienstes verfällt, und daß Könige, welche sich wider die Befehle der Nachfolger Petri auflehnen, gemäß dem Ausspruche unseres Vorgängers, des heiligen Apostels und Kirchenlehrers Gregorius I., ihrer Würde verlustig gehen." Gregor faßte diese Forderung in eine bestimmte, den alltäglichen Verhältnissen der mittelalterlichen Welt angemessene Form: er verlangte, daß die christlichen Fürsten sich als Vasallen Jesu Christi, des Gründers der Kirche, des wahren Königs der sichtbaren und unsichtbaren Welt, bekennen und demgemäß dem römischen Stuhle, auf welchem der irdische Statthalter Jesu Christi sitze, den Lehenseid leisten.

Die Lehre vom Verhältniß der höchsten geistlichen zur höchsten weltlichen Gewalt setzt Gregor sehr schön auseinander in einem Briefe an Wilhelm den Eroberer von England, indem er sagt: „Deiner Fürsichtigkeit ist nicht verborgen, daß der Allmächtige zwei Gewalten, die apostolische

und die königliche, über alle andern erhöht und beiden die Leitung der Welt übertragen hat. Gleichwie er nämlich zwei ausgezeichnete Himmelslichter, die Sonne und den Mond, schuf, damit durch ihre Strahlen erleuchtet, das körperliche Auge die Schönheit der Welt erkennen möge: also hat er zwei Mächte, die apostolische und die königliche, beauftragt, die gesellschaftliche Ordnung zu wahren, damit nicht das Menschengeschlecht, das der Ewige nach seinem Ebenbilde zu erschaffen würdigte, in seelenverderbliche Irrthümer versinke. Diesen beiden Gewalten hat er eine solche Stellung zu einander gegeben, daß die apostolische Würde den Vorzug vor der königlichen genießen solle. Obgleich Solches deinem Scharfsinn nicht verborgen ist, hat die heilige Schrift, damit diese wichtige Wahrheit deinem Geiste tief eingeprägt werde, mit klaren Worten bezeugt, daß dereinst die apostolische Würde Könige und Völker vor dem Richterstuhl des Ewigen vertreten und von Ihren Missethaten Rechenschaft ablegen müsse. Liegt mir daher die Pflicht ob, dereinst vor dem furchtbaren Tribunale des Allwissenden, der keine Lüge duldet und der Schöpfer aller Creaturen ist, die Verantwortung für dich zu übernehmen, so folgt, daß ich verpflichtet bin, mit großem Eifer dein Heil zu fördern, und daß dagegen du mir willigen Gehorsam schuldest."

Das Wesen der Staatsform, welche Hildebrand in der christlichen Welt einzuführen bemüht war, bestand darin, daß die Ausübung königlicher Gewalt an die Einwilligung von Rathsversammlungen gebunden werden sollte, auf welchen der Kirche das entscheidende Wort zukam. Unverkennbar hat er für das gearbeitet, was man die ständische, oder wenn man einen andern Ausdruck vorzieht, die verfassungsmäßige Monarchie nennt. In solchen Monarchien sind allerdings außer der Kirche noch andere gesellschaftliche Mächte, der Adel, der Grundbesitz, die Stadt, der Handel, die Gewerbe vertreten. Die Umstände brachten es mit sich, daß der Papst zunächst für die Bedürfnisse der Kirche sorgte. Aber wenn diese das begehrte Maß des Rechts der Vertretung erhielt, konnte es gar nicht fehlen, daß auch die andern Stände zu dem ihrigen gelangten. Längst tagten auf den Reichsversammlungen neben den Bischöfen und Aebten, Herzoge und Grafen. In Italien hatte die Stadt bereits politisches Gewicht erstritten. Diesseits der Alpen war die nämliche Macht, wie wir unten sehen werden, eben im Aufschwunge begriffen. Ueber kurz oder lang mußte es geschehen, daß dem Bürgerthume Gehör auf dem Reichstag verwilligt ward. — Außer der ständischen Monarchie ist aber nach Hildebrands hierarchisch-politischer Anschauung auch die republikanische

Regierungsform im göttlichen Reiche zulässig, doch selbstverständlich in der Art, daß die Freistaaten dem Statthalter Christi so gut als die Könige Lehenstreue und Gehorsam zu leisten haben.

Dieß ungefähr sind die Grundzüge des Gebäudes, das Gregorius VII. aufzuführen strebte. In die Augen springt, daß der Papst als ein Atlas erscheint, der die Last der Welt trägt. Nur ein Geist von höchster Kraft und zugleich von lauterster Reinheit des Willens konnte eine solche Stellung ausfüllen. Denn fehlte dem Statthalter Petri die Stärke eines Riesen, so lief er Gefahr, zu erliegen, vermochten die gewöhnlichen Leidenschaften menschlichen Herzens, Eigennutz und Herrschbegierde, etwas über seinen Charakter, so konnte das System in Tyrannei umschlagen. Hiermit sind zugleich die Schranken des großen Werks enthüllt. Damit es allgemeine Norm für alle Statthalter Petri werden konnte, hätten stets Männer von der Art Hildebrand's Päpste sein müssen. Aber wie selten sind solche Geister!

Gregor VII. hat, was er muthig begann, bis zu einem Grade ausgeführt, welcher die Bewunderung, theilweise den Schrecken der Mitwelt erregte, und wohl ihn selbst in einzelnen Stunden mit einem gewissen Stolz erfüllte. Aber von dem Genuß, wegen dessen Ehrsüchtige den Nebenmenschen ihrem Willen zu unterwerfen sich abmühen, findet sich bei ihm keine Spur, sondern überall tiefes, ungeheucheltes Gefühl der Pflichten, welche er gegen die Kirche und deren himmlischen Stifter zu erfüllen habe, und einer schweren Verantwortlichkeit, die auf ihm laste. Durch seine Briefe weht ein melancholischer Geist, eine tiefe Mystik liegt in denselben; oft spricht er sogar den Wunsch aus, zu sterben und in die ewige Ruhe einzugehen. An Abt Hugo von Clugny schreibt er: „Ich wünschte, wenn es möglich wäre, daß du den vollen Umfang der Trübsal kenntest, die mich ängstigt, der Sorgen, die täglich neu mich bestürmen und beinahe zu Boden drücken, damit dein Herz in Erbarmen über meine Noth walle und sich vor dem Herrn ergieße im Gebet für mich, flehend, Jesus, der Bildner und Regent des Weltalls, möchte mir die Hand reichen und mit gewohnter Milde mich Armen befreien." u. s. w.

17.
Der Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.

Bevor wir die Thatsachen dieses Kampfes selbst erzählen, ist es nothwendig, auch den Gegner Gregor's, König Heinrich IV., seinen Charakter, seine Grundsätze, sein Streben, kennen zu lernen.

Heinrich III. hinterließ seinem sechsjährigen Sohne Heinrich IV., der schon als Nachfolger anerkannt war, ein ungeheures Reich, in welchem er eben weit genug vorgeschritten war in der Beugung früherer Verfassungsverhältnisse und in der Ausbildung strengerer Herrschaftsformen, um eine Anzahl der ansehnlicheren Unterthanen zu entschiedener Opposition geneigt zu machen. Für Heinrich IV. übernahm die Mutter Agnes die Regierung. Es war eine Frau, die eine sehr fromme und feine Erziehung genossen hatte, und die alle Eigenschaften zur Regierung besaß; nur den Grad der Energie besaß sie nicht, der nöthig gewesen wäre, die Bahnen ihres verstorbenen Gemahles weiter zu wandeln. Daran konnte sie nicht denken, in ähnlicher harter und fester Weise, wie ihr Gemahl, über das Reich der Deutschen zu herrschen. Die sieben Herzogthümer mußte sie alle wieder besetzen; sogar Bayern an Graf Otto von Nordheim geben, was sie bis dahin selbst verwaltet hatte. Durch Nachgiebigkeit suchte sie die Großen des Reiches zu gewinnen. Im Uebrigen aber, da sie doch den Rath eines Mannes bedurfte, wählte sie dazu einen minder mächtigen Herrn, der schon ihres Gemahles Kanzler gewesen, den Bischof Heinrich von Augsburg, hob dadurch aber wieder alle guten Folgen ihres übrigen klugen Benehmens auf, da die mächtigeren Fürsten aus Verdruß, sich von größerem Einflusse auf Reichsangelegenheiten ausgeschlossen zu sehen, die Verläumdung in Umlauf setzten, sie habe mit Heinrich eine Buhlschaft, und als die gewöhnlichen Intriguen nicht halfen, Heinrich bei der Kaiserin in Ungunst zu bringen, entschlossen sich am Ende mehrere der größten Fürsten, um dem Weiberregimente der Französin ein Ende zu machen, der Kaiserin ihren Sohn und mit ihm die Regierung zu nehmen. An der Spitze dieser Fürsten stund Erzbischof Anno von Köln, ein frommer und sittenstrenger Mann, dem es wol bei diesem Gewaltschritte auch wirklich um Deutschlands Wohl zu thun war. Zu Pfingsten (1062) entführten sie den jungen König von Kaiserswerth zu Schiffe. Die übrigen Fürsten wurden von den Verschworenen theils durch Vergabungen aus dem Reichsgute beschwichtigt, theils dadurch beruhigt, daß man die Erklärung gab, nicht sie, die Verschworenen, wollten fortwährend die Reichsregierung an sich reißen, sondern der junge König solle abwechselnd in den verschiedenen Landschaften des Reiches leben, und jedesmal solle der Erzbischof, in dessen Sprengel er sich aufhalte, an der Spitze der Reichsregierung stehen. Anfangs, so lange Anno von Köln auf diese Weise das Regiment führte, ging alles leidlich, und der junge König wuchs unter strenger Zucht auf. Bald aber sollte nun letzterer

den Aufenthalt wechseln, und man ließ ihn nach Sachsen gehen, um dadurch Erzbischof Adelbert von Bremen zu gewinnen, einen Mann von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, die aber alle durch grenzenlose Eitelkeit, Ehrgeiz und Rachsucht verdunkelt wurden. Dieser, der früher unter Heinrich III. einmal den Plan verfolgt hatte (ganz im despotischen Sinne des Kaisers), der Macht des Papstes ein nordisches Patriarchat zur Seite zu stellen, aber diesen Plan nachher vereitelt sah, auch nach Heinrich's Tode durch die Rache der sächsischen Herzogsfamilie, die er früher durch Hochmuth beleidigt, manches zu leiden hatte, sah in dem ihm anvertrauten Könige nur das Werkzeug künftiger Rache an der sächsischen Herzogsfamilie und eigner mächtiger Erhebung. Zu diesem Ende wollte er den Knaben innig an sich drücken, damit derselbe ihm auch später aus Neigung die Reichsregierung im Wesentlichen lassen sollte. Er ließ also dem nunmehr vierzehnjährigen Knaben, der aus Anno's strenger Zucht an seinen glänzenden bremischen Hof kam, alle Zügel schießen, und suchte ihn so zu erziehen, daß er weder Jemanden lieber hätte als ihn, noch je sittlich selbstständig würde — er ruinirte ihn dann durch das liederliche Leben, in welches er ihn gerathen ließ, auf zeitlebens. Dann als Jedermann erwartete, der junge König werde in die Hände eines dritten Erzbischofes übergehen, im Frühjahre 1065, während der Erzbischof von Mainz und eine große Anzahl anderer geistlicher Fürsten eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatten, und von dieser Seite also Widerspruch nicht zu fürchten war, machte er den jungen fünfzehnjährigen König durch die Schwertleite feierlich wehrhaft, wodurch Heinrich IV. zugleich majorenn ward, und der Wechsel in der Regierung unter den Erzbischöfen ein Ende hatte. Da der schon ganz vergnügungssüchtige, sittlich verdorbene Knabe nicht selbst regieren konnte, fiel nun alle Reichsgewalt von selbst dem Erzbischofe Adelbert als erstem Minister zu. Der junge König lebte im Allgemeinen nach seines Vaters Weise — im Frühjahre und Sommer reiste er im Reiche herum — Herbst und Winter brachte er aber in Goslar zu, wo er sich nun in ähnlicher, üppiger Weise einrichtete, wie er es an Adelbert's Hofe in Bremen kennen gelernt hatte. Er hielt große Schaaren junger Ritter um sich, ließ sich von Spielleuten und Gauklern die Zeit vertreiben, und hielt sich trotz seiner Jugend eine Art Harem. Es war ein ausgelassenes, sündhaftes Leben, in welchem ihn Adelbert gehen ließ, weil er, je freveler der König war, je sicherer selbst die Zügel der Regierung in seinen Händen zu haben glaubte. Besonders hatte er auch den König gegen die herzoglich sächsische

Familie und überhaupt gegen den sächsischen Stamm einzunehmen gewußt.

Die sächsischen Fürsten ihrerseits, unterstützt von der Unzufriedenheit und Erbitterung so vieler andern, dachten auch darauf, wie sie Adelbert's heilloses Regiment zu Ende bringen könnten, und traten in einen Bund zusammen. Sie setzten den Beschluß eines Reichstages zu Tribur am Mittelrheine durch, auf welchen Adelbert ohne Ahnung ihrer Plane einging. Auf der Reise dahin trieben es Heinrich's junge Gesellen mit Wollust und mit Gewaltthaten aller Art so wüst wie in Goslar, so daß es in Ingelheim, wo der König die Pfalz bezog, zu einem Aufstande der Ortseinwohner kam, und einer der nächsten Freunde des Königs, ein Graf Werner, erschlagen ward. Dieß erschreckte den König schon, und als er nach Tribur kam, bedrängten ihn die deutschen Fürsten von allen Seiten so gewaltig, daß alle List Adelbert's scheiterte, und letzterer mit Schimpf und Schanden vom Regimente und von des Königs Hofe vertrieben ward (Jan. 1066). Sobald die Nachricht von Adelbert's Falle nach Sachsen kam, fielen die Fürsten des herzoglichen (billungischen) Hauses über seine Stiftslande her, plünderten diese, und zerstörten seine neuangelegten Burgen, bis er sich am Ende entschloß, den Frieden dadurch zu erkaufen, daß er den größten Theil des Stiftsgebietes diesen Fürsten zu Lehen gab.

Die Reichsregierung war nach Adelbert's Sturze wieder in Anno's Hände übergegangen; aber das Privatleben des jungen Königs besserte sich nicht im Geringsten. Fast alle Geschichtschreiber jener Zeit sind voll der Unzucht, die am Hofe herrschte. Nicht etwa bloß Lambert von Hersfeld und der leidenschaftliche Gegner Heinrich's, der sächsische Mönch Bruno, schildern das, sondern auch bei ganz anderen Schriftstellern finden sich gelegentliche Aeußerungen, und wenn man auch die äußersten Frevel für übertrieben halten will, so zeigt doch der Umstand, daß sie von dem jungen Könige erzählt wurden und Glauben fanden, deutlich, daß der König in einer Weise lebte, die das Scheußlichste für möglich halten ließ. Von des Königs Dirnen und seiner Hofleute gutem Willen hing zum Theil die Vergebung von Bisthümern und Abteien ab; diese Menschen bedurften natürlich Geld, viel Geld, so daß nun mit den geistlichen Stellen am Hofe ein Handel getrieben ward, sündlicher als jemals. Selten verstund sich ein halbweg redlicher Mann zu solchem Kaufe, so daß die Uebertragung sämmtlicher höherer, geistlicher Stellen in Deutschland an verdorbene Menschen in Aussicht stund.

Doch noch nach ganz anderen Seiten, als nach denen des scheußlichen Verfahrens mit ehrbaren Frauen und mit der Kirche, konnte geklagt werden. Der König hatte die ganze kalte, rohe Gemüthlosigkeit, die seinen Vater und Großvater ausgezeichnet hatte, geerbt, aber dazu die französische Reizbarkeit seiner Mutter. Leider war durch das gewaltsame Verfahren mit ihm in seiner Kindheit und dann wieder in Tribur sein Wesen so eingeschüchtert, daß er auch feig war, und die Feigheit war in dem frühen Herumwälzen in Wollust nur gewachsen, zugleich aber auch die Reizbarkeit erhöht und zur Verwilderung geworden. Daher verfuhr der König selten offen gegen Jemand; und da er leicht durch unbedeutende Dinge verletzt war und seinen Unwillen feig verbarg, war oft der seinem Sturze am nächsten, der bei ihm gerade in höchster Gunst zu stehen schien. Am härtesten aber lastete dieser ganze Gräuel der Regierung des Königs auf den Sachsen; denn einmal verweilte Heinrich den größten Theil des Jahres in Goslar und auf den anderen Königshöfen in Sachsen, zum Andern hatte ihm Adelbert einen absonderlichen Haß gegen die Sachsen, als gegen ein widerspenstiges, trotziges und barbarisches Volk eingeflößt. Heinrich fing allmählig an, rings um den Harz eine Reihe fester Burgen anzulegen oder ältere fester zu machen. In sie legte er Ritterhaufen, die es nun trieben, wie sie es ihren Herrn treiben sahen.

Das ist in wesentlichen und treuen Zügen das Charakterbild des Mannes, welchem Gregor gegenüberstand.

Und wie führte nun Gregor den Kampf für Freiheit und Reinheit der Kirche mit dem Könige? Es ist leicht gesagt: der Papst schleuderte Bannstrahl und Absetzungsdekret wider Heinrich, aber es wird selten darauf hingewiesen, wie Gregor zuvor in langmüthigem Zögern alle Mittel der Belehrung und Geduld erschöpfte, den König auf andere Wege zu führen.

Zuerst mahnte er ihn mit Liebe und Ernst an das, was das Wohl der Kirche wie die Würde königlicher Majestät erheische. Die liebevollen Worte des Papstes verfehlten in der ersten Zeit auch ihre Wirkung auf das Herz des Königs nicht; oft versicherte er den Papst seiner Liebe und Ergebenheit, gestand seine schweren Vergehen und verhieß Besserung. So ging die Sache zwei Jahre lang, aber der König, statt sich zu bessern, wurde immer schlechter, so daß die Klagen des unterdrückten und mißhandelten Volkes bei dem Papste sich häuften, die zügellose Willkür und schamlose Simonie bei der Besetzung von Bisthümern und Abteien auf's äußerste getrieben wurde.

Endlich beschloß Gregor, die Hauptquelle der Uebel in der Kirche, die Simonie, entschieden anzugreifen, doch zugleich den König selbst, der minder schuldig war als seine Rathgeber, noch zu schonen. Die letzten Päpste hatten schon gegen jenes Uebel gekämpft und das alte kirchliche Gesetz eingeschärft; Gregor hat das Verdienst, mit eiserner Kraft die alte Zucht erneuert und durchgeführt zu haben. Jeder, welcher um Geld ein kirchliches Amt erhielt, wurde desselben verlustig erklärt, und ihm der fernere Kirchendienst untersagt. Dieselbe Strafe traf jene Geistlichen, welche das Cölibatsgesetz übertraten. Auch wurden die schlechtesten Rathgeber Heinrich's vom Papste exkommunizirt. Zugleich verlangte er vom Könige, daß er die von der Kirche Ausgeschlossenen entferne, weil nach den alten, damals noch in voller Kraft bestehenden Kirchengesetzen, der freiwillige Umgang mit Exkommunizirten bei Strafe des Anathems jedem Christen untersagt war. Der König versprach zuerst alles Gute, jedoch nach dem Siege über die Sachsen brach er abermals in trotzigem Uebermuthe das gegebene Wort. Da ließ ihm der Papst entbieten, der König möge sich doch endlich bessern, sonst müsse er gegen die maßlosen Frevel, welche aller Welt bekannt seien, und nach göttlichen, wie menschlichen Gesetzen, die schwersten Strafen verdient hätten, mit Kirchenstrafen einschreiten. Aber niedrige Schmeichler beherrschten den König, daß er der letzten freundlichen Mahnung sein Ohr verschloß.

Endlich (Anfangs des Jahres 1076) ließ ihn der Papst durch seine Gesandten auffordern, am Montag der zweiten Fastenwoche auf der großen Synode in Rom zur Verantwortung sich einzufinden, da er wegen zahlreicher und schwerer Verbrechen angeklagt sei. Die Verbrechen waren solche, die nach damals allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen vor das kirchliche Gericht gehörten, so namentlich Simonie und Ehebruch. Die Vorladung geschah, weil Gregor streng an dem Rechtsgrundsatz hielt, daß Niemand ungehört verurtheilt werde. Für den Fall, daß der König nicht erscheine, wurde ihm die Exkommunikation angedroht. In dieser Sachlage beschloß Heinrich, dem Papste zuvorzukommen, und schritt zu unerhörter Gewaltthat. In aller Eile berief er die Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches nach Worms, um den Papst abzusetzen. Am 24. Jänner des Jahres 1076, gerade vier Wochen früher, als die Synode in Rom anberaumt war, kamen deutsche Bischöfe und Aebte mit dem Könige in Worms zusammen. Da zeigte es sich recht augenfällig, was für Männer in diesem Lande durch Simonie und königliche Willkür auf die bischöflichen Sitze gelangt waren. Ein abgesetzter Cardinal trat als Ankläger

des Papstes auf, und verlas eine Schrift voll der gröbsten Schmähungen und Klagen gegen den Papst. Die Versammlung erklärte ohne weitere Untersuchung und ohne den Angeklagten zur Verantwortung vorzuladen, ein solcher Verbrecher, wie Papst Gregor von dem anwesenden Cardinal geschildert worden, könne nicht Papst sein, derselbe habe keine Gewalt zu binden, d. h. zu exkommuniziren, und habe auch nie eine solche gehabt. Ein königlicher Bote wurde nach Rom geschickt, dort zu verkünden, daß der Papst abgesetzt sei, daß alle seine Anordnungen null und nichtig seien, und daß die Römer ihn fortjagen sollten. Der Bote kam gerade recht zur großen Kirchenversammlung in der zweiten Fastenwoche, und verlas gleich nach der Eröffnung, wobei mehr als hundert Bischöfe zugegen waren, das Schreiben des deutschen Königs an „Hildebrand den schlechten Mönch," mit dem Urtheil der Absetzung von der päpstlichen Würde. Ein so unerhörter Angriff auf das Oberhaupt der Kirche rief in der Versammlung solche Bewegung hervor, daß der Papst genöthigt war, sich zwischen die aufgebrachten Römer und den königlichen Boten zu stellen, um dessen Leben zu retten. Als die Ruhe wieder eingetreten war, schritt man zur Verhandlung in der Sache des Königs. Nachdem der König notorisch sich geweigert hatte, vor dem Papste als seinem Richter zu erscheinen, und außer diesem Ungehorsam noch den weitern schweren Frevel der versuchten ungerechten Absetzung des Papstes, der seinem Gerichte gar nicht unterworfen war, auf sich geladen hatte, wurde mit Zustimmung aller Bischöfe vom Papste die kirchliche Strafe der Exkommunikation über ihn ausgesprochen. Hiemit war nothwendig verbunden das zeitweilige Verbot, die Regierungsgewalt auszuüben, weil mit dem Gebannten kein katholischer Christ nach Anschauung und Gesetz jener Zeit Umgang haben durfte. Daraus folgte, daß auch die Pflicht des Gehorsams von Seite der Unterthanen für die Zeit der Exkommunikation aufhörte, weßhalb der geleistete Unterthaneneid auf diese Zeit für unverbindlich erklärt (gelöst) wurde. — So hatte demnach zuerst der deutsche König Heinrich IV. mit 26 Bischöfen den Papst abgesetzt und die Römer beauftragt, ihn fortzujagen und einen neuen Papst zu wählen, dann erst hatte der Papst mit einem großen Concilium von 110 Bischöfen den König exkommunizirt, desgleichen den Erzbischof Sigfried von Mainz, als das Haupt der Wormser Versammlung, den Bischof von Bamberg, welcher die Simonie auf das schamloseste trieb, und den von Utrecht, als des Königs schlimmsten Rathgeber. Den übrigen wurde ein Termin zur Rückkehr unter den Gehorsam bestimmt.

Kaum war die Kunde dieses päpstlichen Spruches in Deutschland erschollen, als die Dinge schnell sich wendeten. Zwar wagten es anfangs noch Einige, darunter namentlich Bischof Wilhelm von Utrecht, den Spruch des Stellvertreters Christi mit Spott und Hohn aufzunehmen; aber die strafende Hand Gottes ereilte schnell die Frevler, und der Bischof von Utrecht starb kurz darauf in Verzweiflung. Die Besseren zogen sich vom Könige zurück, weil nach dem Gesetze der Umgang mit dem Exkommunizirten nicht gestattet war; aber auch manche der bisherigen Günstlinge verließen ihn, da solche gewöhnlich dem Sonnenscheine des Glückes nachziehen; das Häuflein der Getreuen schmolz sehr zusammen. Allmählig wurde dem König bange und er legte sich auf's Bitten (Oktober 1076). Er wendete sich an die deutschen Fürsten und gelobte hoch und theuer, sich zu bessern. Auf wiederholte flehentliche Bitten erhielt er von diesen die Antwort: Obwohl Heinrich sich nie um Recht und Gesetz gekümmert habe und seine Lasterhaftigkeit und Treulosigkeit weltbekannt sei, so wollen sie doch mit ihm den gesetzlichen Weg einschlagen, und die Sache der Entscheidung des Papstes anheimstellen; sie wollen daher den Papst ersuchen, daß er zu Lichtmeß des nächsten Jahres (1077) auf einem großen Reichstage in Augsburg erscheine, und nach genauer Untersuchung das Endurtheil fälle; es sei übrigens altes Reichsgesetz, daß, wenn der König ein ganzes Jahr lang im Kirchenbanne sei, ohne die Lossprechung zu erlangen, er das Recht auf die Krone für immer verwirkt habe. Sie verlangten, daß er dem Papste sich gänzlich unterwerfe, die Exkommunizirten von sich entlasse, alle Zeichen der königlichen Würde sammt den Regierungsgeschäften bis zum Austrag der Sache niederlege und sich ruhig verhalte. Heinrich versprach, sich diesem Allem zu fügen, und sofort schickten die deutschen Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom, den Papst von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und inständig zu bitten, daß er auf dem Reichstage zu Augsburg erscheine, um den Wirren in Deutschland ein Ende zu machen.

Heinrich wußte aber wohl, daß seine zahlreichen und mächtigen Feinde seine Aussöhnung mit dem Papste durchaus nicht wünschten, daß sie vielmehr den Papst zu Augsburg mit den schwersten Anklagen gegen ihn zu überschütten, und Gregor zu nöthigen gedachten, den Bann zu erneuern und sogleich die definitive Absetzung auszusprechen. Gregor hatte bereits eingewilligt, nach Deutschland zu gehen; Heinrich eilte daher, um ihm zuvorzukommen, nach Italien, wo er den Papst auf dem Schlosse der Markgräfin Mathilde in Canossa antraf. Schon vor ihm waren

mehrere der gebannten deutschen Bischöfe nebst einigen Laien hier eingetroffen, und hatten nach kurzer Buße die Lossprechung erlangt. Auf die Vermittlung Mathildens, des Abtes Hugo von Cluny und anderer Fürsten wurde nun auch Heinrich zugelassen, wiewohl der Papst anfänglich abgeneigt war, die Sache eines Angeklagten in der Entfernung von seinen Anklägern zu entscheiden; drei Tage that er Buße im wollenen Gewande, fastend, und den Papst um ungesäumte Lossprechung bittend, denn der Jahrestag des Bannes war ganz nahe, und er wußte, daß die deutschen Fürsten, wenn er bis dahin noch nicht entbunden war, ihn förmlich abzusetzen entschlossen waren. In der Form seiner öffentlichen Buße lag nach damaligen Vorstellungen durchaus nichts Entehrendes oder Schimpfliches; andere Fürsten jener Zeiten, Könige und Kaiser haben sich freiwillig noch härteren Uebungen unterworfen. [1]) Am Morgen des vierten Tages beendigte Gregor auf die dringenden Bitten der Markgräfinnen Mathilde und Adelheid Heinrich's Buße. Der König versprach eidlich, daß er sich wegen der Anklagen der deutschen Fürsten gegen ihn auf einer in Deutschland unter Vorsitz des Papstes zu haltenden Versammlung verantworten, sich bis dahin der Regierung enthalten, und dem päpstlichen Spruche hinsichtlich des Reiches unterwerfen werde, und daß er die falschen Rathgeber von sich thun, und die Mißbräuche in kirchlichen Dingen nach dem Willen des Papstes verbessern wolle; verletze er diese Bedingungen, so solle seine Lossprechung ungültig sein und er nicht weiter gehört werden. Auf der ersten Forderung wegen des Reichstages in Deutschland mußte Gregor, da er die Uebereinkunft der deutschen Fürsten und seiner Legaten bereits genehmigt hatte, bestehen. Hierauf löste er den Bann, feierte das heilige Meßopfer, und reichte dem Könige zur Besiegelung seiner Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche den Leib des Herrn. [2])

---

1) In älterer Zeit Theodosius der Große, später Kaiser Ludwig I. Deßgleichen hatte Otto der Große barfuß vor dem Bischof in Halberstadt Buße gethan, um von der Exkommunikation losgesprochen zu werden, ebenso König Robert II. von Frankreich, König Sueno von Dänemark u. A.

2) Noch immer erzählen neuere Geschichtschreiber (nach Lambert von Hersfeld), der Papst habe die Kommunion zur Betheuerung seiner Unschuld (Gottesurtheil der Abendmahlsprobe) genommen, und darauf den König aufgefordert, das Gleiche zu thun, Heinrich aber erschrocken die Kommunion verweigert. Indessen hat schon Luden und besonders Döllinger (Lehrb. d. K. II. a. 131) die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung dargethan. Der Augenzeuge Donizo sagt, der Papst habe dem Könige die Kommunion gereicht, als Zeichen der Aussöhnung mit der Kirche, und der König sie angenommen. Von Gottesurtheil ist keine Rede. Selbst Leo (Lehrb. d. Universal-

Dergestalt erhielt Heinrich seine Rechte auf das Reich zurück, und obgleich ihm der Papst zu einer Zeit, wo ganz Deutschland sich wider ihn erhoben hatte, und schwere Anklagen noch auf ihm lasteten, nicht auch die Ausübung der Reichsgewalt zurückgeben konnte, so gab er ihm doch in der Folge (bis 1080) den königlichen Namen und behandelte ihn als König. Doch nur zu bald zeigte sich des Königs Treulosigkeit. Von Allem, was Heinrich so feierlich versprochen, hielt er nichts, wahrlich die beste Rechtfertigung der Bedenklichkeit des Papstes, den König loszusprechen. Bischöfe und Große Oberitaliens hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, durch Hülfe des Königs den ihnen verhaßten Papst loszuwerden und einen andern an seine Stelle zu setzen, der ihren Lastern ruhig zusehen würde. Als sie in dieser Hoffnung sich getäuscht sahen, äußerten sie offen ihre Unzufriedenheit mit dem Könige. Diese Stimmung Oberitaliens bewirkte in König Heinrich bald eine völlige Umwandlung. Er blieb längere Zeit in Italien, und sobald er sich stärker fühlte, nahm er mit seinem zahlreichen Anhange eine drohende Stellung gegen den Papst. Indessen rieth der Papst den deutschen Fürsten, welche nach altem Rechte einen anderen König zu wählen sich anschickten, von diesem Schritte ab, doch vergebens. Auf dem Tage zu Forchheim (J. 1078) erwählten sie den Herzog von Schwaben zu ihrem neuen Könige. Von nun an theilte sich Deutschland in zwei große feindliche Heerlager. Mit Heinrich kämpften alle simonistischen Bischöfe und Aebte; er verheerte die Länder furchtbar, so daß sie zur Wüste verödeten. Rudolf und die Seinigen stritten für bessere Ordnung und Sitte, und erklärten sich bereit, dem Papste die Entscheidung um die Königskrone zu überlassen. Der Papst bemühte sich vergeblich Jahre lang, den Streit friedlich beizulegen; König Heinrich wußte jeden Versuch dieser Art durch offene Gewalt oder heimliche Umtriebe zu vereiteln. Es gab kein Mittel, die Sache zu entscheiden, als des Papstes schiedsrichterliches Urtheil oder die rohe Waffengewalt.

Während so jeder Versuch, in Deutschland eine bessere Ordnung zu begründen, an Heinrich's wachsender Kraft und bösem Willen scheiterte,

---

geschichte II, 361, 3. A.) und H. Dittmar (Gesch. der Welt III, a. 89) haben Döllinger's Beweisführung nicht beachtet; Pfister aber (Gesch. der Deutschen II, 237) baut auf die bestrittene Thatsache sogar sein Urtheil: „Wozu diese Abendmahlsprobe? Hatte sich Heinrich nicht oft genug schuldig bekannt? War er nicht gekommen, um sich der Kirchenbuße zu unterwerfen? Heinrich nahm die Hostie nicht, wer war hier der bessere Mensch, der Priester oder der König?" — Dieß nur als Probe, wie geneigt moderne Geschichtschreiber sind, gegen die Kirche Partei zu nehmen.

war Gregor in andern Ländern für den großen Zweck seines Lebens, Freiheit der Kirche durch sittliche Reform, unermüdlich thätig, nicht ohne glücklichen Erfolg. Zu diesem Ende hielt er jährlich die zwei von den Kirchengesetzen vorgeschriebenen Synoden, erließ auf diesen viele heilsame Gesetze, besonders zur gänzlichen Ausrottung der Simonie und zur Wiederherstellung der Würde und Reinheit im Klerus, und drang bei Königen, Fürsten und Bischöfen mit Ernst und Nachdruck auf die Befolgung dieser Gesetze.

Um dieselbe Zeit (J. 1078) wurde auch die Investitur durch Laien vom Papste auf das strengste untersagt. König Heinrich fügte sich dieser Anordnung nicht, weil ihm die Investitur das beste Mittel schien, Bischöfe nach seinem Sinne zu bekommen. Der Papst zögerte mit der Entscheidung, ob Heinrich oder Rudolf als rechtmäßiger König von Deutschland zu betrachten sei, mehrere Jahre, weil er immer noch hoffte, auf einem deutschen Reichstage den Frieden herzustellen. Als aber der Bürgerkrieg unablässig fortwüthete, Heinrich dem Papste beharrlich den Weg nach Deutschland versperrte und die Fürsten auf Rudolf's Seite den Papst mit bittern Klagen über sein unheilvolles Zögern bestürmten, schritt dieser endlich (i. J. 1080) auf einer großen römischen Synode von ungefähr 100 Bischöfen zum Endurtheil, erklärte den König Heinrich wegen seiner vielen großen Verbrechen für abgesetzt, Rudolf aber als rechtmäßig erwählten König von Deutschland.

Hierauf ließ Heinrich durch seine deutschen und lombardischen Bischöfe (dreißig an der Zahl) auf einer Versammlung zu Brixen den Papst noch einmal absetzen, und den abgesetzten Bischof von Ravenna, Guibert, einen rohen Krieger, an seine Stelle zum Papste erheben, der sich Clemens III. nannte; von ihm wollte er sich als Kaiser krönen lassen. Papst Gregor fand nebst der tapfern und klugen Markgräfin eine Stütze an dem kriegerischen Volke der Normannen. Ihr tapferer Herzog Robert Guiscard leistete dem in Rom schwer bedrängten Papste Hülfe und gewährte ihm, da er der Uebermacht weichen mußte, in Salerno sichere Zuflucht. Heinrich und Guibert hielten (1084) in Rom ihren Einzug; Heinrich setzte Guibert auf den päpstlichen Stuhl, und dieser machte den abgesetzten König zum Kaiser. Papst Gregor wankte inzwischen keinen Augenblick; er hielt fest am Rechte, wenn auch das Glück ihn verließ. Auf seiner Seite standen die Edelsten und Besten aller Länder, so der berühmte Petrus Damiani, Cardinal und Bischof von Ostia, Anselm, Erzbischof von Lucca, dann der große Anselm, Erzbischof von Canterbury,

der Erzbischof **Gebhard** von Salzburg, der ausgezeichnete Bischof **Altmann** von Passau, **Hugo**, Abt von Cluny u. v. A.

Im Jahre darauf erkrankte Gregor zu Salerno. Schon seit dem Anfange des Jahres 1085 war er viel mit Betrachtung göttlicher und weltlicher Dinge beschäftigt, und suchte Trost aus der Schrift und dem Leben der Vorzeit. Die Leiden der letzteren Zeit hatten auf ihn sehr eingewirkt, bald warf ihn die Schwäche des Körpers gänzlich auf das Krankenlager. Da rief er seine anwesenden Freunde, Cardinäle und getreuen Bischöfe vor sich; sie standen um ihn im Gebete und ertheilten ihm den Segen für seine Mühen und Lehren. Da sprach er: „Geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt und Gottlosigkeit gehaßt habe." Und als jene ihren bangen Zustand nach seinem Tode beklagten, erhob er seine Augen gen Himmel, breitete seine Hände aus und sprach: „Ich steige dort hinauf und übergebe Euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott."

Als man ihn darauf fragte, in wessen Händen er nach seinem Hinscheiden unter diesen Stürmen das Ruder wissen möchte, nannte er drei zur Wahl fähige Männer. Ueber die Anfrage wegen der Gebannten, ob er sie vom Fluche freisprechen wolle? gab er drei Tage vor seinem Tode den Bescheid: „Außer Heinrich, den sie König nennen, außer Guibert, der den Stuhl zu Rom überfallen, und allen denen, die durch Rath und Beistand deren Schlechtigkeit und gottlosen Sinn begünstigen, absolvire und begünstige ich alle Menschen, die unbezweifelt glauben, daß ich die besondere Macht an der Apostel Petri und Pauli Statt habe."

Darauf sprach er noch manches ermahnende Wort und gab die Warnung: „Im Namen Gottes des Allmächtigen, und kraft der heiligen Apostel Petri und Pauli gebe ich Euch die Lehre: haltet keinen für einen ächten, römischen Papst, wenn er nicht nach kirchlicher Ordnung und kraft der Vollmacht der heiligen Väter erwählt und geweiht ist!"

Da die Stunde des Scheidens näher und näher rückte, ließ er sich von allen Anwesenden durch einen Handschlag das Versprechen geben, daß Heinrich und Guibert niemals in den Schooß der Kirche aufgenommen werden sollten, bis Beide ihren angemaßten Würden entsagt, und dem apostolischen Stuhle sich unbedingt unterworfen hätten. Als er schon in großer Schwachheit den Hingang seiner Seele vorempfand, sprach er seine letzten Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in Verbannung!"

Darauf soll ein ehrwürdiger Bischof erwidert haben: „Herr, du kannst nicht in Verbannung sterben, denn du hast an Christi und an der Apostel Statt die Völker zum Erbtheil und die Gränzen der Erde zum Besitzthum empfangen."

Diese Worte aber vernahm er nicht mehr. Sein Geist war schon entschwunden. Sein Todestag ist der 25. Mai. Den heil. Stuhl hatte er verherrlicht zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage.

Seine Leiche wurde zu Salerno in der Kirche des heil. Matthäus, die er selbst vor Kurzem eingeweiht, beigesetzt.

Man kann von ihm wohl unbestritten sagen: sein ganzes Leben war nur Ein Charakter, denn vom Beginne bis zum Schlusse seiner weltgeschichtlichen Laufbahn war er in dem, was er wollte und erstrebte, stets derselbe, nie wankend in seinen Grundsätzen, unerschütterlich in seiner Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit dessen, was er wollte und erstrebte.

Selten aber hat ein Mann einerseits ein so ungünstiges und schwer verdammendes Gericht in der Nachwelt gefunden als dieser, und selten ist andererseits ein so unbedingtes Lob, eine so unbegränzte Hochachtung und Verherrlichung über einen Mann der Weltgeschichte ausgesprochen, als über ihn.

Es ist in der That unmöglich, über Gregor ein Urtheil zu fällen, welches bei der Verschiedenheit der Ansichten über das Verhältniß des Staates zur Kirche im Mittelalter Allen genügen könnte.[1]) Sein großes Ziel — er hatte nur Eins, in dem alle seine Gedanken, sein Streben und Wirken aufgingen — liegt vor uns: die Freiheit der Kirche: es ist die Sonne seines Lebens, deren Strahlen die ganze christliche Welt durchdringen sollten; es ist der Brennspiegel seines Wirkens, auf welchem alle seine Thaten und Worte sich sammelten. In ihm ging sein ganzes Leben auf, ihm opferte er alle Kraft, es ist die Seele seines Wollens und Handelns. Dieses Ziel zu erringen, gegen alle weltlichen Gewalten zu sichern und für alle Zeiten und alle Lande geltend zu machen, das war Gregor's Lebenszweck, und nach seiner Ueberzeugung lag dieses Ziel in der Pflicht seines Amtes. Das spricht er klar in seinen Briefen aus, der besten Quelle zu seiner Beurtheilung.

---

1) Wir müssen hier vorgreifend die Leser auf die bei der Charakteristik Friedrich's II., des Staufers, gegebene Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Mittelalter hinweisen.

Was aber ward zur Ausführung eines solchen Planes erfordert? Er mußte streben, in allen Landen die Geistlichen der Obergewalt weltlicher Herrschaft zu entziehen, ihre Wahl, ihr Amt, ihren Unterhalt, ihr Handeln und Denken, das Gericht über sie, ihre Belohnung und Bestrafung, ihr ganzes Leben und Treiben den Händen der Fürsten zu entwinden. Wer hatte, durfte der Papst wohl fragen, in diesen Zeiten unter den Menschen die nöthige Kenntniß und Fähigkeit, zu prüfen, ob dieser oder jener zum Bischofsamt geschickt oder würdig war? Waren es mehr die weltlichen Regenten oder mehr die Geistlichen und an ihrer Spitze der Papst, die hierüber urtheilen und entscheiden konnten und durften? Worauf hatten seit langen Zeiten die weltlichen Fürsten bei der Wahl für geistliche Stellen zumeist gesehen? Auf Fähigkeit und Würdigkeit im Priesteramte, oder auf eine zur Führung des Schwertes rüstige Hand? Die Geschichte seines Jahrhunderts gab ihm darüber Antwort. Aber sie war es auch, die ihm die Nothwendigkeit seines Zieles zu gebieten schien; die Freiheit der Kirche durch die Losreißung der Bischöfe und der gesammten Kirche von der Abhängigkeit weltlicher Macht.

Wer über Gregor urtheilen will, sollte nie vergessen, daß dieser Papst mit seinen Ansichten von Kirche und Staat, mit seiner ganzen Gedankenwelt im eilften Jahrhundert steht. Er lebte in einem derben, kräftigen, eisernen Zeitalter. Man muß dieses Zeitalter, die Zeitumstände, die Lage und Beschaffenheit der Kirche, ihr Verhältniß zum Staate, ihre Gebrechen, man muß vorzüglich den Klerus, sein Dichten und Trachten, seine Rohheit und Entartung, sein Vergessen aller Pflicht und Ordnung, seine Unwissenheit, man muß ferner ein lebendiges Bild von dem damaligen Treiben in Deutschland vor der Seele haben, Heinrich's Charakter genau und scharf fassen, wenn man Gregor in seinen Handlungen würdigen will.

Fassen wir Alles, was gründliche Forschung und ruhige Erwägung über Gregor's Leben und Wirken feststellt, zusammen, so mag nachstehendes Urtheil eines ausgezeichneten Geschichtschreibers der Wahrheit am nächsten kommen. „Gregor's Charakter ist bei der tiefen Erbitterung, mit welcher der große Streit für die Befreiung und Reinigung der Kirche damals geführt wurde, von einigen Zeitgenossen, namentlich von dem Bischof Benzo von Alba in seiner Lobschrift auf Heinrich IV., und von dem Cardinal Benno in einem als Biographie Gregor's VII. bezeichneten Machwerke mit unsinnigen, sich selbst aufhebenden Schmähungen und Verläumdungen überhäuft worden; gemäßigtere Gegner, wie der Verfasser des Schreibens unter dem Namen des Bischofes Dietrich von Verden,

haben ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der letztere bezeugt, Gregor sei von Herrschsucht und Ehrgeiz so entfernt gewesen, daß er sich früher der päpstlichen Würde durch die Flucht entzogen habe. Auch jene dürften seinen Charakter mißverstanden haben, welche ihn als einen großen, politisch-gewandten Staatsmann schildern, der die Fäden eines fein gesponnenen Gewebes geschickt in seiner Hand gehalten, und seine reich überdachten Entwürfe mit kluger Berechnung durchzuführen verstanden habe. Gregor war auch auf dem päpstlichen Stuhle ein frommer Mönch, streng gegen sich, wie gegen Andre, ganz durchdrungen von der Hoheit seiner Würde und der ihr gesetzten Aufgabe, erfüllt mit Abscheu vor der Verdorbenheit seines Zeitalters, felsenfest durch die unerschütterliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit seines Unternehmens und durch das Vertrauen, daß Gott seine Kirche auch aus der hoffnungslosesten Lage erretten, und früher oder später das von den Päpsten und ihren gleichgesinnten Freunden Begonnene zum ersehnten Ziele führen werde; daher auch sorglos um den Erfolg seiner Handlungen." — Mit diesem Urtheile eines gründlichen katholischen Kirchengeschichtschreibers (Döllinger's) stimmt überein das des namhaftesten protestantischen (Neander's): „Gregor war sicher von etwas Höherem beseelt, als einem selbstsüchtigen Ehrgeiz und selbstsüchtiger Herrschsucht; es war eine Idee, die ihn beseelte und der er alle andern Interessen opferte: die Idee der Unabhängigkeit der Kirche und des von ihr über alle menschlichen Verhältnisse auszuübenden Gerichts." .... „Diejenigen verkennen ihn gewiß, welche nur berechnende Klugheit als herrschendes Prinzip in ihm anerkennen. Wenn gleich auch die Klugheit zu seinen auszeichnenden Eigenschaften gehörte, so war es doch ein höheres Vertrauen, welches ihn unter allen Kämpfen aufrecht erhielt."

18.

Der Deutschen Freiheit im Zeitalter der fränkischen Kaiser.

„Bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr, als bei Andern gute Gesetze," sagt der große römische Geschichtschreiber Tacitus von unsern Vorfahren, seinen Zeitgenossen, und gab für viele Jahrhunderte den Schlüssel zum Verständniß ihrer Geschichte.

Es war bei den Deutschen so viel Freiheit des Einzelnen, der Stände, der Volksstämme und des Reichs aus der innern Natur des gesammten

Volks entsprungen und aus seinen Verhältnissen hervorgegangen, daß ein wunderbares Gleichgewicht gemeinsamer Freiheit die Gesammtheit und alles Einzelne umschlang.

In den Zeiten der Kaiser aus dem fränkischen Hause war anfänglich noch überall die auf altem Grunde erwachsene und von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, daher überall tief eingewurzelte und hochgehaltene Freiheit. Noch wie zur Zeit des Tacitus war Sklaverei unbekannt, noch ganz so der Deutsche im Zorn gewaltthätig, ohne den Gedanken an unbeschränkte Herrschaft. Die Kriegsbereitschaft war so groß, daß an allgemeine gewaltsame Unterdrückung nicht gedacht werden konnte, und sie sogar durch die vielfachen besonderen Freiheiten und Rechte der zahlreichen Genossenschaften, der Geistlichkeit, des Adels, der Vasallen, der Dienstmannschaften, selbst der Unterthanen der Herren unmöglich wurde. Alles, was eine allgemeine Verbindlichkeit für das Reich, den Volksstamm, den Gau, das Dorf, oder den Stand haben sollte, es mochte sich nun auf Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung oder Einrichtungen jeder Art beziehen, mußte mit Berathung, Willen und Zustimmung der dabei Betheiligten festgesetzt werden. Diese eigene Theilnahme an jeder Bestimmung, die rechtliche Kraft und Wirkung haben sollte, war die Grundlage der alten Freiheit. Was anders geschah, war Zwang, unverbindlich, Tyrannei. So wird der alte König von allen Fürsten gewählt; jeder freie Mann gibt seine Einwilligung. Er ist bestellt zum Bewahrer der Rechte des Reichs, der Stämme, der Stände und der Einzelnen. Gesetze entstehen auf seinen Vorschlag, mit Zustimmung des Volks, oder seiner Fürsten. Daher spricht Heinrich III.: „Heinrich, von Gottes Gnaden Römischer Kaiser! Da, wie Wir hören, leider Mehrere durch Vergiftung, oder durch Meuchelmord umkommen, so haben Wir in allgemeiner Reichsversammlung der Lombarden in Zürich, mit Zustimmung der Bischöfe, Markgrafen, Grafen und Vieler Unserer Getreuen, und kraft Unserer Gewalt folgendes Gesetz bestätigt, daß, wer einen Andern durch Vergiftung, oder sonst durch Meuchelmord tödtet, am Leben gestraft und seiner gesammten Habe verlustig werden soll."

Auf einer Reichsversammlung zu Konstanz (1043) erließ Heinrich III. Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten, ihre Schuld, bewog die anwesenden Schwaben, dann die übrigen Völkerschaften durch Bitten und Ermahnungen, ihrerseits alle Feindschaften und Fehden aufzugeben, und richtete nun gesetzlich einen früheren unerhörten Reichsfrieden ein.

Eben so wurde in allen übrigen, das gesammte Reich, wie einzelne Provinzen betreffenden Angelegenheiten, mit Rath und Zustimmung der Fürsten verfahren.

Als Konrad II. nach seiner Rückkehr aus Rom als Kaiser die Fürsten (1027) in Regensburg versammelt hatte, wurden alle Grafen und gewählte Schöffen Bayerns berufen und bei ihrem, dem Könige geleisteten Eide ermahnt, eidlich und öffentlich anzugeben, welche Besitzungen und Güter in ihrer Provinz dem Reiche zuständen, welche Städte zur Mark gehörten, und welche Abteien reichsfrei wären. Nachdem alle ausgesagt hatten, was sie wußten, trat ein Graf Poppo auf und behauptete, das Kloster Moosburg an der Isar sei eine freie Abtei und dem Hochstifte Freising nicht unterworfen, wenn dieß nicht im öffentlichen Gau-Gerichte von wahrhaften Schöffen ausgesprochen werde. Der Kaiser befahl auf den Rath der Fürsten, sowohl der Franken, als Bayern, dem Grafen Albert, in dessen Grafschaft das Kloster lag, in seinem Gau-Gerichte, nach bayerischen Gesetzen ein Weisthum von seinen Schöffen zu fordern, ob die Abtei frei sei oder unter Freising gehöre.

Der Graf hielt sein Gau-Gericht in Tutinghofen in Gegenwart vieler Grafen, des Bischofs und des Voigts von Freising und des kaiserlichen Voigts. Nach beendigter Verhandlung bezeugten die Schöffen der Reihe nach ihren Eid: die Abtei Moosburg gehöre dem Hochstifte Freising, und sei nie eine freie Abtei gewesen. Auf Verlangen des Voigts von Freising bestätigte der Graf Albert, wie es Sitte war, unter dem gewöhnlichen Banne das Grundstück (praedium) der Freisinger Kirche, und der Bischof setzte nach dem Spruche der Schöffen unter dem Banne des Grafen einen seiner Vasallen zum Voigte über das Kloster Moosburg.

Eben so waren die Gesetze der alten Völkerschaften entstanden auf Berathung und Vorschlag der Fürsten mit Annahme des Volks. So kamen im Jahre 1058 in Ostfranken in der Grafschaft Gozwins im Saalgau zu Othalmeshusen die Fürsten des Landes zusammen, um einen Landfrieden zu errichten, und der Räuber und Plünderer Gewaltthätigkeit zu hemmen. Eben so thaten die schwäbischen und bayerischen Fürsten im Jahre 1094 unter dem Vorgange ihrer Herzoge Berthold und Welf, und jeder Graf strafte in seinem Gerichtssprengel, besonders in Schwaben, die Friedensbrecher.

Wie im Reiche und in den Provinzen, so wurden die rechtlichen Ordnungen auch zwischen Herren und Dienstleuten und Unterthanen festgestellt. Dies that Bischof Burchard von Worms (1025) mit Zuziehung

seiner Geistlichkeit, der Ritter und Dienstmannschaft seines Stifts, wegen der vielen Bedrückungen, welche die Dienstleute litten, indem ihnen verschiedenartige Lasten aufgebürdet wurden. Auch die niedrige Klasse der Dienstleute, ja selbst der eigentlich Leibeigenen hatte ihre Rechte, ihre gemessenen Dienste, und ihr Verhältniß zum Herrn war bestimmt. Die Aeltesten wiesen es als Schöffen im Gerichtstage, dem der Meier des Hofs vorsaß und bei entstandenen Streitigkeiten danach entschied.

Ganz den Charakter der freien Theilnahme jedes Betheiligten an dem, was festgestellt wurde, trug auch die alte Gerichtsverfassung. Alle Urtel vor Gericht wurden von den Schöffen gefällt. Diese mußten, vom Fürsten bis zum Bauer, Standesgenossen des Beklagten sein.

Der Richter saß dem Gerichte vor, oder hegte es öffentlich, ordentlich, an dem bestimmten Tage, gewöhnlich dreimal im Jahre in der Versammlung aller ding- oder gerichtpflichtigen Männer, das heißt aller derer, welche unter dem Gerichte stehen, außerordentlich, wo nur die Schöffen erscheinen mußten. Er erhielt die Ordnung des Verfahrens, daß Klage und Vertheidigung gehört wurden, worauf die Schöffen das Urtel fanden, welches der Richter verkündete und für dessen Vollziehung er sorgte.

Geschriebene Gesetze gab es sehr wenige, weil die Verhältnisse einfacher waren, weil das Mittelalter, entfernt von allgemeinen Theorien, nur dem augenblicklich gefühlten Bedürfnisse genügte, weil bei der Oeffentlichkeit der Rechtspflege die Kenntniß des Herkommens leicht war; endlich hauptsächlich, weil gute Sitten die vielen Gesetze entbehrlich machten. Das durchaus öffentliche Verfahren verschaffte Jedem leicht die nöthige Rechtskenntniß. Das Recht war noch lebendig im ganzen Volke, es ergänzte sich von Geschlecht zu Geschlecht.

War den Richtern bei verwickelten Fragen und beim Mangel des Beweises der Knoten unauflösbar, so wurde er durch das Schwert, im Gottes-Urtel, zerhauen, weil Gott dem Gerechten den Sieg verleihe, wie denn der Herzog Otto von Bayern gegen Egino, König Heinrich IV. selbst gegen Regenger kämpfen wollte, jeder, um eine gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung zu widerlegen.

Die Gerichtsbarkeit über seine Hintersassen hatte deren Herr. Er vertrat sie bei Streitigkeiten mit Andern, saß dem Gerichte selbst vor oder ließ sich durch Voigte, oder Meier vertreten, und durch alle Abstufungen auch der Hörigen bis zum Leibeigenen war im gewöhnlichen Gange

der Dinge die Willkür verbannt und herrschte das Recht und die Billigkeit, welche der Deutschen volksthümlicher Charakter war.

Die eigenen Leute der geistlichen und weltlichen Herren, außer dem Gesinde zum täglichen Dienste, bauten in der Regel gegen einen sehr verschiedenen Zins an Vieh, Korn, Honig oder Geld die Aecker. Sie waren einzelnen Haupthöfen zugetheilt, deren Bewirthschaftung ein Meier, wie allen Meiern jedes Herrn ein Ober-Meier vorstand. Die Leibeigenschaft scheint sich, wo nicht im Ganzen, doch in unzähligen einzelnen Fällen gemildert zu haben, indem viele eigene Leute den Kirchen gegen einen geringen Zins übergeben, andere freigelassen wurden. Diese gehörten darum noch nicht zur freien Gemeinde, indem sie kein Gut als Frei-Eigen (rechtes Eigenthum im freien Gemeinde-Verbande) besaßen, sondern mußten noch einen Schutzherrn haben, dem sie einen jährlichen Zins entrichteten. Es konnte der Herr Leibeigene so frei lassen und in das bessere Hofrecht der Lassen, von diesen auch in das niedere, dann in das bessere Dienstrecht versetzen, dann mit einem Dienstgute belehnen, was dem nunmehrigen Dienst-Lehn-Manne und seinen Nachkommen die Möglichkeit verschaffte, den Bestimmungen des Dienstrechts gemäß ganz frei zu werden, indem er nun zur Klasse der gemeinen Ritterschaft gehörte.

Um die Möglichkeit einer so wenig zusammengesetzten Verwaltung des Reichs begreifen zu können, ist es nothwendig, sich nicht nur der allerdings weit größern Einfachheit des Lebens, der geringen Fortschritte geistiger Entwickelung in der Masse des Volks und der daraus entspringenden starken Anhänglichkeit an's Herkommen, sondern hauptsächlich des ganz verschiedenen Verhältnisses der Regierungen des Mittelalters zum Volke, im Gegensatze der neuern Zeit bewußt zu werden.

Die Könige und Fürsten hatten außer der Erhaltung des Landfriedens und der Verwaltung der Rechtspflege keine Sorge für das Volk. Die Uebungen der Andacht, der Besuch des Gottesdienstes, die Jagd, das Brettspiel, füllten die übrige Zeit aus, selten wissenschaftliche Beschäftigungen. Vom Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen wird besonders gerühmt, daß er lesen konnte. Im Allgemeinen kümmerten sich König und Fürsten nicht um das, was das Volk that oder litt. Sie waren mild und wohlthuend bei großen Unglücksfällen, vorzüglich bei Hungersnoth; allgemeine Maßregeln zur Verhütung derselben wurden indessen nicht ergriffen; Jeder half sich, so gut es anging, selbst. Im Ganzen wurde unglaublich wenig regiert. Die wenigen und einfachen Gesetze waren größtentheils ungeschrieben, in und aus dem Volke entstanden,

stützten sich auf herkommende Gewohnheit, wurden von den Aeltesten, Weisesten, als Schöffen, den Umständen angepaßt und ergänzt, ohne daß es beinahe einer Anweisung, eines Unterrichts bedurft hätte, als den die Erfahrung gab. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden mündlich verhandelt und abgeschlossen; Urkunden selten und fast nur für die Geistlichkeit ausgefertigt, so daß während des 11. Jahrhunderts der urkundlichen Uebergabe der wichtigsten Staatsämter nur zwei Mal als merkwürdiger Ausnahmen gedacht wird. Fast Alles, was unsere Ministerien des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, des Handels, des Cultus, der Rechtspflege, der Finanzen, des Unterrichts, der Polizei für die Sicherheit, Gesundheit, Bildung, Rechtsverwaltung und Beschatzung des Volks und die Erhaltung der Verbindung mit den Nachbarn thun, war damals unbekannt. Gerade diese Unbekümmertheit der Regierung gestattete nicht nur freie Entwickelung der Kräfte, sondern zwang dazu. Jeder wußte, daß nächst Gott nur er selbst sich helfen, fördern, erhalten müsse. Daher war der Gedanke, von dem Fürsten, außer etwa in einzelnen großen Nothfällen, Unterstützung zu erhalten, ganz fremd. Jeder, auf sich angewiesen, brauchte seinen Verstand und seine gesunden Gliedmassen, stand selbst auf, ging selbst und wartete nicht, bis ihm aufgeholfen würde. So gaben die durch Noth und Uebung gestärkten, im Kampfe geübten, zum Widerstande gegen Gewalt immer bereiten Kräfte dem Einzelnen wie dem Volke eine große Selbstständigkeit. Nur so war es möglich, daß in der großen gewaltsamen Bewegung und Verwirrung, vorzüglich in den Zeiten der beiden letztern Heinriche, das Volk noch bestehen konnte; wir, plötzlich in diese Zeit gesetzt, würden in ihr untergehen.

19.
Deutsche Culturzustände im 11. Jahrhundert.

Trotz der Stürme, welche in Folge der Unfähigkeit Otto's III. Staat und Kirche erschütterten, dauerte die Blüthe der vom ersten Otto begründeten geistlichen Schulen fort, und Germanien bewahrte den Ruhm, die besten Schriftsteller des Abendlandes hervorzubringen. St. Gallen, die hochverdiente Mutterschule Alemanniens, zeichnete sich auf's rühmlichste dadurch aus, daß hier neben dem Lateinischen, Griechischen, der Mathematik, der Musik, auch die Muttersprache sorgfältig gepflegt wurde. „Mit vollem Herzen," sagt Gfrörer, „stimme ich in das Urtheil Ildefon's von Arx ein: die Verdrängung der alten alemannischen Mund-

art, welche in den blühendsten Zeiten des Reichs die Sprache des kaiserlichen Hofes war, und von unsterblichen Dichtern verherrlicht wurde, durch das weit gemeinere und rauhere Meißnische der lutherischen Bibelübersetzung sei als ein wahres Unglück zu betrachten.“ Ueberhaupt macht das Bild der St. Galler Schule, welches wir den Aufzeichnungen dortiger Mönche verdanken, den Eindruck, als sei sie für das südwestliche Deutschland ungefähr das gewesen, was jetzt Eton für England ist. Sie war in eine adelige und unadelige Klasse getheilt, aus beiden gingen viele Bischöfe und Staatsmänner hervor. Zur Aufheiterung und körperlichen Kräftigung der Schüler dienten ritterliche Uebungen und Spiele, und der Name Vakanz war ein Laut, den die alemannische Schuljugend mit freudigstem Jubel begrüßte.

Roh waren die Sitten, aber man findet auch, daß die Kirche solcher Rohheit entgegen zu wirken strebte. Unter anderen vergnügte sich Kaiser Heinrich II. mit Possen von Gauklern und mit Bärenhetzen ganz eigener Art. Man bestrich einen nackten Leibeigenen über und über mit Honig, und ließ auf den also Gesalbten einen Bären los, der demselben zum unauslöschlichen Gelächter der Zuschauer den Honig ableckte, aber freilich auch leicht Lust bekommen konnte, nach Verspeisung des Honigs den armen Menschen zu zerreißen. Der rechtschaffene Abt Poppo von Stablo, welcher einst einer solchen Kurzweil des Hofes zuschaute, machte dem Kaiser Vorstellungen über die Grausamkeit dieses Vergnügens, und obgleich Heinrich großes Gefallen daran fand, wurde auf des Abtes Wort hin das Spiel verboten. Manches geschah zur Milderung des Looses der bäuerlichen Leibeigenen. Freilich war die Lage derselben auf geistlichem wie auf weltlichem Grunde traurig genug. Ein sogenanntes Hofrecht des alemannischen Klosters Weingarten (bei Ravensburg unweit des Bodensee's) ist vom Anfang des 11. Jahrhunderts auf uns gekommen, aus welchem wir folgende Bestimmungen hervorheben: Verkauf oder Vertauschung Höriger (Leibeigener) darf nicht stattfinden. Zinsleute, die nach dreimaliger Mahnung ihren Zins nicht zahlen, verfallen mit ihrem Leibe dem Kloster. Die bewegliche und unbewegliche Habe eines Zinsmannes, der, ohne Gattin oder Kinder zu hinterlassen, stirbt, geht mit Ausschluß der Seitenverwandten in den Besitz des Klosters über. Sind Erben da, so muß an das Kloster ein Besthaupt [1]) geliefert werden. Pathengaben unmündig verstorbener Kinder von Zinsleuten fallen an das Kloster. Die

1) Steuer auf Todesfall.

Urkunde unterscheidet, wie man sieht, genau zwischen eigentlichen Leibeigenen, die kein Recht haben, als daß sie nicht verkauft werden dürfen, und Zinsbauern, welche letztere bloß zu regelmäßiger Abgabe des durch Lehenbriefe bestimmten Zinses verpflichtet sind, sonst aber sich zu Wohlstand emporarbeiten können. Noch heute befinden sich die Lehenbauern Oberschwabens, welche großen Theils von Klöstern her an Württemberg gekommen sind, besser als die freien altwürttembergischen Bauern und Winzer des Unterlandes. Ueber den Zustand der bäuerlichen Bevölkerung auf sächsischen Stiftsgütern gibt das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn Aufschluß. „Meinwerk," sagt der Biograph, „milderte das unmenschliche Recht aller Leibeigenschaft der Lite (Hörigen), indem er den Meiern Befehl gab, zur Zeit der Ernte den Leibeigenen Speise und Trank zu reichen. Als er nach seinem Hofe Burghusun kam, gebot er, um die Treue der Lite gegen den Meier zu prüfen, seinen Begleitern, die Pferde nach der Tenne zu lenken, wo eben gedroschen wurde. Er rechnete nämlich so: sind die Lite treu, so halten sie die Pferde ab, damit das Korn nicht verderbt werde, sind sie untreu, so freuen sie sich über den Schaden des Meiers, und lassen die Pferde gewähren. Und siehe, die Lite machten den Rossen Raum unter dem Scheine der Ehrfurcht gegen den Bischof, und sahen ruhig zu, wie die Pferde das Korn fraßen oder zerstampften. Dafür befahl Meinwerk, dieselben auf's Blut zu geißeln, und ermahnte sie, ein andermal treuer zu sein." Der Biograph fügt bei, hintendrein habe der gnädige Herr die Ausgepeitschten mit Speise und Trank erquickt. Beim nächsten Besuche des Bischofs führten sie sich besser auf. Damals hörte Meinwerk, wie die Frau des Meiers darüber murrte, daß man den Leuten Grütze geben müsse, worauf er gebot, außer dem Schweinefleisch, welches die Meier den Leibeigenen regelmäßig abzureichen hatten, den armen Leuten jährlich noch je zwei Schinken auf Kosten der Herrschaft auszutheilen. Ein andermal, da er nach seinem Gute Nihem kam, fand er den Garten voll Unkraut und Brennnesseln. Alsbald befahl Meinwerk der Meierin, welche über ihren Stand aufgeputzt war, die Kleider vom Leibe zu reißen und sie so lange nackt über die Brennnesseln zu wälzen, bis dieselben dem Boden gleich gemacht sein würden, nachher aber erfreute er die betrübte Frau mit Geschenken. Das Mittel wirkte übrigens. Beim Besuche des Bischofs bot der Garten einen prächtigen Anblick dar. Wieder kam er auf ein anderes Gut, wo er zu seinem Verdrusse keine Hühner fand. Als die Meierin auf seine Vorwürfe sich mit Mangel an Hühnerfutter entschul-

digte, gebot er ihr, dafür zu sorgen, daß da und dort von Zeit zu Zeit Brachland aufgeackert werde. Beim nächsten Besuche traf er Hühner in Fülle, die von den kleinen Würmern des umgebrochenen Feldes sich nährten. Einst um die Adventzeit, da die Meier Schweine an die Gutsherrschaften abzuliefern pflegen, stand Meinwerk auf dem Söller seines Palastes und sah ein Weib, das mit ihrem einzigen Knaben hinter einem Schwein herlief und auf's bitterste weinte. Augenblicklich ließ er die Frau kommen und fragte nach der Ursache ihrer Betrübniß. „Seit mein Mann gestorben," antwortete sie, „habe ich keine Stütze mehr und muß, um die strengen Anforderungen des Meiers zu befriedigen, das Schwein mit dem Brode füttern, das mein Sohn hier zusammenbettelt." Auf diese Aeußerung hin seufzte der Bischof tief auf, schlug an seine Brust und sprach: „Wehe dir, Meinwerk, daß um elenden Erwerbes willen Thränen von Unglücklichen deiner Seele ewiges Verderben bereiten." Von Stund an entband er Weib und Sohn von der Obhut des Pächters und nährte Beide, so lange sie lebten, aus den Einkünften seines Stuhles. Als einmal großer Mißwachs eingetreten war, ließ Meinwerk zwei Schiffe voll Korn in Köln aufkaufen, nach zwei besonders bedrängten Gütern führen, und befahl dasselbe in der Art zu vertheilen, daß ein Viertheil für das Meierhaus, ein zweites für die Leibeigenen, ein drittes zur Aussaat verwendet, das letzte Viertheil den Armen geschenkt werde. Der eine der betreffenden Meier vollstreckte den Auftrag des Bischofs, der andere aber stahl den für die Armen bestimmten Theil, worauf Meinwerk die Verordnung traf, daß Niemand von den Angehörigen dieses ungetreuen Verwalters bis in's vierte Glied eine Meierstelle erhalten solle. Gerne glauben wir der Versicherung des Mönchs, daß Meinwerk, der zwar die rauhen Gewohnheiten des hochadeligen Standes theilte, aus dem er entsproßte, aber sonst offenbar ein wohlgesinnter Herr war, seine Hörigen menschlicher behandelte, als die Mehrzahl der Grundbesitzer in Sachsen. [1]) Wie muß es aber dann den Bauern anderer Herrschaften ergangen sein? Schon vor Karl's des Großen Tagen lastete ein furchtbares Joch auf dem Nacken der Lite in Sachsen, und der Ausdruck bei Wippo: König Konrad II. habe gleich nach seinem Regierungsantritt

1) Derselbe Meinwerk hielt auch eine sehr blühenden Schule zu Paderborn, woselbst, wie es in der Vita heißt, musici et dialectici, rhetorici clarique grammatici, mathematici claruerunt et astronomici u. s. w. „Viguit Horatius magnus atque Virgilius, Crispus et urbanus Statius, ludusque fuit omnibus, insudare versibus et dictaminibus jucundisque cantibus."

das unmenschlich harte Gesetz der Sachsen bestätigen müssen, bezieht sich ohne Zweifel mitunter auch auf die Leibeigenschafts-Verhältnisse. Außerdem mag noch das Beispiel des benachbarten Slaviens, oder die Gräuel, welche dort besonders durch Herzog Bernhard II. gegen das gemeine Volk verübt wurden, zur Verschlimmerung des Unglücks der sächsischen Hörigen beigetragen haben. —

Für Bekehrung der umliegenden heidnischen Völker that die deutsche Kirche in Heinrich's II. Tagen wenig, weil die innern Unruhen alle Kräfte des Klerus selbst in Anspruch nahmen. Allerdings brauchten deutsche Priester, denen die Ausbreitung der Kirche am Herzen lag, nicht weit zu gehen; in Deutschland selbst gab es noch immer Heiden oder Ueberbleibsel heidnischen Aberglaubens. Die Errichtung des Bamberger Stuhls gegen Heinrich's von Würzburg Einwürfe ward hauptsächlich durch den Grund gerechtfertigt, jene Gegend sei großen Theils von heidnischen Slaven bewohnt, und bedürfe deßhalb besonderer geistlicher Pflege. Adam von Bremen erzählt, daß der Hamburger Erzbischof Unwan den Götzendienst, der an manchen Orten seines Sprengels fortdauerte, vollends ausrottete, und an der Stelle der Haine, in welchen die Bewohner der Marschländer anzubeten pflegten, Kirchen errichtete. Selbst am Rhein und in den Provinzen, welche sich seit fast drei Jahrhunderten zum Christenthum bekannten, herrschten noch eine Menge Begriffe oder Gewohnheiten, die aus dem germanischen Heidenthum stammten. Aufschluß hierüber geben die Fragen, welche Burchard, Bischof von Worms, an die Beichtenden zu richten gebietet: „Hängst du nicht den alten heidnischen Gebräuchen an, welche durch die List des Teufels sich vom Vater auf den Sohn bis zu unsern Zeiten herab vererbten? Hast du nicht den Elementen, der Sonne, dem Monde, den Gestirnen göttliche Ehren erwiesen? Hast du nicht beim Eintritt einer Mondsfinsterniß durch Geheul dem verfinsterten Gestirne sein Licht wieder verschaffen zu können geglaubt? Hast du nicht den Bau deines Hauses oder deine Hochzeit auf den Neumond verlegt? Bist du dieser Sünden schuldig, so thue zwei Jahre lang an den Festtagen Buße! Hast du nicht am Neujahrstage heidnische Gebräuche vorgenommen, besondere Speisen genossen, auf den Gassen getanzt, mit deinem Schwerte einen Kreis um dich gezogen, um in demselben deine künftigen Geschicke zu erblicken? Standest du nicht während der Nacht an einem Kreuzwege, auf einer Ochsenhaut, um die Zukunft zu erforschen? Hast du nicht Brod backen lassen, um aus der Wirkung des Sauerteigs zu prophezeien? Lastet diese Sünde auf dir, so

thue zweijährige Buße an den Festen! Hast du nicht Zaubersprüche gelispelt, geheimnißvolle Knoten geschürzt, wie die Jäger und Hirten thun, damit ihr Vieh und ihre Hunde gesund bleiben? Hast du dieß gethan, so thue zweijährige Buße! Besuchtest du nicht Web- und Kunkelstuben der Weiber, und nahmest Theil an zauberischen Gebräuchen, welche das Gewebe verwirren sollen? Hast du es gethan, so thue Buße dreißig Tage bei Wasser und Brod! Hast du Heilkräuter unter Hersagung anderer Sprüche, als des Vaterunser und des Credo gesammelt, so thue Buße zehn Tage bei Wasser und Brod! Hast du nicht bei Quellen, bei Bäumen, Marksteinen, auf Kreuzwegen Gebete verrichtet, Lichter angezündet, Opferspeisen genossen? Lastet diese Sünde auf dir, so thue dreijährige Buße an den Festen! Bist du je zu Leuten gegangen, welche vorgeben, die Gemüther der Menschen verzaubern und Ungewitter erregen zu können, so thue einjährige Buße an den Festen! Hast du je Gemeinschaft mit Weibern gepflogen, welche behaupten, in Gesellschaft böser Geister sich in eine Gestalt, die der Volksaberglaube Holda nennt, zu verwandeln, und in gewissen Nächten auf gewissen Thieren zu reiten? Lastet diese Sünde auf dir, so thue einjährige Buße!" Letztere Art des Aberglaubens beschreibt Burchard weiter unten genauer: „Bist du nicht dem Wahne gewisser Frauen zugethan, welche, durch Blendwerk des bösen Geistes verführt, vorgeben, daß sie zu nächtlicher Weile in Gemeinschaft der heidnischen Göttin Diana und mit einer unzähligen Masse von Weibern auf gewissen Thieren reitend in der Stille der Nacht weit entfernte Räume durcheilen, jener Göttin als ihrer Gebieterin huldigen, und in gewissen Nächten zu ihrem Dienste aufgerufen werden?" „Wollte Gott," fährt der Wormser Bischof fort, „diese heillosen Weiber wären in ihrem Wahn zu Grunde gegangen, und hätten nicht eine Menge anderer Menschen verführt, welche sich einbilden, daß jenes Vorgeben Wahrheit sei, und dadurch in den heidnischen Irrthum zurückfallen, als gebe es außer dem Einen und wahren Gott noch andere göttliche Wesen. Der Teufel ist es, der jenen Wahn hervorbringt, indem er mittelst Träume den Gemüthern, die sich von ihm berücken lassen, allerlei Gebilde von bekannten und unbekannten Personen vorgaukelt, welche dann die Getäuschten für Wirklichkeit hinnehmen. Wer hat nicht schon im Traume und schlafend Dinge gesehen, die er im Wachen nie gewahrte. Aber Verrücktheit ist es, solche Erscheinungen, die nur innerlich im Geiste vorgehen, für körperliche Wahrheit zu halten." Der Wormser Bischof zeigt hier, wie man sieht, eine Nüchternheit des Geistes, die an die Denkweise neuerer Zeiten erinnert.

Die Göttin Diana, von der er spricht, ist ohne Zweifel, wie auch Jakob Grimm annimmt, ein lateinischer Name für ein Wesen, das der deutsche Volksglaube Holda nannte, und das in der oben angeführten Stelle vorkommt. Noch gehören folgende Fragen hieher: „Glaubst du, daß, wenn eine Krähe dem Reisenden von der linken zur rechten Hand singend hinstreicht, dieß eine günstige Reise, daß umgekehrt, wenn ein Vogel, den man den Mäusefänger nennt, vor dem Reisenden herfliegt, dieß Unglück bedeute? Glaubst du, daß es gefährlich sei, vor dem Hahnenschrei auszugehen, weil die unreinen Geister vorher mehr Gewalt zu schaden besitzen als nachher, und daß folglich der Hahn mit seinem Krähen mehr vermöge, als der mit dem göttlichen Glauben und mit dem Zeichen des Kreuzes ausgerüstete Mensch? Glaubst du, es gebe wirklich Parzen, [1]) und sie vermögen das zu thun, was der Volkswahn ihnen zuschreibt, daß sie nämlich einem neugebornen Menschen die Macht verleihen können, sich nach Belieben in einen Wehrwolf oder in eine andere Gestalt zu verwandeln? Glaubst du, daß es weibliche Waldgeister gibt, welche, wenn es ihnen gefällt, ihren Liebhabern erscheinen und mit ihnen sich vergnügen, nachher aber wieder verschwinden mögen? Hast du je — wie gewisse Weiber zu bestimmten Zeiten thun — in deinem Hause einen Tisch gedeckt und Speise und Trank mit drei Messern darauf gelegt, damit jene drei Schwestern, welche das alte römische Heidenthum Parzen nannte, kommen und davon genießen? Fühlst du dich wirklich solcher heidnischen Irrthümer schuldig, so thue Buße fünf bis zehn Tage mit Wasser und Brod, oder ein ganzes Jahr an den Festen!"

Für Pracht und Würde des katholischen Gottesdienstes geschah während Heinrich's Regierung sehr viel. Die kirchliche Baukunst erreichte unter ihm die erste Stufe ihrer Blüthe. Er war es ja, der den herrlichen Dom zu Bamberg schuf. Das von ihm gegebene Beispiel erregte großen Wetteifer. In allen Sprengeln, von denen wir genauere Kunde haben: Worms, Mainz, Lüttich, Bremen, Köln, Hildesheim, Freising, Würzburg, Merseburg wurden neue Kirchen und Klöster aufgeführt. Besonders baulustig war Meinwerk von Paderborn, der unter Anderem einen Dom nach dem Vorbilde der Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem gründete. Ausdrücklich wird von Meinwerk bezeugt, daß er grie-

---

1) Offenbar gebraucht hier Burchard den lateinischen Ausdruck nur darum, weil er für die fraglichen Wesen des deutschen Aberglaubens (Nornen) kein entsprechendes lateinisches Wort wußte.

chische Baumeister kommen ließ. [1]) Auch die Malerei begann zum Schmucke der Kirchen verwendet zu werden. Der Biograph des Bischofs Balderich von Lüttich erzählt, daß der italienische Kleriker Johannes die Kapelle des Aachener Palastes mit herrlichen Bildern ausschmückte, deren Farbenpracht jedoch um 1050 wieder erbleicht war.

1) Im Leben Meinwerk's wird auch berichtet, wie sehr er bestrebt war, deutsche Künstler zu bilden. Er begünstigte Maler, Kunstschreiner, Goldarbeiter, verschaffte sich ausländische Geräthe, um sie deutschen Künstlern als Muster zu geben, ließ Mosaikböden legen, kunstvolle Plafonds herstellen u. s. w.

IV. Zeitalter der Kreuzzüge.

1.
Veranlassungen der Kreuzzüge.

Schon Sylvester II. und Gregor VII. hatten den Gedanken eines Zuges der abendländischen Christenheit zur Befreiung der morgenländischen Glaubensgenossen und der heiligen Stätten angeregt; aber die Gemüther waren noch nicht recht empfänglich für einen solchen Gedanken. Es bedurfte erst einer allmähligen Vorbereitung. Papst Victor III. erließ im Jahre 1086 die Aufforderung zu einem unter der Fahne des Apostels Petrus zu unternehmenden Kriegszuge gegen die Saracenen im nördlichen Afrika, und verhieß Allen, welche Theil daran nehmen würden, vollkommenen Ablaß. Dann kamen Wallfahrer aus dem Orient zurück mit den traurigsten Schilderungen von den Beschimpfungen und Mißhandlungen, welche die Christen von den rohen Mohamedanern erleiden müßten, von den mannigfachen Entweihungen der heiligen Stätte. Unter solchen ist besonders Einer zu erwähnen, der Einsiedler Peter aus Amiens; derselbe glaubte sich durch Visionen, in denen ihm Christus erschien, berufen, die Hülfe der abendländischen Christen zur Befreiung der heiligen Stätten und der Ursitze des Christenthums herbeizurufen, und er brachte einen klagenden, zur Hülfe auffordernden Brief des Patriarchen von Jerusalem mit. Er suchte zuerst den Papst Urban auf, und dieser wurde durch seine Erzählung wie durch den von ihm mitgebrachten Brief tief erschüttert. Er trug es dem Mönche Peter auf, die Länder zu durchreisen, vor Hohen und Niederen von dem, was er gesehen, zu zeugen, und sie zur Hülfe für den unter so schwerem Joche seufzenden Orient und das heilige Grab aufzufordern. Der Einsiedler

Peter war ein Mann von kleiner, unansehnlicher Gestalt,[1]) aber das Feuer seiner Rede, die Zuversicht des Glaubens, und die Begeisterung, welche ihm die Fülle der Worte verlieh, machte gerade durch ein schwaches Organ desto größeren Eindruck; ein eigenthümlicher Zug in dem Leben dieser Zeit, daß Männer von unansehnlicher Gestalt mit einem durch Entbehrungen und strenger Askese abgezehrten Leibe in feuriger Kraft der Rede das Größte wirken konnten. In einer Mönchskutte und in einem wollenen Mantel über derselben durchstrich Peter barfuß, auf einem Maulesel, die Länder. Es sammelten sich um ihn zahlreiche Volksschaaren, man überhäufte ihn mit Schenkungen, von denen er reichlich unter die Armen austheilte. Seine Worte wurden wie Orakel vernommen, und er machte von solchem Ansehen manch heilsamen Gebrauch. Er stiftete Frieden unter streitenden Parteien. Wie ein Heiliger wurde er verehrt; man beeiferte sich, irgend etwas als Reliquie von ihm zu haben, seien es auch nur Haare von seinem Maulesel. Ein Zeitgenosse und Augenzeuge, der dieß erzählt, der Abt Guibert von Nogent sous Coucy sagt, daß er sich keiner ähnlichen, einem Menschen erwiesenen Verehrung erinnere. Er sieht aber darin die Wirkung, welche der Reiz des Neuen über die Gemüther der Menge ausübt. So waren durch die Wirksamkeit dieses Mannes die Gemüther schon vorbereitet, als Urban im Jahre 1095 die Kirchenversammlung zu Piacenza hielt, auf welcher er zuerst die Befreiung des heiligen Landes von der Herrschaft der Ungläubigen vortrug. Die Versammlung war so zahlreich, daß keine Kirche sie fassen konnte, und sie auf freiem Felde gehalten werden mußte. Zu Clermont in der Auvergne fand sich darauf eine noch zahlreichere Versammlung von Männern geistlichen und weltlichen Standes ein, weil man im Voraus wußte, von welcher die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmenden Sache hier gehandelt werden sollte. Der Papst schilderte in einer feurigen Rede die Bedeutung der Stadt Jerusalem für den christlichen Glauben, die Beschimpfungen und Mißhandlungen, welche die dort wohnenden und die dahin wallfahrenden Christen erleiden müßten. Dann forderte er die Versammlung auf, im Eifer für das Gesetz und die Ehre Gottes und in der Liebe zu Christo das Schwert zu ergreifen, die Waffen, welche sie bisher gegen Christen geführt, und welche sie mit Christenblut befleckt hätten, gegen die Feinde des christlichen Glaubens zu wenden. Jetzt sei

1) Pusillus, persona contemptibilis, vivacis ingenii, et oculum habens perspicacem gratumque, et sponte fluens ei non deerat eloquium.

Wilhelm. v. Tyrus.

die Zeit gekommen, daß sie so viele Sünden, Raub und Mord, durch die Theilnahme an diesem heiligen Werke wieder gut machen, und sich Sündenvergebung erwerben könnten. Er verkündigte vollkommenen Ablaß Allen, welche an diesem Zuge in der Gesinnung wahrhafter Buße und Andacht Theil nehmen würden. Er verhieß Sündenvergebung und Seligkeit Allen, welche in Palästina in wahrer Buße sterben würden, und er nahm alle Theilnehmer an diesem Zuge in seinen Schutz.[1]) Große Wirkungen brachte die Rede des Papstes in den schon vorher angeregten Gemüthern hervor. Begeistert rief die ganze Versammlung in den verschiedenen Sprachen aus: Dieu el volt, Die li volt, Dio lo vuole, Gott will es! Nach dem Beispiele des Bischofs Ademar von Puy, welchem der Papst die Leitung des Ganzen übertrug, bezeichneten Viele sogleich ihre rechte Schulter mit dem Zeichen des Kreuzes, als dem Symbol des heiligen Zuges, wie sie bereit seien, das Kreuz Christi auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen.

Von diesem Concilium und von dem Eindrucke, welchen der herumziehende Mönch Peter auf die Menge machte, ging eine unaufhaltsam fortwirkende Begeisterung aus. Es war wie eine Stimme Gottes an das zügelloser Leidenschaft und wilden Begierden hingegebene Geschlecht, mitten unter den gegenseitigen Befehdungen und Gewaltthaten der Fürsten und Ritter, mitten unter dem Verderben, das durch jene Kämpfe zwischen Papst und Kaiser nur vermehrt wurde, eine gewaltige religiöse Erschütterung, eine neue Richtung der Einbildungskraft und der Gefühle. So wurde dieses über die Völker ausgegossene Feuer, dem wenigstens etwas von einer heiligeren Flamme beigemischt war, als ein solches, das der bisher herrschenden Rohheit des fleischlichen Sinnes entgegenwirken sollte, als ein Feuer der Läuterung, schon von frommen und verständigen Männern dieser Zeit betrachtet. Es bedurfte keiner Ermahnungen durch die Geistlichen, man feuerte einander von selbst wechselweise an, es war ein gegenseitiger Wetteifer. Leute aus allen Ständen, von jedem Alter, aus den verschiedensten Völkern eilten herbei. Alles für die Reise Erforderliche wurde schnell herbeigeschafft; wenngleich aus Mißwachs Theuerung der Lebensmittel entstanden war, so wurde doch mit Einem Male Alles wohlfeil, weil Alle sich beeiferten, zur Beförderung des heiligen Unternehmens, was sie konnten, beizutragen, wie man auch in der Fruchtbarkeit des folgenden Jahres eine Fügung Gottes zur Beförderung der Kreuz-

1) Es gibt sehr verschiedene Aufzeichnungen dieser Rede, so daß wir nur die allgemeinen Gedanken mit Sicherheit geben können.

züge erkannte. So erschien die durch die Verkündigung des Kreuzzuges hervorgebrachte außerordentliche Bewegung der Gemüther, durch welche das unmöglich Scheinende möglich gemacht wurde, den Zeitgenossen als ein unverkennbares Werk Gottes. Doch müssen Unbefangenere unter ihnen selbst gestehen, daß es keineswegs die reinere Begeisterung für das im Interesse des christlichen Glaubens unternommene Werk war, welches Alle zur Theilnahme fortriß, sondern daß verschiedenartige Triebfedern sich dabei einmischten. Die Einen waren durch diesen Ruf aus einem mit Lastern befleckten Leben zur Buße erweckt worden, und suchten in der Theilnahme am Kreuzzuge Sündenvergebung. Wenn Manche sonst durch eine plötzliche Erweckung zur Buße aus einem lasterhaften Leben dem Kloster zugeführt wurden; so war ihnen nun auf diese Weise ein für sie bequemerer, ihren Neigungen mehr zusagender Weg angewiesen, da sie ihre gewohnte, ritterliche Lebensweise fortsetzen konnten. Andere wollten dadurch den ihnen drohenden bürgerlichen Strafen entgehen oder von einer drückenden Schuldenlast sich befreien. Andere wurden durch die Macht des Beispiels und der Mode fortgerissen.

Wenn die durch die Verkündigung des ersten Kreuzzuges (1096 bis 1100) hervorgebrachte religiöse Erweckung bei Manchen die Gestalt annahm, daß sie, um in der Sprache dieser Zeit zu reden, die Wallfahrt zum himmlischen Jerusalem durch das Ordensleben der Wallfahrt nach dem irdischen Jerusalem, den geistlichen Kampf unter der Kreuzesfahne dem leiblichen vorzogen, so freuten sich dagegen Andere, eine Gelegenheit zu finden, um, einem heiligen Rufe folgend, die ihnen lästig gewordene Ruhe und Einsamkeit des Klosters verlassen zu können; und auch Mönche glaubten sich von ihren Banden frei zu machen und das Schwert ergreifen zu dürfen, bis aus einem in dem Leben der Zeit gegründeten Bedürfnisse eine Verschmelzung des Mönchsthums und des Ritterthums in den geistlichen Ritterorden nachher sich bildete. Bei der allgemeinen aufgeregten Stimmung fanden leicht Männer und Frauen aus dem Volke Glauben, welche vorgaben, daß ihnen durch ein Wunder ein Kreuzeszeichen aufgeprägt worden. Viele brannten sich mit einem glühenden Eisen ein Kreuzeszeichen ein, sei es, um ihren Eifer für die heilige Sache dadurch zu bewähren, oder aus Eitelkeit. Im Anfange dieser Bewegungen befand sich in Frankreich ein Abt, welchem es an Mitteln für die Theilnahme an dem Zuge fehlte. Um diese zu erlangen, heftete er sich nicht auf gewöhnliche Weise das Kreuzeszeichen an, sondern auf eine künstliche Art prägt er seiner Stirn ein solches auf und sagte nachher unter dem

Volke, es sei ihm von einem Engel dieses Zeichen aufgedrückt worden. Dieses Vorgeben fand bei dem Volke leichten Glauben. Es wurden ihm reiche Geschenke zu Theil, er konnte seine Absicht ausführen und wurde nachher zum Erzbischof von Cäsarea in Palästina ernannt. Er selbst gestand später seinen Betrug, den man ihm seiner guten Absicht wegen verzieh, wenn gleich es auch wohl an Solchen nicht fehlte, welche diese Unredlichkeit mißbilligten. Es läßt sich erklären, wie so Viele, die nach einer augenblicklichen Anwandlung der Zerknirschung an diesem Zuge Theil nahmen, sich bald zu vielfachen Ausschweifungen, zu denen der Zug und das Klima Gelegenheit gab, fortgerissen wurden. Aber es fanden sich auch zahllose Beispiele ächten christlichen Glaubens, Gefangene, welche ihr Leben hingaben, um ihren Glauben nicht zu verläugnen. Ein Ritter, der von Jugend auf durch frommes Leben, Sittenstrenge und Wohlthätigkeit sich ausgezeichnet hatte, wurde von den Saracenen gefangen genommen, und ihm unter der Bedingung der Verläugnung des Glaubens das Leben geschenkt. Er bat sich bis zum nächsten Freitage Bedenkzeit aus, dann erklärte er aber, fern sei es von ihm gewesen, einige Tage für sein irdisches Leben gewinnen zu wollen, er habe nur an dem Tage, an welchem der Heiland sein Leben für die Rettung Aller geopfert, ihm das seine wiedergeben wollen.

2.

Die Eroberung Jerusalems.

Schon war der Tag ausersehen, an welchem die heilige Stadt berannt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen, feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riethen, dieses Beispiel nachzuahmen. Dem Rathe mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben Rath gab ein alter, in einem hohen Thurme auf dem Oelberge wohnender und durch die Gabe der Weissagung berühmter Einsiedler. Zugleich sollte diese Prozession benutzt werden, um Tankred und Raimund, welche auf's Neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten, und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Oelberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschheit gelitten, zu versöhnen.

Am Freitage, den 8. Juli, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk, und verließen das Lager zum feierlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk, in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Prozession begab sich zuerst auf den tausend Schritt vor der Stadt östlich liegenden Oelberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Anrede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Hände gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszudauern, um den Heiland, der noch immer in der Stadt gekreuziget werde, zu befreien. Von da zogen die Pilger zu der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen, zum Theil auf den Mauern stehend, den Umgang mit Bewunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Muthwillen, andere die Prozession nachäffend, folgten auf der Mauer den Christen, und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Prozession in's Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt.

In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern mit unsäglicher Mühe ihre Maschinen stückweise von dem Orte, wo sie erbaut waren, fast tausend Schritte weit, an die östliche Mauer zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem eckigen Thurme, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stand, und verlegten auch dahin ihr Lager, weil diese Gegend Kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannten aus der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegenstellten, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht da, wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet. Alle nahmen hierauf das heilige Abendmahl und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die großen Thürme an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer der Stadt niedergeworfen

und das Thal ausgefüllt werden. Beides war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maschinen wurden Steine auf die Vertheidiger der Mauer geschleudert, aber die Belagerten minderten durch Säcke voll Wolle und Stroh und durch schräge Balken, welche sie an der Mauer befestigt hatten, ihre Wirkung, die schon wegen der Breite des Thales, welches sie von der Mauer trennte, schwach war. Viel größer war die Heftigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maschinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer schleuderten; ihre Feuerbrände und die mit Schwefel, Pech und andern brennbaren Dingen versehenen Pfeile setzten bald die christlichen Maschinen in Brand, so daß das Löschen alle Hände der Kreuzfahrer beschäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde Jedem, welcher da, wo er stehe, drei große Steine in's Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhieß. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Kaum war aber das Morgenroth des folgenden Tages erschienen, als jeder Pilger in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er gestern verlassen. Der Kampf begann mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, sondern auch Töpfe mit brennenden Materien und Balken, von einem mit Wasser unlöschbaren Feuer ergriffen, wider ihre Maschinen; den Kreuzfahrern aber war verrathen worden, daß Weinessig dieß Feuer lösche, und damit hatten sie reichlich sich versehen. Als durch Feuer und Steine die Maschinen der Christen nicht vernichtet wurden, wurden Hexen auf die Mauer geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirksamkeit zu hemmen; aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maschine geworfen, zerschmetterte zwei Hexen, welche die Maschinen zu besprechen auf die Mauer gekommen waren, und drei Mädchen, welche sie begleiteten. Zwei Boten, welche von Askalon kamen, um die Vertheidiger von Jerusalem zur ausharrenden Gegenwehr zu ermuntern, indem ein Heer zum Entsatz der Stadt kommen werde, wurden ergriffen. Der eine von ihnen ward von einem Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der andere, nachdem er seinen Auftrag ausgesagt, aus einer Maschine gegen die Mauer geschleudert.

Ungeachtet aller dieser Vortheile war um die siebente Stunde selbst, nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beim Stephansthore die Mauern durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschlossen, die von dem Feuer und

den Steinen der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz zu verehren und das heilige Grab zu erblicken; das Volk kehrte betrübt in's Lager zurück. Plötzlich um die Stunde, in welcher der Heiland an's Kreuz gebracht war, erblickte Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Oelberge einen Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Gottfried rief die Ritter und das Volk zurück; Alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß, die Weiber erquickten die Männer durch Speise und Getränk und ermuthigten sie zum Kampfe und unverdrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer niedergerissen, das Thal ausgefüllt, und des Herzogs Thurm stand an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blitzende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohammed dem Volke Gottes an.

Bald darauf ward auch des Grafen Raimund Thurm der Mauer so nahe gebracht, daß die Pilger mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten. Sie erneuerten nun den Kampf mit frohem Muthe. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelnder Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Thurme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden; und wo die Hürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigener Hand den Schaden ausbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Thürmen, indem Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, mittelst brennender Pfeile in Brand zu bringen; der Rauch ward durch den Wind auf die Mauer getrieben; die Streiter durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelnd ihren Stand; und aus dem zweiten Stockwerke des Thurmes fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwei Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Ludolph und Engelbert waren die Ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgte bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Thurm auf die Mauer kommen konnten, erstiegen sie mit Leitern,

und bald war die Mauer da, wo der Herzog stand, ganz verlassen von den Ungläubigen, welche in die Gassen der Stadt geflohen. Die Pilger eilten ihnen nach, Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter das Stephansthor öffnen, das übrige Volk drang theils durch dieses, theils da, wo der Herzog von der Normandie und Tankred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrei der Sieger: „Gott hilft, Gott will es!" In das Siegesgeschrei mischte sich bald das Angstgewimmer der Sterbenden und das Flehen der Flüchtigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt, und würgten, wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die heilige Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengetöse in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürsten den Sieg verliehen habe. „Was weilt ihr jetzt noch länger!" rief Raimund den Seinigen zu, und die begeisterten Provençalen drangen mit Leitern über die Mauer in die Stadt. Dann ward auch das südliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Heftigkeit hinein, daß sechzehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen in der Stadt allgemein. Nicht zufrieden mit dem Blute der Feinde, weideten sich viele daran, sie martervoll zum Tode zu bringen. Wenige entkamen in die Burg Zion. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomons, damals eine Moschee, hinter dessen festen Mauern Sicherheit suchend. Aber Tankred durchbrach mit den Seinigen diese Veste. Mehr als 10,000 Muselmänner und unter ihnen viele Imams, Ulemas und Fakihs fielen von ihrem Schwerte. Dreihundert von diesen, welche auf das Dach des Tempels geflohen waren, gab Tankred Gnade und steckte sein Panier dort auf; aber dennoch wurden sie von anderen Pilgern Tags darauf ermordet, worüber Tankred so ergrimmte, daß er mit dem Schwerte den Frevel gerächt hätte, wenn es nicht andern Fürsten gelungen wäre, ihn zu besänftigen. Die Beute, welche Tankred im Tempel Salomonis fand, war unermeßlich. Zwei Tage wurden erfordert, um sie wegzubringen. Tankred ließ nichts zurück als das goldene Gefäß, 200 Mark an Gewicht, welches nach Einiger Meinung Manna, nach Anderen Blut des Erlösers enthielt. Vierzig

große silberne Leuchter, hundert und fünfzig kleinere, von denen zwanzig von ägyptischem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen silbernen Kronleuchter und viele andere Geräthe konnte Tankred sich und den Seinigen zueignen, weil ausgemacht war, daß Jedem die Beute bleiben solle, welche er gewänne; er theilte sie aber mit Gottfried, weil er in dessen Solde stand. Jedem Wallbruder blieb das Haus, dessen er sich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, sondern die Wallbrüder schonten ihrer als ihrer künftigen Heimath, und mancher Arme ward Besitzer eines prächtigen Palastes.

Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weder an diesen Gräueln noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfried Antheil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, welche die Pilgrime so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren, dann aber begab er sich, noch während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen, aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Thor, welches gegen den Oelberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Scene. Die Pilger, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert war, ihre Waffen ab, reinigten sich von dem Blute der Erschlagenen und eilten mit entblößtem Haupte und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Orten. Die Stadt, in welcher kurz vorher noch das wilde Geschrei der Würger und das Stöhnen der Sterbenden gehört wurde, erscholl jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden; und die grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt demüthig ihre Kniee und vergossen Thränen der Andacht. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Freigebigkeit ihren Raub dem Herrn, oder brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung?

An der Thüre der Kirche des heiligen Grabes standen die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem

Anfange der Belagerung nach Cypern gereist war, um Almosen zu sammeln, und von hier aus die christlichen Fürsten in den Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heiligen Stadt, mit Granatäpfeln, Cederäpfeln vom Libanon, köstlichem Weine und fetten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche und erhoben mit ihnen ihre Stimme, um Gott zu danken für die Befreiung seiner heiligen Stadt von dem schmählichen Joche der Türken. Die größte Ehre widerfuhr Peter dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester knieend dankten und nächst Gott den meisten Antheil an ihrer Rettung aus den bisherigen Trübsalen zuschrieben. Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt und nahm von dieser Zeit an keinen Antheil mehr an den Unternehmungen der Wallbrüder. Er kehrte in seine Heimath zurück, bald nach Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete ein Kloster zu Huy, woselbst er im 16. Jahre nach der Eroberung Jerusalems begraben ward.

3.
Gottfried von Bouillon.

Wilhelm von Tyrus, einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber des Mittelalters, entwirft folgendes Lebensbild des Eroberers von Jerusalem: Nachdem Herzog Gottfried durch die Gnade Gottes auf den Thron des Königreichs Jerusalem gelangt, und alles Aergerniß, wenn sich einiges erhoben hatte, bei Seite geschafft war, fing das Reich unter ihm stark und kräftig zu werden an. Er regierte aber nur ein Jahr, denn das Volk verdiente es seiner Sünden halber nicht, daß die neue Pflanzung durch die Fürsorge eines so trefflichen Fürsten gepflegt und gegen alle Bedrängnisse beschützt wurde. Er wurde von hinnen genommen, damit die Bosheit nicht sein Herz verderbe, wie geschrieben stehet. Er stammte aber von erlauchten und frommen Eltern, aus dem Reiche der Franken, aus der Provinz Rheims und aus der Stadt Boulogne, die am englischen Meere gelegen ist. Sein Vater war nämlich Herr Eustachius der ältere, der herrliche und berühmte Graf dieses Landes, der viel Merkwürdiges in seinem Leben ausführte. Seine Mutter aber, die unter den edlen Frauen des Abendlandes, sowohl durch ihre Sitten, als durch ihre hohe Abkunft hervorleuchtete, war Ida, die Schwester des ausgezeichneten Herzogs Gottfried von Lothringen, der den Beinamen „mit dem Bühel" führte. Dieser nahm, da er keine Kinder hatte, später seinen Neffen, der den gleichen Namen mit ihm führte, an Sohnesstatt an, und setzte ihn

zum Erben aller seiner Besitzungen ein; derselbe folgte ihm nach seinem Tode im Herzogthume nach. Er hatte drei leibliche Brüder, die durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften und durch ihren trefflichen Charakter seiner würdig waren. Der erste war Graf Balduin von Edessa, der sein Nachfolger auf dem königlichen Thron wurde; der zweite Graf Eustachius von Boulogne, der den Namen seines Vaters führte und diesem in der Grafschaft nachfolgte. Der dritte war Herr Wilhelm, ein angesehener Mann, der von der Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit seines Vaters und seiner Brüder keine Ausnahme machte. Die zwei ersteren folgten ihrem Herrn und Bruder auf dem Kreuzzug, der dritte blieb zu Hause. Herr Gottfried war aber, wie seiner Geburt so auch dem innern Menschen nach, der Erstgeborne, der das Vorrecht des trefflichsten Charakters hatte, und dem in Allem mit Recht der Preis zu Theil wurde, denn er hatte Ehrfurcht vor dem Heiligen, war mild, fromm und gottesfürchtig, gerecht, alles Böse meidend, hielt sein Wort fest und treu, und verachtete die Eitelkeiten der Welt, was bei einem Manne in diesem Alter und besonders bei einem aus dem Kriegerstande etwas Seltenes ist. Er war stets bereit zum Gebet und unermüdet in den Werken der Frömmigkeit, freigebig, von liebenswürdiger Menschenfreundlichkeit, sanft und mitleidig. Alles, was er that, war löblich und Gott wohlgefällig. Von Gestalt war er groß, so daß er kleiner war, als die Größten und größer als die von mittelmäßiger Höhe. Seine Körperkraft war beispiellos, die Glieder stark, die Brust männlich, das Antlitz schön, Bart und Haare beinahe blond. Im Gebrauch der Waffen und in allen kriegerischen Uebungen war er nach dem Urtheile Aller unvergleichlich.

Die Mutter dieser großen Fürsten, eine heilige, fromme und Gott wohlgefällige Frau, sah, als ihre Kinder noch in sehr zartem Alter waren, von göttlichem Geiste erfüllt, ihre Zukunft vorher, und weissagte, was aus ihnen dereinst werden würde. Als nämlich die Knaben einmal nach Kinderart um die Mutter herumspielten und sich neckend oft nach dem Schooße der Mutter ihre Zuflucht nahmen, traf es sich, daß, wie sie sich gerade unter den Mantel der Mutter verborgen hatten, ihr Vater, der ehrwürdige Graf Eustachius eintrat. Als sie sich nun unter dem Mantel der Mutter zu necken fortfuhren, wobei sie ihre Hände und Füße in Bewegung setzten, und der Graf fragte, was sich denn unter ihrem Mantel bewege? soll sie geantwortet haben: Es sind drei große Fürsten, von denen der erste Herzog, der zweite König, der dritte Graf werden wird. Diese Prophezeiung hat sich denn auch später durch die

Gnade Gottes erfüllt und der Erfolg hat erwiesen, daß die Mutter Wahres vorhergesagt hat, denn der erste von ihnen, Herr Gottfried, folgte, wie schon gesagt worden ist, seinem Oheime im Herzogthum und erlangte nachher durch die Wahl der gesammten Fürsten den Thron von Jerusalem, auf welchem der zweitgeborne, Herr Balduin, sein Nachfolger wurde; der dritte, Herr Eustachius, wurde nach dem Tode des Vaters der Gesammterbe und kam in den Besitz der ganzen großväterlichen Erbschaft. Die Fabel von dem Schwane und der übernatürlichen Abkunft der Brüder übergehen wir mit Absicht, obgleich viele die Wahrheit dieser Sage behaupten, indem uns die Sache allzu unwahrscheinlich vorkommt. Wir wenden uns zu dem weitern Berichte von dem Leben und den Thaten des Herzogs, unter denen eine vor den übrigen so hervorleuchtet und so denkwürdig ist, daß wir es der Mühe werth halten, sie dieser Erzählung einzuflechten.

Bei einem Zweikampfe nämlich, dem er sich nur sehr ungern unterzog, welchem er aber doch nach der Sitte des Landes, ohne seine Ehre zu verlieren, nicht ausweichen konnte, zeichnete er sich auf eine ganz merkwürdige Weise aus. Der treffliche Mann kam am Hofe des Kaisers mit einem edlen und mächtigen Manne, der zu der Zahl der Fürsten gehörte, einer großen Besitzung wegen in Streitigkeiten. Nachdem man beiden Theilen einen Tag festgesetzt hatte, an welchem sie ihr Recht erweisen sollten, stellten sie sich, sowohl der Kläger als der Beklagte, bei Hofe ein. Als hier nach feierlicher Eröffnung des Prozesses der genannte edle Mann seine Eigenthumsklage anstellte, der Herzog aber ihr aus allen Kräften widersprach, so mußte nach den Landesgesetzen auf Zweikampf erkannt werden. Die größeren Fürsten des Reiches gaben sich alle Mühe, daß so ausgezeichnete Männer sich nicht dem Volke auf so unwürdige Art zur Schau stellen und sich einem Kampfe unterwerfen, in welchem die Ehre des Einen von Beiden zu Grunde gerichtet werden mußte; aber ihre Ermahnungen fruchteten nichts, der kaiserliche Urtheilsspruch wurde vollzogen, und die Kämpfer betraten den Kampfplatz, der rings von dem Volke und von den Fürsten nach hergebrachter Art umstellt war, um ihr Glück zu versuchen. Als nun die hohen und erlauchten Männer männlich und tapfer mit einander fochten, traf es sich, daß dem Herzog, als er nach dem Schilde seines Gegners einen Hieb führte, sein Schwert zerbrach, so daß nur noch ein Stück von kaum einem halben Fuße über dem Griffe in seiner Hand blieb. Als die umstehenden Fürsten sahen, daß sich die Lage des Herzogs so verschlimmert hatte, geboten sie einen Waffenstillstand

und baten den Kaiser dringend, er möchte zugeben, daß man die trefflichen Fürsten auf gütlichem Wege mit einander zu vergleichen suche. Der Herzog wies aber diese Anerbietungen zum Frieden strenge zurück. Er blieb unwiderruflich bei seinem Vorsatz und begann den Kampf von Neuem. Sein Gegner, der sich jetzt, weil sein Schwert noch ganz war, dem Herzoge überlegen fühlte, drang ungestüm auf ihn ein, und ließ ihm keine Ruhe, bis dieser mit seiner gewohnten Tapferkeit, mit welcher er einzig dastund, im Zorne den Griff seines Schwertes nahm, und seinen Gegner so gewaltig damit an die linke Schläfe schlug, daß dieser halbtodt zu Boden fiel. Als dieser nun ganz leblos dalag, warf der Herzog den Rumpf seines Schwertes weg, nahm das Schwert des darnieder gestreckten Feindes und rief die Fürsten herbei, die ihn früher um einen Vergleich gebeten hatten, und drang nun auf's inständigste in sie, sie sollten den Frieden vermitteln, und den ausgezeichneten Mann, der unterlegen war, einem so schmachvollen Tode entziehen. Diese bewunderten die ausgezeichnete Tugend des Herzogs und die unvergleichliche Barmherzigkeit, die er ausübte, wirkten einen Frieden aus, und machten der Streitigkeit ein ehrenvolles Ende, wobei jedoch der Herzog unter Allen als der Sieger galt und überall als ein Mann gerühmt wurde, der unsterblichen Ruhmes würdig sei.

Auch noch eine andere That, die bei Vielen noch im Gedächtnisse lebt und ihm nicht geringeren Ruhm brachte, haben wir für würdig geachtet, hier einzureihen. Das Volk der Sachsen, das unter den deutschen Nationen das wildeste ist, war von dem Herrn Kaiser abgefallen, weil es das Joch des römischen Reiches nicht tragen und ohne Gesetz und Ordnung, frei nach seinem Gefallen leben wollte. [1]) Es widersetzte sich ihm so hartnäckig, daß es einen gewissen Grafen, Namens Rudolph, einen edlen Mann aus derselben Nation, zum Gegenkönige wählte. Auf dieses hin ließ der Kaiser alle Fürsten des Reiches zu sich entbieten, setzte ihnen ausführlich auseinander, wie sehr er von den Sachsen beleidigt worden sei, was ihnen indessen schon bekannt war, und forderte sie auf, ihn zu rächen. Da nun der Tag der Schlacht gekommen und das Heer in Ordnung gestellt war, und beide Theile bereit stunden, das Treffen zu eröffnen, rief der Kaiser die Fürsten herbei und fragte sie, wem er wohl mit Sicherheit das Reichsbanner anvertrauen und den Oberbefehl über ein so großes Heer übergeben könnte? Auf diese Frage erhielt er von Allen

1) Die harte Beurtheilung der Sachsen ist dem Deutschland fern stehenden Geschichtschreiber der Kreuzzüge nachzusehen.

die Antwort, dazu sei der Herzog Gottfried von Lothringen unter Allen bei Weitem der passendste. Da nun dieser von so vielen Tausenden dazu auserwählt und von ihnen Allen für einen ausgezeichneten Mann erklärt worden war, übergab ihm der Kaiser den Adler, so sehr er sich gegen diese Ehre sträubte. Es traf sich aber an diesem Tage, daß der Herzog, während von beiden Seiten auf's feindlichste gekämpft wurde, mit dem Adler dem Kaiser voranziehend, sich mit der Schaar, die der Kaiser befehligte, nach dem Theile des feindlichen Heeres zuwandte, welchen der Gegenkönig Rudolph anführte; als er hier angekommen war, sprengte er die Reihen des Königs auseinander, und stieß im Angesicht des Kaisers und einiger Fürsten das Banner, das er trug, dem Könige mitten durch die Brust, so daß dieser todt zur Erde niederfiel. Dann erhob er die Fahne wieder, die ganz mit Blut bedeckt war. Wir haben diese Erzählung darum hier eingeflochten, um zu zeigen, in welchem Ansehen der herrliche Mann, von dem wir reden, bei den höchsten Fürsten der Welt stund.

Nachdem er den Thron bestiegen hatte, war er nach wenigen Tagen, wie er denn ein frommer Mann war, sogleich auf das bedacht, was zur Ausschmückung des Hauses Gottes gehörte und brachte so die Erstlinge seiner Bemühungen dem Herrn dar. Er stellte sofort in der Kirche zum heiligen Grab und zum Tempel des Herrn Kanoniker auf und wies ihnen reiche Einkünfte an, wie auch würdige Wohnungen in der Nähe der genannten Gott geliebten Kirche. Er beobachtete dabei die Ordnung der großen Kirchen, die von frommen Fürsten jenseits der Alpen gegründet worden, und hätte ihn nicht der Tod übereilt, so würde er noch Weiteres für sie gethan haben. Der genannte gottgeliebte Mann hatte auch, als er den Kreuzzug antrat, fromme Mönche, die sich durch ihren heiligen Lebenswandel auszeichneten, aus Klöstern, in welchen eine gute Zucht herrschte, zu sich genommen, und sich von ihnen auf der ganzen Reise, bei Tag und Nacht, den gebräuchlichen Gottesdienst halten lassen. Nachdem er auf den Thron erhoben worden war, wies er ihnen, ihrem Wunsche gemäß, ihren ferneren Aufenthalt im Thale Josaphat an, und begabte den Ort um ihretwillen mit reichen Besitzungen. Es wäre aber zu weitläufig, ausführlich aufzuzählen, was und wie vieles er mit frommer Freigebigkeit den Kirchen Gottes schenkte. Nach seiner Erhöhung zum Könige aber wollte er aus Demuth keine goldene Königskrone tragen, denn seine Verehrung galt der Krone, welche der Erlöser des Menschengeschlechtes an derselben Stelle, unseres Heiles wegen, aus Dornen

geflochten, bis zu seinem Tode am Kreuze getragen hatte, und er begehrte keiner andern. Daher wollen Einige, welche das Verdienst nicht gehörig zu schätzen wissen, ihn nicht in die Reihe der Könige stellen, womit sie zeigen, daß sie mehr auf das Aeußerliche Rücksicht nehmen, als auf die Verdienste eines gläubigen und Gott wohlgefälligen Innern. Wir aber glauben, daß er nicht nur ein König gewesen sei, sondern auch der beste der Könige, das Licht und der Spiegel aller übrigen. Wenn er die Krone zurückwies, so that es der gläubige Fürst nicht darum, weil er die kirchliche Weihe verachtet hätte, sondern er verschmähte die Pracht der Welt und die Eitelkeit, der alle Creatur unterworfen ist, und wies demüthig die vergängliche Krone zurück, um an einem andern Orte eine unvergängliche zu erhalten.

4.

Die Ritter des Deutschordens. 1)

Nach der Eroberung von Jerusalem kam eine große Anzahl deutscher Pilger nach Palästina, die schon deßhalb, weil sie die Sprache des Landes nicht kannten, vielfach in Noth geriethen. Einem angesehenen dort wohnenden Deutschen ging diese Noth seiner Landsleute zu Herzen. Er fing an (um das Jahr 1128) viele von den hülflosen Ankömmlingen bei sich aufzunehmen. Sein Haus ward eine Herberge und ein Spital für arme und kranke Deutsche, da seine Ehefrau ebenso mitleidvoll und hülfreich

1) Zu den unmittelbarsten Folgen der Kreuzzüge gehörte die Entstehung der drei großen Ritterorden: 1) Johanniter oder Rhodis- oder Malteserritter, gegründet i. J. 1048 zu Jerusalem, legten das dreifache Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ab. Sie bestanden aus drei nach ihren Verrichtungen geschiedenen Klassen: a. Priestern, b. Rittern, c. dienenden Brüdern. Nachdem die Christen aus Palästina vertrieben worden (1291), fanden die Johanniter auf Cypern eine Zufluchtsstätte; i. J. 1310 nahmen sie Rhodus und als sie daselbst den Türken weichen mußten, gab ihnen Karl V. Malta, Gozzo und Comino. Jetzt finden sich Reste des Ordens in Italien. Das Kleid desselben bestand aus schwarzem Mantel mit weißem Kreuz.

2) Die Tempelherren, so genannt von der Wohnung der Stifter des Ordens an der Stelle des Tempels Salomo's. Sie entstanden im J. 1118 und zerfielen in die nämlichen drei Klassen wie die Johanniter; zu den drei Gelübden derselben fügten sie als viertes noch hinzu die Vertheidigung der Pilger gegen Straßenräuber. Philipp IV., der Schöne, von Frankreich zwang den in Avignon residirenden Papst Clemens V. zur Aufhebung des Ordens (1312). Das Ordenskleid bestand in weißem Mantel mit rothem Kreuz.

3) Der Deutschorden.

war, wie er selber, und schon die trauten Töne der Muttersprache immer mehr Pilger zu ihm hinzogen. Mit Einwilligung des Patriarchen baute er bei dem Spital eine Kapelle, die er der seligsten Jungfrau Maria widmete. Lange Zeit ward es ihm schwer, so viele Arme und Kranke zu verpflegen; aber immer mehr Beiträge kamen und mancher Deutsche widmete nicht bloß sein Hab und Gut, sondern auch sich selber dem neuen Spital. So entstand eine Verbrüderung, die klösterliche Gelübde ablegte und „still und im Verborgnen wirkend," manche Wunde geheilt, manche Trübsal gemindert, manchen, der sonst die Heimath nimmer erblickt hätte, derselben erhalten haben mag.

Die Erinnerung an dieß deutsche Spital zu Jerusalem veranlaßte die Stiftung des deutschen Ritterordens. Sultan Saladin hatte Jerusalem erobert und sich des heiligen Landes bemächtigt. Ein Heer von Kreuzfahrern, das auf diese Nachricht herbeigekommen war, stand vor Accon. Während der Belagerung, als Mangel und Krankheiten so viele Pilger dahinrafften, machten Pilger von Bremen und Lübeck aus den Segeln ihres Schiffes ein Gezelt, das sie zu einem Spital einrichteten, um darin kranke deutsche Landsleute zu verpflegen. Mit der größten Hingebung widmeten sie sich diesem Werke der Liebe. Wie Herzog Friedrich von Schwaben, der deutsche Heerführer, und seine Ritter deren Walten und Wirken sahen, kam vielen von ihnen der Gedanke, es ihnen nachzuthun; und eingedenk des Beispiels jener Brüder vom Sanct Marien-Spital der Deutschen zu Jerusalem, beschlossen sie einen Orden deutscher Ritter zu stiften, die für die Pilger fechten gleich den Templern, und als Spitalbrüder sie pflegen sollten gleich den Johannitern. Dieß geschah gegen Ende des Jahres 1190. Die päpstliche Bestätigung erfolgte am 22. Februar 1192. Sie bekamen die Regel der Templer; nur daß sie außerdem, gleich den Johannitern, dem Dienst der Armen und Kranken sich widmen mußten. Sie wurden eingetheilt in streitende und dienende Brüder, denen sich bald auch geistliche anreihten. Auch war wie bei den Templern ihre Ordenstracht ein weißer Mantel; nur daß sie statt des rothen Kreuzes auf demselben ein schwarzes trugen, um sich von ihnen zu unterscheiden. Auch ihr Wappen und Banner war ein schwarzes Kreuz im weißen Schild. Sie heißen daher auch Kreuzherren.

Die Grundlage des Ordens, wie gesagt, war die Regel der Templer und namentlich die drei Gelübde. „Drei Dinge sind es," so hebt die Ordensregel an, „die Grundvesten sind eines jeglichen geistlichen Lebens, und sind geboten in dieser Regel. Das erste, das ist Keuschheit ewiglich.

Das andere ist Verzichten des eigenen Willens, d. i. Gehorsam bis in den Tod. Das dritte ist Angelobung der Armuth, daß derjenige ohne Eigenthum lebe, der da empfängt diesen Orden. Diese drei Dinge bilden und stellen dar den begebenen Menschen nach unserem Herrn Jesu Christo, der da keusch war und blieb am Gemüth und am Leibe; bei dem große Armuth anhub von seiner Geburt, da man ihn bewand mit geringen Tuchelen, und Armuth war sein Geleite all sein Leben durch, bis er auch nackt da hing um unser willen an dem Kreuze. Er hat uns auch ein Bild des Gehorsams gegeben, da er seinem Vater gehorsam war bis in den Tod. So hat er den heiligen Gehorsam in ihm selber geheiligt, da er sprach: „Ich bin nicht kommen zu thun meinen Willen, sondern meines Vaters Willen, der mich gesandt hat.“ Da die Verbrüderung anfangs keinerlei Besitz hatte, so ward dem Ritter, der sich zur Aufnahme meldete, sogleich erklärt: „sollte Hoffnung zu einem gemächlichen Leben ihn antreiben, so irre er sich; Brod und Wasser, ein geringes Kleid könne die Verbindung ihm bieten, weiter nichts.“ Er erhielt dann zwei Hemden, zwei Niederkleider, einen Rock und einen Mantel. Weiter sagte man dem eintretenden Bruder: „Es kann kommen, daß du essen willst, aber fasten mußt; fasten möchtest, aber essen sollst; daß du lieber schliefest, wo du zu wachen hast, und wachen, wo du zu schlafen hast. Es kann dir befohlen werden, dahin oder dorthin zu gehen, indeß es dir nicht behagen mag; aber es liegt dir ob, alles eignen Willens ganz dich zu entschlagen, und Vater und Mutter, und Bruder und Schwester, alle Befreundete nachzusetzen.“ Im Namen des Ordens durften die Brüder, wegen der Kosten des Spitals und der Ritterschaft, sowohl fahrend Hab' und Gut besitzen als auch Land, Aecker und Weingärten, Mühlen, Vesten, Pfarren, Kapellen, Zehnten, eigene Leute, Weib und Mann, Knechte und Diener. Bei Tag und Nacht mußten sie fleißig zum Gottesdienst kommen, aber ganz in Andacht, denn „das Gebet ist krank ohne das Herz.“ Sieben Mal im Jahre sollten sie des Herrn Leichnam empfangen. Eines todten Bruders bestes Kleid und vierzig Tage Kost soll den Armen werden, damit die Seele, die in Gnaden von hinnen geschieden, nicht lange in Pein gehalten werde; das Uebrige verbleibt im Hause; die Bücher sollen in die „Liberie“ (Bibliothek) abgegeben werden, wenn das Haus ihrer bedarf, wo aber nicht, in die „Liberie des Haupthauses. — Als die Besitzungen des Ordens sich gemehrt hatten, theilten sie sich erstlich nach Ländern, dann auch nach Balleien (d. h. Amts- oder Landesbezirken), und in jeder Ballei war ein Haupthaus und mehrere Ordenshäuser. In jedem der

letztern hatte ein Gebietiger oder Commandeur (Comthur) das Regiment, wovon sie Commanderien oder Comthureien genannt wurden; in einem Haupthause oder am Sitz einer Ballei war ein Landcomthur. An der Spitze des Ordens stand der Meister, später Hochmeister genannt, auf den die Landmeister folgten. Zur Zeit, wo der Sitz der Hochmeister nach Preußen verlegt worden war, folgten die Vorsteher des Ordens in folgender Reihe. Nach dem Hochmeister kam der Deutschmeister, darauf der Meister von Liefland. Dann die übrigen fünf Großgebietiger: 1) Der Großcomthur, der bei Abwesenheit des Hochmeisters dessen Stelle vertrat. 2) Der Ordensmarschall, der Heerführer der Ritter und Aufseher über alles, was zum Kriegsdienst gehörte. Er folgte dem Rang nach dem Großcomthur, jedoch im Krieg ging er ihm voran. 3) Der oberste Spittler, hatte die Aufsicht über die Spitäler. 4) Der Drapierer, hatte die Ordensdraperie oder alles, was zur Bekleidung der Brüder gehörte, zu besorgen. 5) Der Treßler, Schatzmeister (tresorier). Nach den Landmeistern und Großgebietigern kamen die schon oben erwähnten Landcomthure, sodann die Hauscomthure und die Ritterbrüder, endlich noch die geistlichen und dienenden Brüder.

Der erste Meister des Ordens des Sanct Marien-Spitals der Deutschen von Jerusalem war Heinrich Walpod. Als jene hochherzigen Bürger von Bremen und Lübeck sich zur Rückkehr von ihrer Pilgerschaft anschickten, übergaben sie ihr Spital diesem Bruder, dem Meister des neuen Ordens. Mit so geringen Mitteln, unter dem Gezelt von Segeltuch, nahm dieß seinen Anfang, und bald gehörten Besitzungen weit und breit, in zwei Welttheilen, dazu. Unter dem vierten Meister, Hermann von Salza (1210—1239), steht der Orden schon in der höchsten Blüthe. Vor Damiette waren fremde Ritter und Fürsten Zeugen, wie die Deutschordensbrüder, in den Gefechten mit den Saracenen, die unglaublichsten Thaten vollbrachten, und hernach, statt auszuruhen im Kampf, die niedrigsten Dienste der Krankenpflege übernahmen. In einer uns erhaltenen, noch im Lager vor Damiette ausgestellten Urkunde eines holländischen Kreuzfahrers spricht dieser mit Rührung davon, wie er diese Anstrengungen in der Schlacht und am Krankenbett mit Augen gesehen. So viel Heldenmuth und Hingebung mußten reiche Früchte tragen. Und um so mehr mußten Macht und Ruhm und Besitzungen der Ordensbrüder sich verbreiten, da ein großgesinnter Meister so lange Zeit hindurch an ihrer Spitze stand. In allen gefahrvollen und schwierigen Unter-

nehmungen, in Kriegen und Unterhandlungen sehen wir von nun an den Ordensmeister Hermann von Salza an der Seite des Kaisers. Es war die Zeit des unheilvollen Zwiespalts zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten; und nur dem Deutschordensmeister gelang es, die Entzweiten zu versöhnen. Rasch nach einander folgten die Beweise von Huld und Gunst für den Orden, von Seiten der Päpste wie des Kaisers. „Was man den Brüdern dieses Ordens spendet," heißt es in einer päpstlichen Bulle, „wird niedergelegt in die himmlische Schatzkammer, wo kein Rost frißt und kein Wurm naget." Kaiser Friedrich erhob den Ordensmeister zum Rang eines Reichsfürsten. So weit war man gekommen, nicht viel mehr als drei Jahrzehnte nach dem Anfang des Ordens! — Die Erwerbung des Landes Preußen war das, was dem Orden am meisten Glanz verlieh. Der Kampf um das Land war glorreich; der Besitz desselben war vielleicht das, was ihm am meisten verderblich war. Auf folgende Weise begab es sich, daß der Orden in den Besitz dieses Landes kam.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrschten die beiden Söhne Herzog Casimir's II. über Polen. Der jüngere, Konrad, hatte den nördlichen Theil, sein Bruder hatte Krakau mit dem südlichen Theil des Landes. Nördlich von Polen war das Land Preußen. Unter den wilden Völkern, die hier lebten, hatte früher Bischof Adalbert von Prag das Christenthum gepredigt und den Martyrtod gefunden. Noch weniger als die Predigten der Missionäre hatten die Waffen der benachbarten Fürsten dem Christenthum unter den Preußen Eingang zu verschaffen vermocht. Damals lebte im Gränzgebiet Herzog Konrad's ein Bischof, mit Namen Christian, vom Orden der Cistercienser. Da er in Bekehrung der Preußen einiges Glück hatte, ward ihm von Papst Innocenz III. die bischöfliche Würde verliehen und Preußen als Diöcese angewiesen. Aber es dauerte nicht lange und die Preußen fielen über die Christen her, und drangen verheerend in das Land Herzog Konrad's. Da rieth Bischof Christian dem Herzog, die Deutschordensbrüder, deren Ruf über Land und Meer schon bis nach Polen gedrungen war, zum Schutz seines Landes herbeizurufen. Der Ordensmeister, nachdem er lange überlegt, willigte endlich ein, schickte den Bruder Konrad von Landsberg mit noch einem Ritter nach Polen, um das Culmer Land kennen zu lernen. Als diese in Plozk anlangten und der polnische Herzog abwesend war, kam eben ein Heer der Preußen herangezogen, mit Raub und Brand das Land verheerend. Dieses Heer griffen die beiden Ritter mit einer Schaar von

Polen muthig an. Aber die Polen flohen; die Preußen hielten Stand. Beim ersten Zusammentreffen wurden die Ritter so schwer verwundet, daß sie wie todt dalagen; die polnischen Anführer wurden gefangen weggeführt und viel Volk niedergemacht. Aber Frau Agasia, die Herzogin, ließ nach dem Treffen auf dem Schlachtfeld die Leichen der beiden Ritter aufsuchen: es war noch Leben in ihnen, und sie wurden durch die Sorgfalt der Aerzte geheilt. Als sie genesen waren, zogen sie die Erkundigungen ein, wie ihnen befohlen worden. Herzog Konrad stellte mit Einwilligung seiner Gemahlin und seiner Söhne über die schon früher gemachte Schenkung des Culmer Landes Urkunde aus, mit specieller Angabe der Gränzen, und übergab dem Orden das Land Culm, was sie mit Gottes Hülfe in Zukunft den Händen der Ungläubigen entreißen könnten, zu ewigem Besitz, mit allen Rechten und Vortheilen, wie er selbst und seine Vorfahren sie besessen hätten. Auch Papst Gregor IX. bestätigte die vom Herzog mit den Deutschordensbrüdern eingegangene Uebereinkunft, wobei er den Rittern einschärfte, die Unbill zu rächen, die dort der Gekreuzigte erlitten, und das den Christen gehörige, von den Ungläubigen eroberte Land wieder zu gewinnen. „Rüstet euch," ruft er ihnen zu, „und seid unerschrocken, daß ihr morgen bereit seid zu streiten wider diese Heiden, die uns und unser Heiligthum gedenken zu vertilgen. Uns ist leidlicher, daß wir im Streit umkommen, denn daß wir solchen Jammer an unserm Volk und Heiligthum sehen. Aber was Gott im Himmel will, das geschehe!"

Nun begannen die von den Deutschordensrittern gegen die Preußen geführten Kriege. Da die oben erwähnten beiden Ritter, Bruder Konrad von Landsberg und sein Gefährte, wie die Chronik sich ausdrückt, nicht hatten, wo sie in Sicherheit ihr Haupt hinlegen konnten, so ließ ihnen der Herzog der jetzigen Stadt Thorn gegenüber auf einer Höhe eine Burg bauen, der sie den fröhlichen Namen „Vogelsang" gaben. Der Ordensmeister, Hermann von Salza, machte den Bruder Hermann, genannt Balk, zu seinem Stellvertreter oder zum Landmeister in Preußen, und sandte ihn nach diesem Lande mit einer Schaar von reisigen Knechten. Zugleich gab er ihm vier Ritter als Gehülfen. Diese nebst den beiden andern Rittern auf Vogelsang unternahmen es, mit ihren reisigen Knechten die Eroberung des Landes Preußen zu beginnen. Wie an kriegerischem Muth, so sehen wir auch darin die Deutschordensritter mit glänzendem Beispiel vorangehen, daß sie in dem neuen Ordensgebiet alsbald städtische Gemeinwesen einrichten, die sie auf's Beste mit Rechten und Freiheiten

ausstatten. Kaum haben sie den Fuß in's Land gesetzt, so erheben sich (im Jahre 1232) die Städte Culm und Thorn. Zu Ende dieses Jahres finden wir den Meister Hermann von Salza selbst im Lande, nicht nur um den Krieg zu führen, sondern hauptsächlich um die Verhältnisse der Bürger zu ordnen. Zugleich mit dem Landmeister von Preußen Hermann Balk, verleiht er den genannten Städten wichtige Privilegien, in einer ausführlichen unter dem Namen der „Culmischen Handveste" bekannten Urkunde (28. December 1232). Namentlich erhielten sie das Recht, daß die Bürger ihre Richter oder ihren Magistrat sich selbst wählen durften. Das neue Gesetz enthielt hauptsächlich das Magdeburgische Stadtrecht, daneben vlämisches Ackerrecht, schlesisches Bergrecht für Goldgruben, Freibergisches für Silbergruben. Diese Handveste wurde die Grundlage für die Rechtsverhältnisse der Deutschen in Preußen. Weiter erhoben sich die Städte und Vesten Marienwerder, Rheden, Elbing, Bartenstein, Braunsberg, Heilsberg. Noch vor dem Tod des Ordensmeisters Hermann von Salza und des Landmeisters Hermann Balk, die — im selben Jahr und im selben Monat, im März 1239 — unvergänglichen Ruhm zurücklassend, dahin geschieden waren, hatten die liefländischen Schwertbrüder, nach einer schweren Niederlage, die sie von den Litthauern erlitten hatten, gebeten, sie in die Gemeinschaft des Ordens aufzunehmen. Dadurch gewannen die Deutschordensbrüder zugleich die Herrschaft über Liefland. Neun Bisthümer, vier in Preußen und fünf in Liefland, sollten durch Gottesdienst und Unterricht die Lehre erhalten und verbreiten, das Schwert der Ritter als Landesherren sie schirmen. Schon war der größte Theil des Landes Preußen dem Orden unterworfen. Vergebens versuchten die, welche schon besiegt waren, durch Empörung, die übrigen durch verzweifelten Widerstand, ihre Freiheit zu behaupten. Unaufgehalten drang der Orden vorwärts. Im Jahr 1249 schloß der größte Theil der Landeseinwohner eine Capitulation, worin die Neubekehrten gelobten, nach christlicher Weise zu leben und gute redliche Christen zu sein. Der Orden gab ihnen dagegen volles Eigenthumsrecht über ihre Besitzungen. So schien wenigstens in den unterworfenen Landschaften die Ruhe befestigt zu sein. Gegen die übrigen Preußen ward der Krieg fortgesetzt. Wiederholt nahmen Heere von Kreuzfahrern, die den Rittern zu Hülfe zogen, daran Theil. Bei einem dieser Züge ward auf den Rath König Ottokar's von Böhmen in dem neueroberten Gebiet von Samland eine Veste angelegt, die ihm zu Ehren Königsberg genannt wurde.

Preußen von der Weichsel bis zur Mündung des curischen Haffs

war jetzt ein deutscher, unter der Oberhoheit des Kaisers und des Papstes stehender Staat, der vom Landmeister und den andern Großgebietigern des Ordens verwaltet wurde. Die Abgaben waren mäßig, die Lage der Einwohner in jeder Beziehung günstig. Schnell blühten die Städte auf unter dem Schirm ihrer deutschen Municipalverfassungen. Es war ein schönes, reiches Land. Danzig, Thorn und Elbing erwuchsen zu kleinen Freistaaten; sie gehörten alle drei zum Bund der Hansa. Anfangs hatten die Hochmeister keinen festen Wohnsitz, später ward zu einem solchen Marienburg. Die endlosen Kriege gegen Polen und Litthauen mußten zuletzt die Kraft des Ordens brechen. Fast hundert Jahre dauerte der wilde, hartnäckige Kampf mit den Litthauern, und nicht die Ritter allein, sondern auch ihre Gegner fochten mit Wundern der Tapferkeit. Bei dem glänzenden Siege von Rudau (1370), wo der Orden mit vierzigtausend Mann (darunter 1800 Ritter) gegen siebzigtausend Litthauer, Russen und Tartaren kämpfte, blieben zwar elftausend Feinde auf dem Schlachtfeld und eben so viele kamen auf der Flucht um; aber neben den erschlagenen Litthauern lagen auch zweihundert Ritter und Tausende vom Ordensheer auf der Wahlstatt. Unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen sank der Stern des Ordens. Der König von Polen Wladislaus Jagello kam mit einem furchtbaren Heere von Polen, Litthauern, Samogiten, Russen und Tartaren: im Ganzen hundertsechzigtausend Feinde. In der Ebene von Tannenberg stand ihm Ulrich von Jungingen mit dreiundachtzigtausend Mann gegenüber (15. Juli 1410). Schon wankte der rechte Flügel des polnischen Heeres. Da ward dem tapfern Hochmeister, der den Helm öffnete, um Luft zu schöpfen, ein Speer durch den Hals gerannt. Das Deutschordensheer gerieth in Unordnung. Jagello gewann den Sieg, der theuer erkauft, aber entscheidend war. Vom frühen Morgen bis spät am Abend hatte die Schlacht gedauert. Hunderttausend Todte, so wird erzählt, bedeckten das Schlachtfeld: sechzigtausend Polen oder Verbündete derselben, und vierzigtausend vom Ordensheer, darunter sechshundert Ritter. Viele Festungen in Preußen öffneten dem Sieger die Thore. Marienburg ward von Heinrich von Plauen vertheidigt. Der König belagerte es acht Wochen lang, und kehrte dann nach Polen zurück. Die Festungen kamen nun, eine nach der andern, wieder in die Gewalt der Ritter. Der tapfere Vertheidiger von Marienburg ward Hochmeister. Aber die Macht des Ordens war bis in den Grund erschüttert. Auch Spaltungen im Innern desselben folgten auf den unheilvollen Tag von Tannenberg. Der alte Geist des Ordens

war gewichen; und dieß hatte mehr als alles Andere den Tag von Tannenberg herbeigeführt. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen, nachdem er zwölf Jahre lang gegen die Angriffe der Polen und der meuterischen Preußen gekämpft hatte, mußte im Jahre 1466 den unglückseligen Frieden von Thorn schließen. Preußen ward jetzt getheilt: den westlichen Theil erhielt Polen; den östlichen behielt der Hochmeister, mit der Verpflichtung, dafür der Krone von Polen den Vasalleneid zu leisten. Mit dem Frieden von Thorn war alle Macht dahin. Immer hofften die Ritter noch auf Hülfe von Deutschland, wo man die Gültigkeit des Thorner Friedens, die Zerstückelung eines Reichslandes nicht anerkannte. Daher die Wahlen deutscher Fürstensöhne zur Hochmeisterwürde, zuerst des Herzogs Friedrich von Sachsen, dann des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher das Ordensland von seinem Oheim, Sigismund König von Polen, als ein lehnbares Erzherzogthum übernahm. Nachdem Bedenklichkeiten wegen der Ordensregel durch Luther und Melanchthon gehoben, ging Albrecht zum Protestantismus über, und heirathete die dänische Prinzeß Dorothea.

Der deutsche Orden hat zwar trotz dieser Verluste bis auf unsere Tage bestanden, doch hat seine welthistorische Bedeutung seit dem Tage von Tannenberg und dem Frieden von Thorn aufgehört.

5.
Bernhard von Clairvaux.

Wenn irgend einer, so kann Bernhard von Clairvaux „der Mann seines Jahrhunderts“ heißen, das in den größten Angelegenheiten des Staats wie der Kirche von ihm Geist, Anregung und Weisung empfing.

Bernhard wurde im Jahre 1091 zu Fontaines in Burgund, unweit Dijon, geboren. Sein Vater war ein angesehener Ritter; auf seine Erziehung hatte die fromme Mutter, Aleth, den größten Einfluß. Alle ihre sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter, brachte sie, sobald sie das Licht der Welt erblickten, zum Altare, sie Gott zu weihen; der Dritte unter ihren Söhnen zeigte schon in der Kindheit eine vorherrschend religiöse Richtung, welche sich unter dem Einflusse einer solchen Mutter frühzeitig entwickelt hatte. Nach dem Tode seiner Mutter gerieth der Jüngling in Gesellschaft, durch welche er von jener früheren Richtung abgezogen wurde. Doch war diese zu tief in seinem Gemüthe begründet, als daß nicht von derselben zuletzt eine mächtigere Gegenwirkung gegen alle späteren Ein-

drücke hätte ausgehen müssen und er beschloß, von den weltlichen Banden sich ganz frei zu machen und Mönch zu werden. Seine Brüder, denen dieß nicht willkommen war, suchten ihn davon abzubringen und der Liebe zum Klosterleben durch eine andere der edleren Richtungen dieser Zeit entgegenzuwirken, die in Frankreich besonders beginnende wissenschaftliche Begeisterung. Dieß war wirklich nicht ohne Erfolg, aber das Andenken an seine Mutter rief die Eindrücke seiner Kindheit in ihm hervor, er glaubte öfter ihr Bild vor sich zu sehen und ihre mahnende Stimme zu hören. Als er einst auf dem Wege war, seinen Bruder, einen Ritter, der an der Belagerung eines Schlosses theilnahm, zu besuchen, wurde er von solchen Gefühlen übermannt, daß er in eine am Wege stehende Kirche ging, dort mit einem Strome von Thränen sein Herz vor Gott ausschüttete und sich ihm zur Ausführung seines Lebensplanes weihte. Es charakterisirt ihn, daß er gleich das Musterbild des strengsten Mönchsthums dieser Zeit, durch welches viele andere zurückgeschreckt wurden, erwählte.

Damals zeigte sich das erstemal jene auffallende Erscheinung im Leben dieses großen Mannes, welche uns während seines Lebens so oft begegnet: die wunderbare, Alles hinreißende Macht seines Beispiels. Bernhard trat nicht allein in's Kloster. Dreißig der edelsten Jünglinge und Männer kamen mit ihm. Und nicht nur folgten ihm nach vier Jahren sein Vater, dann sein Oheim, sondern auch seine übrigen fünf Brüder, deren einer durch Waffenthaten in Spanien bereits Ruhm und Glücksgüter errungen; auch seine Schwester Humbelina weihte sich mit Zustimmung ihres Gemahls dem geistlichen Leben. Was hier in dem eigenen Hause, das geschah in so manchen andern; und wie gewaltig er gewirkt, würde aus dem Zeugniß eines seiner Lebensbeschreiber erhellen, daß Mütter ihre Kinder, Frauen ihre Gatten, Freunde die Freunde versteckt hätten, um sie gegen seine Aufforderung zu verwahren, wenn wir nicht sonst wüßten, daß Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Edelfrauen, Personen jeden Standes mit Hintansetzung von Macht, Gütern und Genüssen zu diesen Genossenschaften sich drängten.

Bernhard wurde Mönch mit ganzer Seele; in den körperlichen Arbeiten wie in den geistigen Uebungen suchte er dem Ideal dieses Standes zu entsprechen. Er selbst mußte sich nachher darüber anklagen, daß er in den ersten Jahren durch übertriebene Strenge seinen Körper zu sehr geschwächt hatte und sich dadurch in seinen Amtsgeschäften nachher gehindert fand. Aber seine vielseitige Thätigkeit beweist, wie er durch die

Kraft des Geistes sein schwaches gebrechliches Organ sich dienstbar zu machen und die Hindernisse der Kränklichkeit zu überwinden wußte. Und in dieser Zeit verschaffte ihm eine solche Erscheinung, welche von seiner strengen Aszese zeugte, desto größere Verehrung; die feurige Kraft, mit der er im Contrast zu seiner körperlichen Schwäche sprach und handelte, konnte desto größere Wirkungen hervorbringen. In den drei Jahren seines Aufenthaltes in Citeaux erwarb er sich schon so großes Ansehen, daß er, erst fünf und zwanzig Jahre alt, selbst zum Abte eines Klosters gemacht wurde. In einem öden und wilden, von Bergen eingeschlossenen Thale in dem Bisthum Langres — welches ehemals als Sitz einer Räuberbande das Wermuthsthal (vallis absinthialis) genannt worden, nachher von derselben gereinigt, das helle Thal (clara vallis) hieß — sollte ein neues Cistercienserkloster gestiftet werden, welches daher den Namen Clara vallis oder Clairvaux erhielt. Bernhard wurde (im Jahre 1115) Abt in demselben, und dieses Kloster bildete nun den ersten Sitz seiner vielseitigen Wirksamkeit, von welchem aus sie sich über ganz Europa verbreitete. Seitdem wurde eine immer größere Zahl von Männern aus allen Ständen, Ritter und Gelehrte, zu dem Cistercienserorden hingezogen. Die Strenge, welche früher Viele abgeschreckt hatte, gab nun für Viele höheren Reiz. Nach dem Beispiele von Clairvaux entstanden in Wildnissen Klöster, deren Namen von dem, was das innere Leben in ihnen gewinnen könne, zeugen sollten. In sieben und dreißig Jahren hatte sich die Zahl der dem Abte von Citeaux untergeordneten Klöster bis auf sieben und sechzig vermehrt.

Unter Bernhard's Leitung konnte jenes in einer unbekannten Gegend angelegte Kloster durch die saure Arbeit der Mönche so viel erwerben, daß bei einer schweren Hungersnoth im Burgundischen, da von allen Seiten Schaaren schmachtender Armen zu den Pforten des Klosters hinströmten, zwei Tausend derselben ausgewählt, und durch ein besonders ihnen aufgeheftetes Zeichen kenntlich gemacht wurden, welche man mehrere Monate mit allen erforderlichen Nahrungsmitteln versorgte, während Andere unbestimmte Almosen empfingen. Clairvaux ward das Muster des Klosterlebens; aus demselben wurden Kolonien, um nach dem Vorbilde desselben andere Stiftungen zu gründen, von allen Seiten her verlangt, so daß es dem Abt Bernhard zuweilen an Mitteln fehlte, um allen Anforderungen zu genügen. Nach allen Theilen von Frankreich, Italien, Spanien, der Schweiz, Deutschland, England, Irland, Dänemark und Schweden mußten Mönche aus Clairvaux gesandt werden, neue Klöster

zu gründen, oder alte zu reformiren, so daß Bernhard bei seinem Tode (1153) hundert und sechzig Klöster, welche auf diese Weise unter seinem Einflusse sich gebildet hatten, zurückließ. Daher wurden von allen diesen Gegenden her Verbindungen mit ihm angeknüpft und die so entstandenen Klöster betrachteten ihn auch immer als ihren Vater und Lehrer. So mußte sein Briefwechsel und sein Einfluß nach allen jenen Ländern hin sich verbreiten. Er war der Rathgeber der Großen, Bischöfe, Fürsten und Päpste. Er wurde häufig von ihnen zu Hülfe gerufen, Streitigkeiten zu schlichten und Unruhen zu beschwichtigen, so daß er selbst darüber klagen mußte, daß er in seiner äußerlichen Geschäftigkeit ein so einsames Leben führe. Die allgemeine Begeisterung verlangte ihn in mehreren ansehnlichen Städten, Langres, Chalons sur Marne, Rheims, Genua und Mailand zum Bischof, aber er schlug alle solche Anträge aus. Bei den Fürsten und Großen trat er als Fürsprecher für Unglückliche, Unrechtleidende auf und zeigte ihnen freimüthig das Schlechte, was unter ihrem Namen geschah. Es gehören Bücher dazu, das umfassende Wirken dieses Mannes in jenen Zeiten darzustellen. [1]) Wir müssen uns hier mit einer Andeutung begnügen. Bernhard war es, der im Jahre 1130 die allgemeine Anerkennung des rechtmäßig gewählten Papstes Innocenz II. gegen den Gegenpapst Anaklet II. durchsetzte und die christliche Kirche vor einem Schisma bewahrte. Zahlreiche Versöhnungen und Friedensschlüsse in Italien, Deutschland und Frankreich waren sein Werk. Ein einziges Beispiel für viele. Wilhelm, Herzog von Aquitanien, hatte gleichfalls die dem rechtmäßigen Papste ergebenen Bischöfe und Priester verfolgt und vertrieben. Bernhard eilte zu ihm. Der gefürchtete Machthaber hörte seine Reden an, bekehrte sich aber nicht. Bernhard, niemals an dem Heile selbst der verstocktesten Sünder verzweifelnd, verdoppelte indeß seine Bemühungen, Thränen und Gebete, bis endlich der Herzog, sein Herz der Gnade öffnend, der Spaltung entsagte. Allein, da er die vertriebenen Bischöfe doch nicht in ihre Sprengel wollte zurückkehren lassen, bestieg der Heilige den Altar, um das hochheilige Opfer darzubringen, während der Herzog und seine Anhänger, als mit dem Banne belegt, vor der Kirchenthüre blieben. Nach der Wandlung und als der Friedenskuß gegeben war, nahm der Heilige, vom Geiste Gottes angetrieben, die heilige Hostie, trat dann vor die Kirchenthüre und sprach, nicht mehr als Bittender, sondern mit mächtiger Stimme zum Herzoge: „Bisher haben wir

1) Wir besitzen solche Bücher, gründlich und schön geschrieben, in den Biographien Bernhard's von Neander und Ratisbonne.

Bitten angewandt, und du hast sie verworfen. Mehrere Diener Gottes haben mit uns zu dir gefleht, und du hast nicht darauf geachtet. Siehe, nun kommt der Sohn Gottes selbst, das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, die du verfolgst, dein Richter, in dessen Namen alle Mächte im Himmel und auf Erden die Kniee beugen. Verachtest du auch diesen? Wirst du dich vermessen, ihn ebenso wie seine Diener zu behandeln?" Der Herzog fiel, wie vom Donner getroffen, zur Erde und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Bernhard hob ihn auf und hieß ihn sich mit dem anwesenden Bischofe von Poitiers aussöhnen. Die Spaltung war gehoben, und der Herzog umgewandelt.

Wie für die Einheit und Zucht der Kirche, so eiferte Bernhard auch für die Einheit des Glaubens. Er griff muthig alle Neuerer an, die zu seiner Zeit auftraten, unter Andern besonders Abälard.[1]) Arnold von Brescia, Abälard's Schüler, ahmte diesem aber weder in seiner Buße, noch in seiner Unterwürfigkeit nach. Dieser Mann, Lektor der Kirche zu Brescia, hatte zuerst in den Lombardischen Städten die Vielen willkommene Lehre gepredigt, daß kein Geistlicher, der irgend ein Eigenthum besitze, selig werden könne. Die Bischöfe, behauptete er, dürften keine Regalien, die Klöster keine Besitzungen haben; Alles dieß gehöre den weltlichen Fürsten, die es nur zum Nießbrauch und nur an Laien verleihen dürften. Dabei pflegte er, im Mönchsgewande auftretend, und mit gewandter Rede die Sitten der Geistlichen und Mönche scharf rügend, den Laien zu schmeicheln und sich eine wohlfeile Popularität zu erwerben, denn die Lehre, daß Jeder, der nach fremdem Gute gelüstete, Kirchen und Geistliche mit dem Bewußtsein, ein gutes, den Beraubten selbst ersprießliches Werk zu thun, plündern dürfe, mußte allgemeinen Beifall finden. Innocenz II. hatte ihm auf der Lateranischen Synode, 1139, Schweigen auferlegt; er war über die Alpen nach Zürich entwichen, und hatte dort seine Grundsätze mit glücklichem Erfolg ausgebreitet. Unter seinem Einflusse wurden zu Rom von einem wilden entfesselten Pöbel die ärgsten Gewaltthaten und Räubereien begangen; an den deutschen König Konrad erging eine Einladung „des Senats und des Volkes von Rom," er möge

---

1) Treffend ist Neander's Urtheil: „Abälard ist ein merkwürdiges Beispiel von dem engen Zusammenhang zwischen Gesinnung und Wissenschaft. Es zeigt sich überall mehr bei ihm der Mangel des Charakters als des Talents. Wäre er ein Mann von sittlich reinem Charakter gewesen, so würde er auch in der Wissenschaft mehr geleistet haben. Die Zerrissenheit seiner von streitenden Elementen (Sinnlichkeit und Ehrgeiz) bewegten Gemüthsart entspricht der Zerrissenheit seiner Theologie."

bei ihnen seinen kaiserlichen Sitz nehmen, und von Rom aus, wo nun jedes Hinderniß von Seite der Geistlichen (durch des Papstes Entfernung) weggeräumt sei, über Italien und Deutschland herrschen. Gegen diesen Irrlehrer trat der heil. Bernhard gleichfalls mit der größten Entschiedenheit auf. Er wandte sich in Briefen sowohl an den Papst, als an die Römer und deckte das Gefährliche der Lehre eines Mannes auf, der durch den Schein seines sittenstrengen Lebens Viele blendete. Indessen setzte Arnold sein Treiben noch lange fort, und nahm erst etliche Jahre nach Bernhard's Tode ein trauriges Ende.

Unter die großartigsten Ereignisse des Zeitalters Bernhard's gehört unstreitig der vornämlich durch ihn veranlaßte zweite Kreuzzug (1147 bis 1149), der freilich einen sehr traurigen Ausgang nahm. Um dieses große Werk in Ausführung zu bringen, begab er sich nach Deutschland, um auch die Germanen zu dem Eifer zu entflammen, den die Romanen bereits zeigten. Nach der Versammlung zu Chartres im Herbst des Jahres 1146 machte sich Bernhard in Begleitung von zwei Mönchen auf den Weg. In Mainz errang er seine ersten Erfolge, warb hierauf zu Worms fleißig für das Kreuzheer und traf dann in Frankfurt ein, wo sich damals gerade Kaiser Konrad III. aufhielt. Diesen zu gewinnen war die hauptsächlichste, aber auch schwierigste Aufgabe Bernhard's, da weder der Kaiser noch die Fürsten Deutschlands für den heiligen Feldzug günstig gestimmt waren. Durch die Wunder, welche der Mönch von Clairvaux that, gewann er das in Haufen um ihn versammelte Volk; er wäre fast erdrückt worden, wenn ihn nicht der Kaiser aus der Menge getragen hätte. Damit hatte Bernhard gewonnenes Spiel, sein Werk entwickelte sich immer glücklicher. Einer Einladung des Bischofs Hermann von Constanz folgend reiste er den Rhein hinauf, überall werbend mit dem besten Erfolg. In Constanz angekommen, versammelte sich eine Menge Volkes um ihn und ohne zu sprechen, gewann er die Gemüther für sich. Hierauf nahm er seinen Weg über Zürich, Rheinfelden, Basel, Winterthur nach Straßburg. Unterdessen nahte das Christfest des Jahres 1146 heran und da der Kaiser versprochen hatte, um diese Zeit eine Reichsversammlung nach Speier zu berufen, begab sich Bernhard dahin und ward mit großer Feierlichkeit empfangen. Der Reichstag war sehr zahlreich und in der glänzenden Versammlung ward die Kaiserkrönung gefeiert. Noch immer hatte Konrad auf das Begehren Bernhard's keine entscheidende Antwort gegeben. Da wandte sich dieser, nachdem er in Gegenwart des Hofes und einer Menge von Gläubigen

das Meßopfer vollendet, einer jener Regungen nachgebend, die mehr als einmal große Dinge hervorgebracht hatten, zu der Versammlung und hielt eine feurige Anrede über das Unglück des heiligen Landes. Sich direct an den Kaiser wendend, ruft er ihm mit donnernder Stimme zu: „O Mensch, was wirst du am Tage des Gerichts antworten!“ Konrad ließ den Redner nicht aussprechen und verlangte das Kreuz. „Ich erkenne,“ sprach er in Thränen, „daß Gott mir viel Gnaden verliehen und mit des Herrn Hülfe will ich mich deren nicht unwürdig zeigen. Ich bin bereit, mein Leben dem Herrn zu weihen und zu gehen, wohin er mich ruft.“ Die Menge, hebt gerührt, erstaunt und betroffen von diesem außerordentlichen Auftritt, die Hände gen Himmel, die ganze Stadt ist aufgeregt und erschüttert, weithin ertönt die Erde vom Jubel der Begeisterung.

Der heilige Bernhard löst bescheiden und ernst nach diesem Wunder der Wunder das heilige Banner vom Altar, legt es in die Hände des Kaisers und schmückt ihn mit dem glorreichen Zeichen des Gottes der Schlachten. Im nämlichen Augenblick knieen alle Fürsten, vom gleichen Gefühl durchdrungen, zu den Füßen des heiligen Predigers nieder und verlangen das Pilgerkreuz. Unter ihnen zeichnete sich der junge Friedrich von Schwaben aus, der ein Neffe des Kaisers war und als Erbe seines Thrones in der Folge unter dem Namen Barbarossa so berühmt ward. Er empfängt das Kreuz ungeachtet der Thränen und Bitten seines alten Vaters. Die Barone und Ritter folgen eifrig dem Beispiel ihrer Oberlehensherren; das Volk wie die Großen, geringe Leute und Vornehme, wollen das Kreuz aus den Händen des heiligen Bernhard empfangen. Kein Hinderniß, keine Rücksicht hätte diese allgemeine Begeisterung hemmen können; die große Sache des Kreuzzuges hatte jedes andere Interesse, jeden anderen Gedanken verschlungen. Menschen, die in Alter, Sitten, Stand und Herkommen noch so verschieden waren, verbanden sich unter derselben Fahne. Der ganze Reichszug, der zusammenberufen war, um den Uebeln des Reichs abzuhelfen, beschäftigte sich nur noch mit dem Schicksal Jerusalems. Diese plötzliche Veränderung galt, wie wir schon gesagt haben, für das Wunder der Wunder; alle Herzen gaben der Hoffnung Raum. Alle erwachten, ihre alte Zwiste vergessend, wie aus einem langen Schlaf, um ein neues Leben zu beginnen und christlichen Trost zu kosten. „Wie wunderbar!“ ruft ein gleichzeitiger Schriftsteller aus, „man sah Diebe und Räuber herbeieilen, Buße thun und schwören, ihr Blut für Jesus Christus zu vergießen!“ „Jeder vernünftige Mensch,“ setzt der Geschichtschreiber hinzu, „der Zeuge dieser an ihnen bewirkten Umwandlung ge-

wesen, erkannte darin den Finger Gottes, und war deßhalb nicht minder erstaunt."

In die letzten Lebensjahre Bernhard's (1148—1152) fällt die Abfassung seines berühmten Werkes: „Von der Betrachtung," einer Anweisung zur Verwaltung des päpstlichen Amtes, geschrieben auf Bitte des Papstes Eugen III. Er räth dem Papste, seine kostbare Zeit nicht mit der Schlichtung der zahllosen Prozesse, welche ehrgeizige und habsüchtige Menschen über Pfründenbesitz und ähnliche Dinge vor ihn brächten, zu vergeuden; in scharfen Worten rügt er den unersättlichen Geiz der Italiener und der Römer insbesondere, und bestätigte die auch von andern Zeitgenossen häufig ausgesprochene Beschwerde, daß der römische Klerus den Geschenken und der Bestechung so zugänglich, und vor Allem auf äußere Pracht, auf kirchlichen Pomp und Ehrenbezeugungen Gewicht legte. Dann mahnt er den Papst, den Mißbrauch der Appellationen, die häufig nur, um die Bischöfe in der heilsamen Ausübung ihrer Gewalt zu hemmen, eingelegt würden, zu beschränken, und die allzu zahlreichen Exemptionen der Bischöfe von der Metropolitangewalt und der Aebte von den Bischöfen abzustellen. Er schildert den Hochmuth und die unruhige Empörungssucht des römischen Volkes, welches sich nur zu unterwerfen pflege, wenn seine Widerstandsmittel erschöpft seien. Die Cardinäle möge der Papst aus allen Theilen der Kirche nehmen, und mit der größten Sorgfalt seine Legaten wählen, von denen Manche durch ihre Habsucht, durch ihre Beraubung der Kirchen und Klöster ihr wichtiges Amt geschändet hätten. Diese Schrift war Bernhard's letztes Werk. Sein schwacher Leib, dessen innere Lebenskraft schon in früher Jugend gebrochen, und der schon mehrfach am Rande des Grabes gestanden war, den aber die Gewalt des von Gott geweihten und durchdrungenen Geistes bisher belebt und getragen hatte, ging seiner Auflösung entgegen. Indeß die irdische Hülle, die ihn bisher umschlossen, zu brechen und in Trümmer zu gehen begann, blieb die Heiterkeit und Kraft des Geistes ungeschwächt. Noch einmal erhob er sich von seinem Todesbette. Ein blutiger Streit war zwischen den Bürgern von Metz und den benachbarten Großen ausgebrochen, da eilte der Erzbischof von Metz zu Bernhard und bat ihn um seine Vermittlung. Dieser zog krank mit ihm. Es gelang ihm auch, Frieden zu stiften, und er sagte seinen Freunden: „Seht, das ist die Vorbereitung zu dem Liede, das wir noch zu singen haben: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede unter den Menschen." Dann kehrte er nach Clairvaux zurück und starb 1153, im 63. Lebensjahre.

6.

Wibald von Stablo.

Mit den Fortschritten, welche die Geschichtswissenschaft in der neuern Zeit gemacht hat, ist die Ueberzeugung gewachsen, daß der Einfluß der geistlichen Fürsten auf die Leitung der Geschicke unseres Vaterlandes nicht nur sehr bedeutend, sondern auch im höchsten Grad heilbringend war. Aus dem Volke hervorgegangen, wurden sie nicht durch Geburt, sondern meist durch ihre sittliche und geistige Tüchtigkeit zu ihren hohen Würden berufen und sahen sich in ihrem Wirken durch keinerlei Familieninteressen beengt. An die Milde und Gerechtigkeit ihrer Regierung erinnert uns noch heute ein Sprichwort, welches gleichsam als Erfahrungssatz von Jahrhunderten dasteht: „Unterm Krummstab ist gut wohnen.“ Als zu verschiedenen Zeiten unser Vaterland nach den einzelnen Volksstämmen auseinander zu fallen drohte, haben die Kirchenfürsten die Einheit gewahrt; durch die Metropolitan- und Diözesanverfassung haben sie lange Zeit die Sondergelüste der Laienfürsten zu vereiteln gewußt; durch ihre Bemühungen für die Ausbreitung des Christenthums dem Reiche ganze Provinzen gewonnen; sie waren die Haupthebel zur Verbesserung der socialen Lage der untern Volksklassen. Gaben sie den weltlichen Fürsten an persönlicher Tapferkeit und Feldherrngröße nichts nach, so mußte die wissenschaftliche Bildung, die sie vor jenen voraus hatten, sie den Kaisern als Männer erscheinen lassen, die in die innere Politik einzugreifen und das Staatsleben zu regeln verstanden. Geistliche Rathgeber waren deßhalb auch die Rathgeber der tüchtigsten unserer Kaiser.

Doch nicht bloß auf den Erzstühlen und Bischofssitzen saßen im Mittelalter jene einflußreichen Männer, auch unter den Aebten der Klöster finden wir deren eine große Anzahl. Unter diesen zeichnet sich besonders Abt Wibald von Stablo aus, der auf eine Reihe von Kaisern und Päpsten großen Einfluß ausübte und sich um Kirche und Reich große Verdienste erwarb. Die Wissenschaften fanden an ihm einen fleißigen Förderer, an Charaktergröße steht er als leuchtendes Gestirn an dem Horizont seines Zeitalters.

Wibald stammte aus einer Familie, die in einem Hörigkeitsverhältniß zu dem Kloster Stablo stand, in welchem er von Kind auf seine Erziehung erhielt; zu besonderem Dank fühlte er sich sein ganzes Leben hindurch seinem Lehrer Reinhard gegenüber verpflichtet, dessen Ermah-

nungen zu christlicher Demuth er willfähriges Gehör schenkte, als er bereits zu hohen Würden gelangt war.

Wibald ist ohne Zweifel den gelehrtesten Männern seiner Zeit beizuzählen und wenn von den Verdiensten gesprochen wird, die sich die katholische Kirche um die Ausbreitung der Wissenschaft erworben, wenn die Männer genannt werden, die im Mittelalter durch ihre vielfachen Bemühungen für die Erhaltung der Schätze des classischen Alterthums sich unsterblich gemacht, dann wird auch er als Stern erster Größe leuchten. Obschon er mitten im Strome der Geschäfte, als unermüdlichster und kundigster Staatsmann mehrerer Kaiser, Gesandter in Rom und Constantinopel, Admiral und Feldherr im Kriege, als Vorsteher mehrerer Klöster wirkte, so nahm doch nie seine Liebe zu den Wissenschaften ab, in ihrer Pflege und Förderung erholte sich sein ermatteter Geist, aus ihnen schöpfte er neue Kraft zum muthigen Wirken. Concentrirte sich einerseits fast das ganze diplomatische Leben Deutschlands während der Regierung Conrad's III. in Wibald's Person, wie uns das seine zahlreichen Staatsurkunden, Depeschen und Aufsätze aller Art deutlich beweisen, so bildete er andererseits gleichsam den Mittelpunkt eines regen, wissenschaftlichen Aufstrebens und schwerlich dürfte uns aus dem ganzen Jahrhundert ein Staatsmann bekannt sein, der in gleichem Grade, wie er, die wissenschaftliche Richtung seiner Zeit so zu würdigen verstand und das Verhältniß der Schulstudien zum Leben so richtig erfaßte. Wir finden Wibald in sehr vielen seiner Briefe völlig vertraut mit der römischen Literatur. Daß er auch des Griechischen kundig war, was in seiner Zeit zu einer großen Seltenheit gehörte, daß er sich sogar in dieser Sprache geläufig bewegte, dafür sprechen seine wiederholten Geschäftsreisen nach Constantinopel.

In hohem Grade war Wibald für die christliche Wissenschaft begeistert und er widmete der Pflege derselben große Aufmerksamkeit. In der heiligen Schrift war er sehr bewandert, seine Kenntniß der Kirchengeschichte tritt häufig in seinen Briefen hervor und er fühlt sich mächtig bewegt, wenn er all' jene großartigen Persönlichkeiten an seinen Blicken vorüber gehen ließ, welche die Kirche seit den ältesten Zeiten als Führer und Leiter gehabt; ihren Geist und ihre Bestrebungen, schreibt er, könne man bewundern und loben, aber sie erreichen könne man nicht. Wibald's umfassende Kenntnisse im canonischen Rechte veranlaßten selbst hohe Würdenträger der Kirche, sich bei ihm Raths zu erholen.

Philosophische Studien wurden von ihm mit einem solchen Ernst

betrieben, daß man ihn „die Rüstkammer der Philosophie“ nannte. Den Geist der alten Philosophenschulen hatte er vollkommen aufgefaßt und verstand es, an sie anknüpfend, jüngere Freunde vor Abwegen zu warnen und dann auf seine eigenen Zeiten übergehend besonders abzumahnen von einer sophistisch-dialectischen Betreibung dieses Studiums.

Wibald besaß eine solche Kraft der Rede und wußte so auf die Gemüther der Menschen einzuwirken, daß man ihn den Cicero der Zeit nannte und sich Alle vor dem unerschöpflichen Strome seiner Beredtsamkeit scheu zurückzogen. Dadurch nur läßt es sich erklären, daß er so viele Jahre lang auf Kaiser und Päpste gewirkt, und daß die wichtigsten Geschäfte, mit denen er betraut ward, so schnell zum Abschlusse kamen. Schon seine ganze Persönlichkeit mußte imponiren, sich aber zugleich auch ihrer eigenen Größe bewußt sein. Er gehörte zu den feurigen cholerischen Naturen und war als solche mit großer Willens- und Thatkraft begabt; kühn und entschieden in seinem Auftreten, wich er keinem Kampfe aus und weder Entbehrungen, noch Opfer konnten ihn bewegen, abzustehen von dem, was er einmal begonnen. Seine Briefe sind voll von Beweisen, von welcher Gluth der Begeisterung für Religion, Recht, Wissenschaft und Ehre er durchdrungen gewesen, welchen männlichen Widerstand er gegen Lüge und Unrecht gezeigt. Galt es Rechtsverletzungen zu bekämpfen, so fühlte er sich wie von einem mächtig lodernden Feuer ergriffen und in stürmender Rede strömten dann Worte über seine Lippen, welche die gewaltige Aufregung seines Innern verriethen. Schnelle Auffassungsgabe, scharfes Urtheil und klare und lebendige Anschauung verband sich mit der Thatkraft seines Willens; sein Geist, kein bloßer Spiegel, strahlte weithin eigenes Licht aus.

Schon in dem Jahre 1122 oder 1123, als er Mönch im Kloster Stablo war, ward Wibald von Kaiser Heinrich V. an den Hof gezogen und zu Gesandtschaftsreisen verwendet. Seine politische Laufbahn begann also gerade in einer Zeit, in welcher die langen Kämpfe zwischen Kirche und Reich, nach Abschluß des wormser Concordates, ausgeglichen waren. Wibald mochte so die Segnungen des Friedens zwischen beiden Gewalten kennen zu lernen Gelegenheit finden und wohl mag er schon damals die Richtung, die er in seinem ganzen spätern Leben so standhaft behauptet hat, einzuschlagen begonnen haben, nach der er auf die Erhaltung der Eintracht zwischen Kaiser und Papst alle seine Kräfte verwendete, in ihr den größten Segen für sein Vaterland sah. Kaum dürften wir irren, wenn wir auch ihn thätig sein ließen bei jener kirchlichen Reaction, die

nach dem Tode Heinrich's V. so offen im Reiche hervortrat und durch die Wahl des kirchlich gesinnten Lothar von Supplinburg, von dem man eine versöhnlichere Politik dem Papste gegenüber voraussah, zu bethätigen wußte. Ohne Zweifel hat Wibald bei Lothar in großem Ansehen gestanden, da ihn derselbe auf seinem zweiten Feldzug nach Italien zum Admiral der kaiserlichen Flotte ernannte und ihn in einem Briefe Kanzler des römischen Reiches, Magister Capellanus und Friedensfürst nannte.

Auf Conrad III. übte Wibald stets den entschiedensten Einfluß aus und erhielt für seine Dienste reichliche Belohnungen. Die Leitung aller kirchlich-politischen Angelegenheiten waren ihm ausschließlich übertragen und er soll im Jahre 1146 bereits sechsmal als königlicher Gesandter in Reichsgeschäften bei dem Papste gewesen sein. Während des Kreuzzugs Conrad III. war Wibald thatsächlich der Verweser des Reichs. Zwar hatte Conrad die Fürsorge für seinen Sohn Heinrich dem Reichsprimas, dem Erzbischofe Heinrich von Mainz, übertragen, aber die Verwaltung des Staats hatte er auf Wibald's Schultern geladen. Ihn hatte der Kaiser als den treuesten und tüchtigsten Diener erkannt und versäumte deßhalb nicht, gerade ihm vom hl. Lande aus häufige Berichte über seine dortigen Feldzüge mitzutheilen und ihn inständig zu bitten, „daß er doch nicht aufhören möge, mit seiner Klugheit den jugendlichen Heinrich zu führen und zu leiten,“ und weil Wibald den königlichen Sohn gleichsam „an der Hand geführt“ und unter allen Fürsten sich keiner gefunden, der aus allen Kräften dem Vaterlande sich so treu erprobt, versprach ihm Conrad vor allen Andern seine Huld und Gnade und einen Dank, der sich in Werken offenbaren werde. Heinrich zeigte sich dem Abte in Allem gefügig; nur seinem Rathe und seiner Klugheit folgte er „in der Verwaltung des Reiches, in der Befestigung des Friedens, in der ehrenvollen Aufnahme der Fürsten,“ und Wibald hat dem Vaterlande so vorgestanden, daß man den abwesenden Conrad nicht vermißte.

Als der griechische Kaiser Emanuel mit Conrad III. in ein enges Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältniß treten wollte, stützte er sich vorzüglich auf den Beistand Wibald's, dessen Einfluß er kannte, er ließ kein Mittel unversucht, sich denselben geneigt zu machen; in einem Briefe nennt er ihn den Preiswürdigsten, bezeichnet ihn als den tüchtigsten Beistand des Königs Heinrich, sucht bei ihm um weitere briefliche Berichte aus Deutschland nach und überschickt ihm, um seine volle Gunst an den Tag zu legen, ein ehrenvolles Geschenk.

Während seines Aufenthalts im Morgenland war Conrad nicht unberührt geblieben von den daselbst bestehenden Anschauungen über das Verhältniß des weltlichen Machthabers zur Kirche, und bereits liefen Gerüchte von einer bevorstehenden Unterdrückung derselben durch den deutschen Kaiser um. Daß aber dieser Einfluß, den das Morgenland auf Conrad ausgeübt, mehr eine bloß augenblickliche Gesinnungsentfremdung gegen den Papst, als einen vollständigen Bruch zwischen Kirche und Reich verursachte, ist ohne Zweifel dem Wirken Wibald's zu verdanken. Während seiner langen Anwesenheit bei Hofe suchte er den Eindruck der griechischen Anschauungsweise kirchlicher Verhältnisse aus der Seele des Königs zu verwischen und trat, im Vertrauen auf die Freundschaft, die er bei Conrad genoß, mit Ernst Einflüsterungen entgegen, die jene Anschauungsweise zu verstärken versuchen mochten. Wohin ein willkürliches weltliches Eingreifen in Kirchensachen, wie das die griechischen Kaiser schon Jahrhunderte hindurch sich angemaßt, ein fürstlicher Absolutismus, der die Gewissen mit Schwertgewalt sich gefügig machen will, nothwendig führen muß, zeigt uns die ganze traurige Geschichte des griechischen Reiches und unser eigenes Vaterland hat zu seinem großen Schaden während einer Reihe von Jahren unter der Regierung Friedrich's I. davon die Erfahrung machen müssen. Wenn Wibald einem solchen Streben entgegenkämpfte, so hat er es auf Grund einer richtigen Würdigung auch der politischen Verhältnisse und zum Segen Deutschland's gethan.

Die lebhafteste politische Thätigkeit entwickelte Wibald auch unter Friedrich I. Derselbe hatte Gelegenheit genug gehabt, die Gewandtheit und Tüchtigkeit Wibald's in der Leitung von Staatsgeschäften kennen zu lernen. Kaum sah sich deßhalb Friedrich auf den deutschen Königsthron gehoben, als er, ebenso wie die früheren Kaiser, Wibald an sich fesselte, ihn unter seine vertrautesten Rathgeber aufnahm und in der Folge die wichtigsten Geschäfte seiner Klugheit und Sorgfalt übertrug. Besonders erfolgreich und verdienstvoll war die Vermittlerrolle, welche Wibald spielte zwischen Friedrich und der Kirche. Von der Umsicht und Klugheit, welche Wibald auf einer Mission nach Constantinopel entwickelte, legt ein Schreiben Friedrich's an ihn Zeugniß ab. In demselben heißt es: „Was der Ruf verkündet, bewahrheitet der Erfolg der Thaten: daß deine Person, durch sehr viele Tugenden ausgezeichnet, durch eine bewunderungswürdige Gesinnungstreue und durch eine unbestechliche Gewissenhaftigkeit hervorstrahlt, daß eher die Sonne ihren Glanz verlieren würde, als du ablassen von deiner Aufopferung für's Reich. Deßhalb hegen Wir denn auch zu

deiner Ehrenhaftigkeit das höchste Vertrauen, wollen noch schwierigere Reichs-Angelegenheiten nach deinem Rathschluß führen und weil du Andere an Treue und Rechtlichkeit übertriffst, so ist es unser Wunsch, daß du in der Führung unserer Geschäfte die vornehmste und thätigste Stelle einnehmest.' Und in Wirklichkeit hat Friedrich nicht unterlassen, Wibald, „seinen herzinnigen Freund," mit den wichtigsten Geschäften zu betrauen.

Was die kirchliche Stellung Wibald's angeht, so war er zuerst Mönch und Lehrer zu Vasor, später Lehrer und Portarius zu Stablo, bis er Abt dieses Klosters ward; sein ganzes Leben hindurch versäumte er nicht, segensreich für dasselbe zu wirken. Gegen die auf ihn gefallene Wahl zum Abt von Corvey erhob er anfangs Bedenken, nahm aber doch diese Würde an, während er es ausschlug, Abt des Klosters Vasor zu werden. Er starb auf der Rückreise von Constantinopel am 19. Juli 1158 in Paphlagonien und seine Gebeine wurden in die Gruft zu Stablo gesenkt.

7.

Friedrich I. und Alexander III. zu Venedig.

Nur wenige Augenblicke in der Geschichte des Mittelalters gleichen dem der Aussöhnung Kaiser Friedrich's I. mit Papst Alexander III. Nach achtzehnjährigem Kampfe ward Friede geschlossen zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, und die Kirche feierte einen ihrer schönsten Sabbathtage. Der 24. des Julius 1177 war dieser glückliche Tag, Venedig die glückliche Stadt, die Zeuge der Feier war. Historiker und Dichter haben jenen Moment, wo Friedrich zur Einheit der Kirche zurückkehrte, geschildert, die Sage hat sich seiner bemeistert und hat der Kunst die Farben geliehen, damit auch sie der Nachwelt davon die Kunde bringe. Vernehmen wir das Zeugniß der Geschichte.

In das Erbtheil der Heinriche war das Geschlecht der Hohenstaufen getreten, den Streit mit der Kirche, der unter Lothar und Konrad geruht, nahm Friedrich stolzen Sinnes wiederum auf. Im Gefühle seiner Macht, im Bewußtsein seiner geistigen Kraft, begann er diesen Kampf. Ihm, dem Helden, stand ein Held gegenüber. Doch wollen wir nicht mit neueren Schriftstellern dieses Papstes Größe dadurch bezeichnen, er sei würdig seines Gegners gewesen; nicht Friedrich ist die Sonne, um die sich Alles dreht, die Kirche ist's, und Alexander war ihr würdiger Streiter. Aber anerkennen muß man, daß vor Gregor VII. Alexander durch die Person seines Gegners begünstigt war; er fand einen Wider-

sacher, der trotz aller Feindseligkeit, die er gegen die Kirche geübt, doch sein Herz durch die Strahlen der göttlichen Gnade erwärmen ließ, der, ein ächter deutscher Mann, wohl irren und fehlen, aber auch bereuen konnte. Als Friedrich sich mit der Kirche ausgesöhnt, da war es ihm in seiner ganzen Seele Ernst; über den Sinn des Büßers von Canossa, als der Papst ihn von dem Banne löste, mag nicht geurtheilt werden, ihn richten seine Werke.

Im Jahre 1152 einstimmig zum Könige der Deutschen gewählt, begab sich Friedrich nach Italien, um hier an heiliger Stätte von Papst Hadrian IV. das kaiserliche Diadem zu empfangen. Allgemeine Sitte der Zeit erheischte von ihm, seine persönliche Ehrerbietung gegen das kirchliche Oberhaupt der Christenheit dadurch zu bezeigen, daß er ihm, als er zu Rosse stieg, den Stegreif hielt. Dieser sinnbildlichen Handlung, welche seine Vorfahren im Reiche dem Papste erwiesen, weigerte sich Friedrich. Erst nach langem Verhandeln fügte er sich in das Herkommen und empfing vom Papste die Kaiserkrone. „Gerne würde ich Dir noch größere Wohlthaten, als diese, erzeigt haben," bemerkte Hadrian dem Kaiser späterhin in einem Schreiben, welches das Unglück hatte, so sehr den Zorn desselben zu erregen, daß die Cardinäle, welche es überbracht, fast ein Opfer ihrer Botschaft geworden wären. Durch das Wort Beneficia (Wohlthaten) war Friedrich's Zorn entflammt worden, da er es also verstand, als ob damit der Papst ihn seinen Vasallen genannt hätte. Als Friedrich darauf im Jahre 1158 nach Italien gekommen war, verführte ihn sein herrischer Sinn, von dem Pfade des Rechts abzulenken und die breite Bahn der Willkür zu verfolgen. Nicht nur die Städte der Lombardei, lang begründeter Freiheit genießend, sollten die Schwere seines Armes empfinden; sondern seines Eides uneingedenk, wendete er sich auch gegen das Besitzthum des Papstes; die Mathildischen Güter wurden von ihm verliehen und das Erbe des heiligen Petrus der Schatzung unterworfen. Die Spannung unter den beiden Oberhäuptern der Christenheit nahm immer mehr zu, und Papst Hadrian soll im Begriffe gestanden sein, über den Kaiser den Bann auszusprechen. Der Tod des Papstes verhinderte dieß, gab aber die Veranlassung zu einer folgenreichen Gewaltthat Friedrich's. —

In gesetzlicher Weise war von den Cardinälen Roland Bandinelli zum Papste gewählt worden; er nannte sich Alexander III. Dem Kaiser war er wegen seines festen kirchlichen Sinnes bekannt, und als Ueberbringer der oben erwähnten Botschaft Hadrian's verhaßt; ihm

lag daran, einen seinen Wünschen fügsameren Mann den päpstlichen Stuhl besteigen zu sehen. Daher hatten seine Legaten sich bemühet, die Wahl des Cardinals Octavian durchzusetzen, es war aber nur gelungen, zwei Stimmen für denselben zu gewinnen. Dessenungeachtet erkannte Friedrich diesen, der sich Victor IV. nannte, als Papst an, während der rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten flüchtigen Fußes Italien verlassen mußte. So begann jener achtzehnjährige Kampf zugleich von großer politischer Bedeutung; seiner eigentlichen Natur nach war es aber ein kirchlicher Kampf, da Friedrich ihn durch das Unheil des Schismas, welches er über die Christenheit gebracht, herbeigeführt, und die dadurch entzündete Flamme genährt hat. Jetzt wurde über ihn, der die Einheit der Kirche zerrissen, und über seinen Gegenpapst, von Alexander der Bann gesprochen. Aber des Kaisers Herz war lange Zeit hindurch so verhärtet, daß selbst die zweimalige Mahnung des Todes, welcher die von Friedrich eingesetzten Afterpäpste vor den göttlichen Richterstuhl rief, ihn dennoch nicht erweckte. Da traf Gottes Hand den Kaiser selbst; er sah sein Heer in der Schlacht von Legnano (1176) durch die Lombarden vernichtet, und nach einem schweren Kampfe, den er mit dem langgenährten Stolze in seinem Innern bestanden, siegte Friedrich über sich, und also triumphirend feierte er selbst den Triumph der Kirche.

Alexander, von der Christenheit als rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt, hatte in Frankreich eine gastliche Zufluchtsstätte gefunden, und war nunmehr nach Italien zurückgekehrt. Ihm, einem der größten Päpste, der durch seine Weisheit, Mäßigung und Unerschütterlichkeit glorreich den Kampf für die Freiheit der Kirche gestritten hatte, ihm ward nun auch selbst die Freude zu Theil, den heimkehrenden Sohn der Kirche wiederum in den Frieden derselben aufzunehmen.

Diese Rückkehr geschah, wie Alexander es den um ihn zu Ferrara versammelten Bischöfen frohen Herzens verkündigte, auf den Antrieb dessen, der den Willen der Fürsten nach seinem Wohlgefallen lenkt, und über die Herzen der Könige verfügt. Dankerfüllt rief Alexander aus: „Gepriesen sei die Ehre des Herrn an Seiner heiligen Stätte; denn siehe, der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Ecksteine geworden, und ist gestellt auf die Zinne der Kirche. Nicht durch einen Menschen, durch Gott ist es geschehen, und wunderbar ist es in unsern Augen, daß ein greiser waffenloser Priester dem deutschen Zorne widerstehen und ohne Krieg die Gewalt des Kaisers überwinden konnte. Dieß glauben wir, ist aus der offenbaren Fügung Gottes hervorgegangen, damit der menschliche Hoch-

muth dessen gedenke und die ganze Welt es anerkenne, daß wider Gott zu streiten unmöglich sei, und Niemand wage, Seiner Macht entgegen zu sein. Denn Gott allein herrscht in dem Reiche der Menschen und gibt es, wem er will.“ —

Alexander begab sich darauf nach Venedig, und nachdem im Voraus die Bedingungen des Friedens im Allgemeinen festgestellt worden waren, sendete er dem Kaiser, der sich bis Chioggia genähert hatte, mehrere Schiffe zum Empfange entgegen. Er selbst aber verfügte sich am Sonntage in der Frühe — es war am Tage vor dem Feste des heiligen Jakobus — nach der Kirche des heiligen Markus, und ordnete mehrere Cardinäle und Bischöfe an den Kaiser ab, die ihn im Namen des Oberhauptes der Kirche von den Fesseln des Bannes lossprechen sollten. Dieß geschah, und nach dem Vorgange Christian's, den Friedrich zum Erzbischofe von Mainz eingesetzt hatte, schwuren sämmtliche Prälaten, die sich um den Kaiser befanden, daß sie nur Alexander als den rechtmäßigen Papst anerkennen wollten.

Ziani, der Doge von Venedig, sobald er vernommen, daß Friedrich vom Banne gelöst war, eilte ihm zu Schiffe entgegen, begleitet von einer großen Menge des Klerus und des Volkes. Der Kaiser bestieg das herzogliche Schiff, und ward auf demselben bis an das Ufer des St. Markusplatzes geführt. An der Kirche selbst harrte der Papst, mit ihm der Patriarch von Aquileja und viele andere Bischöfe; da nahte Friedrich, vor ihm her in feierlichem Zuge der Doge nebst Geistlichkeit und Volk mit Kreuz und Fahnen.

Von dem Hauche der göttlichen Gnade berührt, konnte Kaiser Friedrich seine Gefühle nicht länger beherrschen; den kaiserlichen Purpur warf er von sich und stürzte hin zu den Füßen des Priestergreises. Dieser hob ihn auf und empfing ihn mit dem Kusse des Friedens, laut jubelnd aber stimmte der deutschen Sänger Chor den Hymnus: „Herr Gott, dich loben wir“ an. Friedrich ergriff des heiligen Vaters Rechte, führte ihn in die Kirche, empfing von ihm den Segen und begab sich dann in die ihm gastlich bereitete Wohnung.

Der Bitte des Kaisers gemäß verhieß noch an dem Abende des freudigen Tages der Papst, am folgenden Morgen zu St. Markus die heilige Messe zu lesen. Da wollte Friedrich die Demuth, welche er Gott liebend in sein Herz aufgenommen, auch durch die That bewähren. Seinen kaiserlichen Mantel legte er ab, nahm den Stab zur Hand, vertrieb als Marschall die Laien aus dem Chor und harrte an der Thüre der Sakristei

des Papstes, der in frommem Gebete zu dem heiligen Opfer versammelt war. Dann öffnete er die Pforte und ging, dem Papste den Weg bereitend, voran, als dieser feierlich zum Altare schritt; mit den Erzbischöfen und Bischöfen wohnte der Kaiser im Chore der heiligen Handlung bei. Nachdem das Evangelium verlesen, betrat Alexander die Kanzel und hielt einen erbauenden Vortrag; Friedrich trat näher hinzu; der Papst aber, indem er die Aufmerksamkeit des Kaisers wahrnahm, ließ ihm vom Patriarchen von Aquileja seine Worte in's Deutsche übertragen. Dann ward das Credo gesungen, worauf der Kaiser mit den Fürsten vor Alexander niederkniete und seine Oblationen darbrachte. Als nach Beendigung der heiligen Messe der Papst heimkehrte, führte ihn der Kaiser zuerst bis zur Pforte der Kirche, dann aber, da Alexander den weißen Zelter besteigen wollte, schritt Friedrich hinzu, um ihm den Stegreif zu halten, führte dann noch das Roß eine Strecke weit am Zaume, empfing des heiligen Vaters Segen und kehrte fröhlichen Sinnes heim.

Des Kaisers edles Herz und seine Demuth, das Gefühl seiner Schuld und doch zugleich seiner Würde gab sich auf eine rührend schöne Weise auch in der großen Versammlung kund, welche am 1. August gehalten die Schlußhandlung des Friedens bildete. Auf erhabenem Sitze hatte Alexander, zur Rechten Friedrich, zur Linken der Stellvertreter König Wilhelm's von Sicilien, der Erzbischof Romuald von Salerno, Platz genommen. Diesem verdankt die Nachwelt die ausführlichste Kunde über alle jene Begebenheiten, namentlich hat er die Reden des Papstes und des Kaisers aufbewahrt.

„Dieß ist, geliebteste Brüder," begann Alexander, „der Tag, welchen der Herr gemacht; seiner wollen wir uns erfreuen, denn unser Sohn, der erhabene Kaiser der Römer war gestorben und ist wiederum aufgelebt, er war verloren und ist nun wiedergefunden. Denn, nachdem seinem Herzen der Strahl göttlicher Klarheit geleuchtet hat und alle Dunkelheit der Falschheit entwichen ist, ist er zurückgekehrt von dem Irrthum zur Wahrheit, von der Finsterniß ist er zum Lichte hinübergegangen, von der Trennung ist er zur Einheit gekommen, und seiner Mutter, der Kirche, ist er gleich einem verirrten Schafe zugeeilt. Es erhebe sich daher der Gläubigen Andacht, denn heute hat der Vater seinen jüngern Sohn wieder aufgenommen, es hat das römische Reich einen katholischen Kaiser wiedergewonnen; die mütterliche Kirche hat das entblößte Schwert wiederum in die Scheide gesteckt, das Schiff des erhabenen Fischers, welches wegen der Schuld der Menschen in dem Wirbelwind widriger Ereignisse fast

untergegangen wäre, ist jetzt, nachdem die Stürme sich gelegt, an ein sicheres Ufer und zu dem Hafen wahrer ungestörter Ruhe gelangt."

In solchen und ähnlichen Worten bezeugte der Papst seine Freude über das glückliche Ereigniß, das sie Alle in Venedig versammelt; nach ihm nahm Friedrich das Wort, und ließ sich in deutscher Sprache also vernehmen:

„Es thut Unserer Majestät sehr wohl, daß der allmächtige Gott, in dessen Hand die Herzen der Fürsten und der ihren Willen und ihre Rathschläge lenkt, die Reinheit unseres Gewissens anschauend, aus verschiedenen Theilen der Welt umsichtige und verständige Männer in dieser Versammlung gegenwärtig sein lassen wollte, damit dieselben Unsern Irrthum und Unsere Bekehrung, wie Wir selbst es gestehen, erkennend und heimkehrend, öffentlich die Ergebenheit, die Wir gegen die Kirche an den Tag legen, verkünden. Die ganze Welt möge es wissen, daß, obgleich Wir in der Würde und der Herrlichkeit des römischen Kaiserthums glänzen, diese römische Würde doch nicht die menschliche Gebrechlichkeit von Uns nahm, noch daß die kaiserliche Majestät den Fehler der Unwissenheit ausschloß. Denn auf Anstiften böser Menschen sind Wir in der Finsterniß gewesen, und indem Wir glaubten, den Weg der Wahrheit zu gehen, haben Wir uns außerhalb der Pfade der Gerechtigkeit angetroffen. Denn siehe, gegen die Kirche Gottes, welche Wir zu vertheidigen glaubten, haben Wir Krieg geführt, und die Wir zu erheben hofften, haben Wir beinahe zu Grunde gerichtet. — So ist es geschehen, daß Der, welcher auf das Niedere herabgeschaut, und das Hohe von Ferne erblickt, Unsere Macht und des Gegentheils Demuth erwägend, nach seiner Art die Mächtigen von ihrem Sitze herabgesetzt, und die Demüthigen erhöhet hat. Aber weil die göttliche Milde Uns zu Unsrer Besserung eine Zeitlang hat irren, aber Uns doch nicht auf immer von dem Wege hat abweichen lassen, möge diese Schaar der Gläubigen erkennen, daß Wir hinfüro, da Wir den Irrthum verwarfen, zur Wahrheit, von dem Schisma zur Einheit zurückgekehrt, und dankbar in den Schooß Unserer heiligen römischen Kirche hineingekommen sind." —

So also sprach Friedrich der deutsche Kaiser. Immerhin mag man ihn als Kriegshelden zum Vorbilde aufstellen, ein weit größeres Vorbild ist er in seiner Demuth.

Nachdem der Kaiser seine Rede geendet, ward der Friede verlesen und von allen Seiten beschworen. —

So und nicht anders war der Hergang der Dinge in jenen Tagen zu Venedig; die dem Stolze der mächtigen Lagunenstadt schmeichelnde Sage hat Vieles ausgeschmückt; sie ließ Venetiens Krieger den Kaiser zur See besiegen, seinen Sohn gefangen nehmen, und um das Ansehen des Dogen hoch emporzuheben, ward Friedrich gegen ihn in den Schatten gestellt und mußte, statt den Kuß des Friedens vom Papste zu empfangen, unter dessen Fuß den Nacken beugen. Doch lange schon hat die Sage gleich einem flüchtigen Nebelgewölk vor den Strahlen der Sonne, vor der Wahrheit der Geschichte weichen müssen, und es wäre an der Zeit, dieses Recht ihr ungestört angedeihen zu lassen.

8.

Das Mainzer Reichsfest im Mai 1184.

Kaum dreißig Jahre alt, hatte einst Friedrich I. das Reich angetreten, erfüllt mit stolzen Gedanken, wie sie der Aufblick zu der Größe Kaiser Karl's und der altrömischen Weltherrschaft in der jugendlichen Brust erweckte.

Der Geist des Zeitalters und sein eigener hoher Sinn kamen zusammen, um seiner Vorstellung von kaiserlicher Macht und Herrlichkeit den tiefen innern Gehalt, die fast schrankenlose Ausdehnung, zugleich aber auch die ideale Weihe zu geben, deren Verein ihn auf den Höhepunkt des gesammten Mittelalters stellt.

Unbeirrt von den Wechselfällen des Glückes hatte er vier und zwanzig Jahre hindurch sein Ziel verfolgt, als der Boden deutscher Treue, auf den er gebaut, unter seinen Füßen wich und der Tag von Legnano seiner Politik eine andere Richtung gab. Jetzt ruhen die Waffen in Italien und weise Nachgiebigkeit führt bald zum ehrenvollen Frieden. Am Morgen des 24. Juli 1177 sieht man die beiden großen Gegner: Kaiser Friedrich und Papst Alexander III. Hand in Hand den Dom von San Marko betreten, acht Tage darauf wird von ihnen der denkwürdige Frieden von Venedig unterzeichnet, und der zu gleicher Zeit mit den Lombarden und König Wilhelm von Sicilien abgeschlossene Waffenstillstand macht es dem Kaiser möglich, sich mit seiner ganzen Kraft nach Deutschland zu wenden.

Heinrich der Löwe hatte seine gefährlichen Pläne enthüllt, als er an jenem Tage zu Cleven der fußfälligen Bitten seines Kaisers ungeachtet durch treulosen Abfall die Niederlage von Legnano herbeiführte.

Jetzt erfaßte ihn die verdiente Strafe. Als er nach Friedrich's Rückkehr auf dreimalige Vorladung nicht erschienen war, schützte ihn der Kaiser nicht mehr vor dem Haß der Fürsten und Bischöfe; im Januar 1180 ward er auf dem Reichstage zu Würzburg geächtet und alles, was er vom Reich zu Lehen besaß, ihm abgesprochen. Das Herzogthum Sachsen fiel in seinem östlichen Theil an den Grafen Bernhard von Anhalt; Engern und Westphalen erhielt der Erzbischof von Köln; Bayern aber kam an das Haus Wittelsbach. Die alte, durch Mitleiden neu geweckte Zuneigung Friedrich's war es allein, die dem tief gedemüthigten Fürsten wenigstens das väterliche Erbe, Braunschweig und Lüneburg erhielt, als er im Frühjahr 1182 mit Weib und Kind nach England hinüber in die Verbannung zog.

Mit dem Sturze der welfischen Macht und durch den das Jahr darauf mit den Lombarden zu Konstanz (1183) abgeschlossenen Frieden war im ganzen Reiche die Eintracht hergestellt und nach einer langen, kampfbewegten Regierung schien dem Kaiser ein ruhiger Lebensabend zu winken. Und er sehnte sich danach. War auch der Kriegsmuth und Unternehmungsgeist der Jugend nicht in ihm erloschen, so machte sich doch bereits das Alter fühlbar mit seiner mildernden und mäßigenden Gewalt. Manches hatte er sich durchzuführen versagen müssen, was ihm einst als erreichbares Ziel vor der Seele gestanden war; aber er hatte Deutschland auf eine nie gekannte Stufe von Glanz und Ansehen gehoben, und auch das Ausland erkannte an, daß seit dem großen Karl seinesgleichen nicht dagewesen in Herrschermacht und Thatenfülle.

An Einem festlichen Tage trat jetzt diese Herrlichkeit des Reichs sichtbar vor Aller Augen. Als der Wonnemonat des Jahres 1184 gekommen war, da brachen aus allen deutschen Gauen die Fürsten und Ritter auf und zogen „in Schiffen und in Straßen" gen Mainz, wohin sie der Kaiser geladen hatte, der „Schwertleite" (Wehrhaftmachung) seiner beiden ältesten Söhne beizuwohnen. Keiner wollte durch sein Ausbleiben den hohen Herrn kränken oder den Glanz des Reichstages verringern, noch auch die Gelegenheit versäumen, durch die Pracht des Aufzugs und die Größe des Gefolges seine eigene Macht und seinen Reichthum zu bekunden. Da erschienen der Landgraf von Thüringen mit über tausend, Erzbischof Philipp von Köln mit siebenzehnhundert, der Abt von Fulda mit fünfhundert, der neue Herzog Bernhard von Sachsen mit siebenhundert, der Herzog von Böhmen gar mit zweitausend Rittern. Die andern Fürsten und Bischöfe blieben nicht hinter ihnen zurück. Aber nicht bloß die

deutsche, die Ritterschaft der ganzen Christenheit schien sich um Friedrich als ihren gemeinsamen Oberherrn versammeln zu wollen: aus Frankreich und Italien, von Illyrien und den slavischen Ländern bis nach Spanien strömten die Schaaren zusammen. Niemand hat sie gezählt, aber auf 70,000 konnte ein Augenzeuge die Zahl der anwesenden Ritter schätzen, dazu kamen noch die Geistlichen und die Menge sonstigen Volks. Für alle aber hatte der kaiserliche Wirth Sorge getragen. Das alte Mainz vermochte nicht, die Menge der Gäste zu fassen, darum erhub sich jenseits eine neue Stadt in der weiten schönen Ebene, die auf zwei Seiten vom Rhein und Main begränzt, bis gegen Hochheim sich hinzieht, nördlich aber in hochgeschwungenem Bogen vom Taunusgebirge umschlossen wird. Inmitten dieser Stadt standen aus Holz gezimmert die kaiserliche Pfalz und das große geräumige Gotteshaus, rings umher an Glanz wetteifernd die Wohnungen der Fürsten, endlich das bunte Gewimmel der unzähligen Zelte.

Nachdem ein ärgerlicher Streit, der sich zwischen dem Abt von Fulda und dem Kölner Erzbischof erhoben, noch zu rechter Zeit durch König Heinrich beigelegt war, schritt man am Morgen des heiligen Pfingstfestes zur feierlichen Prozession. Die Herzöge von Sachsen, von Böhmen und von Oesterreich, der Pfalzgraf bei Rhein und der Landgraf von Thüringen stritten sich darum, das kaiserliche Schwert tragen zu dürfen; ohne über ihre Ansprüche zu entscheiden, wandte Friedrich für dießmal die Ehre dem Grafen Baldwin von Hennegau zu. Dann zogen der Kaiser, seine Gemahlin Beatrix und König Heinrich, mit goldenen Kronen auf dem Haupte, begleitet von der glänzenden Schaar der geistlichen und weltlichen Fürsten, zum Hochamt. Die Anwesenheit der Erzbischöfe von Magdeburg, Köln, Mainz, Trier, Bisanz (Besançon) und Rheims erhöhte die Pracht und Würde der kirchlichen Feier.

Die beiden folgenden Tage waren ritterlichen Spielen und Festlichkeiten geweiht. Am Montag nach der Frühmesse und dem Morgenimbiß wurden der neunzehnjährige Heinrich und sein Bruder Herzog Friedrich von Schwaben mit dem Schwert umgürtet und gehörten von nun an als mündige wehrhafte Männer dem Ritterstande. An diese Feier schlossen sich lustige Kampfspiele; mit stumpfen Waffen rannten die Ritter, ihre Kunst zu zeigen, im abgemessenen Kreise wider einander und keiner that es dem Kaiser Friedrich zuvor, der wie vor Alters mit jugendlicher Kraft sein Roß tummelte und gewandt und zierlich Speer und Schild zu führen wußte.

Alsdann ging es zum fröhlich lauten Gelage und zu Lustbarkeiten jeglicher Art.

Und auch das geringe Volk hatte seinen Theil an dem fröhlichen Feste. Der Armen und Kranken, der Pilger und Gefangenen, der Spielleute und Sänger und Gaukler, die an solchen Tagen von allen Seiten hergezogen kamen, wartete reiche Gabe. Die Ritter und Knappen wurden mit Roß und Waffen, mit kostbaren Kleidern, Silber und Gold beschenkt. Der Kaiser und seine Söhne waren die ersten, die mit vollen Händen ihre Gaben spendeten. Ihnen zu Ehren und um sich selbst ob ihres Reichthums und ihrer „Milde" preisen zu hören, folgten die Fürsten nach, in Freigebigkeit einander überbietend.

Freude und Wonne ging durch alle Stände des Volks. Was in der Zeit Schönes keimte und blühte, fand sich vereint. Eben jetzt erwachte die höfische Dichtkunst, ihre frühesten Klänge mögen in Mainz erklungen sein; Heinrich von Veldeke, der „das erste Reis in deutscher Zunge impfete," hat diese Tage selbst mitgefeiert und sie im Gesange verherrlicht. Die Blüthe des Ritterthums, die Macht des Reichs, die Größe der Nation, die Glorie des Kaiserthums faßte sich in Einem hehren Bilde zusammen. Herr Guiot de Provins wußte, nach Frankreich heimgekehrt, das Gesehene nur mit den Hoftagen Alexander's und des Königs Artus zu vergleichen. Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland nie wieder eines gefeiert hat.

Mit dem Abend des dritten Tages hatten die Festlichkeiten ein Ende; der Ruf aber von diesen Mainzer Pfingsten ward jetzt in nahe und ferne Lande getragen, von der Menge der Gäste, die „alle froh von dannen schieden und Lob dem Könige sungen ein jeder in seiner Zungen."

9.

Friedrich's I. Kreuzzug und Tod (1189—1193).

Sieben Tage dauerte bei Kalipolis das Ueberschiffen, vom 23. bis zum 29. März des Jahres 1190. Man zählte 82,000 Pilger, darunter sieben Bischöfe, einen Erzbischof, zwei Herzöge, neunzehn Grafen, drei Markgrafen u. s. w. Friedrich selbst verweilte am europäischen Ufer, bis er sich überzeugt hatte, daß Keiner von den Seinen zurückblieb; dann rief er, Asien betretend, aus: „Liebe Brüder, seid getrost und voll Vertrauen, das ganze Land ist in unsern Händen." Hierauf wurde das Heer neu geordnet und abgetheilt: Herzog Friedrich von Schwaben führte

den Vortrab, das Gepäck stellte man in die Mitte und brachte es, der bergigen Gegenden wegen, von Wagen auf Lastthiere; der Kaiser deckte den Nachzug. Dennoch beunruhigten griechische Räuber, unbekümmert um die Versprechungen ihres Kaisers, die Pilger auf mancherlei Weise; wogegen diese aus Futtermangel nicht selten die grüne Saat abschnitten, und dadurch natürlich den Zorn der Einwohner erregten. So kam man unter Scharmützeln bis nach Philadelphia in Lydien und betrat bei Laodicea das türkische Gebiet.

Die Gesandten des seldschukischen Sultans Kilidsch Arslan von Ikonium, welche den Kaiser schon in Europa begleitet, vor den Nachstellungen der Griechen gewarnt und viel von der Freundschaft der Türken geredet hatten, waren aller Bemühungen ungeachtet nicht im Stande gewesen, die Kreuzfahrer von Asien abzuhalten, und verdoppelten jetzt, nach einem tiefer angelegten Plane, ihre Versprechungen. Friedrich verbot deßhalb jede Gewaltthat, jede Plünderung in den Staaten des Sultans; und die Kreuzfahrer wurden in Laodicea wirklich so zuvorkommend aufgenommen und so reichlich mit Lebensmitteln versorgt, daß der Kaiser ausrief: „Hätten sich die griechischen Christen auf diese Weise gezeigt, kein Blut wäre vergossen und unser großer Zweck schon erreicht worden.“ Wenn aber auch die Türken insgeheim damit umgingen, die Christen zu vertilgen, so verfuhren sie doch hiebei keineswegs so thöricht, als die Griechen: sie hatten zu diesem Unternehmen dringendere Veranlassungen und viel größere Kräfte.

Im Vertrauen auf jene zuvorkommende Behandlung der Einwohner und die Fruchtbarkeit des Landes zogen die Pilger rasch vorwärts, ohne sich hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. Bald aber kamen sie in wüste, wasserlose Gegenden und die Noth nahm um so schneller überhand, weil alle Lebensmittel in abgelegene feste Plätze gebracht waren. Zudem umschwärmten beutelustige Türken das Heer Tag und Nacht und griffen bald die Vordersten, bald die Hintersten, überall die Vereinzelnten an, konnten aber sehr selten zum Stehen und zum Kampfe gebracht werden. Nur einmal, als sie beim Aufbruche der Christen übereilt in's Lager drangen, fielen sie in einen Hinterhalt und wurden nachdrücklich geschlagen. Indeß schreckte dieser Unfall die andern keineswegs von ähnlichen Versuchen ab und Friedrich, der zeither jeden Angriff vermieden hatte, um nicht bundbrüchig zu erscheinen, beschwerte sich laut gegen die Gesandten des Sultans über das Verfahren der Türken. Diese entschuldigten ihren Herrn damit: daß er außer Stande sei, alle die wilden, un-

stäten, türkischen Stämme zu bändigen, deren Raublust oft ihn selbst treffe, und deren Bestrafung ihm also gewiß willkommen sein werde.

Einstweilen beruhigt zog nun das Heer an Nikopolis vorüber und gelangte durch unfruchtbare Gegenden in ein enges Thal. Am Ende desselben erhob sich ein Berg, welchen Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge rasch hinanzog, während das Gepäck und der Kaiser mit dem Nachzuge zurückblieb. Hiedurch entstand in der Mitte eine Lücke, in welche die Türken eindrangen und zugleich das ganze Heer umringten. Aber der Kaiser führte mit der größten Anstrengung die Pilger hinan, der Herzog eilte, obgleich ihm ein Stein mehrere Zähne ausschlug, seinem Vater zu Hülfe und die Türken wurden zurückgetrieben, jedoch erst nach einem harten Kampfe, weil selbst die Verwundeten und zu Boden Gestürzten noch Steine und Erdschollen auf die Christen warfen.

Zweifelhaft blieb es jetzt, welchen Weg man einschlagen sollte: denn die Hauptstraße war von den Türken so viel als möglich verderbt worden, und zur Rechten zeigten sich undurchdringliche Wüsten; da führte endlich ein gefangener Türke das Heer links über die Berge in eine fruchtbare Ebene. Aber bei dem Hinabsteigen von dem steilen Gebirge verlor man wiederum viele Pferde und Gepäck, und die Ebene gewährte nicht die gehofften Erfrischungen, weil die leicht berittenen Türken alle Zufuhr abschnitten und nicht das Mindeste ohne Gefecht zu gewinnen war. Nie hatten die Pilger Ruhe, zu allen Stunden des Tages und der Nacht wurden sie, bald durch Kriegsgeschrei, bald durch den Schall der Trompeten aufgeschreckt, und in sechs Wochen konnten sie die Rüstung nicht ablegen. Außerdem brach ein solcher Mangel ein, daß man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Aber ungeachtet dieser schrecklichen Lage hielt Friedrich strenge Mannszucht, und bestrafte selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, jeden Frevel und jede Unzucht an den Geringeren, jeden Mißbrauch der anvertrauten Gewalt an den Vornehmen. So strenge Mittel kamen indeß nur gegen Wenige zur Anwendung; im Allgemeinen zeigten die Pilger in Noth und Gefahr eine fast unglaubliche Geduld und Ausdauer. Einzelne, welche verzweifelnd zu den Türken übergingen und dem Christenthum entsagten, galten für keinen wahren Verlust, und der unverzagte Kaiser sprach: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich sein? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!"

Um diese Zeit baten die Gesandten des Sultans, daß sie, von einem deutschen Ritter begleitet, den Befehlshaber der umherschweifenden Türken

aufsuchen dürften, damit sie ihn womöglich durch Rath und Drohungen von weiterer Belästigung der Pilger abhalten möchten. Gern bewilligte der Kaiser ihr Gesuch, aber weder die Gesandten, noch ihr Begleiter kehrten zurück und es hieß, sie würden mit Gewalt von den Türken gefangen gehalten. Bald nachher offenbarte sich indeß Verrath: am 14. Mai 1190 erblickte man das Heer des Sultans von Ikonium, welches sich mit den umherschweifenden Türken vereint hatte und nach der geringsten Angabe 300,000 Mann stark war. Welch eine schreckliche Aussicht bei der Minderzahl und der körperlichen Ermattung der Christen! Deßhalb wandten sich alle Gedanken zum Himmel und der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten: „sie sollten Hoffnung und Vertrauen nicht schwinden lassen, und an das tröstliche Beispiel der heiligen Martyrer gedenken; dann werden Geist und Hülfe Allen nahe sein." Auch Friedrich sprach mit der Kraft und Festigkeit, welche ihn nie verließ, und erinnerte: „daß nur der Tapfere auf Rettung hoffen könne, jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müsse." — Da stimmten alle einmüthig den deutschen Kriegsgesang an und kehrten, jedes Leid vergessend, in ihre Zelle zu einer nur kärglichen Mahlzeit zurück. Mit dem Anbruche des Tages vertheilten die Bischöfe den Leib des Herrn und schnell trat dann das Heer in Schlachtordnung.

Der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, Melech, wollte sogleich angreifen; aber einer der angesehensten Rathgeber brachte den Arm eines Türken in die Versammlung, welcher, trotz des starken Harnisches, von einem Pilger abgehauen war und sprach: „Herr, mit Männern, welche so großen Muth und so gewaltige Waffen haben, ist nicht gut in der Nähe kämpfen; wir werden eher durch Zögern, Aushungern, Beunruhigen ihrer Meister werden, als durch eine offene Schlacht." Viele stimmten dieser Ansicht bei, aber Melech vertraute der Ueberzahl seiner Mannschaft und drang auf eine schnelle Entscheidung. Sie ward ihm zu Theil: denn mit solcher Gewalt durchbrachen die Christen alle Reihen der Türken, daß 10,000 von diesen auf dem Platze blieben, die übrigen nach Ikonium flohen, und Melech selbst, der mit dem Pferde gestürzt war, kaum sein Leben rettete. — Aber so großen Ruhm dieser Sieg auch den Pilgern brachte, so wenig wurde dadurch ihre äußere Lage gebessert: denn als beim Einbruche der Nacht kein Feind mehr zu sehen war, und alle sich wieder um ihre Feldzeichen gesammelt hatten, befanden sie sich in einer öden wasserlosen Gegend, Lebensmittel fehlten gänzlich und den entsetzlichen Durst löschten manche

mit dem Blute getödteter Pferde, oder nagten an ausgerissenen Rasenschollen. Erst am folgenden Tage erreichte man eine sumpfige Stelle und fand schlechtes Wasser und Gras für die Pferde. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- und Pferdefleisch galt für eine schätzbare Labung, und weil es durchaus an Holz fehlte, so machte man Feuer von Sätteln und alten Kleidern.

Ueber alle diese Umstände wohl unterrichtet, erschien Melech und sprach zu dem Kaiser: „Wenn ihr 300 Zentner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück bezahlt, so sollt ihr Frieden haben und Lebensmittel erhalten;" Friedrich aber antwortete: „Es ist nicht Sitte in unserm Reiche, noch Sitte bei den Kriegern des Kreuzes, sich mit Gold einen Weg zu eröffnen. Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen, unter dem Beistande unsers Herrn Jesu Christi. Wenn dir aber als Lösung für alle Christen zur Vertheilung an alle Türken ein einziger Byzantiner genügt, so will ich Befehl geben, ihn dir auszuzahlen." — Erzürnt sprach der hierauf abreisende Türke: „Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, so erwartet um die dritte Stunde den Angriff des ganzen Heeres."

Manche ergriff jetzt die höchste Besorgniß, sie nannten den ungebeugten Sinn des Kaisers nutzlose Halsstarrigkeit, sie drangen darauf, sich rechts zu wenden und unbekümmert um die Türken und das feste Ikonium, in höchster Eile nach den christlichen Landschaften zu ziehen. Andere hingegen stellten vor: man könne bei dem Mangel an Lebensmitteln und den rings umherschweifenden Türken, die zu entfernten christlichen Besitzungen nicht erreichen, und der Noth ganz allein durch die Eroberung des mit allen Vorräthen versehenen Ikonium ein Ende machen. Friedrich's Ausspruch entschied für diese Ansicht, er gelobte öffentlich dem um Hülfe angeflehten heiligen Georg eine Kirche zu erbauen, und befahl mit fester ruhiger Haltung: „Morgen schlagen wir, unter Gottes Beistand, das Lager auf in den Gärten des Sultans und finden daselbst Erfrischungen im Ueberfluß. Niemand aber darf bei schwerer Strafe vor dem vollständigen Siege plündern, oder sich irgend einer Zögerung verdächtig machen."

Melech kehrte nicht zurück und mit dem Anbruche des Tages sahen die Pilger, wie sie von den Türken in einem Halbkreise umringt waren. Aber das Geschrei derselben blieb, weil sie jeden ernsten Kampf vermieden, an diesem Tage furchtbarer als ihre Waffen, und am Abend erreichten die Christen wirklich des Sultans Gärten und fanden in denselben Gras,

Wasser und manche Lebensmittel. Kein Feind ließ sich sehen, aber ein entsetzliches Gewitter und übermäßige Regengüsse störten die Ruhe der Nacht. Mit dem Anbruche des Tages erschienen türkische Gesandte und boten den Frieden, ungewiß ob aus aufrichtiger Neigung, oder nur um Zeit zu gewinnen. Der Kaiser erwiderte: „Zuvörderst müsse sein Gesandter, welchen die flüchtigen Boten des Sultans mitgenommen hätten, aus der Gefangenschaft befreit werden; dann möchten verständige Männer die Bedingungen gemeinsam entwerfen.“ Friedrich's Gesandter kehrte hierauf zurück und verkündete, der Sultan wolle die Hauptstadt übergeben. Weil aber 60,000 Türken die Christen immer enger einschlossen, so fürchteten diese, daß man die verrätherische Absicht hege, sie während der glühenden Hitze des Mittags anzugreifen. Deßhalb sonderte der Kaiser schnell das Heer in zwei Abtheilungen: er selbst wandte sich wider jene äußeren Feinde; Herzog Friedrich und Graf Florenz von Holland zogen gegen Ikonium; in der Mitte blieben die Kranken, die Priester und das Gepäck.

Von allen Seiten drangen jetzt die Türken auf die Pilger ein, und die Größe der Gefahr preßte selbst dem standhaften Kaiser den Wunsch ab: „Er wolle gern jede andere Noth ertragen, wenn nur das Heer ungefährdet in Antiochien wäre.“ Als aber die Seinen wirklich anfingen zu weichen, rief der Greis mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmuth wunderbar verjüngt: „Warum zögert ihr? Weßhalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde endlich eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr das Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht!“ Mit diesen Worten sprengte Friedrich in die Feinde, es folgten ihm seine Mannen und in demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Anfangs war nämlich Herzog Friedrich durch die Menge der Feinde, und durch die hinter den Gartenmauern verborgenen Scharfschützen zurückgedrängt worden, dann ermunterte er kräftig die Seinen; Fußgänger stiegen auf den Rücken der Pferde, man erklomm die Gartenmauern und sprengte gleichzeitig ein Thor der Stadt. Auf allen Seiten flohen nunmehr die Türken, aber an 10,000 sollen an diesem Tage umgekommen sein.

Mit großer Freude empfing der siegende Kaiser seinen siegenden Sohn, und die erbeuteten Vorräthe an Lebensmitteln und Geld verwandelten den bisherigen Mangel in Reichthum. Besonders fand man viel Gold und Silber in Melech's Hause: es war der Brautschatz, welchen

der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Geld, welches Saladin einer Angabe nach überschickt hatte, um Söldner gegen die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst, welcher anfangs den Gefechten von einem Thurme zusah, hatte sich bei wachsender Gefahr mit den Vornehmsten und vielen Kostbarkeiten in die auf einem Berge gelegene Burg gerettet, bat aber, weil er nicht hoffen konnte, sich hier lange zu halten, nach dreien Tagen um Frieden, mit der Entschuldigung, daß er als ein alter Mann gegen seine eigene Neigung von den jüngeren zum Kriege beredet worden sei. Friedrich antwortete: „Einem Kaiser darf die Milde nie fehlen; gegen Stellung von Geiseln, sicheres Geleit und Darreichung hinlänglicher Lebensmittel soll jede Feindseligkeit aufhören.“

Ungeachtet ihrer Siege waren die Kreuzfahrer bei Weitem nicht so zahlreich als die Türken, und wünschten auf alle Weise ihren Hauptzweck zu beschleunigen: dieß trug ohne Zweifel dazu bei, daß nur Billiges verlangt wurde. Auch nahm der Sultan sogleich die Bedingungen an, und sandte dem Kaiser, sowie Melech dem Herzoge Friedrich große Geschenke. Das christliche Heer lagerte, um den Ausdünstungen der Leichname zu entgehen, einstweilen außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit jedem Bedarf, und brach endlich gestärkt nach den südlichern Gegenden auf. Zwar beunruhigten umherschweifende Türken bisweilen noch die Pilger, und einige Erdstöße erschreckten einmal in der Nacht; zwar konnte man nicht ohne Anstrengung und manchen Verlust über die hohen Bergrücken klimmen; aber endlich erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes an den Wegen über Pyrgos und Laranda; hatte man die Besitzungen des christlich armenischen Fürsten Leo erreicht, welcher für Lebensmittel sorgte und den Kaiser bis Seleucia am Kalykadnus oder Seleph begleitete.

Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte auf's höflichste anbot: „Der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße.“ Von Tag zu Tage wuchs Friedrich's Ruhm, und alle seine frühern Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt.

Am 10. Junius 1190 brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts, auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deß-

halb beschloß der Kaiser, dem aus mehreren Gründen daran lag, schnell zu seinem Sohne zu kommen, er wolle den Fluß durchschwimmen. Zwar warnten ihn einige der Seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Muth: die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hülfe kam und ihn an's Land brachte, war er bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß: nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne, so klagten Alle, ihnen kein Glück mehr aufblühen!

Zwar huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so viele in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimath zurück, oder zerstreuten sich nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen; und nur der geringe, zum Fechten taugliche Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feierlicher Trauer Kaiser Friedrich's Gebeine, und vereinte sich dann mit den Christen von Akkon. Herzog Friedrich kämpfte tapfer und stiftete den Orden der deutschen Ritter; dann erlag er am 20. Januar 1191 ebenfalls den Krankheiten, und die Ueberbleibsel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

10.

Der lateinische Kreuzzug.

Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, war zu der Zeit, als Gesandte französischer Kreuzfahrer bei ihm erschienen, bereits dreiundneunzig Jahre alt und in Folge einer früher erlittenen Verletzung fast erblindet. Nichts desto weniger besaß er noch seine volle Kraft und den Unternehmungsgeist eines Mannes von rüstigem Lebensalter. Im höchsten Grade schlau und gewandt, faßte er gleich bei der Ankunft jener Gesandten insgeheim den Entschluß, die frommen und ritterlichen Absichten der schlichten Kreuzfahrer zu seinen Staatszwecken zu benutzen. Er erklärte sich nach einer kurzen Verhandlung bereit, die für den Transport

von 33,500 Menschen und 4500 Pferden nöthigen Schiffe gegen eine Summe von 85,000 Mark zu stellen, und schloß darüber vorbehaltlich der Ratification des großen Rathes und der Volksgemeinde einen Vertrag mit den Gesandten. Dieser Vertrag war ein ganz kaufmännisches Geschäft. Die eigentliche Absicht des Dogen ahnten die treuherzigen Ritter nicht, wohl aber der Papst Innocenz III. (1198—1216), der sich auf die Politik eben so gut verstand, als Dandolo. Er ertheilte deßhalb auch dem Vertrage seine Bestätigung nur unter der Bedingung, daß die Kreuzfahrer auf ihrer Reise nach dem Orient keine Christen angriffen, und gerieth gerade deßhalb mit den Venetianern in Zwist. Noch ehe das Kreuzheer aus Frankreich nach Venedig aufbrach, starb Graf Thibaut von Champagne, der zum Führer des Zuges ernannt worden war; man wählte an seine Stelle den Markgrafen Bonifacius von Montferrat. Dieser reiste durch Deutschland nach Italien, traf unterwegs mit Philipp von Schwaben und dem flüchtigen Alexius zusammen, und versprach ihnen, es dahin zu bringen, daß der Letztere durch das Kreuzheer nach Constantinopel zurückgeführt und auf den byzantinischen Thron erhoben werde.

Um die von Dandolo ausbedungene Summe zusammenzubringen, wurden von den einzelnen Kreuzfahrern Geldbeiträge erhoben. Indessen brachte man, obgleich einzelne Anführer sogar alles goldene und silberne Geräthe, das sie bei sich hatten, verkauften, nur 51,000 Mark zusammen. Manche, welche des Unternehmens überdrüssig waren, freuten sich schon, daß dasselbe an dem Kostenpunkte scheitern werde, als der schlaue Doge mit einem Auskunftsmittel hervortrat. Er bot den Kreuzfahrern an, die Zahlungsfrist auf so lange hinauszuschieben, bis sie sich durch irgend eine Eroberung das nöthige Geld verschafft hätten, und verlangte dagegen, daß sie ihm vor ihrer Abfahrt nach Palästina die Stadt Zara in Dalmatien unterwerfen hälfen, welche vor Kurzem zum fünften Male von Venedig abgefallen war, und sich unter den Schutz des ungarischen Königs gestellt hatte. Die Pilger gingen auf diesen Vorschlag ein. Dandolo selbst nahm dann in der Markuskirche auf feierliche Weise das Kreuz, und die Kreuzfahrer zogen mit ihm gegen eine christliche Stadt, ohne sich im mindesten um den Papst zu bekümmern, welcher diese Unternehmung auf's strengste verboten und ihnen sogar mit dem Banne gedroht hatte. Die Stadt Zara konnte natürlich einer solchen Macht, wie man jetzt gegen sie führte, nicht widerstehen; schon fünf Tage nach dem ersten Angriff ergab sie sich dem Kreuzheer. Sie ward nach der grausamen Sitte

der Zeit geplündert und schonungslos behandelt. Da die kalte Jahreszeit beinahe angebrochen war, so ließen sich die Kreuzfahrer durch Dandolo bewegen, den Winter über in Dalmatien zu bleiben. Jetzt brachte der Doge in Verbindung mit Bonifacius von Montferrat und den Gesandten des deutschen Kaisers Philipp das Anliegen des Prinzen Alexius vor. Es entstand darüber unter den Kreuzfahrern ein heftiger Streit. Ein Theil der Ritter und mehrere angesehene Geistliche, die beim Heere waren, wollten durchaus nichts von einem Zuge nach Constantinopel wissen; Andere dagegen waren ebenso entschieden für ein solches Unternehmen. Auch der Papst bot Alles auf, um Philipp's und Dandolo's Absichten zu vereiteln; er untersagte jeden Angriff auf das griechische Reich, verlangte vollständigen Ersatz für die Bewohner von Zara, und drohte von Neuem mit dem Banne. Alle seine Warnungen und Ermahnungen halfen aber nichts. Die Unternehmung wurde beschlossen, und im Beginn des Frühjahrs (1203) schifften sich die Kreuzfahrer nach Constantinopel ein.

Die Flotte gelangte nach einem kurzen Aufenthalte zu Korfu in das Marmor-Meer, bemächtigte sich ohne Widerstand der Küste desselben, und lag am 23. Juni im Angesichte Constantinopels. Unaussprechlich war der Eindruck, den die damalige Hauptstadt der Welt auf die Gemüther der poetisch gestimmten Ritter machte. „Alle die," sagt Gottfried von Villeharbouin, „welche Constantinopel noch nicht gesehen hatten, trauten kaum ihren Augen, als sie die hohen Mauern und Thürme, rings um die Stadt herum, die stolzen Paläste und prächtigen Kirchen, deren Menge unglaublich scheint, sowie die große Ausdehnung dieser ersten aller Städte erblickten. Auch dem Kühnsten zitterte das Herz bei diesem Anblick; denn so lange die Welt steht, hat noch nie eine so kleine Zahl von Männern ein so großes Unternehmen gewagt." Die Kreuzfahrer stiegen auf der asiatischen Seite des Bosporus an's Land, und begannen schon nach wenigen Tagen den Kampf. Ohne auf den Rath des alten Dandolo zu hören, welcher die Stadt früher durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte, und vor Allem Magazine anzulegen rieth, hielten sie in den ersten Tagen des Juli einen Kriegsrath zu Pferd, und beschlossen einen Sturm.

Der Charakter der damaligen Ritterschaft des Abendlandes erscheint hier in seiner ganzen eigenthümlichen romanhaften Gestalt. Das kleine Heer der Kreuzfahrer schifft sich, nachdem Alle gebeichtet und das Abendmahl genommen haben, mit seinen Pferden in platte Fahrzeuge ein, um nach Constantinopel überzusetzen und die größte Festung der damaligen

Welt, welche von siebenzig tausend Griechen vertheidigt ward, wie eine Schanze im Anlauf zu nehmen, fest entschlossen, nur Sieg oder Tod als Losung gelten zu lassen. Ihr Glück war indessen größer als ihre Klugheit. Da die Vorrichtungen der Vertheidigung schlecht, die Vertheidiger selbst über die Maßen feig waren, so konnten die Kreuzfahrer kühn den Kampf mit überlegenen Feinden aufnehmen. Zwar mißlang der erste Sturm, jedoch ohne großen Verlust der Kreuzfahrer; aber nun gab der elende Kaiser der Griechen selbst die Sache seines Volkes verloren und entwich in der Nacht gleich einem Diebe aus Constantinopel. Er überließ nicht bloß seine Unterthanen, sondern auch seine Gemahlin und Töchter ihrem Schicksale, nahm aber den Reichsschatz und die Kronjuwelen mit, um mit dem geraubten Gelde die Hülfe der Barbaren an der Donau zu erkaufen; denn was lag ihm daran, wenn sein armes Land zugleich durch zwei furchtbare Feinde von verschiedenen Seiten her verwüstet ward. Nach seiner Entweichung thaten die Griechen das Klügste, was sie thun konnten: sie setzten den gestürzten Isaak wieder auf den Thron, und dieser ließ die Kreuzfahrer ersuchen, in Begleitung seines Sohnes als Freunde in die Stadt einzuziehen. Die Letzteren waren jedoch nicht Willens, den Prinzen Alexius eher aus ihrer Gewalt zu geben, als bis die von ihm gemachten großen Versprechungen durch seinen Vater anerkannt wären. Der neue Kaiser mußte in seiner Lage Alles gewähren, was man von ihm verlangte; er gestand zu, daß nach dem von seinem Sohne geschlossenen Vertrage das griechische Reich sich dem römischen Stuhle unterwerfe, hunderttausend Mark den Venetianern und eben so viel den Franken zahle, den Kreuzfahrern ein ganzes Jahr lang die nöthigen Lebensmittel liefere, ihnen zehntausend Mark auf ein Jahr mitgebe und in Palästina für immer fünfhundert Reiter auf seine Kosten unterhalte. Hierauf rückten die Kreuzfahrer in Constantinopel ein. Sie verließen jedoch in Folge einer freundlichen Uebereinkunft die Stadt schon nach einigen Tagen wieder, und nahmen ihre Quartiere in den jenseits des Hafens gelegenen Vorstädten, weil ihr längeres Verweilen nothwendigerweise Zwistigkeiten mit den Griechen herbeigeführt hätte.

Isaak war auf dem Throne in größerer Noth, als vorher im Gefängniß; denn er konnte einerseits unmöglich erfüllen, was sein Sohn den Lateinern unbedachtsamer Weise versprochen hatte, und andererseits sich ohne die Hülfe derselben ebensowenig gegen seine eigenen Unterthanen behaupten. Aus der letzteren Ursache bewog er auch die Kreuzfahrer und die venetianische Flotte, noch bis zum nächsten Frühjahr zu verweilen.

Mit der Zahlung der versprochenen Summen ward sogleich der Anfang gemacht, und in kurzer Zeit war wenigstens soviel entrichtet, daß den Kreuzfahrern die den Venetianern für die Ueberfahrt gegebenen Gelder wieder ersetzt waren. Zwischen Alexius, den sein Vater zum Mitregenten angenommen hatte, und den Kreuzfahrern bestand das freundlichste Verhältniß; die Letzteren fanden stets am Hofe die ehrenvollste und glänzendste Aufnahme, und der junge Kaiser besuchte die Grafen und Barone oft in ihren Quartieren, wo er zum großen Aerger seiner Landsleute nicht als Kaiser, sondern als Freund und Waffengefährte an ihren Gelagen Theil nahm, und sogar zugab, daß man mit seiner Krone Scherz trieb. Mit Hülfe des Markgrafen Bonifacius und anderer Fürsten trieb er seinen Oheim zurück, der bis Adrianopel vorgedrungen war, und unterwarf die Provinzen, welche ihm und seinem Vater noch nicht gehuldigt hatten. Lange konnte jedoch der Frieden zwischen den Abendländern und Byzantinern nicht bestehen, da die Ersteren zu Gewaltthätigkeiten geneigt waren, und die Letzteren nicht nur den alten Haß gegen die Lateiner und ihre „Ketzereien" in sich trugen, sondern auch den Steuerdruck, der in Folge der geschlossenen Verträge unvermeidlich war, zu schmerzlich empfanden. Die Handelseifersucht der in Constantinopel ansässigen lateinischen Kaufleute fachte den unter der Asche glimmenden Funken zur Flamme an. Diese zahlreiche Klasse von Einwohnern sah schon längst mit neidischen Augen auf die vielen mohammedanischen Kaufleute der Stadt, die durch rastlose Thätigkeit ihren Reichthum vermehrten, und reizte den Glaubenshaß gegen sie. Eines Tages beschloß eine Schaar Pilger, die Moschee zu stürmen, welche nach einem Vertrage mit Saladin seit dreizehn Jahren in Constantinopel bestand; die Mohammedaner vertheidigten sie, und die Griechen leisteten ihnen Hülfe. Es kam in der Stadt zu einem förmlichen Gefecht, die Franken zündeten mehrere Häuser an, und es entstand eine Feuersbrunst, welche acht Tage wüthete, und einen sehr großen Theil der Stadt in Asche legte. Die Folge war unversöhnliche Feindschaft. Die Griechen erhoben sich mit Wuth gegen alles, was lateinisch hieß, und fünfzehntausend abendländische Handelsleute, welche in Constantinopel ansässig waren, mußten sich zu ihren Landsleuten flüchten. Zu derselben Zeit zerfielen auch die Anführer des Kreuzheeres mit dem alten Kaiser. Dieser war sehr übel daran; seine Landsleute schimpften auf ihn, weil er sie der Fremden wegen presse und peinige, und verfluchten seinen Sohn, weil er sie an die Lateiner und ihren ketzerischen Papst verkauft habe, und im Verkehr mit ihnen die Würde des griechischen Namens verletze;

die Kreuzfahrer dagegen klagten nicht allein, daß Alexius hochmüthig geworden sei und sie seltener besuche, sondern sie quälten auch beide Kaiser um das rückständige Geld, das ihnen, wie sie behaupteten, tückischer Weise vorenthalten werde. Der Grimm der Abendländer ward endlich so groß, daß sie sechs Abgeordnete an den Kaiser schickten, welche ihn nachdrücklich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit ermahnen und, im Falle er sich nicht füge, in aller Form herausfordern sollten. Der Auftrag war bei der in der Stadt herrschenden Erbitterung für die Abgeordneten gefährlich; sie führten ihn aber mit demselben Trotz aus, mit dem er ihnen ertheilt worden war.

Jetzt begannen die Feindseligkeiten von Neuem, und der alte Kaiser, gegen den auch sein Bruder mit Bulgaren und Walachen im Anzuge war, kam in die bedenklichste Lage. Er sah das Reich seinem unvermeidlichen Untergang entgegensinken, fluchte seinem thörichten Sohne, und ward endlich todtkrank, mußte aber noch erleben, daß das Volk gebieterisch die Erwählung eines neuen Kaisers mit Ausschluß der ganzen Familie Angelus forderte. Vergebens suchten Senatoren, Geistliche und Hofleute die Menge zu warnen und zurückzuhalten; sie wurden gezwungen, eine neue Wahl vorzunehmen, und da Jedermann die gefährliche Würde zurückwies, so nöthigten sie dieselbe endlich einem jungen Manne von guter Familie, Nikolaus Kanabus, mit Gewalt auf. Unterdessen war Alexius, um sich zu behaupten, mit seinen alten Freunden, den Franken, insgeheim in Unterhandlung getreten; er beleidigte aber dadurch die Garde, die ihn beschützt hatte, und ward durch den Mann, dem er die Verhandlungen mit den Franken aufgetragen hatte, schändlich betrogen. Dieß war Alexius V. Murzuflus[1]), ein entfernter Anverwandter des kaiserlichen Hauses. Murzuflus gewann den Schatzmeister für sich, bestach die erbitterte Garde, machte in der Stadt bekannt, daß der Kaiser mit den Lateinern unterhandle, betrog diese durch Eidschwüre, lockte dann Alexius durch eine falsche Schreckensnachricht in der Nacht aus dem Palast und ließ ihn erdrosseln. Der alte Kaiser starb gleich nachher; Nikolaus Kanabus aber ward auf Befehl des Thronräubers ergriffen und eingekerkert. Murzuflus trat zwar mit den Kreuzfahrern in Unterhandlung, es war aber beiden Theilen nicht ernst mit dem Frieden. Es entstand daher bald ein Kampf auf Leben und Tod, und in der gewissen Voraussetzung, daß das elende griechische Reich dem Angriffe der Abendländer erliegen werde, ward im März zwischen den Venetianern und den Rittern ein

1) Bedeutet: mit dichten Augenbraunen

neuer Vertrag geschlossen, den die verschlagenen Handelsleute so einzurichten wußten, daß die Fäuste der wackeren Kämpfer ihnen allein dienten.

Murzuflus hatte die Befestigungswerke von Constantinopel ausbessern und die Mauern erhöhen lassen, und als die Lateiner am 9. April einen Sturm versuchten, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Am zwölften ward ein neuer Sturm unternommen. Da die Mauern der Landseite zu hoch waren, um von dorther in die Stadt eindringen zu können, so hatten die Kreuzfahrer beschlossen, von den Schiffen aus eine Schaar in die Stadt zu werfen, und durch dieselbe dem harrenden Landheer ein Thor öffnen zu lassen, worauf dann bei einem auf gleicher Erde geführten Kampfe am Siege der Franken nicht zu zweifeln war. Nachdem man lange vergebens versucht hatte, auf der Hafenseite Leitern an die Mauer zu bringen, trieb ein glücklicher Windstoß zwei Schiffe so nahe an einen Thurm, daß von den Mastkörben aus eine Brücke auf die Mauer gelegt werden konnte; über diese drang die Mannschaft der Schiffe in den Thurm, gleich nachher wurden noch fünfzehn andere Thürme besetzt, und endlich der Abrede gemäß ein Thor der Landseite geöffnet. Nun rückte das ganze Heer in die Stadt ein, und die Griechen wichen in verwirrter Flucht durch die Straßen zurück; die Lateiner fühlten aber selbst, wie weit ihnen ihre Feinde an Zahl überlegen seien und zogen sich deßhalb bei Einbruch der Nacht gegen den eroberten Theil der Mauer hin zurück. Die früher aus der Stadt entflohenen Franken dagegen benutzten den Augenblick der Bestürzung, um Rache an den Griechen zu nehmen. Sie drangen durch die Straßen und mordeten Alles ohne Unterschied. Die Verzweiflung gab den Griechen neue Kräfte, und um sie abzuwehren, zündeten die Kreuzfahrer die Stadt zum dritten Male an. Das Feuer wüthete mehrere Tage hindurch, ganze Quartiere wurden in Asche gelegt, und bei der Fackel dieses Brandes raubten und mordeten die Sieger auch während der Nachtzeit. Schon in der ersten Nacht verzweifelten die Griechen an ihrer Sache; Tausende flohen zu den Thoren hinaus, und der Kaiser selbst ergriff ebenfalls die Flucht. So hatten die Kreuzfahrer bei Anbruch des Tages die Freude, mit nur zwanzigtausend Mann eine Stadt von viermalhunderttausend Einwohnern ohne einen anderen Verlust, als den eines einzigen Ritters, erobert zu haben. Auch von den Griechen verloren verhältnißmäßig nur wenige das Leben, desto schrecklicher aber waren die Mißhandlungen, welche sie zu erdulden hatten. Die Barbarei, welche die Franken sich gegen besiegte Glaubensbrüder erlaubten, die thierische Rohheit, mit der sie ihrer Sinnlichkeit fröhnten, die wilde Wuth,

mit der sie Heiliges und Unheiliges schändeten, und den Gräuelthaten sogar noch empörenden Hohn hinzufügten, alle diese Frevel waren nicht geringer, als das, was zweihundert und fünfzig Jahre später die osmanischen Türken an derselben Stelle verübten, und diese hatten doch wenigstens die Entschuldigung, daß sie die eroberte Stadt als einen Hauptsitz des Unglaubens ansahen. Der Papst sprach sich in einem offenen Schreiben an das Heer sehr erzürnt über einen so gräuelhaften Mißbrauch des Sieges aus. [1]) Die Beute der Sieger war unermeßlich; denn obgleich eine beträchtliche Menge der Kostbarkeiten unterschlagen ward, so blieben doch noch viermalhunderttausend Mark zur Theilung übrig. Auch nahmen die Franken sehr viele Reliquien und Kostbarkeiten der Kirchen mit in die Heimath. Am wichtigsten aber war, daß damals viele Bildwerke aus Constantinopel nach dem westlichen Europa wanderten, und daß dadurch Künste und Gewerbe des Orients dem Occident mehr bekannt wurden, als sie es bisher gewesen waren; denn Häuser, Paläste und Kirchen der Lateiner wurden mit den geraubten Werken geschmückt. Besonders zierten die Venetianer ihren Marktplatz und ihr Rathhaus mit dem Glanze von Constantinopel; unter andern ward eines der größten Kunstwerke des Alterthums, die auf dem Hauptthor der Markuskirche stehenden vier Pferde, damals aus der Hauptstadt des Ostens nach Venedig gebracht. Um festen Fuß zu fassen, gründeten die Eroberer das lateinische Kaiserthum, und erwählten Balduin von Flandern zum Kaiser. Derselbe beherrschte jedoch unmittelbar nur den vierten Theil des Reiches, über das Uebrige stand ihm nur die Oberherrschaft zu; einen großen Theil des Reiches, vorzüglich die Küsten, nahmen die Venetianer in Besitz, andere Landstriche kamen in die Hände des französischen und lombardischen Adels. Das lateinische Kaiserthum währte jedoch nur von 1204 — 1261, indem der griechische Kaiser von Nicäa, Michael Paläologus, unterstützt durch die auf Venedig eifersüchtige Schwesterrepublik Genua, demselben ein Ende machte.

11.

Betrachtung über die Kreuzzüge. [2])

Redet man von dem in den Kreuzzügen vergossenen Blute, so kann man dieselben zweifelsohne in dieser Beziehung nicht auf eine Linie stellen

1) „Ertheilte aber am Ende doch die Absolution," setzt Schlosser bei, als ob er etwas Besseres hätte thun können?

2) Im Ganzen fanden sieben Kreuzzüge statt, von denen die vier ersten bereits erzählt wurden. Der fünfte war der Kreuzzug Kaiser Friedrich II. (1228 — 1229).

mit den Strömen Blutes, das die alten Römer vergossen, das in den Kriegen um die Thronfolge Spaniens und Oesterreichs geflossen, oder in den 25 Jahren, die auf 1789 folgten. Welch ein Unterschied aber unter diesen Kriegen! In den Kriegen der Römer war es eine Nation, die unter dem Antrieb ihrer Führer auszog, um zu erobern. In den neuern Kriegen werden die Menschen mit Gewalt von Haus und Hof gerissen, um zu tödten und sich tödten zu lassen, ohne zu wissen wofür. In den Kreuzzügen steht Europa wie Ein Mann auf, um aus freien Stücken auszuziehen zur Befreiung der Glaubensbrüder von dem Joch der Ungläubigen, zur Gewinnung ewigen Lohnes.

Das Concil von Clermont gab nicht den Anstoß zu diesen Zügen, sondern war vielmehr selber durch die Gewalt der öffentlichen Meinung veranlaßt, gleichwie die Nationalversammlung die französische Revolution nicht machte, sondern sie bekundete. Um dieß einzusehen, betrachte man nur die allgemeine Meinung jener Zeit. Sich zu bekreuzen, galt als eine Pflicht gegen Jesus Christus, zu deren Erfüllung Jedermann verpflichtet sei; die Städte schickten die Blüthe ihrer streitbaren Mannschaft, der Fürst trieb das nöthige Geld durch Verpfändung oder Verkauf seiner Güter auf, der Baron veräußerte sein Lehen, der Mann der Kirche nahm Darlehen auf seine Pfründen, die Jungfrau, der Greis, die Nonne schreckten nicht zurück vor den unzähligen Gefahren, die ihrer Schwäche, ihrer Hülflosigkeit drohten. Der Kreuzfahrer war von allen Zöllen befreit, in den Eheverträgen behielten sich die Edeln die Befugniß vor, das Kreuz zu nehmen; die Gattin konnte den Gatten verhindern, in's Kloster zu gehen, nicht aber sich zu bekreuzen, selbst wenn er unmündige, unversorgte Kinder hinterließ. Wer nicht wußte, wie eines Todfeindes los werden, wer die Lossprechung der Kirche wegen großer Missethaten zu erlangen wünschte, nahm das Kreuz; Reiche und Vornehme glaubten an Verdiensten zu wachsen, wenn die zu erduldenden Leiden sie mit ihren ärmsten und niedersten Gefährten auf gleiche Stufe stellten. Tausende hatten das Gelöbniß gethan, nicht eher in ihre Heimath zurückzukehren, bis das gelobte Land befreit worden; wer aber ein Gelöbniß brach, ward

---

Der Sultan Kamal von Egypten überließ ihm Jerusalem, Nazareth und einige Küstenstädte. Der sechste Kreuzzug (1248) und der siebente (1270) wurden von dem französischen König Ludwig IX. ausgeführt; der erstere war gegen Egypten, der andere gegen Tunis gerichtet und beide blieben ohne größeren Erfolg. Ein abenteuerliches Unternehmen war der Kreuzzug der Kinder (1212), welcher vielen Tausenden von französischen und deutschen Knaben das Leben kostete.

von der Kirche fürder nicht als einer ihrer Söhne anerkannt, und in der Meinung der Welt war er ehrlos, während der auf jenem gebenedeiten Boden sein Blut Vergießende geehrt ward als ein Martyrer.

Von der öffentlichen Mildthätigkeit unterhalten, sangen die sorglosen Pilger fröhlich vom gelobten Lande, der Heimath des Herrn und der Apostel, dem Boden, auf dem das Werk der Versöhnung der Menschheit mit Gott vollendet worden, und wenn auch die Hälfte von ihnen unterging, so lobte die überlebende Hälfte den Herrn, der so viele neue Zeugen seines Glaubens in den Himmel aufgenommen. Sie wollten begraben sein in der Kutte, die sie auf der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe getragen, und die Pisaner brachten aus Palästina Erde zur Ausfüllung ihres Friedhofes, um im Boden des gelobten Landes zu ruhen.

Die Kreuzzüge waren gerecht, wenigstens den Ideen jener Zeit angemessen. Da die Moslim betrachtet wurden als erbitterte Feinde des Glaubens, den sie in jeglicher Weise, durch Ueberredung und Gewalt, durch Verfolgung und Blutvergießen aller Orten vom Ebro bis an den Euphrat auszurotten trachteten, mußten die Christen es als ihre heiligste Pflicht ansehen, ihren Glaubensbrüdern beizuspringen, und der Tyrannei des Islam zu begegnen.

Die Fürsten und die Päpste, welche die Massen anführten oder beriethen, kannten wohl die drohende Stellung der Araber, welche Spanien besetzt, die Hälfte Italiens überschwemmt, sogar die Hauptstadt des Christenthums geschreckt, in Frankreich bereits Fuß gefaßt hatten; sie wußten auch, daß ein jeder zum Schaden des Christenthums geführter Krieg in den Augen der Sarazenen ein heiliger war. Wir untersuchen nicht, ob es gerecht war, die Welt vor der Barbarei zu erretten, die Religion, die Ehre der Frauen, die eigene oder der Nebenmenschen Freiheit zu schützen; es sind dieses Gefühle, deren unser Jahrhundert der Berechnung spottet; aber fragen muß man: hat nicht jede Gesellschaft das Recht, ihre Existenz zu vertheidigen? Und wenn man Scipio rühmt, welcher auszog, um der Nebenbuhlerin Roms den Todesstoß zu versetzen, warum soll man nicht gleiches Lob spenden den Fürsten und Päpsten des Mittelalters, die am Jordan und Nil eine Sache ausfechten ließen, welche sonst zweifelsohne an der Donau oder Seine wäre ausgefochten worden.

Unsere Zeit begreift schwer den Enthusiasmus, seitdem man sie an das wunderliche Schauspiel gewöhnt hat, daß Europa sich bewaffnet zur Erhaltung eines türkischen Reiches, das keinen Handel, keine Industrie, keinen Ackerbau, keine Moral und keine Religion mehr hat, und das nur

dem Umstande, daß die Mächte über seine Theilung sich nicht vereinigen können — die Erhaltung eines Scheinlebens dankt.

Die Kreuzzüge sänftigten die innere Zwietracht und Feindschaft und setzten dem unbeugsamen, kriegerischen Sinn der Ritter ein höheres Ziel in der Befreiung des gelobten Landes. Häufig erhoben die Päpste ihre Stimme und geboten, die gegen Brüder erhobenen Waffen wider den gemeinsamen Feind zu kehren; sie schützten durch Indulgenzen und Exkommunikationen die Güter und Personen derjenigen, die unter dem Schutze der Kirche standen, sobald sie das Kreuz genommen hatten.

Noch fühlbarer machte sich ein anderer Vortheil dieser Züge im engern Kreise der einzelnen Stände und Gesellschaften. Der Bauer konnte aufathmen, während der Baron, der Ansprüche auf seine Habe, seine Ehre, sein Leben hatte oder behauptete, in Palästina kriegte. Mörder und Räuber ließen ab von den Reisenden und Dörfern, um an den Ungläubigen ihre Raub- und Mordlust zu stillen. Andere zogen dahin, um für schwere Vergehen Buße zu thun.

Zwei Ritter hatten den Bischof Konrad von Würzburg erschlagen und den Leichnam in Stücke gehauen; als sie jedoch ihr Gewissen mahnte, beichteten sie die Unthat. Es ward ihnen aufgegeben, nackt bis an den Gürtel und mit einem Strick um den Hals, und zwar öffentlich vor dem Papste zu erscheinen. Dieser legte ihnen die Buße auf, fortan nur gegen die Sarazenen von ihren Waffen Gebrauch zu machen, keinen Hermelin noch sonstiges Rauchwerk oder farbige Stoffe zu tragen, alle öffentlichen Schauspiele zu meiden; sollen sie verwittwet werden, sich nicht wieder zu vermählen, so bald als möglich barfüßig und in Wolle gekleidet nach dem heiligen Lande zu gehen, um vier Jahre lang die Sarazenen zu bekriegen, an allen Mittwochen und Freitagen, den Quatembern und Vigilien, und noch dreimal im Jahre während acht Tagen nur Wasser und Brod, bloß zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten Fleisch zu genießen, täglich 100 Vater unser zu beten und eben so oft das Knie zu beugen, nur in Todesgefahr die heilige Kommunion zu empfangen. Sollten sie je wieder eine deutsche Stadt betreten, dann sollten sie nackt bis auf den Gürtel, mit dem Strick um den Hals und der Geißel in der Hand, sich nach der Hauptkirche verfügen und sich von den Canonikern geißeln lassen, unter Angabe des Grundes.

Lumbert schnitt einem Bischofe in Schottland die Zunge aus, kam nach Rom um die Losprechung zu erlangen und erhielt sie gewährt unter der Bedingung, schleunig in sein Vaterland zurückzukehren und 14 Tage

lang nicht anders als in einem wollenen kurzen Rock ohne Aermel und in kurzen Beinkleidern, die Zunge dergestalt festgebunden, daß sie zum Munde heraushänge, sich zu zeigen. In diesem Aufzuge sollte er an der Kirchenthüre stehen, die Geißel in der Hand, und sich die Disciplin geben lassen, täglich bis zum Abende fastend und dann nur Wasser und Brod genießend; ferner ward ihm aufgegeben, drei Jahre lang im heiligen Lande zu fechten, nie mehr gegen Christen die Waffen zu führen, eilf Jahre lang alle Freitage sich der Speise zu enthalten. — Robert, der mit Weib und Tochter in die Knechtschaft der Sarazenen gerathen, ließ sich während einer Hungersnoth vom Emire nöthigen, die eigene Tochter zu verzehren und auch deren Mutter zur Speise zu bereiten, obgleich er davon nichts berührte. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, gebot ihm der Papst, sich auf Lebensdauer des Fleisches zu enthalten, häufig bei Wasser und Brod zu fasten, in kurzem Wollenrock, den Pilgerstab in der Hand, bettelnd einherzugehen, nur das zu seinem Unterhalte Nothwendige anzunehmen, keine zwei Nächte am nämlichen Orte zu bleiben, drei Jahre auf Wallfahrten zuzubringen und vor den Kirchenthüren sich niederzuwerfen, um die Disciplin zu empfangen, sich nicht wieder zu vermählen, an keinen Spielen Theil zu nehmen, täglich 100 Vaterunser unter 100 Kniebeugungen zu beten, und nach Verfluß der drei Jahre sich wieder dem heiligen Vater vorzustellen.

Gleichwie die großen Sünder ihre Vergehen als Kreuzfahrer büßten, so suchten auch betrogene Liebende, gekränkte Gemüther Trost und Frieden im gelobten Lande, daher so manche rührende Geschichte dem kriegerischen Stoffe einverleibt ist.

Ein Bologneſe hatte sich in eine Nonne des St. Katharinenklosters in seiner Vaterstadt verliebt, und täglich ging er in die Klosterkirche, um Lucia, so hieß die Nonne, zu sehen, während sie mit ihren Schwestern der heiligen Messe beiwohnte. Endlich bemerkte dieß die fromme, Gott geweihte Jungfrau, und weil sie es für ihre Pflicht hielt, „die Augen abzuwenden, um die Eitelkeit nicht zu sehen,“ erschien sie fortan in der Kirche nur hinter einem Schleier versteckt. Der trostlose Liebende gelobt, sich Gott zu weihen, gleich Lucia, und zieht nach Palästina, wo er als Streiter Gottes sein Leben auf's Spiel setzt. Gefangen und schrecklichen Folterqualen ausgesetzt durch die Sarazenen, die ihn zwingen wollten, seinen Glauben abzuschwören, rief er aus: „Heilige Jungfrau, keusche Lucia, wenn du noch lebst, so stehe durch dein Gebet dem bei, der dich so sehr liebte! Bist du aber bereits glücklich im Himmel, dann mache mir

den Herrn geneigt!" Kaum hat er diese Worte gesprochen, als er in tiefen Schlummer verfällt, beim Erwachen fühlt er sich mit Ketten belastet, allein zugleich sieht er sich in der Vaterstadt und nahe dem Kloster seiner Geliebten. Diese steht sogar vor ihm in überirdischer Schönheit strahlend. „Lebst du noch, Lucia?" rief er aus. „Leben wohl," antwortete sie, „aber im wahren Leben. Gehe und lege dem Herrn dankend deine Ketten auf meinem Grabe nieder." Die fromme Nonne war am nämlichen Tage gestorben, wo er Europa verlassen hatte.

Indessen bei einer so wunderlichen Mischung heiliger und weltlicher Gefühle, bei der natürlichen Verderbtheit des Menschen, die das Erhabenste vor Entartung nicht schützt, bei der dem Mittelalter eigenthümlichen Neigung, alles auf die Spitze zu treiben; bei der selbst die vortrefflichsten Einrichtungen begleitenden Unordnung — ist es nicht zu verwundern, daß den Kreuzzügen so viel Unglück und Elend sich zugesellte. Die Könige und Fürsten rissen sich los von ihren heimischen Angelegenheiten, und überließen ihre Staaten dem Elende, um andere im Oriente zu erwerben; den Völkern wurden neue Lasten aufgeladen, und die Politik nahm häufig die Religion zum Vorwande bei ihren Ränken. Die Berührung mit den Orientalen verbreitete unter den Europäern den Aussatz, das Antoniusfeuer, vielleicht auch die Blattern.

Die den Kreuzfahrern zugestandene Straflosigkeit war ein großer Vorschub für Missethaten aller Art, die unter dem Zusammenfluß von Leuten aus allen Nationen sich immer neu erzeugten. Die Familienbande mußten bedeutend gelockert sein zu einer Zeit, wo der heilige Bernhardus sich rühmen konnte, Europa angefüllt zu haben mit Wittwen, deren Männer noch lebten; hiedurch nahm die Verderbtheit zu. Die Mönche fanden in diesen Pilgerzügen einen Vorwand, um sich der Klosterzucht zu entziehen, die Nonnen verließen ihre Abgeschiedenheit, um den Gefahren der Welt Trotz zu bieten, die sie nicht kennen lernen sollten.

Bei allen Kreuzzügen fanden sich zahllose Schwärme von armen Leuten ein; bei der Belagerung von Antiochia waren sie so zahlreich, daß man ihnen einen eigenen „Bettlerkönig" gab, und diese „Ritter ohne Habe," diese „Armen Christi" erhoben um so höhere Ansprüche, je größeres Elend sie zur Schau trugen. Eine solche Horde konnte nur an's Beutemachen denken, nur zum Plündern taugen; darum wurde auch dieser oder jener Platz nur deßhalb angegriffen, weil er mehr Reichthümer und mehr schöne Weiber als ein anderer enthielt. Neben diesen Bettlern nun entfalteten die Reichen den üppigsten Luxus, und verbrachten ihre Zeit

mit Jagden, Gelagen und Hazardspielen. Es kam so weit, daß die Päpste und Synoden wiederholt Luxusgesetze erlassen mußten.

Dazu kam, daß die verschiedenen Völker durch diese nahe Berührung ihre schlimmen Eigenschaften und Fehler einander mittheilten, die Griechen ihre Treulosigkeit, die Franzosen ihre hochmüthige Eitelkeit, die Italiener ihre Habsucht, die Asiaten ihre üppige Weichlichkeit, die Afrikaner ihre unredliche Gewaltthätigkeit. Die Sitten des Orients stachelten die europäischen Fürsten zu einer traurigen Nacheiferung an.

Anderseits hinwieder war niemals ein Kriegsheer so vorwiegend und lebhaft von einer moralischen Idee durchdrungen, wie es die Kreuzfahrer gewesen, und zu keiner anderen Zeit wurden die traurigen Folgen des Krieges durch so viele fromme Stiftungen ausgeglichen. Jeder nach dem heiligen Lande ziehende Krieger wußte wenigstens die Tugend zu schützen, hatte den Vorsatz seiner Heiligung gefaßt, war eifrig bestrebt, sich zu bessern. Niemand vergaß, wenn er schenkte, oder seine letztwillige Verfügung traf, der Spittel, der Pilger, der Kranken, der Findelkinder. Der Herr von Joinville vereinigte vor seinem Auszuge die Vasallen und Nachbarn und erbot sich, alles Unrecht wieder gut zu machen, das er ihnen gethan haben könnte; der Graf von der Mark, bekannt durch seine Eigenmächtigkeit und seinen Uebermuth, verordnete in seinem Testamente die Zurückgabe aller unrechtmäßiger Weise erlangten Güter.

Wenn auch die Führer häufig sich vom Ehrgeize bestimmen ließen, so waren doch die Völker geleitet von einem zwar mehr oder minder unklaren, gleichwohl aber nicht berechnenden religiösen Gefühle. Bei den Rittern herrschte im Contrast zu dem Hochmuthe, dem Thatendrang, der Ruhmlust der Krieger, eine bewunderungswürdige Demuth und Selbstverläugnung. Der göttlichen Hülfe, den Wunderthaten der Heiligen, nicht aber ihrer Tapferkeit, schreiben sie das Verdienst der erlangten Vortheile zu; ihr Arm ermattet, sobald sie sich auf ihre eigene Kraft verlassen, während eine unbesiegliche Stärke ihm innewohnet, sobald Gott ihn lenkt. Der Großmeister der Hospitaliter nannte sich Hüter der Armen Christi, und seine Ritter redeten die Kranken als „unsere Herren" an. Gottfried wollte mit der Königskrone sich nicht schmücken, wo Christus die Dornenkrone getragen, und als die Abgesandten von Samaria ihr Erstaunen bezeigten, ihn auf dem Boden sitzen zu sehen, war seine Antwort, er könne wohl auf dem Staube liegen, der ihn nach seinem Tode bedecken sollte. Tancred ließ seinen Knappen versprechen, keinem Menschen etwas von einer schönen Handlung zu sagen, deren einziger Zeuge jener gewesen.

Die Kriegsbegebenheiten im Orient werden von einem Historiker als Gesta Dei per Francos erzählt. Noch mehr: es sind zwei Briefe von dem stolzen Richard Löwenherz an den Erzbischof von Rouen und den Abt von Clairvaux vorhanden, in welchen er ihnen von seinen Siegen über Saladin Kenntniß gibt, ohne auf seine Tapferkeit die geringste Anspielung zu machen, ja ohne seiner selbst weiter zu erwähnen, als in der Bemerkung, daß er von einem Pfeile getroffen worden. Die Christenheit nahm ein großes Aergerniß an dem selbstsüchtigen Stolze, den Friedrich II. als Kreuzfahrer entwickelte, und hauptsächlich deßhalb ließen ihn bei seinem Unternehmen die Gläubigen im Stiche. Schon dieser Eine Zug unterscheidet hinreichend die Helden dieser Zeit von den Achilles und Ajax des Alterthums.

Trotz der schweren Leiden, welche die Jahrhunderte der Kreuzzüge heimsuchten, verbreitete sich ein kräftiges Leben in aller seiner Fülle bis in die äußersten Glieder; einig war der Glaube, einig das Verlangen, für diesen sich zu opfern, und dieser höchste Gedanke der Zeit nahm gänzlich das öffentliche und Privatleben ein. Während die Nationalität und das Lehenswesen in Europa die Menschen noch vollständig von einander isolirte, zeigten sich die Soldaten des Kreuzes von dem Gefühle der Verbrüderung durchdrungen. Fulko v. Chartres schrieb: „Wo sah man jemals, daß so viele Nationen verschiedener Zungen sich zu einem einzigen Heere vereinigten, Franken, Flamänder, Gallier, Alemannen, Briten, Lothringer, Bayern, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italiener, Apulier, Iberer, Dacier, Griechen, Armenier. Richtete ein Brite oder ein Germane das Wort an mich, so wußte ich nicht zu antworten; wenn aber auch die Verschiedenheit der Sprache uns schied, so schienen wir doch nur Ein Volk zu sein durch unsere Liebe zu Gott und unsere Liebe zu uns Menschen. Verlor einer von uns irgend etwas, so hob es der Finder sorgfältig auf, bis es seinen Nachforschungen gelungen war, den Eigenthümer zu entdecken, und dann stellte er es ihm gerne aus freien Stücken wieder zu, gleichwie es unter Pilgern ziemlich, die als Genossen eine fromme Fahrt unternommen."

Wir wollen indessen nicht sagen, daß mit solchen Ideen und Worten die Handlungen stets im Einklange standen.

Die vielen Frauen, die mit oder ohne Ehemänner nach Palästina kamen, waren unbestritten eine Haupturſache der Liederlichkeit, mit deren Anblick der heilige Ludwig sogar nicht verschont wurde. Indessen mochte doch eben der Umstand, daß auch das zarte, das vorzugsweise mitleidige

Geschlecht in den Kreuzheeren vertreten war, der Ehre vieler weiblicher Gefangenen zum Schutze gereichen. Zudem hatten auch die Weiber ihren Antheil an Heldenmuth und Leiden. Florine, eine Tochter des Herzogs von Burgund, fiel kämpfend an der Seite von Sweno, dem einzigen Sohne des Königs von Dänemark. Margaretha von Hennegau suchte unter den Leichen ihren von den Sarazenen erschlagenen Mann auf; eine andere Margarethe vertheidigte Jerusalem gegen Saladin, und kehrte allein, nur mit ihrem Helm, ihrer Schleuder und mit ihrem Psalmenbuch nach Europa zurück. Als die Männer alles Vertrauen auf diese Züge und allen Sinn dafür verloren hatten, wollten die Frauen von Genua statt ihrer ausziehen.

Das Ritterthum nahm durch die Kreuzzüge reinere Formen an, als es mit den geistlich-kriegerischen Orden verbunden ward, die zu einem und demselben Zwecke gebildet, von allen feudalen und nationalen Banden frei, aus unmittelbaren Kriegern Christi bestanden, und den Edelleuten in Friedenszeiten ein Gebiet nützlicher Thätigkeit, im Kriege eine Schule des Heldenmuths darboten. So nahm überhaupt der Adel, der, weil aus dem rohen Rechte der Eroberung entsprungen, auch roh gewesen, jenen ritterlichen Geist an, der ihm fortan eigenthümlich war, und verband mit dem Muthe die Courtoisie, den religiösen Sinn, die zarte Minne, den Enthusiasmus.

Auf den Ruf Gottes riß sich der Leibeigene von der Scholle los, ohne daß der Herr ihn kraft des Gesetzes, das ihn daran fesselte, zurückhalten konnte. Wer das Kreuz genommen, war Mann Gottes und der Kirche, er genoß gewisser Vorrechte, somit verschwand von seiner Stirne das Zeichen persönlicher Knechtschaft.

Vermöge des Heimfallrechts machten die Herren die Fremdlinge, die sich auf ihren Gütern niederließen, zu Leibeigenen, und zogen die Güter derjenigen ein, die auf ihrem Grund und Boden starben oder an ihren Gestaden Schiffbruch litten. Fortan war der Pilger durch die Kirchengesetze geschützt und seine Person war unverletzlich. Darum erhob sich auch die Kirche in so energischer Weise gegen den Herzog von Oesterreich, der aus Rache König Richard als Gefangenen zurückbehielt, und gegen Karl von Anjou, der die schiffbrüchigen Franzosen plünderte.

Die Herren, welche nicht mehr bloß auf ihre Schlösser beschränkt waren, und ihren Rang unter ihres Gleichen an den prunkvollen Hofhaltungen zu behaupten hatten, suchten sich im Luxus zu überbieten, was

natürlich der Kunst und den Gewerben zu statten kam. Die Seidenstoffe, welche das Pelzwerk verdrängten, riefen neue Manufakturen hervor; die Pracht in der Kleidung stieg in's Ungeheure, namentlich in Italien. Die Gewebe von Damaskus aus Kameelhaar erregten den Wetteifer der Abendländer; zuerst zu Palermo, sodann zu Lucca, Modena, Mailand entstanden zahlreiche Webereien; die Glaswaaren von Tyrus wurden zu Venedig nachgeahmt, welches bald die die Metallspiegel verdrängenden Glastafeln fabrizirte; die Windmühlen, deren man sich in Kleinasien aus Mangel an fließendem Wasser bediente, verbreiteten sich nun auch in Europa; deßgleichen die Kunst, den Stahl zu bearbeiten und zu ciseliren, worin die Araber auf einer hohen Stufe standen; das Gepräge der Münzen und die Wappenbilder wurden kunstreicher; man ward vertraut mit der Anwendung des Emails, und die Goldschmiedekunst mußte einen großen Aufschwung nehmen, wo so viele Reliquien und Kleinodien, die zu schmücken und zu fassen waren, aus dem Oriente kamen.

Wer weiß nicht, wie sehr die Kenntniß neuer Länder und Sitten die Ideen erweitert. In der so zerstückten, feudalen Gesellschaft hatte die Heimath eines Jeden zur Gränze die Hecke, die seinem Felde zur Umfriedung diente. Es war mit Lebensgefahr oder wenigstens mit Unkosten verknüpft, die Brücke des vorbeifließenden Flusses zu betreten, oder sich nahe der Burg des benachbarten Herrn blicken zu lassen. Nun fallen plötzlich die Schranken, und ganze Nationen betreten bisher verschlossene Straßen. Nun lernen die Nordländer in Italien die erhabenen Ueberreste der alten und die Anfänge der neuen Gesittung kennen. Sie hören zu Bologna das römische Recht erklären, sie finden zu Salerno und auf Monte Cassino Schulen der Medizin, zu Thessalonika Akademien der schönen Künste, zu Byzanz Bibliotheken und Museen.

Wie sehr ersprießlich für die gefügigeren, zur Nachahmung geneigteren Lateiner diese Beziehungen sich gestalteten, ist gar nicht zu ermessen. Sie lernten die geistige Kultur der Araber kennen, und zogen daraus ihre Philosophie, ihre Novellen und Romane. Die Medizin nahm, wenn nicht die orientalischen Methoden, so doch die Medikamente des Orients an. Die Schönheit und Trefflichkeit der arabischen Pferde entging den abendländischen Rittern nicht, die nach dem Besitze solcher Rosse trachteten; der heilige Ludwig brachte eine neue Gattung von Jagdhunden nach Europa; sogar Elephanten erschienen, und noch jetzt finden sich bei Pisa die Nachkommen von damals eingeführten Kameelen. Die ersten Kreuzfahrer retteten sich auf dem Zuge längs des Libanon und dann bei

mehreren Belagerungen vor dem Verschmachten durch Aussaugen des Zuckerrohrs; sie brachten die nützliche Pflanze nach Sizilien, wo sie trefflich gedieh, und mit noch größerem Erfolge bauten die Mauren dieselbe bei Granada, von wo sie mit den Spaniern nach Madera und Amerika kam. Der heilige Ludwig schmückte die Gärten Frankreichs mit der Ranunkel, und der Troubadour Thibald die seinen mit den Rosen von Damaskus; andere Kreuzfahrer brachten aus Askalon die Schalotte genannte Zwiebelgattung nach Europa; ein Herzog von Anjou brachte den Pflaumenbaum von Damaskus, und Roger von Sizilien den Maulbeerbaum nach Italien. Gleicherweise lernte man zu dieser Zeit den Gebrauch des Safran, Alaun, Indigo kennen.

Griechenland war längst über seine glanzvolle Zeit hinaus; doch aber besaß es Denkmäler alter Kunst und Literatur, und war auch die neuere arm an Geist und Originalität, so besaß sie doch Ordnung und Politur, woran es der europäischen noch gänzlich fehlte. Die Lateiner fanden daher Vorbilder, die wenigstens geeignet waren, ihren Geschmack zu bilden, und zugleich neue Industriezweige, unzählige Dinge, die zur Verschönerung und Verfeinerung des Lebens dienen. Pisa, Genua und die normännischen Bauwerke in Italien sind reich an Säulen und Statuen, die aus dem Morgenlande stammen; es beweist dieß, daß zu jener Zeit der Sinn für das Schöne wieder erwachte, und erklärt die plötzliche Reife, zu welcher die schönen Künste in diesem Theile von Europa gelangten. Selbst die Literatur ward durch die Bewegung, welche die allgemeinen Unternehmungen der christlichen Gesellschaft verliehen, genöthigt, aus dem Heiligthum hervorzutreten. Die Geschichtschreibung begann sich zu heben, indem sie von mehr lokalen Vorgängen sich den Großthaten einer bewunderten Tapferkeit zuzuwenden hatte, und die Poesie fand in der Wirklichkeit, was sie nimmer durch noch so kühnen Flug der Phantasie erreicht hätte.

Die Wirkungen der Kreuzzüge sind insbesondere sichtbar hinsichtlich der Ausdehnung und Richtung des Handels. Die italischen Seestädte, welche bei der Ueberschiffung der Kreuzfahrer einen ansehnlichen Gewinn erzielt hatten, erwirkten sich in den eroberten Ländern überaus vortheilhafte Privilegien, und legten zahlreiche Comptoire in Syrien, sowie an den Gestaden des jonischen und schwarzen Meeres an. Auch die Schiffe entfernterer Städte, die Krieger oder friedliche Pilger nach Palästina führten, brachten Ladungen von Stoffen, Gewürzen und sonstigen Waaren zurück, und so entwickelte sich die Handelsblüthe des südlichen Frankreichs, der Friesen und Flamänder, von Bremen und Lübeck, mit ihr die Blüthe

von Industrie und Kunst. Diese Städte wurden wohlhabend und mächtig, ihre Bürger konnten Ansprüche auf Rechte erheben.

Es sind dieß einige der bedeutendsten Thatsachen, welche sich als Folgen der Kreuzzüge für die Cultur des Abendlandes nachweisen lassen. Wir wollen hier nicht die Frage erheben: Was ohne die Kreuzzüge aus Europa geworden wäre; solche müßige Fragen sollten in der Geschichte nie aufgeworfen werden; aber was Europa durch die Kreuzzüge gewonnen hat, das zu verkennen ist nur jener Geschichtschreibung möglich, welche überhaupt das Mittelalter mit Groll und Verachtung anschaut.

12.
König Philipp's des Staufen Ermordung.

Am Morgen des 21. Juni 1208 hatte König Philipp zu Bamberg seine Nichte Beatrix, die einzige Tochter und Erbin seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran vermählt. Nachdem er dem jungen Paare eine Strecke Wegs das Geleite gegeben, kehrte er in die Stadt zurück und ließ sich, wie das in alten Zeiten auch ohne besondere Krankheitsanfälle geschah, mit vielen seiner Leute zu Ader. Im traulichen Gespräch mit seinem Kanzler, dem Bischof Kunrat von Speier, und dem treuen Truchseß, Heinrich von Waldburg, ruhte er des Nachmittags in einem stillen Zimmer der bischöflichen Pfalz. Da tritt Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ein. Mit freundlich scherzenden Worten empfängt ihn der nichts Schlimmes ahnende König. Er aber: „Hier gilt es keinen Spaß!" und stürzt mit blankem Schwert auf seinen wehrlosen Herrn. Der Ruf des Truchseßen scheint seinen Arm zu lähmen und mit leichtem Hieb verwundet er Philipp's Hals. Jedoch die Schlagader ist durchschnitten, wenige Schritte noch thut der König, dann stürzt er entseelt zu Boden. Vergeblich sucht Heinrich von Waldburg mit eigener Lebensgefahr dem Mörder die Thüre zu versperren, der bricht sich mit dem Schwerte Bahn und entkommt auf dem zur Flucht bereit gehaltenen Rosse ungehindert aus der Stadt, mit ihm seine Mitverschworenen, Bischof Egbert von Bamberg und Heinrich von Andechs, die Brüder des eben vermählten Herzogs Otto von Meran.

So setzte eine bis dahin in deutschen Landen unerhörte Frevelthat dem Leben König Philipp's ein Ziel in dem Augenblick, da sich sein Glück zu stolzerem Flug erhob. Und um den Greuel des Königsmordes noch zu vergrößern, er fiel von der Hand eines Mannes, dessen Geschlecht von

den Hohenstaufen wie kein anderes Gunst und Gnade empfangen hatte, unter der Mitschuld derer, welche die Heiligkeit des Gastrechts und das neugeschlossene Band der Verwandtschaft zu seinem besonderen Schutze verpflichtete.

Am folgenden Tag wurde der vielbeweinte König im Dom bestattet. Da ruhte der Leichnam, bis er zu Weihnachten 1213 von König Friedrich in der Gruft zu Speier beigesetzt und zu seinen Ahnen, den fränkischen Kaisern, versammelt ward. Von den jugendlich blühenden Söhnen, aus deren Mitte Kaiser Friedrich vor einem halben Menschenalter ausgezogen war, lag nun auch der letzte im Grab. Ein einziger Sprößling nur grünte noch vom Heldenstamm im fernen Süden, es war Kaiser Heinrich's Sohn, „das Kind von Apulien".

Auch des fremden Weibes soll hier noch gedacht werden, das der Jammer des Lebens und ein Herz voll Liebe mit dem Geschick der Hohenstaufen unzertrennlich verknüpfte. Aus dem allgemeinen Schiffbruch, in dem Irene ihr väterliches Geschlecht und das Haus ihres ersten Verlobten hatte untergehen sehen, war sie allein von der rettenden Welle erfaßt und der neuen besseren Heimath zugeführt worden, die sie an der Hand König Philipp's in Deutschland fand. Mit ihm hatte sie jetzt ihre einzige Stütze verloren. Schwangeren Leibes eilte sie von der blutigen Leiche des Gemahls hinweg auf die Burg Staufen. Aber zwei Monde nur währte ihr Wittwenleid. In Kindsnöthen starb sie am 28. August. Drüben im nahen Kloster Lorch, wo man vom grünen Hügel hinabschaut in das tannenumsäumte, wehmüthig freundliche Wiesenthal, da liegt dem Stammherrn der Hohenstaufen zur Seite „die griechische Maria" begraben, „die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Galle," als die sie einst mit einem für die himmlische Maria, die reine, schmerzenreiche, hergebrachten Bilde der Dichter in den Tagen des Glücks besungen hatte. „Unbegreiflich sind die Gerichte Gottes und unerforschlich seine Wege!" Mit diesen Worten hatte Irene im Hinblick auf die entsetzliche That, die urplötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ihr Lebensglück zerstörte, noch acht Tage vor ihrem Tode eine für das Kloster Adelberg ausgestellte Schenkungsurkunde eingeleitet. Und heute noch mögen wir es ihr nachsprechen. Was man auch zur Erklärung von des Wittelsbacher's That Alles vorbringen kann, sie bleibt in ihren tieferen und letzten Gründen ein Räthsel, fast so unerforschlich, als die göttliche Fügung, die sie geschehen ließ.

Daß die Ermordung Philipp's außer allem Zusammenhang stand

mit seinem um den Besitz der Krone geführten Kampf, daß also namentlich der welfische Gegenkönig rein von jeder Mitschuld ist, darüber ist kein Zweifel erlaubt. Nicht minder gewiß ist es aber auch, daß Otto von Wittelsbach nicht etwa, wie man es hat darstellen wollen, einen wenn auch thörichten und unglücklichen, doch nicht böse gemeinten Scherz machte, daß er vielmehr mit voller Absicht, von Rache getrieben, handelte.

Pfalzgraf Otto von Bayern, ein Neffe des Cardinalerzbischofs Kunrat von Mainz und des tapferen, nach Heinrich's des Löwen Sturz mit dem bayerischen Herzogthum belehnten Otto von Wittelsbach, stand, wie alle Bayern, wie auch sein Vetter Ludwig, auf staufischer Seite. Er hatte jene entschiedene Erklärung der deutschen Fürsten vom 28. Mai 1199 mit unterschrieben, als Kriegsmann sich namentlich bei der Verfolgung des böhmischen Heeres im Sommer 1204 hervorgethan. Zur Belohnung für die geleisteten Dienste oder um ihn zu fernerem Eifer anzuspornen, versprach König Philipp ihn zu seinem Eidam zu machen.

Irene hatte während einer eilfjährigen Ehe ihrem Gemahl keinen Sohn, aber vier Töchter geboren, von denen die beiden mittleren, Kunigunde und Maria, mit den Söhnen des Königs von Böhmen und des Herzogs von Brabant verlobt waren. Von den zwei anderen, die beide nach der Großmutter Beatrix hießen, wurde die erstgeborne im August 1212 mit Kaiser Otto vermählt, starb aber schon vier Tage nach der Hochzeit; die jüngste heirathete im Jahre 1219 den König Ferdinand von Castilien.

Eine Beatrix nun, und ohne Zweifel die ältere, war es, welche König Philipp dem Pfalzgrafen zur Ehe versprochen hatte. Aber sei es, daß ihn die rohe, gewaltthätige Sinnesart Otto's seine Zusage gereuen ließ, sei es, daß die höheren politischen Zwecke, die durch die Vermählung von Philipp's Töchtern mit König Otto und dem Neffen des Papstes zu erreichen standen, dem Pfalzgrafen einen Verzicht abnöthigten, die beabsichtigte Verbindung unterblieb.

Das warf wohl den ersten Funken von Haß und Erbitterung in Otto's Seele, es war aber sicherlich nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, die unmittelbare Ursache seiner schwarzen That. Er suchte und fand Ersatz für Beatrix und verlobte sich mit Gertrud, der Tochter Herzog Heinrich's von Schlesien und der nachmals heilig gesprochenen Hedwig von Meran. Ob und auf welche Weise nun König Philipp dem Pfalzgrafen bei dieser zweiten Bewerbung in den Weg trat, darüber lassen sich

nur unsichere Vermuthungen aufstellen. Was uns ein Zeitgenosse, der Cistercienser-Abt Arnold in Lübeck, darüber erzählt, ist Folgendes:

„König Philipp hatte seine Tochter dem Pfalzgrafen Otto als einem erlauchten Manne zu vermählen beschlossen. Weil aber dieser Otto ein überaus grausamer und roher Mensch war, gab er seine Absicht wieder auf. Als der Pfalzgraf das vernahm, bemühte er sich um die Tochter Herzog Heinrich's von Polen und sprach zu König Philipp: „Herr, laßt Euch in Gnaden daran erinnern, wie ergeben ich Euch immer gewesen bin, welche Kosten ich in diesem Kriege für Euch aufgewandt habe, und wie ich auch jetzt wieder mit großer Rüstung für Euch in's Feld zu ziehen bereit bin. Darum bitte ich, daß Ihr Euch nun in einem geringen Stück mir geneigt erweiset und mir Empfehlungsschreiben an den Herzog von Polen gebet, damit der gut eingeleitete Verlobungsvertrag durch Eure Vermittlung um so besser zu Ende geführt werde." „Sehr gern will ich das thun," sprach der König. Da freute sich jener und reichte ihm einen bereits ausgefertigten Brief. Philipp hieß ihn gehen, nach einer Weile solle er wieder kommen, so werde er das Schreiben gesiegelt finden. Als aber der Pfalzgraf fort war, wurde der Brief im entgegengesetzten Sinne umgeändert und mit dem königlichen Insiegel versehen. Philipp hatte aber dazu seine guten Gründe, denn das Mädchen, das Otto zu heirathen dachte, war mütterlicher Seite mit ihm verwandt, und daher wollte es dem König nicht gefallen, daß die edle Jungfrau einen so unverständigen, grausamen und gottlosen Mann zum Gemahl bekäme. Wie nun der Pfalzgraf den Brief zurückerhielt, erweckte ein Flecken, den er darauf bemerkte, Verdacht in ihm; er wandte sich an einen seiner Vertrauten und sprach zu ihm: „Eröffne mir den Inhalt dieses Briefes." Als er den Brief durchlas, erschrack er und sprach: „Ich bitte Euch um Gottes Willen, mich nicht zur Angabe des Inhalts zu zwingen, denn ich sehe den Tod vor mir, wenn ich es thue." Da ging der Pfalzgraf mit dem Briefe zu einem Andern und setzte dem so lange zu, bis er den Inhalt des Schreibens erfuhr; über den aber kam er in solche Wuth, daß er auf nichts anderes sann, als auf den Tod des Königs."

So die Erzählung Arnold's, die, auch ohne daß man sie in ihren einzelnen Theilen einer genaueren Prüfung unterwirft, sich als sagenhaft zu erkennen gibt. Aber auf bloßer Erfindung beruht sie darum nicht. Ist doch Arnold der einzige deutsche Chronist, welcher von der durch polnische Quellen verbürgten Eheberedung Otto's mit der schlesischen Herzogstochter etwas weiß. Und müssen wir auch die Geschichte von dem Urias-

brief wohl fahren lassen, so mag Otto doch immerhin und vielleicht auch nicht ohne Grund, den König für den Störer seines zweiten Heirathsplans angesehen haben, sei es nun, daß Philipp geradezu den Herzog Heinrich, der in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Staufern stand, vor dem wüsten und rauhen Pfalzgrafen warnte, oder nur mittelbar, indem er ihn ob seines an einem bayerischen Edelmann aus der Umgebung Herzog Ludwig's, Namens Wolf, verübten Todtschlags vor dem Fürstengericht belangen und verurtheilen ließ.

Bei einem Menschen von so starken und ungebändigten Leidenschaften, wie Pfalzgraf Otto war, reichte auch eine geringere Beleidigung, der bloße Verdacht von Verrath hin, seine Rachsucht zu entflammen und ihn zu rascher Frevelthat fortzureißen. Einstimmig wird Otto von Wittelsbach als ein Mann von gewaltthätiger, wilder Art geschildert. Auch die Gerechtigkeit ward bei ihm zur Grausamkeit: um eines Hellers Werth ließ er die Diebe aufhängen und es ging die Rede von ihm, er führe, wenn er ausreite, immer eine Anzahl Stricke im Gürtel mit sich, um die Missethäter gleich auf der Stelle strafen zu können.

Wie viel nun auch der Haß und der Abscheu vor dem Königsmörder dazu beigetragen haben mag, die Persönlichkeit Otto's von Wittelsbach noch schwärzer darzustellen, als sie wirklich war, so viel steht dem einstimmigen Bericht der Quellen gegenüber außer Zweifel, daß wir jenes Maß von Entschuldigungsgründen, das jede menschliche Frevelthat für sich in Anspruch nehmen darf, nicht in der Größe des erlittenen Unrechts, sondern in des Pfalzgrafen Leidenschaftlichkeit und Wildheit des Gemüthes zu suchen haben. Jedoch die Ermordung König Philipp's, sagt man, war nicht eine That plötzlich aufflammender Rachsucht; in Folge einer Verschwörung ward er von dem Pfalzgrafen getödtet. Und als seine Mitverschworenen werden Bischof Egbert von Bamberg und sein Bruder, Markgraf Heinrich von Isterreich, genannt. Heinrich, heißt es, habe ihn zu seinem Verbrechen aufgestachelt, von Soldaten der beiden Brüder begleitet, sei Otto in den Palast gekommen und bei ihnen habe er nach vollbrachter That eine Zuflucht gesucht. Allein Alles, was uns über die Andechsischen Brüder und ihr Verhältniß zu König Philipp überliefert wird, ist viel zu wenig, als daß man daraus ein irgend gültiges Urtheil über ihre Schuld oder Unschuld gewinnen könnte. Von den Zeitgenossen wurden sie freilich der Mitwissenschaft und hülfreicher Betheiligung an Otto's Mordthat für überwiesen angesehen und demgemäß der Stab über sie gebrochen.

Es war auf dem großen Reichstag, den König Otto nach seiner allgemeinen Anerkennung an Martini 1208 zu Frankfurt hielt. Da trat die zehnjährige Beatrix, Philipp's älteste Tochter, geführt von dem Bischof Kunrat von Speier, in den Kreis der versammelten Fürsten: „züchtiglicher Geberde warf sich das Mägdlein, das so schön war und so fein, zu Otto's Füßen nieder und forderte mit lauter, von Schluchzen und Weinen unterbrochener Stimme von dem König und dem ganzen römischen Reich Rache über den Mörder ihres Vaters." Bei solch kläglichem Anblick konnte sich Keiner der Anwesenden der Rührung erwehren, „sie weinten mit der Jungfrau" und verlangten, daß der Königstochter Gerechtigkeit werde. Nach gemeinsamem Fürstenbeschluß ächtete nun und „forstete" König Otto den Pfalzgrafen und die Gesellen seiner That und legte „friedelos" all ihr Gut. Was Otto von Wittelsbach und Heinrich von Andechs, „die Mörder König Philipp's," vom Reich zu Lehen besaßen, wurde ihnen abgesprochen, die bayerische Pfalzgrafschaft an den Grafen Rapoto von Ortenburg, Isterreich und Krain an Herzog Ludwig verliehen, der aber schon zwei Monate nachher zu Gunsten des Patriarchen von Aquileja darauf verzichtete. Auf einem zweiten Reichstag, der gleich nach Neujahr 1209 in Augsburg stattfand, wurde von Neuem auf benachbartem bayerischen Boden Gericht gehalten, und nach bayerischem Recht das Urtheil über die Mörder bestätigt.

Schwer mußte der Mörder sein Verbrechen büßen. Den Spruch des Augsburger Reichstages zu vollstrecken und den Flecken abzuwaschen, der auf die Ehre des Wittelsbachischen Hauses gekommen, rückten mit bewaffneter Hand Herzog Ludwig von Bayern, Graf Otto von Valei, aus einer Seitenlinie der Wittelsbacher entsprossen, mütterlicher Seits aber der Neffe des neuen Ortenburgischen Pfalzgrafen, und mit ihnen der treue Marschall Heinrich von Kalentin in das Gebiet der geächteten Fürsten ein. Die Burg Andechs am Ammersee, der Stammsitz der Meraner Herzöge, wurde nach tapferem Widerstand erobert, geplündert und dem Boden gleich gemacht. Dasselbe Schicksal theilten Otto's Festen Glaneck und Buchhorn; ja auch die alte Wittelsbach wurde nicht geschont, Herzog Ludwig selbst zerstörte die Wiege seines Geschlechtes; an ihrer Stelle ließ er der heiligen Jungfrau eine Kirche erbauen, die er dem Deutschorden übergab, von den Steinen der geschleiften Feste aber eine Ringmauer um den benachbarten Flecken Aichach führen.

Otto von Wittelsbach selber hielt sich seit seiner Aechtung auf einem an der Donau oberhalb Regensburg gelegenen Hofe der Mönche

von Ebrach versteckt. Aber nicht lange, so wurde er in seinem Schlupfwinkel aufgespürt. Begleitet von dem Sohn jenes Wolf, den einst Otto erschlagen hatte, zog schon im Februar 1209 Heinrich von Kalentin heran, umstellte den Hof und gab dem Pfalzgrafen den Todesstreich. Das Haupt ward vom Rumpf getrennt und in die Donau geworfen; der Leichnam blieb unbestattet liegen, bis ihm nach sieben Jahren auf päpstliche Erlaubniß ein christliches Begräbniß im Kloster Indersdorf wurde.

13.

Die Riesenschlacht von Navas de Tolosa.

Den Wendepunkt der Geschichte des spanischen Mittelalters bildet der glorreiche Sieg der Christen über die Araber im Jahre 1212 in den Ebenen von Tolosa (Navas de Tolosa). Mit ungeheurer Heeresmacht kam Muhammed (mit dem Beinamen Abdallah Annahir), der Almohaden Beherrscher, nach Spanien, die christlichen Staaten zu erdrücken. Es galt einen Riesenkampf um Christenthum und Christen auf der Halbinsel. Aber die Christen zitterten nicht bei der Schreckenskunde. Eilig sammelten sie alle Kräfte und wandten sich auch um Hülfe in das Ausland.

Alfonso VIII. hatte den Bischof Gerhard von Segovia nach Rom geschickt, um Innocenz III. von der bedrängten Lage Spaniens zu benachrichtigen und um die Erlassung eines Aufrufes an die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen zu bitten. Innocenz III. forderte die französischen Prälaten auf, mit allen ihren Kräften die in Spanien bedrohte christliche Religion aufrecht zu erhalten. Den spanischen Bischöfen aber legte er nahe, auf das einstimmige Zusammenwirken ihrer Könige bedacht zu sein. Zu diesem Zwecke wurde von Alfonso VIII. zu Cuencer eine Zusammenkunft der christlichen Fürsten gehalten. Es wurden über die Art und Weise der Kriegsführung und die zu leistende Unterstützung an Geld und Truppen Verabredungen getroffen und Castiliens Hauptstadt Toledo zum Sammelplatze bestimmt. Im Februar des folgenden Jahres sah man die Banner der Städte, die Großmeister und Prioren der Orden von Calatrava, St. Jago, der Hospitaliter und des Tempels mit ihren Rittern anlangen. Unter den ausländischen Streitern waren die Franzosen bei weitem am zahlreichsten vertreten. An die Spitze dieser Schaaren hatten sich überall die Bischöfe gestellt. Die Krieger von Languedoc, der Provence und aus Burgund führte der Erzbischof von

Narbonne herbei, welcher auch den König Sancho von Navarra zu bewegen gewußt hatte, seinen Groll über der allgemeinen Sache des Vaterlandes vergessend, nicht bloß durch Zusendung von Geld und Truppen, sondern in eigener Person sich an dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu betheiligen. Schon im Mai hatten sich in Toledo von den „Ultramontanen" (Franzosen) gegen 2000 Barone mit ihrem Gefolge, 10,000 Ritter und Lanzknechte und 50,000 Mann Fußvolk eingefunden. Eine Menge anderer Streiter aus entfernteren Ländern war noch auf dem Wege. Die Stadt Toledo vermochte nicht eine solche Menschenmenge aufzunehmen. Viele Tausende mußten in den Zelten, welche in den königlichen Gärten aufgeschlagen worden waren, oder auf den Wiesen sich lagern. Obgleich sich das Heer der Ultramontanen im Monat Juni allein auf 10,000 Ritter und 100,000 Mann zu Fuß belief, hatte doch Alfonso solche Vorräthe an Geld und Lebensmitteln, worin ihm ohne Zweifel Frankreich und Italien hülfreiche Hand geboten, aufgehäuft, daß die Ritter wie die übrigen Krieger nicht nur mit Lebensmitteln, sondern sogar täglich mit reichlichem Solde versehen wurden.

Während in Spanien von allen Seiten die Schaaren sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen sammelten, war Innocenz nicht müßig, die Waffen des Gebetes zum Schutze der bedrohten Christenheit zu ergreifen. Er ordnete zu Rom auf den 23. Mai eine allgemeine Prozession der Geistlichen und Laien an für den Frieden der Christenheit und insbesondere, „damit Gott Sieg verleihe Allen, welche in Spanien kämpften, und nicht zulasse, daß über sie herrschten die Heiden." Niemand sollte sich davon ausschließen, mit Ausnahme der gegenseitigen Todfeinde. In der Frühe versammelten sich die Frauen in der Kirche Santa Maria maggiore, die Geistlichen in der Basilica der zwölf Apostel und die männlichen Laien in der Kirche der heiligen Anastasia. Nach verrichtetem Gebete zogen sie unter Glockenschall barfuß, die Frauen ohne Schmuck, unter Thränen und Schluchzen zu dem Platze vor dem Lateran. Inzwischen begab sich der Papst mit den Cardinälen, Bischöfen und Caplänen in die Basilica sancta sanctorum, erhob daselbst die Reliquie des heiligen Kreuzes und trug dieselbe in Prozession vor den Palast des Bischofs von Albano. Nachdem er von dessen Stufen herab eine Ermahnungsrede an das Volk gehalten, kehrten sämmtliche Anwesende in die Kirchen zurück. Der Papst mit den Geistlichen und Laien in die Kirche Johannes von Lateran. Nach Abhaltung der Messe begab sich Innocenz, barfuß wie alle Anderen, zu dem heiligen Kreuze, um demselben die gewöhnliche Ehrerbietung zu er-

weisen. Um die Kraft des Gebetes zu verstärken, wurden strenges Fasten und Almosen mit ihm verbunden.

Den 20. Juni 1212 setzten sich die Kriegsschaaren von Toledo aus in Bewegung. Sie waren zur Einhaltung der Ordnung und um der Bequemlichkeit willen in drei Haufen abgetheilt. Voraus zogen unter Anführung des Diego Lopez de Haro die Ultramontanen über 100,000 Mann stark. Den zweiten Heerhaufen, bestehend aus Aragoniern, Cataloniern und Templern, befehligte Petro II. Den Zug mit dem zahlreichen Heer der Castilianer, Leonesen und Portugiesen, in welchem sich allein 30,000 Ritter befunden haben sollen, beschloß Alfonso VIII. von Castilien. Schon am 24. Juni erstürmten die Ultramontanen die Festung Malagon, deren ganze Besatzung sie niederhieben. Da sich hier die große Hitze, sowie Mangel an Lebensmitteln fühlbar machte, glaubten Viele der Fremdlinge ihrer Pflicht schon Genüge geleistet zu haben und wollten sich zur Heimkehr anschicken. Doch wußte sie Alfonso VIII. durch reichliche Austheilung von Lebensmitteln zu beschwichtigen. Das Heer zog nun vor Calatrava, dessen zahlreiche Besatzung von zwei ausgezeichneten Feldherren befehligt wurde. Die Stadt wurde von allen Seiten angegriffen und endlich mit Sturm erobert. Zu großer Ermunterung diente die wunderbare Erhaltung eines Priesters, welcher im Ornate, die geweihte Hostie in der Hand, an der Spitze der Streiter in die Stadt vorgedrungen und obwohl sich 60 Pfeile an seinem Kleide festgeheftet hatten, selbst unverletzt geblieben war. Die Almohaden hatten sich in das stark befestigte Castell zurückgezogen, dessen Erstürmung mit großen Opfern verknüpft gewesen wäre. Dessenungeachtet siegte im Kriegsrathe die Ansicht, daß die Festung, in welcher große Reichthümer und Vorräthe von Lebensmitteln aufgehäuft waren, zuvor erstürmt werden müsse, ehe man dem nur einige Tagemärsche entfernten Feinde eine Schlacht anbieten könne. Als die Saracenen diesen Entschluß der Christen vernahmen, ließen sie dem Könige von Castilien heimlich große Schätze und Uebergabe der Festung anbieten. Die Ultramontanen und Aragonier, nach dem Blute der Ungläubigen dürstend, verwarfen jeden Vergleich, welcher doch auch zugleich das Leben so Vieler aus ihrer eigenen Mitte schonen wollte. Endlich wurden dennoch die Anträge der Saracenen angenommen. Darüber brach Zwiespalt zwischen den Spaniern und Ultramontanen aus. Die Letzteren, durch Satans List verführt, wie Rodrigo von Toledo meint, waren voll Unmuths, daß ihnen die Ermordung der Besatzung entzogen und von Alfonso, wie sie glaubten, ein großer Theil der Schätze vorenthalten worden

sei. Unter dem Vorwande, das heiße Klima von Spanien nicht ertragen zu können, weigerten sie sich, weiter zu ziehen. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergeblich. Das gesammte Heer, nur ein kleines Häuflein unter dem Erzbischofe von Narbonne ausgenommen, schlug beinahe im Angesichte der Feinde, den Rückweg ein.

Die Spanier aber rückten ungeschwächten Muthes weiter, und gelangten bald in den Engpaß Muradal, um auf der andern Seite des Gebirges die Entscheidung durch die Schlacht herbeizuführen. — Der Herrscher der Almohaden hatte sich mit seinem zahllosen Heere in die Ebene von Jaen begeben, mit dem Vorsatze, erst dann eine Schlacht zu wagen, wenn die Christen durch die Sommerhitze und durch Mangel an Lebensmitteln entkräftet sein würden. Als er aber die Nachricht von dem Abzuge der Ultramontanen, welche er wegen ihrer Zahl und Stärke am meisten fürchtete, erfuhr, rückte er heran, um die Christen zur Schlacht aufzusuchen. Obwohl Muhammed die Gebirgspässe mit seinen besten Truppen hatte besetzen lassen, eroberten die Christen dennoch, nachdem sie in den Engpaß Muradal eingezogen waren, nach einem blutigen Gefechte die auf der Bergeshöhe gelegene Burg Ferval. Inzwischen aber hatten die Saracenen den engen Paß, welcher von der Höhe herab nach Tolosa führte, auf's stärkste besetzt. Das christliche Heer befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Das Vorwärtsschreiten war unmöglich, da, wie Alfonso in seinem Berichte an Innocenz III. schrieb, der Durchgang durch den Engpaß, wenn er nur von 1000 Kriegern gut vertheidigt wurde, von keinem Heere der Welt erzwungen werden konnte. Länger auf der Höhe zu verweilen, verhinderte der Mangel an Wasser. Den Rückweg einzuschlagen und einige Tagmärsche weiter einen Durchgang nach Andalusien zu suchen, hielt Alfonso der Ehre der Christen widerstrebend. In dieser verzweiflungsvollen Lage erschien wie vom Himmel gesandt, vor dem Könige von Castilien ein Hirt, mit dem Anerbieten, dem Heere einen Weg zu zeigen, auf dem es sicher und ohne von dem Feinde bemerkt zu werden, die Ebene erreichen könnte. Nachdem Alfonso von der Wahrheit dieser Aussage sich überzeugt hatte, schlug das Heer noch an demselben Tage den von dem Hirten gewiesenen Weg ein, und gelangte durch Waldesdickicht auf eine geräumige Ebene, welche sogleich in ein verschanztes Lager umgewandelt wurde.

Die Saracenen hatten anfänglich geglaubt, daß die Christen sich auf der Flucht befänden. Als sie dieselben in ihrer neuen Stellung gewahrten, bot ihnen Muhammed noch an demselben Tage die Schlacht an, die

christlichen Heerführer zogen es jedoch vor, ihren ermatteten Kriegern noch Ruhe zu gönnen. An dem folgenden Tage stellte der Herrscher der Almohaden sein Heer abermals in Schlachtordnung; die Christen verließen aus Scheu, den Tag des Herrn durch das blutige Werk der Schlacht zu entweihen, ihr sorgfältig verschanztes Lager nicht; nur einzelnen Rittern wurde es gestattet, in Zweikämpfen mit den feindlichen Vorposten ihre Tapferkeit zu erproben. Vor dem Anbruche des nächsten Tages rüsteten sich die Christen zur Schlacht. Der Erzbischof von Toledo und die anderen Prälaten durchzogen die verschiedenen Heeresabtheilungen, sie zum Kampfe für die Sache Gottes ermunternd und den Ablaß verkündend. Es wurde das Geheimniß des Herrn gefeiert und die Sakramente gespendet, um die Streiter zu stärken auf den heißen Kampf. Darauf wurde das Heer in Schlachtordnung gestellt. Das Mitteltreffen unter Alfonso wurde in vier Heerhaufen getheilt. Die Ehre des Vorkampfes erhielten die castilianischen Gebirgsbewohner unter dem tapfern Diego Lopez. Dann folgten die Ritterorden nebst den Bannern einiger Städte unter dem Grafen von Gonzalo Nunnez de Lara. Der dritte Haufen bestand aus den Rittern von Altcastilien, Asturien und Biscaia, welche durch den Grafen Rodrigo Diaz de los Cameros befehligt wurden. In der Reserve standen unter Alfonso's Leitung die Toletaner und Leonesen. In des Königs Umgebung befanden sich der Erzbischof von Toledo und mehrere andere Bischöfe aus Castilien und Leon mit ihren Mannschaften. Den linken Flügel nahm Sancho mit seinen tapfern Navarresen ein. An ihn hatten sich angeschlossen die galicischen und portugiesischen Truppen sammt den wenigen französischen Rittern, welche unter dem Erzbischofe von Narbonne zurückgeblieben waren. Den rechten Flügel hatten unter dem Könige Pedro die aragonischen Kriegsvölker inne.

Muhammed Annasir hatte seinerseits sein Heer in fünf Schlachtreihen aufgestellt. In dem Vordertreffen standen die sogenannten Freiwilligen, nach arabischen Berichten 170,000 Mann an der Zahl, bereit, für den Islam zu siegen oder zu sterben. Den rechten Flügel bildeten die Andalusier, den linken die berberischen Stämme. Das Mitteltreffen und die Reserve bestanden aus dem Kerne des Heeres, den eigentlichen Almohaden, oder der regelmäßigen Militärmacht. In der Mitte der Schlachtordnung ließ Muhammed sein rothes Zelt aufschlagen. Dann setzte er sich in dem schwarzen Kriegsmantel des almohadischen Stammvaters Abdolmumin, in der einen Hand den Koran, in der andern den Säbel haltend, auf seinen Schild, während sein Pferd vor dem Zelte in

Bereitschaft stand. Rings um das Zelt waren die Leibwachen aufgestellt, sowohl die Mauren als Neger, welche eine undurchdringliche Mauer von Lanzen bildeten, ein großer Halbkreis mit starken eisernen Ketten umschloß den Emir, um jeden feindlichen Angriff von ihm abzuwehren.

Kaum war das Zeichen zur Schlacht gegeben, als die Serraner und die Ritterorden vorrückten. Gleichzeitig setzten sich auch die beiden Flügel in Bewegung. Die moslemischen Freiwilligen wurden durch den gewaltigen Stoß der Feinde zurückgeworfen. Eine ungeheure Menge derselben wurde zu Boden gestreckt. Als aber die Christen zu dem feindlichen Mitteltreffen vordrangen, fanden sie solchen Widerstand, daß sie zu dem zweiten Schlachthaufen zurückweichen mußten. Bei dem Anblicke dieser Unordnung wollte Alfonso mit seinen Reservetruppen vordringen, indem er zu dem Erzbischofe von Toledo sprach, die Zeit sei gekommen, eines rühmlichen Todes zu sterben. Man hielt ihn aber zurück, vorstellend, daß die Unterstützung mit Klugheit und Mäßigkeit nachgesandt werden müsse. Es wurden nun die tapfersten Kriegsschaaren in das Treffen geführt. Voran leuchtete das Kreuz des Herrn, getragen durch den Chorherrn Don Paschasius von Toledo, in dessen Nähe befand sich das königliche Hauptbanner mit dem Bildnisse der Jungfrau Maria, „der Beschützerin Toledo's und Spaniens." Durch die frischen Kräfte unterstützt, drangen die Serraner und Ritterorden auf's neue gegen das Mitteltreffen vor. Mitten in dem heißesten Kampfe wandten sich plötzlich die Andalusier und ergriffen die Flucht. Dieß erregte furchtbare Verwirrung. Nun galt es noch den eisernen Ring zu sprengen, innerhalb dessen die Leibwache, unterstützt durch die almohadische Militärmacht, die von allen Seiten heranstürmenden Christen lange mit der größten Anstrengung zurückschlug. Die Navarresen, ihren König Sancho an der Spitze, waren die ersten, welche den gewaltigen Kreis durchbrachen. Darauf sprengten der Graf von Lara mit seiner castilianischen Ritterschaar, die königliche Standarte in der Hand, und der König Pedro von verschiedenen Seiten her über die Brustwehr. Während dieses furchtbaren Getümmels saß Muhammed Annasir noch immer unbeweglich auf dem Schilde mitten in dem Zelte und sprach: „Gott allein ist wahrhaft und der Satan ein Betrüger." Schon hatten ihn die Christen, nachdem sie den größten Theil seiner Leibwache niedergehauen, in ihrem fürchterlichen Gemetzel beinahe erreicht, als ein Araber auf ihn zusprengend rief: „O Emir! Wie lange wirst denn du sitzen bleiben? Schon ist Gottes Urtheil gefällt und sein himmlischer Wille erfüllt worden. Die Moslemin sind im Kampfe

erlegen." Jetzt erst warf sich Muhammed auf sein Roß und eilte nach Sevilla. — Grausam wüthete das Schwert der Christen unter den Fliehenden. Sie verfolgten dieselben in einem Umkreise von drei bis vier Meilen. Bei Todesstrafe war ihnen verboten, Gefangene zu machen. Erst die Nacht machte dem Würgen ein Ende. Als der Sieg vollständig errungen war, stimmten der Primas von Toledo und die übrigen Prälaten auf der mit Leichen bedeckten Wahlstätte das Tedeum an.

Der Verlust der Saracenen wird von arabischen wie christlichen Berichterstattern als ungeheuer angegeben. Nach einigen der ersteren sollen von den 600,000 Streitern, welche in die Schlacht zogen, nur 100,000 entkommen sein. Die Berichte der Augenzeugen sprechen von geringeren, aber immer noch außerordentlich großen Zahlen. Unverhältnißmäßig klein war der Verlust der Christen. Daß derselbe jedoch nur 200 Mann oder noch weniger betragen habe, möchte schwerlich Glauben finden.

Entsprechend der Größe des saracenischen Heeres war die Beute, welche die Christen in dem feindlichen Lager machten an Gold und Silber, geprägten Münzen, kostbaren Gewändern, Seidenstoffen, Teppichen und werthvollen Gefäßen. Die Menge der Kameele und Pferde war erstaunlich. An Pfeilen, Wurfspießen und Lanzen wurde eine solche Masse gefunden, daß man mit der Hälfte derselben mehrere Tage die Feuerung unterhalten konnte.

Zum Gedächtnisse an diesen Sieg ordnete Alfonso VIII. auf den Jahrestag, den 16. Juli, für Toledo und später für ganz Castilien ein großes Dankfest an, Triumph des Kreuzes genannt, an welchem die Trophäen aufgestellt wurden. — Dem Papste aber wurde von dem Könige von Castilien als Antheil an der Beute das seidene Zelt des Almohadenherrschers und das Hauptbanner der Mauren sammt einem Siegesberichte zugesandt. Diese Geschenke sowohl, als die Lanze Muhammed's, welche Pedro von Aragonien geschickt hatte, wurden in der St. Peterskirche aufgestellt. Innocenz III., welcher in diesem glücklichen Feldzuge, zu dessen Gelingen er — wie später Pius V. während der Seeschlacht bei Lepanto — seine hohenpriesterlichen Hände gegen Himmel emporgehoben hatte, mit Recht einen Sieg der ganzen Christenheit sah, rief sogleich nach Empfang der königlichen Botschaft die Geistlichkeit zusammen, veranstaltete ein Dankfest und dollmetschte das Schreiben vor allem Volke, die Thaten Gottes und die Tapferkeit des siegreichen Königs preisend. Diesen selbst ermahnte er, nicht sich, sondern Gott die Ehre zu geben, dessen Macht so Großes gethan.

13.

Arabische Bildung unter den Ommeije in Spanien.

Sinn für Dichtkunst, Wissenschaft und Geistesbildung begleitete die Araber auch nach Spanien. Aber fast ein halbes Jahrhundert verfloß hier unter Eroberungskriegen, Kämpfen der Statthalter wider einander, blutigen Wirren, bis Abderrahman I. die Herrschaft der Ommeije (oder Omajaden) im Jahre 756 gründete, unter deren Pflege arabische Poesie und Literatur auf der Halbinsel sich zur schönsten Blüthe entfaltete. Mit der Gründung der Unabhängigkeit des arabischen Spaniens entzündete sich ein Wetteifer der westlichen Herrscher mit den östlichen. Wie diese ihrem Hofe einen besonderen Glanz dadurch zu verleihen suchten, daß sie die größten Dichter und die in den verschiedenen Fächern der Wissenschaft hervorragendsten Gelehrten in ihrer Umgebung hielten, so suchten dieß nicht minder die spanischen. Während der Araber im Orient stolz auf seine großen Dichter war, erhoben sich wetteifernd gleich große im fernen Spanien. Und während die Kalifen von Bagdad den Osten erhellten, sagt Murphy, erleuchteten die Kalifen von Cordova den Westen.

Schon Abderrahman I., dem ersten Ommeije in Spanien, wird Liebe für Wissenschaft und Dichtkunst, die er selbst übte, nachgerühmt, doch wies ihn seine Lage mehr auf die Waffen hin. Jener Sinn ging auf seinen Sohn Haschem I. über, den der Vater durch die gelehrtesten Männer seiner Zeit hatte unterrichten lassen. Auch er liebte es, in schönen Versen gelegentlich seine Gefühle auszusprechen. Stärker tritt das Aufblühen der arabischen Bildung unter Abderrahman II. (822) hervor. Die Schulen vieler Städte wurden von ihm mit Einkünften versorgt, dreihundert Waisenkinder in der Schule der großen Moschee in Cordova unterhalten. Die Stunden, die er den Regierungsgeschäften erübrigte, widmete er der Unterhaltung mit den zahlreichen Gelehrten und ausgezeichneten Köpfen, die an seinem Hofe lebten. Die schönen Künste fanden einen Kenner und warmen Freund an ihm. Er selbst dichtete mit Leichtigkeit und genauer Kenntniß der Metrik aus dem Stegreif — eine Kunst, die von den Arabern stets hochgehalten, als die Zierde und Würze der geselligen Unterhaltung angesehen, und durch die Leichtigkeit der Versifikation, die der Reichthum der arabischen Sprache an gleichlautenden Endungen gewährt, sehr unterstützt wurde. Musik fesselte ihn so sehr, daß er, als man ihn auf die Leistungen eines im Orient sehr berühmten Tonkünstlers aufmerksam gemacht, nicht nachließ, bis es ihm durch Geschenke und Anerbietungen gelang, diesen nach Spanien zu ziehen,

wo der gelehrte Tonkünstler in Cordova viele Schüler bildete, die in der Folge den ausgezeichnetsten Meistern gleichkamen. Seinen Sinn für Baukunst bezeugten die Moscheen, Fontainen, Bäder, Wasserleitungen, womit er namentlich Cordova verherrlichte.

Abderrahmans Sohn und Nachfolger, Mohammed I., wiewohl gebildet, scheint für Beförderung wissenschaftlicher Leistungen und Anstalten weniger thätig gewesen zu sein. Allein der Sinn für Geistesbildung hatte bereits da und dort Wurzeln geschlagen. In Cordova wurde das Haus eines gelehrten Fakih von Zuhörern und Schülern in Menge besucht, gleich einem öffentlichen Lehrsaal. Alle Vorgänger aber wurden verdunkelt von Abderrahman III. (912) und besonders Hakem II. (961). Ihre Regierung war die Blüthezeit arabischer Poesie und Bildung, wissenschaftlicher und künstlerischer Strebsamkeit, feiner Sitte und Lebenseigenthümlichkeit in Spanien.

Auf die Ausbildung Abderrahmans III., der frühzeitig schöne Hoffnungen erregte, wurde von seiner Kindheit an die größte Sorgfalt verwendet. Die berühmtesten Lehrer ertheilten ihm, auf Anordnung seines Großvaters, des Emirs Abdallah, Unterricht. Man las ihm den Koran vor und er lernte dessen Lehren auswendig. Vom achten Lebensjahre an empfing er Unterricht in der Ueberlieferung, in der Grammatik und Poesie, in arabischen Sprichwörtern, Lebensbeschreibungen von Fürsten, in der Regierungskunst und anderen Fächern. Da lernte er Reiten, Pfeilschießen und Lanzenstechen; im Gebrauch der Waffen und Kriegskünste übte er sich von seinem elften Jahre an.

Seine Regierung entsprach diesem sorgfältigen Unterricht. Wissenschaft und Dichtkunst erfreuten sich unter ihm einer gedeihlichen Pflege und seinem Beispiele eiferten die Großen des Reiches nach. So stand das Haus des Wesirs allen Gelehrten offen und war der Sammelplatz aller guten Köpfe und der ausgezeichnetsten Dichter Andalusiens; es glich einer Akademie. In den Wohnungen zweier Wesire, welche Abderrahmans Leibärzte und beide wegen ihrer Kenntnisse in den verschiedensten Fächern, besonders aber durch ihre gelehrten medicinischen Werke berühmt waren, versammelte man sich zur Förderung der naturwissenschaftlichen und mathematischen Kenntnisse, namentlich auch der Astronomie. Am meisten machte sich vielleicht Abderrahman III. um Wissenschaft und Dichtkunst verdient durch die hohe Bildung, die er seinem Sohne Hakem geben ließ, wodurch er die schönste Zeit arabischer Geistesblüthe in Spanien vorbereitete. Denn wiewohl Abderrahman III. Vieles und Großes für die Wissen-

schaften und Künste gethan, so ist doch eigentlich erst die Regierung Al-Hakems der Glanzpunkt des höchsten Flores der Wissenschaften und Künste unter dem Hause Ommeije, und sie hat besondern Reiz und große Anziehungskraft für Alle, denen das Gemälde wissenschaftlicher und geistiger Cultur in der Geschichte mehr Interesse gewährt, als das von gedämpften Empörungen und blutiger Ländererwerbung.

Um die wissenschaftliche Bildung seines Sohnes zu vollenden, wendete sich Abderrahman III. an den berühmten Ismail Ben Kasim Abu Ali el-Kali, der, von Persiens, Syriens und Iraks Gelehrten bewundert, in Bagdad lebte, wo ihn die Kalifen um Rath fragten, „wenn," wie die arabischen Schriftsteller sich ausdrücken, „eine Fliege über ihrem Haupte summte," und lud ihn unter so anlockenden Bedingungen nach Spanien ein, daß er im Jahre 941 nach Cordova kam. Ismail bezauberte hier Alle durch seine glänzenden Geistesgaben, seine Dichtungen, vor Allem durch den Adel seiner Gesinnung und die über sein ganzes Wesen verbreitete Anmuth. Sein Haus wurde bald häufig von den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern Cordova's besucht, unter denen er den berühmten Dichter Jusuf Ben Harun, den er den Anfang und das Siegel der Vollendung der Poesie nannte, einer besondern Freundschaft werth hielt. Dem Kalifen überreichte Ismail nicht lange nach seiner Ankunft sein berühmtes Werk: „die Seltenheiten," voll schöner Schöpfungen in gebundener und ungebundener Rede. Von diesem Meister, den Hakem im Leben durch liebevolle Auszeichnungen, im Tode durch ein prächtiges Grabmal ehrte, geleitet und aufgeklärt, widmete der Prinz noch zwanzig Jahre, bis zum Tode Abderrahmans, seine Liebe und Muße den Wissenschaften, und zeigte sich als einen so eifrigen Freund der Literatur und nützlicher Kenntnisse, daß er von Jugend an keine andere Leidenschaft zu haben schien, als die, die trefflichsten Werke über Geschichte und Geographie sich zu verschaffen. Weder Mühe noch Kosten wurden gescheut, um sie aus allen Ländern zu beziehen, und er unterhielt in den vornehmsten Städten Afrika's, Aegyptens, Syriens und Persiens eigene Geschäftsführer zum Ankauf vorzüglicher Werke. Die geeignetsten für diese Aufträge wählte er aus den gelehrtesten und geistreichsten Männern, denen sein Palast immer offen stand, und unterhielt überall die geschicktesten Copisten, um von seltenen Werken Abschriften nehmen zu lassen. Mit dieser reichen Ausbeute literarischer Schätze ward sein Palast Merwan angefüllt, der jetzt schon einzig für die Aufbewahrung von Büchern bestimmt schien. Aber nicht allein die reichste, sondern auch die wohlgeord-

netste wurde die Bibliothek des Palastes Merwan durch die Sorgfalt, welche Hakem auf die Kataloge derselben verwandte. Die Bibliothek war nach den Fächern der Wissenschaften und Künste geordnet, und geschmackvoll geschriebene Ueberschriften an den Sälen und Schränken bezeichneten die verschiedenen Abtheilungen der Fächer. In den Katalogen waren die Titel der Werke, die Namen der Verfasser, deren Herkunft, Vaterland, Geburts- und Todesjahr angegeben, Alles mit großer Genauigkeit und sorgsamer Kritik. Hakem war in diesen Gegenständen sehr bewandert, und hatte die Genealogien der Araber aller Provinzen Spaniens genau aufgeschrieben. Bei dieser Arbeit half ihm sein Geheimschreiber Ghalib Ben Mohammed, bekannter unter dem Namen Abdes-selam, von dem auch das Verzeichniß aller Ortschaften Spaniens herrührt. Die Kataloge der Merwanischen Bibliothek bildeten vierundvierzig Hefte, jedes zu fünfzig Blättern, die allein die Namen der Verfasser oder der Sammlungen enthielten. Seit ihm von Abderrahman die Regierung anvertraut worden, konnte Hakem seinen Lieblingsneigungen und Beschäftigungen nicht mehr ungetheilt sich hingeben, und widmete fortan dem Studium und dem Umgange mit Gelehrten nur die sparsamen Augenblicke, die ihm die strengen Obliegenheiten des Regenten übrig ließen. Aber seine Liebe erkaltete nicht auf dem Thron, und die Genien der Wissenschaft und Poesie umschwebten ihn auch hier. Seinen beiden Brüdern, die gleichfalls von Liebe für die Wissenschaften beseelt waren, den Prinzen Abdolasis und Mondhir, übertrug er die Sorge, der er selbst nicht mehr genügen konnte; dem erstern die Aufsicht über die Bibliothek, dem andern die Sorge für die Gelehrten und Akademien (Gelehrtenvereine, die er schon als Prinz in seinem Palast Merwan gehalten hatte). Den Richter der Moschee von Cordova, Mokui, der ihm ein sehr gelehrtes Werk über die Politik der Fürsten und über die Grundsätze einer weisen Regierung überreicht, und den Obeidollah Moiti, der jenem in der Ausarbeitung geholfen hatte, ernannte er beide zu Mitgliedern des Staatsrathes unter dem Vorsitze des gelehrten Kadis Ibn Sorbi.

Nach dem Beispiel des Kalifen zeigten sich die Walis und Wesire in der Hauptstadt und in den Provinzen als Freunde der Wissenschaften und Gönner oer Gelehrten. Ahmed Ben pflegte bei vierzig gelehrte Männer aus der Stadt, aus Calatrava und andern Orten in seinem Hause zu versammeln. In den Monaten November, December und Januar vereinigten sie sich bei ihm in einem großen Saale, in geselligem Kreise ein gewisses morgenländisches Wohlleben mit der geistigen Unterhaltung

verknüpfend. Der Fußboden des Saales und die Ruhepolster waren mit Teppichen von Wolle und Seide bedeckt. Die Wände schmückten schön verzierte Tapeten und Tücher. In der Mitte des Saales erhob sich ein mit glühenden Kohlen gefülltes starkes Rohr in Mannshöhe, um welches die Versammelten saßen. Man las einen Abschnitt oder einige Verse des Korans und unterhielt sich darüber. Räucherwerk von Moschus und andere Wohlgerüche wurden herbeigebracht, die Versammelten besprengten sich mit Rosenwasser; ein Tisch ward reichlich besetzt mit Fleisch von jungen Böckchen und Hammeln, verschiedenen andern mit Oel zubereiteten Speisen, dann geronnener und geschäumter Milch, Butter, mannigfaltigen Süßigkeiten, einigen Obstarten und Datteln. In den kurzen Tagen dieser Jahreszeit brachte man so den größten Theil des Tages bei der Tafel zu, und diese Zusammenkünfte dauerten bis zum Ende des Januar, und wiederholten sich alle Jahre. Obschon Toledo noch andere sehr reiche Einwohner zählte, so kam diesem Fakih doch keiner an edler Freigebigkeit gleich. Er wurde vom Kalifen zum Vorstand des Gerichtshofes der Stadt ernannt.

Wie Hakem seine wissenschaftliche Bildung der Fürsorge seines Vaters verdankte, so sollte Hakem's einziger Sohn, Haschem (976), ein Gleiches seinem Vater nachrühmen. Die gelehrtesten Meister des Orients und Occidents wurden für den Prinzen gesucht.

Wenden wir den Blick von dem Allgemeinen der arabischen Geistesbildung und ihrer Pflege auf die besondern Zweige derselben, so fesseln in gleichem Maße Dichtkunst und Geschichtschreibung, Tonkunst, Baukunst und Bildnerei. Es ist uns nicht gestattet, alle diese Culturrichtungen hier zu schildern, es genüge, den Reichthum derselben durch die charakteristische Schilderung eines arabischen Baudenkmals zu veranschaulichen, des berühmten Palastes von Essehra. Fünf Meilen von Cordova, abwärts am Guadalquivir, in einer durch dichtes Gehölz und Baumgänge besonders anmuthigen Gegend, wo Abderrahman III. in einem Landhause die Milde des Frühlings und Herbstes zu genießen pflegte, ließ er eine neue Residenz mit vielen Prachtgebäuden und den reizendsten Gärten anlegen, die er nach dem Namen seiner Geliebten, Essehra nannte. Zehntausend Arbeiter beschäftigte täglich der Bau; vierzehnhundert Maulthiere und vierhundert Kameele trugen die Materialien herbei. Mitten in der neuen Anlage erhob sich der Palast des Kalifen, ein großer, herrlicher Bau, von zweitausend siebenhundert Ellen Länge und tausend fünfhundert Ellen Breite, zu welchem viertausend dreihundert und zwölf

Säulen von dem kostbarsten Marmor und der kunstreichsten Arbeit aus Afrika, Griechenland, Frankreich, Italien und Spanien verwendet wurden. Täglich verbaute man, außer den zahllosen rohen Steinen, sechstausend behauene. Die größte Pracht herrschte in den Sälen. Alle Fußböden waren mit verschiedenartigem Marmor und Verzierungen ausgelegt, die Wände ebenso mit Marmor bekleidet, die Fließen von wunderbarem Farbenspiele, die Decken in Gold und Lazurblau gemalt, mit herrlicher eingelegter Arbeit, das Gebälk von Lerchenholz mit überaus feinem Schnitzwerke. In einigen größeren Sälen gossen Springbrunnen ihr krystallhelles Wasser in große Marmorschaalen und Muscheln der schönsten und mannigfaltigsten Formen. In der Mitte des großen Saales, den man den Saal der Kalifen nannte, prangte ein solcher Springbrunnen aus Jaspis mit einem in Constantinopel verfertigten Schwan in der Mitte von bewunderungswerther Arbeit; über ihm hing von der Decke herab die große, kostbare Perle, welche Kaiser Leo dem Kalifen zum Geschenke gemacht hatte. Unter den andern von Abderrahman in Essehra errichteten Gebäuden zeichneten sich das Münzgebäude und die Moschee aus, die letztere nicht minder prächtig als die in Cordova, aber von geringerem Umfang; tausend Arbeiter sollen sie in nur achtundvierzig Tagen fehlerfrei aufgeführt haben. Den Palast umgaben weitläufige Gärten mit Obstbäumen der mannigfaltigsten Art, kleinen Lusthainen von Myrthen und Lorbeeren, von spiegelhellen kleinen Seen umschlängelt. Mitten in diesen Lustgefilden erhob sich auf einer Anhöhe, die jene beherrschte und dem Auge enthüllte, der Pavillon des Kalifen, von Marmorsäulen mit schön vergoldeten Knäufen getragen, der Ruheplatz des Kalifen, wenn er ermüdet von der Jagd zurückkehrte. In der Mitte des Pavillons prangte eine Riesenmuschel aus Porphyr, mit künstlich ab- und zufließendem Quecksilber gefüllt, das, von der Sonne oder dem Mond beschienen, einen blendenden Glanz zurückstrahlte und, wenn es bewegt ward, alle Gegenstände, über die es seinen Silberglanz ergoß, die Wände, Decken, das Innere, wunderbar täuschend und überraschend, in wallende Bewegung setzte. Außerdem zierten die Gärten von Essehra Marmorbäder von der größten Schönheit und Bequemlichkeit. Alle Vorhänge, Decken und Teppiche in denselben waren aus Gold- oder Silberstoff gewebt, und mit Laubwerk, Blumen und Thieren so kunstvoll eingewirkt, daß alles zu leben schien. Ueber dem Haupteingang des Palastes sah man die Bildsäule Sehra's aufgestellt, von welcher die Stadt ihren Namen erhielt, aber den frommen Moslemen ein Gegenstand des Aergernisses war, da ihr Gesetz ihnen die Errichtung

menschlicher Bildnisse verbietet. Eine beinahe ähnliche Verherrlichung durch Baukunst ist in der ganzen morgenländischen Geschichte nur der schönen Nurmahall in Indien geworden, deren herrliches Grabmal auch heutzutage ein Gegenstand der Bewunderung des Ostens wie des Westens ist.

14.

Die Magna charta des Königs Johann ohne Land.

Es ist eine von der Geschichte oft wiederholte Lehre, daß Volksfreiheit von Tyrannei ihren Ursprung genommen. So verhält es sich auch mit jener Magna charta, Grundlage der englischen Freiheit, deren Urheber einer der lasterhaftesten Könige, Johann ohne Land, gewesen.

Schon in seiner Jugend hatte sich dieser Fürst an einer Empörung gegen seinen Vater Heinrich II., dessen jüngster und liebster Sohn er war, betheiligt. Seinen älteren Bruder Richard Löwenherz suchte er während dessen Haft in Oesterreich verrätherisch des Throns zu berauben. Als Richard mit Tod abging, wußte er den rechtmäßigen, noch minderjährigen Thronerben, Arthur, Sohn Gottfried's, des ältesten der Söhne Heinrich's II., zu verdrängen, und in den Besitz der Krone zu gelangen. Als König erlaubte sich Johann Alles, was seine Launen und Leidenschaften befriedigte, ja er schien es förmlich darauf anzulegen, sich allgemein verhaßt zu machen. Meineid, Grausamkeit, Wollust, waren die Laster, die sich seiner bemächtigt hatten. Bei einem Aufenthalt in seinen ausgedehnten französischen Gebieten sah er zufällig die schöne Isabella von Angoulème, Verlobte des Grafen de la Marche, und entführte sie. Diese Schandthat war die Ursache eines Kriegs seiner französischen Vasallen wider ihn. In diesem Kriege fiel Arthur, sein Neffe, der sich im französischen Heere befand, in des Königs Hände. Johann ermordete ihn. Gottes Strafe folgte sichtbar. Binnen zwei Jahren hatte Johann seine sämmtlichen französischen Besitzungen verloren und eilte nun, begleitet von einer Schaar fremder Glücksritter, nach England zurück. Seine Charakterlosigkeit brachte bald auch den englischen Adel wider ihn auf, sowie sein Zerwürfniß mit dem Papste Innocenz III. den Klerus. Als der Papst den Bann über ihn verhängte, brach Johann's Wuth in Wahnsinn aus. Geistliche ließ er morden oder des Landes verweisen und das Kirchengut einziehen. Zu gleicher Zeit brandschatzte er die Juden, schändete Frauen und Töchter der Edlen, und verübte Frevel mancher Art. Als aber der vom Papste gegen ihn aufgebotene Kreuzzug drohte,

und Johann sah, wie wenig ein Tyrann auf die Treue der Seinigen zu rechnen habe, da wurde er ebenso zaghaft und knechtisch, als er vormals übermüthig gewesen war. Auch der Adel und Klerus ergriffen jetzt die Gelegenheit, sich wider die Tyrannei des Königs in Zukunft sicher zu stellen. Sie verbanden sich zu gemeinsamem Handeln und zogen in's Feld wider Johann. Da ließ sich der Schwächling bereit finden, auf einer Wiese zwischen Staines und Windsor, Angesichts der beiden Heere, alle jene Forderungen der Verbündeten zu bewilligen, welche seitdem unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes (Magna charta) das Fundament der englischen Verfassung geworden sind.

Diese berühmte Urkunde darf man jedoch nicht für ein neues Gesetzbuch halten; ihre Verfasser wollten den rechtlichen Zustand der Nation weder stören noch bessern; ihr einziger Zweck war die Abstellung der Mißbräuche, welche das Feudal-System unter der despotischen Herrschaft Wilhelm's des Ersten und seiner Nachfolger erzeugt hatte.

In frühern Zeiten waren nur selten Beisteuern und Schildegeld erhoben worden; in den letztern kehrten sie jährlich wieder, und ihr Betrag richtete sich nicht nach dem Herkommen, sondern nach der Habgier des Königs und der vorausgesetzten Geduld der Vasallen. Der Freiheitsbrief beschränkte die Befugniß des Königs zu Erhebung einer Beisteuer wieder auf die drei gesetzlichen Fälle: seine Gefangenschaft, den Ritterschlag seines ältesten Sohnes und die Verheirathung seiner ältesten Tochter. Um bei einer andern Gelegenheit Beisteuern oder Schildegeld zu erheben, wurde die Zustimmung des großen Rathes der Kron-Vasallen für nothwendig erklärt. Die Mitglieder dieses großen Rathes wurden aufgezählt, nämlich die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und größern Barone, die durch persönlich an sie gerichtete Schreiben, und alle unmittelbaren Lehensträger der Krone, die in Gesammtheit durch den Sheriff berufen werden sollten. Die Einberufung sollte mindestens vierzig Tage vorher erlassen, und darin Zeit und Ort der Versammlung, wie auch der Gegenstand der Berathung angegeben werden; und wenn alle diese Vorschriften gehörig befolgt worden, so sollten die Beschlüsse der anwesenden Mitglieder auch für die abwesenden verbindlich sein. Man sieht, daß dieser große Rath kein Parlament im heutigen Sinne des Wortes war. Er bestand lediglich aus Lehensträgern des Königs und wurde nur berufen, um ihm Geld zu bewilligen. Die Könige blieben selten lange Zeit an dem nämlichen Orte, und so lange die Gerichtshöfe der Person des Königs folgten, hatten die Parteien und die Zeugen viele Unbequemlichkeit auszustehen, indem

sie wegen der mehrmaligen Verhöre über eine und dieselbe Angelegenheit von einem Orte zum andern, und zuweilen in sehr entlegene Gegenden geschleppt wurden. Deßhalb war unter der letzten und vorletzten Regierung ein Gericht zu Westminster eingesetzt worden, um Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu entscheiden; und der Freiheitsbrief bestätigte nunmehr diese Einrichtung, indem er vorschrieb, daß bürgerliche Prozesse nicht mehr der Person des Königs folgen, „sondern an einem bestimmten Orte gehalten werden sollten.“ Hierdurch wurde der „Kingscourt“ und der „Schatzkammerhof“, die fortwährend den König begleiteten, auf Criminalsachen und die Kroneinkünfte betreffende Angelegenheiten beschränkt; und der zu Westminster sitzende Gerichtshof erhielt deßhalb, weil vor ihm Prozesse verhandelt wurden, in denen beide Parteien Unterthanen waren, den Namen „Court of common Pleas“ oder bürgerlicher Gerichtshof, den er noch heute führt.

Alle diese Anordnungen waren heilsam; aber die folgenden waren noch wichtiger. Um die unwürdigen Mittel zu beseitigen, durch welche die Könige aus den Prozessen Geld zogen, mußte Johann folgenden Artikel unterschreiben: „Wir wollen Niemanden Recht und Gerechtigkeit verkaufen, verweigern oder vorenthalten.“ — Nach dem Vorbilde der größten Despoten unter seinen Vorfahren hatte er seine Unterthanen auf den bloßen Verdacht feindseliger Gesinnungen verhaften lassen, sie gezwungen, Geiseln für ihre Treue zu stellen, sie in's Gefängniß geworfen, verbannt, ihre Ländereien verheert und ihre Schlösser geschleift. Jetzt willigte er ein, „daß kein freier Mann verhaftet, in's Gefängniß geworfen, seiner Ländereien beraubt oder ihm auf andere Weise Uebels zugefügt werden oder Gewalt geschehen solle, außer nach gesetzlichem Ausspruch seiner Standesgenossen oder nach den Landesgesetzen.“ Diese Clausel sicherte die Person und das Eigenthum des Unterthans gegen die Tyrannei und Rache des Monarchen, und ganz im nämlichen Geiste verordnet der Freiheitsbrief noch ferner, daß Grafen und Barone nur durch ihre Standesgenossen und nach Maßgabe ihrer Vergehen um Geld gestraft, daß freie Leute wegen geringer Vergehen nicht mit schwerer, und auch wegen größerer nicht mit übermäßiger Geldbuße belegt, immer aber dem Freilehner sein Freilehen, dem Kaufmann seine Waare, dem Landmann sein Ackergeräth gelassen, und die Geldstrafen durch rechtschaffene vereidete Leute aus der Gegend bestimmt werden sollten.

Nachdem die Barone ihre eigenen Rechte gesichert hatten, gedachten sie jener der Städte und Flecken, die gleichfalls am Zug Theil genommen,

und ihnen bei den damaligen Streitigkeiten Beistand geleistet hatten. Der Freiheitsbrief bestätigte der Hauptstadt und allen andern Städten, Flecken und Seehäfen den Genuß ihrer alten Freiheiten und Privilegien zu Wasser und zu Land; verordnete gleiches Maß und Gewicht in allen Theilen des Reiches, und ertheilte fremden Kaufleuten die Befugniß, nach England zu kommen, sich daselbst aufzuhalten, im Lande zu reisen und unbeschwert wieder abzureisen, dem Rechte und alten Herkommen gemäß. Jedoch konnte sie der König in Kriegszeiten verhaften lassen, bis man erfahre, wie im feindlichen Lande die englischen Kaufleute behandelt worden seien.

Ferner ward verordnet, daß jeder freie Mann befugt sein solle, das Königreich zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, jedoch mit Vorbehalt seiner Treue als Unterthan und ausgenommen in den Kriegszeiten. Gefangene, Geächtete und Kaufleute aus feindlichen Ländern waren von dieser Befugniß ausgeschlossen.

Die königlichen Forste waren Privateigenthum der Krone. Sie standen unter ihren besondern Gesetzen, die ein reiner Ausfluß des königlichen Willens waren. Der die Erhaltung des Wildes betreffende Theil dieses Gesetzbuches war mit Blut geschrieben. „Des Königs Wild,“ wie man es nannte, „zu tödten, unterwarf den Schuldigen dem Verluste seines Lebens oder seiner Gliedmassen.“ Andere Gesetze, dem Vorgeben nach zum Schutz der Waldungen, eigentlich aber zum persönlichen Nutzen des Königs und seiner Beamten erlassen, stempelten unzählige Handlungen zu Verbrechen, und waren für Alle, die an den Gränzen der Forste lebten, oder in deren Innern Besitzungen hatten, höchst drückend und lästig. Der Freiheitsbrief half einigen dieser Bedrückungen ab. Er öffnete alle Bezirke, die seit dem Regierungsantritt des Königs zu Forsten gemacht worden waren; gab zwölf von den Grafschaften zu wählenden Rittern Vollmacht, alle bei den Forsten und Gehegen stattfindenden Mißbräuche zu untersuchen und eidliche Verhöre darüber vorzunehmen, und ermächtigte sie, selbe binnen vierzig Tagen abzustellen, nachdem sie vorher dem Könige oder dessen Gerichtshalter Meldung davon erstattet haben würden.

Wäre der Freiheitsbrief hierbei stehen geblieben, so hätte sich die Erleichterung, die er gewähren sollte, größtentheils auf die unmittelbaren Kronvasallen beschränkt. Die große Masse der freien Leute bestand aus den Untersassen jener Vasallen und hatte von der Tyrannei ihrer Lehensherren dieselben Bedrückungen erfahren, wie diese von der Tyrannei des Souveräns. Da sie an dem Unternehmen Theil genommen hatten, so konnten sie auch darauf Anspruch machen, den aus ihm gezogenen Nutzen

zu theilen; und es ward demnach zu ihren Gunsten eine Clausel eingerückt, die verordnete: „daß alle Freiheiten und Privilegien, die der König seinen Vasallen, so weit es ihn angehe, bewilligt habe, auch von Geistlichen und Weltlichen gegen ihre Lehensleute, soweit es sie angehe, beobachtet werden sollten." Von den Leibeigenen, die noch immer eine der zahlreichsten Klassen bildeten, geschah keine Erwähnung. Sie konnten natürlich keinen Anspruch auf Theilnahme an den Rechten freier Leute machen.

Dieß sind die wesentlichsten Verfügungen des großen Freiheitsbriefes, der Jahrhunderte hindurch als das Palladium englischer Freiheit betrachtet wurde. Die meisten derselben erloschen mit den Verhältnissen, für welche sie berechnet waren; in jener Zeit aber waren sie von hohem Nutzen. Sie thaten den drückendsten Mißbräuchen der Lehenherrschaft Einhalt; hauchten der englischen Gesetzgebung einen neuen Geist ein; machten den Widerstand gegen Eingriffe des Despotismus rechtmäßig und zeigten, auf welchen Punkt die Nation bei den spätern Kämpfen mit der Krone ihre Anstrengungen richten müsse. Von den Königen, die den Freiheitsbrief als ihnen durch die gewaltige Hand der Noth entrissen, betrachteten, wurden die Verfügungen fortwährend umgangen, von dem Volke aber, welches sie als den Ausdruck seiner wohlbegründeten Rechte ansah, eben so oft gebieterisch gefordert. Es bedurfte nicht weniger als fünf und dreißig Bestätigungen, um ihnen volle Gesetzeskraft zu verschaffen; ein hinreichender Beweis, wie verhaßt sie dem Herrscher, und wie theuer sie dem Volke waren.

15.

Charakterbild Innocenz des Dritten.

Innocenz III. wurde zu Anagni 1161 geboren und durchlief die verschiedenen Unterrichtsanstalten zu Paris, welches damals als der „Born aller Weisheit", als der „Baum des Lebens im Paradiese", als die „Leuchte im Hause des Herrn" gepriesen wurde. Er gelangte zur Cardinalswürde unter dem Papste Clemens III. Seine Tugenden, Kenntnisse, Liebe zum Studium, erwarben ihm schon damals die allgemeine Hochachtung. Einige Jahre nachher, es war bei dem Tode Cölestins III., versammelten sich mehrere Cardinäle auf dem Septizonium, und während man die Leichenbegängnisse des Papstes feierte, beschlossen sie, Lotario Conti zur päpstlichen Würde zu erheben. Lotario war nicht anwesend, denn er wollte dem Verblichenen die letzte Ehre erweisen; als sich nun

der Klerus zum Wahlakte versammelte, hörte er mit Staunen seinen Namen ausrufen, wiewohl er einer der jüngsten Dignitarien der Kirche war; er war damals erst siebenunddreißig Jahre alt.[1]) Zuerst verweigerte er die Annahme und wünschte unter Thränen, man möge ihn in seiner Zurückgezogenheit belassen, er bittet, beschwöret; aber die Stimme des Conclave war wie die Stimme Gottes, und er mußte nachgeben.

Lotario wurde den 21. Februar 1198 zum Priester geweiht; des folgenden Tages empfing er die bischöfliche Consecration in der Basilika des Vatikan, und nahm den Stuhl des heiligen Petrus unter dem Namen Innocenz III. in Besitz. Mit Recht wählte man Innocenz, sagen die Geschichtschreiber dieser Zeit, denn er war ein Freund der Tugend und Billigkeit, ein Feind der Bosheit und des Lasters.

Man erzählte von Wundern, welche seine Wahl sollen begleitet haben, und sprach von göttlichen Offenbarungen. Innocenz erschien seinen Zeitgenossen so groß, sein Einfluß auf die Politik war so stark und thätig, daß man die Fürsorge des Allmächtigen in diesem Oberhaupte der Kirche verehren zu müssen glaubte.

Am folgenden Tage nach seiner Thronbesteigung hielt der neue Papst vor dem versammelten Volke eine Rede über die Pflichten, welche ihm der ruhmvolle Titel: „Diener der Diener Gottes" auferlege, der ihn verpflichte, rastlos alle Bedürfnisse der Welt zu überwachen. — „O welche Beklemmung und welchen Schmerz," rief er, „Ein Tag sage es dem andern, welche Mühen ich dulde; ein Nacht verkünde der andern meine Sorgen; meine Festigkeit ist nicht die Festigkeit eines Steines, und mein Fleisch ist nicht von Erz. Mag ich auch gebrechlich und voll Mangels sein, der Gott gibt mir Bestehen, der Allen reichlich gibt und nicht säumt."

Die Regierung Innocenz' III. war mit Recht berühmt. Lange war die Gerechtigkeit in Rom käuflich gewesen; die Advokaten, die Rechtsgelehrten verewigten den Hader, und bereicherten sich von der Beute der Prozeßführenden; aber mit der Ankunft Innocenzens wurden die Mißbräuche verbannt, denn er selbst übte die Gerechtigkeit. Jeden Morgen, sobald er Messe gelesen, begab er sich in das Consistorium. Um ihn saßen die Cardinäle, gegenüber ausgezeichnete Geistliche und Ordensmänner. Hier empfing er die Bittschriften derer, die sich um Hülfe an ihn wendeten, welches Landes sie sein mochten. Wer mit einem Gesuche einkam,

1) Mit Besorgniß ruft darum Walther von der Vogelweide:

O we! der babest ist ze jung,
hilf herre diner christenheit!

durfte auf freundlichen Empfang, wer einen Vorschlag brachte zur Abstellung von Mißbräuchen, zu Gnadenbewilligungen für Kirchen, zu besserer Wirksamkeit für Orden, geneigtes Gehör hoffen. Dreimal in der Woche wurde das Consistorium öffentlich gehalten, und war dann jedesmal dem Vortrage und der Entscheidung der wichtigsten Rechtsfälle gewidmet; ein Gebrauch, der seit langem unterlassen, Innocenzen seine Wiederherstellung verdankte. In diesen Sitzungen widmete er allen Vorträgen die größte Aufmerksamkeit, untersuchte alles auf das Genaueste, forderte die erschöpfendsten Berichte, Beweise, Zeugen, Urkunden, wo solche erforderlich oder vorhanden waren. Rede und Gegenrede durften zur hellsten Beleuchtung der Sachen, ohne Besorgniß, den Papst zu ermüden, geführt werden. Aber wer mehr auf den Schmuck der Beredsamkeit als auf das Gewicht seiner Gründe bauen wollte, der irrte. Innocenzens Scharfsinn durchblickte die Hülle, und ein schlichter Vortrag verminderte für ihn die Beweiskraft der Gründe nicht. Und sein kritischer Scharfblick entwickelte den Rechtsstreit mit bewunderungswürdiger Tiefe unter den schwierigsten Verhältnissen, worin sich die Verschlagenheit und Beredsamkeit zu gefallen pflegen.

Bald erschien ganz Europa vor dem Richterstuhl des Papstes zu Rom. Er entschied nicht allein über die Streitfragen, sondern suchte sogar vorzugsweise die Gegner mit einander zu versöhnen, so daß sein Richterspruch nie den Ton des milden Priesters und liebenden Vaters verläugnete. Um ihn zu hören, verließen die berühmtesten Rechtsgelehrten ihre Schulen. Als das Klima Roms ihn zwang, eine für seine wankende Gesundheit günstige Luftveränderung zu suchen, begleitete ihn eine zahllose Schaar, und er mußte, wie für eine Armee, die fruchtbarsten Gegenden auswählen. Vierzigtausend Fremde sah man zu Viterbo sich um ihn drängen, welche alle gekommen waren, Gerechtigkeit von ihm zu verlangen, als wenn es auf Erden keine Gerechtigkeit mehr gegeben, außer in dem Herzen Innocenzens. 1)

Dieser hohe Einfluß dehnte sich auch über die Fürsten aus, so groß auch ihre Eifersucht gegen die päpstliche Macht war. Constantia übergab ihren Sohn Friedrich II., König von Sizilien, und die Regent-

1) Es war aber nicht unter Innocenz allein so, es ist überhaupt charakteristisch für das Mittelalter, daß die christliche Welt bei den Päpsten die Entscheidung der höchsten Rechtsfragen suchte. „Der Grund aber," bemerkt Walter (Kirchenrecht § 185), „warum im Mittelalter die päpstliche Rechtsprechung so großes Vertrauen besaß, liegt darin, daß die Parteien selbst hier das Uebergewicht wissenschaftlicher Ordnung anerkannten."

schaft des Königreichs der Obhut Innocenz' III.; Calojohann, Fürst der Bulgaren, Primislaus, Herzog von Böhmen, suchten bei ihm um den Königstitel nach; Peter II. von Aragonien reiste nach Rom, um aus seinen Händen die Königskrone zu empfangen; Peter reiste aus der Provence ab, zu Genua nahmen ihn mit seinem Gefolge fünf Galeeren auf, und er landete den 6. November 1204 auf der von zwei Mündungen der Tiber gebildeten Insel. Der Magistrat Roms, der Adel, mehrere Cardinäle zogen ihm sogleich mit zweihundert Reitpferden und Saumrossen entgegen, und führten ihn nach dem Vatikan, in welchem auf Befehl des Papstes Wohnungen für ihn bereitet worden. Die Krönungsfeierlichkeit fand einige Tage nachher in der St. Pankratiuskirche, jenseits der Tiber, statt. Da erhielt Peter von dem Bischof von Porto die heilige Salbung: Innocenz selbst setzte ihm die Krone auf's Haupt und reichte ihm als Zeichen königlicher Würde den Leibrock, Mantel, Scepter, Reichsapfel, Krone und Mitra. Peter wollte nun auch das Ritterschwert in der Basilika des Vatikans empfangen; er legte Krone und Scepter an den Stufen des Altares nieder, und der Papst umgürtete ihn mit dem Schwert, als Zeichen der Stärke und des Muthes, damit es nach einer solchen Weihe für immer der heiligen Sache des Rechtes und der Gerechtigkeit diene. — Gerechtigkeit gegen Freunde und Feinde übte Innocenz III. ohne jede Rücksicht aus. Gekränkte Ehegatten, verlassene Waisen, wie Ingeburg von Dänemark, Maria von Aragonien, Adelheid von Böhmen, Ladislaus von Ungarn, fanden an ihm einen kräftigen und unbestechlichen Vertheidiger ihrer Rechte. Wie sehr er auch das Gute anerkannte, was aus der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer hervorging, so verweigerte er ihnen nichtsdestoweniger seinen Segen, weil sie ihre Waffen gegen die Christen gewendet, welche die Ungläubigen hätten bekämpfen sollen.[1]) Seine Gerechtigkeitsliebe erstreckte sich auch auf die Juden, welche an ihm einen mächtigen Beschützer gegen religiöse Vorurtheile und den blutigen Haß der Völker und Fürsten besaßen. — „Sie sind," schrieb er, „die lebendigen Zeugen des wahren christlichen Glaubens. Der Christ darf sie nicht vertilgen, damit er der Erkenntniß seines Gesetzes nicht vergesse. Sowie sie in den Synagogen alles, was ihr Gesetz erlaubt, üben dürfen, so darf hierin Niemand sie kränken. Obwohl sie lieber in ihres Herzens Härtigkeit verharren, als daß sie die Weissagungen der Propheten, die Geheimnisse ihres Gesetzes verkünden

1) S. die besondere Schilderung: „Der lateinische Kreuzzug."

und Christum erkennen lernten, so haben sie dennoch Anspruch auf unsern Schutz. Daher will ich ihnen solchen aus christlicher Milde, gleichwie unsere Vorgänger, angedeihen lassen. Kein Christ soll einen Juden zur Taufe zwingen, denn der Gezwungene hat keinen Glauben; wollen sie es freiwillig und offen thun, so darf sie auch Niemand darob verunglimpfen. Kein Christ soll ohne Rechtsurtheil ihre Person antasten, ihre Habe wegnehmen, oder an Orten, wo sie angesessen sind, ihre herkömmlichen Uebungen ändern. An ihren Feiertagen sollen sie weder durch Hiebe noch durch Steinwürfe gestört, noch weniger zu Dienstleistungen, die sie an andern Tagen verrichten könnten, gezwungen werden. Es soll Niemand in ihre Gottesäcker einbrechen oder für Geld ihre beerdigten Leichname ausgraben, alles bei Strafe des Bannes."

Die unter dem Pontifikate Innocenz' III. auf das Grab des heiligen Petrus niedergelegten Gaben wurden lediglich dem Unterhalte der Armen geweiht. Er selbst nährte während einer Hungersnoth mit seinem Vermögen täglich achttausend Unglückliche, und schickte überdieß noch Unterstützung und Kleider in die Häuser; jeglicher Aufwand und Luxus war, mit Ausnahme jenes für die Meisterwerke der Kunst, aus seinem Patriarchenpalaste verbannt; denn ein Papst, welcher in der Poesie den erhabenen Ausdruck seiner innigsten Herzensgefühle suchte, konnte nicht gleichgültig sein gegen den Triumph, welchen die schönen Künste bei großen Geistern feiern.

Gleich nach Besitznahme des Thrones ließ er alle Wechsler und Goldarbeiter aus den Höfen des Palastes im Lateran entfernen; an seinem Mahle herrschte die größte Einfachheit: er wollte die Pracht und Ueppigkeit mancher Prälaten dadurch zurückweisen. Nach Tisch überließ er sich einige Augenblicke dem Schlafe, und dann war der Zutritt den Pilgern, Geistlichen, Laien und allen verstattet, die mit ihm über das Wohl der Christenheit zu verhandeln hatten. „Als der Papst von seinem Mittagsschlafe erwacht war," so erzählt ein Augenzeuge, „und gerade eine freie Stunde hatte, wurde ich allein bei demselben eingeführt. Ich beugte das Knie, er aber rief mich herbei, den Kuß zu empfangen, was mir guten Muth einflößte. Er hieß mich ihm zu Füßen sitzen und meine Angelegenheit vortragen."

Eines Tages erzählte man dem Papste, Fischer hätten nach der Last, welche das Netz gezogen, auf einen reichen Fang an Fischen geschlossen, statt dessen aber drei todte Kinder an's Land gebracht. Hierüber sei Innocenz so bewegt worden, daß er sogleich den großen und heiligen Ent-

schluß gefaßt, sein väterliches Vermögen zu dem Baue eines Hauses zu verwenden, in welchem dergleichen verlassene Geschöpfe Pflege und Erziehung erhalten könnten. Dieses Haus wurde erbaut und steht noch da, wo der König Ina im eilften Jahrhundert das Hospitium für die Pilger Großbritanniens errichtete. Die Religiosen des Spitalordens vom heiligen Geiste, welche der Graf Guido von Montpellier zum Dienste aller menschlichen Gebrechen in's Leben gerufen, wurden nach Rom gezogen, und ihnen die Leitung der neuen Stiftung anvertraut. Die Kirche wurde dem heiligen Geiste geweiht, ein Bild in derselben stellt die Geschichte der in dem Flusse ertränkten Kinder vor; die von der päpstlichen Wohlthätigkeit aufgenommenen Kinder wurden mit himmelblauen Gewändern angethan, damit sie sich immer erinnern sollten, sie seien, als vom Tode Errettete, des Himmels Kinder und Schützlinge geworden.

Das Hospitium zum heiligen Geiste war lange Zeit hindurch und ist wohl noch jetzt die ausgedehnteste, schönste und am besten eingerichtete Anstalt dieser Art in Europa.

Dieses lebendige Gefühl der Theilnahme Innocenz' III. erstreckte sich über alle Leiden, welche die Christenheit heimsuchten. Die Verehrung der heiligen Orte, die Leiden Spaniens durch die Mauren, die tyrannische Ungerechtigkeit einiger Fürsten, zerrissen ihm das Herz. Seine Briefe und Legaten durchkreuzten ohne Unterlaß ganz Europa, hier der Ungerechtigkeit wehrend, dort Eintracht predigend, und die Funken jener heiligen Flamme nährend, die einst das Concil zu Clermont und der heilige Bernhard angefacht. Auf sein Wort überschritten siebenzigtausend Pilger die Pyrenäen, dem Könige von Castilien wider die Araber beizustehen, und zu Rom wurde eine feierliche Prozession angeordnet, um von Gott den Christen Sieg zu erflehen. [1])

Bald darauf beschäftigte ein anderer großer Gedanke Innocenz III. Er beschloß die Vervollkommnung der Disciplinargesetze der Kirche und das Ansehen einer Kirchenversammlung den neuen Ketzereien entgegenzusetzen. Sie fand statt im Palaste des Lateran. Vierhundert Bischöfe und über achthundert Aebte und Vorsteher von Klöstern folgten dem Rufe des Papstes. Die Gesandten der Könige von Frankreich, Aragonien, Sicilien, England, Ungarn, Cypern und des Kaisers von Constantinopel erschienen gleichfalls als die Repräsentanten der weltlichen Macht auf diesem Congresse der gesammten Christenwelt.

---

1) S. die Schilderung der „Riesenschlacht von Navas de Tolosa."

Die ersten Sitzungen des Conciliums waren der Auseinandersetzung und deutlicheren Darstellung der Glaubenslehren gewidmet, welche von den Irrlehrern der damaligen Zeit besonders bestritten worden. Die Irrlehre war wirklich mit jedem Tage drohender geworden. Von Bulgarien bis in's Innere von Spanien stieß man mit jedem Schritte auf sogenannte Katharer, Patariner, Bons-Hommes, wie sie in Frankreich hießen, die nur tödtlichen Haß gegen jeglichen Gehorsam der Obrigkeit und besonders gegen den katholischen Glauben verbreiteten. In Italien war die Lombardei beinahe gänzlich vom Gifte der Irrlehre angesteckt, die sich wie ein Aussatz verbreitete und selbst in das päpstliche Gebiet gedrungen war. [1])

Die Beschlüsse des vierten Conciliums im Lateran in Bezug auf die Kirchenzucht sind für das Kirchen- und bürgerliche Recht von hoher Bedeutung. Dieses Concilium stellte die Gottesgerichte ein, verordnete die öffentlichen Aufgebote vor der Ehe, um die heimlichen Ehen zu verhindern; verordnete, daß jeder Gläubige wenigstens ein Mal beichten und zur österlichen Zeit das heilige Abendmahl empfangen soll; es eröffnete an allen Kirchen Freischulen, und entwarf die bewunderungswürdigen Regeln des Rechtsverfahrens, welche unsere Gesetzgeber alle nachgeahmt haben.

Der heilige Dominikus wohnte dem Concil im Lateran bei; er war mit Fulco, dem Bischofe von Toulouse, nach Rom gekommen, um mit dem Papste sich über die Mittel zu berathen, welche er zur Bekehrung der Irrlehrer ausgedacht hatte. Domingo Guzmann besaß die Einfalt und Stärke jener Seelen, welche zur Thätigkeit geboren sind, weil sie mit einem tiefen Gefühle Kraft und Standhaftigkeit verbinden. Die Prachtliebe der Prälaten beleidigte schon seit längerer Zeit seine christliche Einfachheit. Das Gefolge von Reitern und Bedienten, die verweichlichte Lebensweise der Schüler des Gekreuzigten, erschienen ihm als die wahren Ursachen des Verfalls des Glaubens und des Fortschrittes der Irrlehre. Zugleich bestürzten ihn die Grausamkeiten des Krieges; er konnte nicht an die Verhärtung des verirrten Haufens glauben, und mißbilligte die Leidenschaft, die Städte in Brand steckte und ganze Völkerschaften mit dem Schwerte vertilgte. Er predigte daher ohne Unterlaß den Einen Armuth und Menschlichkeit, den Andern Unterwerfung und Glauben. Das unermüdliche Hingeben an diese fromme Mission führte ihm bald zahlreiche Apostel zu, die arm, wie er, strenge Beobachter aller christlichen

---

1) S. Näheres in der Skizze: „Die Inquisition."

Tugenden, keinen andern Namen kannten, als den der „Predigerbrüder,“ welche zärtliche Benennung der Ausdruck ihres Gedankens der Vereinigung und Erbarmung war.

Innocenz III. und das Concilium im Lateran fürchteten die Vermehrung der religiösen Orden, daher rieth der Papst dem Dominikus, sich für seine Anstalt eine schon von der Kirche approbirte Regel zu wählen. Dominikus verweilte einige Zeit in Rom und flehte zum Herrn um Erleuchtung, wie er den entworfenen Plan ausführen solle; da schien es ihm während der Nacht, als sähe er Jesum im Schlafe, wie er sich anschicke, die Stolzen, Wollüstigen und Geizigen zu vernichten, als ihn plötzlich die heilige Jungfrau besänftigte und ihm zwei Männer zeigte, von denen er der Eine war, den Andern kannte er nicht; aber des andern Tages erblickte er in der ersten Person, die ihm beim Eintritt in eine Kirche aufstieß, den Unbekannten, der ihm Nachts im Traume erschienen war. Er war in Lumpen gehüllt und betete mit Inbrunst. Dominikus warf sich in seine Arme und küßte ihn. „Du bist mein Gefährte,“ sagte er zu ihm, „du verfolgst dieselbe Bahn; laß uns beisammen bleiben, und kein Feind wird etwas über uns vermögen.“ Und von diesem Augenblick, erzählt die Legende, waren sie ein Herz und eine Seele im Herrn. Dieser Arme, dieser Bettler war der heilige Franz von Assisi.[1])

Der heil. Dominikus starb 1221 zu Bologna, der heil. Franziskus zu Portiuncula bei Assisi 1226. Einige Jahre zuvor 1213 beendigte Johann von Matha, Gründer des Ordens der heil. Dreifaltigkeit zur Erlösung der Gefangenen, sein frommes Leben in dem Kloster an der Wasserleitung des Claudius auf dem Hügel Coelius. Dieses Kloster hatte Innocenz III. den Trinitariern eingeräumt.[2])

So war dem Papste das Glück vorbehalten, unter seinem Pontifikate drei der berühmtesten Männer, welche die Geschichte aufzuweisen hat, erscheinen und durch sein Wort angefeuert zu sehen. Aber so groß auch der Trost war, der für ihn aus diesem Aufschwung des geistigen Lebens der christlichen Gesellschaft hervorging, so vermochte er doch nicht den Schmerz zu lindern, der an seinem Leben nagte. Unaufhörlich lag er mit weltlichen Interessen im Kampfe, bald in Deutschland, wo die Wahlen zum Throne der Gegenstand ewiger Kriege geworden, bald in Frankreich, wo Philipp August herrschte, bald in Großbritannien mit Johann ohne Land;

---

1) S. die Schilderung „Franz von Assisi.“

2) S. die besondere Skizze „die Trinitarier.“

sein Wille ging dahin, allen Ehrgeiz zum Schweigen zu bringen und allen Haß zu besänftigen, um die ganze Macht Europa's zu einem neuen Kreuzzuge zu vereinen. Um diesen großen Gedanken zur Ausführung zu bringen und durch seine Nähe zu verwirklichen, hatte der Papst Rom verlassen. Aber alle Hoffnungen, die er genährt, verschwanden eine nach der andern; alles dieses beugte ihn, und er starb zu Perugia den 16. Juli 1216, kaum fünfundfünfzig Jahre alt.

Innocenzens Pontifikat war das glanzvollste und thatenreichste der Geschichte, er selbst ein Mann, welcher treffliche Eigenschaften und herrliche Geistesgaben im seltensten Vereine besaß, ähnlich Gregor VII. durch seine unbeugsame Festigkeit und seinen Alles beherrschenden, nie bestochenen Gerechtigkeitssinn, größer als jener in durchdringender Kenntniß und umsichtiger Erwägung der Weltverhältnisse und der Menschen, in gewandter Behandlung der verschiedenartigsten Geschäfte und in umfassender juristischer und theologischer Gelehrsamkeit. Es gibt eine schwache Vorstellung seiner Alles umfassenden Thätigkeit, wenn man erfährt, daß wir 3855 von ihm eigenhändig geschriebene Briefe besitzen, die sich nicht nur auf alle großen Weltfragen seiner Zeit, sondern noch auf hunderte der verschiedensten Privat- und Lokalinteressen bezogen. Und dennoch wird es als Thatsache berichtet, daß von allen unter seiner Regierung ergriffenen Maßregeln keine verändert ward. Denn obgleich Innocenz rasch und entschieden handelte, so that er doch nichts übereilt, nichts, ohne vorher mit den Cardinälen berathen zu haben. Irrte er zuweilen, so war es nicht seine Schuld, sondern Folge irriger ihm zugegangener Berichte und der ungeheuren Ausdehnung seines Geschäftskreises.

16.

Die Kirche und die Staaten im Mittelalter.

Charakteristisch für das Mittelalter ist jene Anschauung, welche das Verhältniß von Kirche und Staat durch das Verhältniß von Geist und Körper sinnbildet. Der Staat erschien als das Irdische, Zeitliche, die Kirche als das Ueberirdische, Ewige. Jenem theilte man die irdischen Zwecke, dieser die geistigen und himmlischen zu. Einfach aus dieser Grundanschauung ging die Ansicht hervor, daß die Kirche über dem Staate stehe, weil ihr Zweck ein höherer sei. [1]) Wenn diese Ansicht mitunter zu Ein-

1) „Wie der Geist höheren Wesens ist, als der Körper, so sollte auch demjenigen der Vorrang gebühren, welcher Mittelpunkt des geistigen Lebens sei." „Das Papst-

seitigkeiten und zu Handlungen führte, welche mit dem Ausspruche des Herrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ schwerlich zu vereinbaren sind, so hat doch die Kirche jene höhere Stellung, welche man ihr einräumte, im Ganzen zum Besten des Staates und in demjenigen Sinne erfaßt, daß ihre Aufgabe die der Veredlung und Heiligung der Menschen sei. Wenn sie die Großen dieser Welt lehrte, daß alle Macht von Gott stamme, dem jeder Herrscher verantwortlich sei; wenn sie dem Bettler ein und dieselbe Aussicht eröffnete mit dem Kronenträger; wenn sie in ihren sittlichen Anforderungen den Fürsten neben den Klosterbruder und Leibeigenen stellte; wenn sie auf Erden die Stelle jenes höheren Richters vertrat, vor welchem kein höheres Ansehen, sondern nur der innere Werth entscheidet — so hat sie damit wohl eine höhere Stellung, als der Staat, aber gewiß eine solche eingenommen, welche sie in den Augen der Unparteiischen als Wohlthäterin der Menschheit in jenem rohen und barbarischen Zeitalter erscheinen läßt. Unzählige Belege hat die Geschichte des Mittelalters dafür aufzuweisen. Es kann hier nur an Einiges erinnert, nur Weniges angedeutet werden.

Die Kirche war es, welche der blutigen Kampfeswuth, dem rohen Ungestüm barbarischer Gemüther mit der Kraft des in ihr wohnenden Geistes entgegentrat, wie einst auf der Kirchenversammlung zu Bourges Abt Odilo von Cluny in hinreißendem Wort den gesammten Kriegerstand zur Ueberzeugung geweckt hatte, daß Fehde an denjenigen Wochentagen, an welchen zur Versöhnung der Heiland gelitten und im Grabe geruht, dessen welterlösendes Erbarmen schmähe, und daher für seinen Gottesfrieden geneigte Zustimmung fand, wenigstens vorübergehend die Wehrlosen wider Bedrängnisse schirmte, die sonst unablässig auf sie einstürmen konnten, Uebertretung dieser Vorschrift ernster bestrafte, als bloße Vergehen wider den Menschenfrieden.[1]) — Die Kirche allein war es, die sich mit Ernst wider den Menschenhandel erhob, den empörenden Verkauf von Christen in die Sklaverei als strafwürdig erkannte und für Klagen über Weiberraub zum parteilosen Richter sich aufstellte. Gegen die Gewinnsucht, welche dem Feinde nicht der Staaten, sondern des Glaubens, Waffen und Kriegsbedarf selbst während des Streites zuführte, setzte abermals die Kirche ihr Ansehen ein, die sonst Handel und Verkehr nicht weiter in ihren Bereich zog, als es die allgemeine Sicherheit der Christenheit oder die Aufsicht über

---

thum,“ schrieb Innocenz III., „geht dem Königthum vor; diesem ist nur Gewalt gegeben auf Erden über die Leiber; jenem auch im Himmel und über die Seelen.“

1) Näheres in der Skizze: „Gottesfrieden.“

sittliche Ordnung erforderte; welcher gemäß derselbe im Umkreise der Gott geheiligten Gebäude, an den dem allgemeinen Dienst des Ewigen geweihten Tagen, von ihr ernstlich mißbilligt wurde.

Aus eben dem Bewußtsein, ohne Rücksicht auf Völker und Länder, Allem entgegentreten zu müssen, was den Geboten höherer Sittlichkeit und wahrer Rechte der Menschen als göttlicher Gebote widersprach, ging es hervor, daß Cölestin III. den Erzbischof Humbert von Canterbury ermächtigte, den Bann zu sprechen über diejenigen, welche Zölle erhöhten, die Sicherheit der Landstraßen gefährdeten. Wieder war es die Kirche, welche den Kaufmann, der die Erzeugnisse entlegener Länder austauscht und dadurch für des Lebens Anmuth und Gemächlichkeit sorgt, gegen diejenigen Gefahren sicher stellen wollte, welche Raubsucht ihm damals bereiten mochte. Sie konnte in denjenigen, welche selbst Seeraub nicht für ein verworfenes Gewerbe achteten, nicht ihre Kinder erkennen, darum die ersten Strafgesetze gegen dieselben von ihr ausgingen. Die gleichen Beweggründe trieben die Päpste zu Unterdrückung des verabscheuenswerthen Strandrechtes, welchem am baltischen Meere selbst die Personen als leibeigen verfallen sollten. Wirkten dann Gesetze der Könige mit, so war der Erfolg desto sicherer. Immerhin bleibt das Verdienst denjenigen, von welchen der erste Anstoß dazu ausgegangen war. Ferner ließ sie alljährlich über die Zauberer, Meineidigen, Mordbrenner, Diebe und Räuber feierlich den Bann aussprechen. Mit allem diesem wollte sie weder der Polizei oder der Criminaljustiz zu Hülfe kommen, noch weniger in deren Wirkungsbereich einbrechen, nur dasjenige thun, was sie überzeugt war, daß es ihr obliege, daß sie es nicht unterlassen dürfe. Die eigentliche, zeitliche und körperliche Bestrafung dieser Verbrechen, auch der Falschmünzerei und solcher Schandthaten, welche nicht einmal dürfen genannt werden, überließ sie nicht bloß der weltlichen Gewalt, sondern erklärte selbst, daß sie dieser gebühre. Ihr Bestreben ging auf die Ausrottung und Unterdrückung der Vergehen. Strafen beschränkte sie auf ihren engern Kreis, indem sie Geistliche, die von dergleichen angesteckt wären, zu entfernen, Bischöfe, die mit Vollziehung der Strafe zaudern möchten, ihre Amtsverrichtungen einzustellen befahl. In der Erklärung aber, daß Kirchen oder Kapellen anzulegender Verschanzungen wegen nur mit Wille des Oberhauptes der Kirche dürften verlegt werden, immer aber so, daß die Pfarrkinder nichts darunter litten, wahrte sie bloß ihre eigenen Rechte. Von der Kirche zuerst wurde die Pflicht sorgfältiger Wartung kleiner Kinder durch Verfügungen in Erinnerung gebracht. Sie heiligte die

Ehe; sie sittigte die Völker durch das Verbot roher Gewohnheiten aus dem Heidenthum; sie wollte durch untersagten Salzverkauf die heidnischen Preußen von dem Kindermord zurückhalten. Sie gab zu Milderung des Looses der Leibeigenen Antrieb und Vorbild. Indeß die weltlichen Herren dieselben mit Lasten überluden, nach Willkür Steuer von ihnen forderten, sie ihrer Habe beraubten, häufig zur Flucht nöthigten, und, wie es ihnen einfiel, sie verkauften, forderten die geistlichen Herren, zumal die Klöster, nur diejenigen Dienste, deren sie bedürftig waren, hüteten sich vor übertriebener Belästigung derselben, theilten ihnen bei Mangel von dem Ihrigen mit und vergaßen nicht, daß auch die Leibeigenen ihre Brüder und Schwestern wären. Jedenfalls war es wieder die Kirche, welche die Leibeigenschaft milderte (aufheben konnte sie dieselbe nicht, weil sie hierin weder aus ihrer Zeit hinauszugehen vermochte, noch in fremdes Recht eingreifen wollte); sei es nun, daß sie harte Behandlung rügte, mehr noch, weil ihre ganze Lehre so manche Herren bestimmte, unter die guten Werke, welche der Seele zum Heile dienen, auch die Freilassung von Leibeigenen zu zählen. Ferner brachte sie dieselben zu einiger Geltung, indem sie, für die ihren wenigstens, Zeugnißfähigkeit in Rechtssachen der Kirche, jenen sonst nie zugestanden, in Anspruch nahm.

Endlich konnte sie die kirchliche Laufbahn dem Leibeigenen nicht versperren; nur mußte er folgerichtig zuvor freigelassen sein. Fehlt es daher nicht an Bischöfen niedriger Abkunft, so dürfen wir nicht zweifeln, daß unter ihnen auch solche sich mögen befunden haben, welche im Stande der Leibeigenschaft geboren worden. Noch förderſamer zur Erreichung der Freiheit mußte es sein, daß Papst Gregor IX. erklärte, bei einem Sohn, den eine Freie dem leibeigenen Manne geboren, sei auf Einsprache von dessen Herrn gegen priesterliche Weihe keine Rücksicht zu nehmen.

Daß bei Todtschlag nach bürgerlichem Gesetz oft Leben um Leben ging, können wir unsern Ansichten zufolge nicht mißbilligen. Härter war die Sitte in Schwaben, daß ein zur Hinrichtung verurtheilter Mordbrenner, damit Schmach ihn zerknirsche, war er ein Freier, einen Hund, war er Dienstmann, einen Sattel aus der heimathlichen Grafschaft in die nächstgelegene tragen mußte. Weniger möchten sich Strafbestimmungen rechtfertigen lassen, welche Glied an Glied setzten, Hand um Hand nahmen; vollends nicht, wenn Grausamkeit die Gerechtigkeitspflege befleckte.[1]) Auch

1) Wie bei einem Grafen von Flandern, der einen Ritter wegen Raubes zweier Kühe von einer armen Frau, mit voller Rüstung in siedendes Wasser werfen ließ.

hierin war die Kirche milder. Sie verurtheilte selbst Bischofsmörder nicht zum Tode, sondern hoffte, durch auferlegte lebenslängliche Buße sie zu Reue und Bekehrung zu wecken. So mußte auf Innocenzens III. Befehl ein Mann, welcher in saracenischer Gefangenschaft aus Hungersnoth die eigene Tochter geschlachtet und verzehrt, hierauf auch die Frau getödtet hatte, aber doch deren gekochtes Fleisch nicht zu berühren vermochte, bei drei Jahren in Fasten, Gebet und Bußübungen ein unstätes Leben führen, dann weitere Verfügung des Oberhauptes der Kirche gewärtigen. Freilich hatte er unter Thränen sein entsetzliches Verbrechen demselben persönlich offenbar gemacht. Selbst zum Tode Verurtheilten wurde durch kirchliche Personen das Leben erbeten, um in Buße nach göttlicher Gnade zu ringen; welches dem vielleicht hie und da vorkommenden Recht geistlicher Würdenträger den Ursprung gab, verurtheilte Missethäter auf dem Wege zur Richtstätte aus des Scharfrichters Hand zu befreien.

Eben diese Gesinnung lag ferner dem Entgegenwirken der Kirche gegen dasjenige zu Grunde, was entweder in Aberglaube oder in Uebermuth oder in bloßer Waffenlust das Leben gefährden konnte; sie sprach sich wider Ordalien, Zweikämpfe und Turniere aus, und erließ, soweit es ihr möglich, Warnungen und Verfügungen gegen dieselben. Gleich seinen Vorgängern verwarf auch Innocenz III. die Ordalien mit dem Ausspruch Christi: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Die Priester, welche zu Segnung der Mittel sich hergaben, durch die das Gottesurtheil sollte vollzogen werden, unterlagen der Bestrafung. Als auf der Insel Sardinien dieselben hiezu genöthigt werden wollten, brachte der Papst die Gesetze der Kirche wider diesen Gebrauch in Erinnerung mit dem Bemerken: wie keinem weltlichen Richter die Befugniß zustehen könne, einen Geistlichen, der dessen sich weigere, zu bestrafen.

Der Zweikampf, theils als besondere Art der Ordalien, theils als Mittel der Genugthuung oder Rüge, wiewohl durch weltliche Gesetze hie und da zugegeben, selbst zwischen einem Mann und einem Weibe gestattet, unterlag gleicher Mißbilligung der Kirche und ihrer ausgezeichnetsten Männer. Tollheit, nicht Tapferkeit, Wahnsinn, nicht kühner Muth sei es, solcher Gefahr sich bloßzustellen, und während der Sieger des Falles seines Gegners juble, dringe durch seine eigene Seele das Schwert. Selbst die strengsten Kirchenstrafen mußten eintreten, um dergleichen, was zwischen hohen Personen, so der Kirche als dem Land Schaden bringen müßte, zu verhindern. Um so mehr erhoben die Männer der Kirche ihre Stimme wider denselben, wenn den Ueberwundenen, gleich als hätte in dem Aus-

gang Gott selbst ein: Schuldig! ausgesprochen, schwere Strafe durch die weltliche Gewalt drohte.[1])

17.

Franziskus der Heilige von Assisi.

Die Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns zu Assisi gebar einen Sohn, der in der Taufe den Namen des heiligen Johannes erhielt. Da viele Franzosen in den Kaufladen des Vaters kamen, erlangte sein Knabe eine so große Fertigkeit im Gebrauch ihrer Sprache, daß man ihm den Zunamen Francesco, Franzose gab. Nach des Vaters Wunsche dem Kaufmannsstande sich widmend, war der Jüngling bis etwa zu seinem fünfzehnten Jahre munter, aufgeweckt, lebenslustig, ja leichtfertig, und da geschah es, daß er eines Tages einen Armen ohne Almosen abwies, der ihn darum um Christi willen gebeten hatte; dieß aber bald bereuend, rief er den Armen zurück, beschenkte ihn reichlich und beschloß, von nun an keinem ein Almosen um Gottes willen zu verweigern. Von einer sehr schweren Krankheit genesen, wanderte er in der freien Natur umher, um sich zu erholen; allein er vermochte nicht, hierin Vergnügen und Erholung zu finden; nur in Gott gewahrte er selige Ruhe; was er früher geliebt, eckelte ihn an; allem jugendlichen Leichtsinne entsagend, ward ihm allmälig das innere Leben der Seele erschlossen, und in selbstthätiger strenger Buße ward er immer mehr der Hoffart und Wollust abhold. Alles, was er besaß oder erhalten konnte, gab er den Armen oder der Kirche, und lebte selbst in Dürftigkeit und Erniedrigung aus Liebe zu Dem, der, arm geboren, arm gelebt hatte. Du liebe Armuth, sprach er, wie niedrig auch nach dem Urtheile der Menschen deine Herkunft sein mag, dennoch schätze ich dich über Alles, seitdem mein Meister sich mit dir vermählt hat. Er pilgerte nach Rom, vor den Gräbern der Apostelfürsten zu beten, mischte sich unter einen Haufen Bettler, gab dem dürftigsten seine Kleider, hüllte sich dafür in dessen Lumpen, und bettelte in den Straßen Roms. Als Wahnsinniger und Verschwender in der Vaterstadt verschrien, sperrte ihn der Vater zu Hause ein; aber der guten und frommen Mutter Mitleid begünstigte seine Flucht in eine Höhle außer der Stadt, damit er hier auf

1) Der sonst seiner Gerechtigkeit und Milde wegen gepriesene Graf Theobald von Champagne ließ einem im Zweikampf Besiegten die Augen ausstechen und all sein Gut in Beschlag nehmen. Um Auslieferung des Letzteren verwendete sich der heilige Bernhard von Clairvaux.

sein väterliches Erbe Verzicht leiste. Rasch willigte der begnadigte Sohn ein, entledigte sich seiner schönen Kleider und sprach: „Nun kann ich mit mehr Recht täglich beten: Vater unser, der Du bist in den Himmeln!“ Er entsagte seinem Vater, dem reichen Kaufherrn, ließ sich von einem Bettler an Kindesstatt annehmen, lebte fortan in strengster Buße und Abtödtung, ging in's Spital der Aussätzigen, und heilte durch sein Gebet mehrere derselben. Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, beginnt er auszuströmen in begeisterter Rede der Liebe, deren sein Herz übervoll war. Sein erster Schüler war Bernhard, ein Bürger von Assisi. Als dieser ihn fragte, ob er die Welt verlassen müsse, antwortete er: „Befrage Gott.“ Jener schlug nun die heilige Schrift auf und las: „Wenn du vollkommen sein willst, so verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen.“ Er schlug abermals auf und fand die Worte: „Ihr sollet weder Gold noch Silber, noch Geld in den Gürteln tragen,“ und: „Wenn Jemand mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ — Da rief Franziskus begeistert aus: „Das ist's, was ich suche und wünsche;“ augenblicklich warf er seinen Geldbeutel, Stab und Schuhe von sich, und behielt nur ein grobes graues Gewand mit einer Kapuze, das er mit einem Strick um die Lenden gürtete. So erschien er der genußsüchtigen üppigen Welt; so predigte er die Armuth in der Zeit Ezelin's und Friedrich's, Liebe, Buße in den Tagen des Hasses, der Kriege, des Aberglaubens. Mit den eilf Gefährten, die sich ihm angeschlossen, erwählte er die strengsten Bußübungen und die vollständigste Armuth zu seinem Theil, und versagte sich das nothwendigste Geräthe, sogar ihr Gewand und ihre Bücher sollten die Seinigen nicht als ihr eigen betrachten. Der Benediktinerabt von Monte Subazio schenkte ihm die Kirche zu St. Maria von den Engeln bei Assisi, Portiuncula genannt, wo er sich anbaute und seinen Genossen, die er aus Demuth mindere Brüder nannte, die ersten Regeln gab, ihnen vorschreibend, unter den Armen, Kranken, Aussätzigen zu leben, zu arbeiten, zu betteln. — Den eigenen Willen gänzlich dahingebend, sprach er: „Glücklich der Knecht, der sich nicht besser hält, da er von den Menschen erhoben, als da er verhöhnt und verachtet wird, denn der Mensch ist nicht mehr oder weniger als das, was er vor Gott ist.“ Als wenn es ihm nicht genügt hätte, die Menschen in sein liebendes Gemüth zu schließen, dehnte er die Liebe auf alle Geschöpfe aus, zog singend durch die Auen, die Vögel auffordernd, die er seine Brüder nennt, mit ihm Gott zu preisen, die Schwalben, seine Schwestern, bittend, zu schweigen, während er predige; auch die Fliegen,

die Asche sogar ist seine Schwester. Wogende Kornfelder, Rebengelände, Fels und Wald, alles was die Natur und die Elemente Schönes haben, jegliches war ihm eine Aufforderung, Gott zu preisen und zu lieben; jedes Kloster der Minderbrüder sollte in seinem kleinen Garten ein Beet mit ausgesuchten Blumen zum Lobe Gottes bestimmen. Seine von Liebe überfluthende Seele ergoß sich in Dichtungen, die einzig in ihrer Art sind, wie deren Dichter selbst. Er war einer der ersten Dichter, der sich für religiöse Hymnen der italienischen Sprache bediente,[1]) und einer seiner frühesten Jünger, der Bruder Pacifico, ward von Friedrich dem Zweiten mit dem Lorbeer gekrönt.

Als der Heilige wahrnahm, wie die Zahl seiner Minderbrüder immer ansehnlicher zunahm, gedachte er ihnen eine geschriebene Regel zu geben. Mit diesem Gedanken umgehend, schien es ihm einstmals des Nachts, als habe er drei überaus dünne Brodtheilchen aufgelesen, und solle diese nun unter einem Haufen hungriger Brüder austheilen; er aber fürchtete eher fast, die Stückchen aus den Fingern zu verlieren, als eine Stimme ihm zurief: „Bereite eine Hostie daraus und gib davon dem, der nach Nahrung verlangt." So that er; wer aber nicht mit andächtiger Zufriedenheit das ihm zukommende Theilchen empfing, ward plötzlich mit Aussatz behaftet. Franziskus gab den Brüdern Kunde von dem Gesichte, dessen Bedeutung er nicht zu enträthseln vermochte; aber am folgenden Morgen beim Gebete ließ sich ihm eine Stimme vom Himmel vernehmen, die sprach: „Franziskus, die Brodkrümchen sind die Worte des Evangeliums, die Hostie ist die Ordensregel, der Aussatz ist die Bosheit." — Er zog sich nun mit zwei Gefährten auf einen Berg zurück, wo er, büßend und fastend, seine Regel niederschreiben ließ, wie es der göttliche Geist ihm innerlich eingab. Dieselbe beginnt folgendermaßen: Die Regel der Minderbrüder ist, das Evangelium zu befolgen, ohne irgend einen Besitz, in Gehorsam und Keuschheit lebend. Wer in den Orden treten wollte, mußte zuvörderst aller seiner Habe zum Besten der Armen sich entledigen, sodann ehe er die Gelübde ablegte, sich einem strengen Probejahr unterziehen. Die Obern wurden Diener genannt und alle, als mindere Brüder, wetteiferten mit einander in der Demuth, deren äußeres Zeichen die gegenseitige Fußwaschung war. Wer ein Handwerk oder eine Kunstfertigkeit verstand, mochte dem obliegen zur Erwerbung des Unterhaltes; wo nicht,

1) Die Lieder des heiligen Franziskus von Assisi mit meisterhafter deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Friedrich Schlosser und Eduard Steinle. (Frankfurt a. M. Verlag der Andräischen Buchhandlung 1842.)

so sammelte er vor den Thüren Lebensmittel, jedoch kein Geld. Der Orden selber durfte nur das äußerst Nothwendige besitzen. Arme, Verbannte, Bettler, Aussätzige waren der Obsorge der Minderbrüder ganz besonders empfohlen. Wer von ihnen im Falle der Erkrankung in Klagen ausbricht und nach Heilmitteln verlangt, ist des Namens Bruder unwürdig, weil er zeigt, daß ihm sein Leib mehr als seine Seele am Herzen liegt. Den Umgang mit Weibern sorgsam vermeidend, sollen sie ihnen jedoch immerwährend Buße predigen. Sündiget aber ein Minderbruder mit ihnen, so sei er alsbald aus dem Orden zu verstoßen. Auf die Wanderschaft mögen sie nichts als ihre Kutte, nicht einmal einen Stab mitnehmen; werden sie von Räubern angefallen, sollen sie sich nicht zur Wehre setzen. Es predige nur, wer dazu die Vollmacht hat, und verpflichte sich, die Lehre der Kirche vorzutragen, ohne der weltlichen Wissenschaft nach Form und Inhalt etwas zu entlehnen, unbekümmert um das Urtheil der Welt. Ein von allen Mitgliedern erwählter General soll in Rom seinen Sitz haben und ein Rath von Assistenten ihm zur Seite stehen; von ihnen hängen dann die Provinziale und die Guardiane ab. Die Generalkapitel sind aus den Obern einer jeden Provinz, sowie Abgeordneten einzelner Klöster zusammengesetzt. Jede Klostergemeinde hält jährlich ein Kapitel ab. Die Obern aus Italien versammeln sich alle Jahre, die aus den Provinzen jenseits der Alpen und den überseeischen Ländern alle drei Jahre.

Innocenz III., vor welchem Franziskus erschien (1210), um die Bestätigung seines Ordens, nämlich das Recht zu predigen, zu betteln und nichts zu besitzen, zu bitten, war der Ansicht, wessen sich die neue Genossenschaft unterziehen wolle, übersteige menschliche Kräfte, und wies darum den Franziskus ab. Aber in einem Gesichte erschien ihm die dem Einsturz nahe Laterankirche gestützt von einem Italiener und einem Spanier: Franziskus von Assisi und Dominikus von Guzman. Er bestätigte darum den Orden vorläufig mündlich und sodann durch feierlichen Ausspruch auf dem vierten Lateranconcil (1215). Und vier Jahre waren von da an kaum verflossen, als Franziskus, oder, wie man ihn zu nennen pflegte, der „seraphische Vater“ nur allein in Italien seiner Jünger fünftausend zählte. Der Orden nahm überhaupt so gewaltig zu, daß er trotz der Kirchenspaltung, welche halb Europa vom Mittelpunkte der katholischen Einheit losriß, zur Zeit der französischen Revolution hundertundfünfzehntausend Mitglieder in siebentausend Klöstern gezählt haben soll, Mitglieder einer Republik, deren Bereich die Welt, deren Bürger jedweder, welcher ihre strengen Tugenden und Pflichten auf sich nahm. Im Gewande der Armen

jener Zeit zogen sie mit nackten Füßen überall hin, redeten die gemeine Volkssprache, aber in der Weise, wie man zum Volke reden muß, um es zu fesseln und zu ergreifen, kräftig, bilderreich, dramatisch, selbst mit einem gewissen Cynismus, Weinen und Lachen erregend, und selber weinend und lachend, vor nichts zurückscheuend, Gefahren, Qualen, aber auch Spott und Hohn herausfordernd.

Er selbst, der heilige Ordensstifter, verlangte, wenn er sich je so weit vergäße, die Fasten zu brechen, daß man ihn geißelnd durch die Straßen schleppe und hinter ihm her rufe: „Seht da den Vielfraß, der sich mit Hühnerfleisch nährt, ohne daß ihr das Mindeste davon erfahret!“ Liebe, Demuth und Armuth waren die hervorleuchtenden Grundzüge seines Wesens. Die Armuth ehrte er als die Wurzel und Königin aller Tugenden, als das Band, welches den Bund seiner Brüder erhalten werde. Sie gerade sollte der Beweggrund zum christlichen Wohlthun sein. Lieber verkaufte er Bücher, Altarzierden, Kirchengewänder, als daß er den Dürftigen ungetröstet, den Kranken unerquickt von sich gelassen hätte. Einst befahl er, einem armen Weib, weil eben nichts anderes vorhanden war, die heilige Schrift, welche zum Gebrauch des Chores diente, zum Verkauf zu schenken. „Wahrlich,“ sprach er, „geschieht Gott ein größerer Dienst, wenn wir die Noth dieser Armen lindern, als wenn wir das Buch im Chore lesen.“ Diese alle Kreaturen umfassende glühende Liebe des Heiligen war der Ausfluß seiner innigsten Gottesliebe und Vereinigung mit Christus. So groß und mächtig war diese innere Gluth, daß sie an seinem Leibe sichtbar hervortrat und jene bekannten Wundmale des Erlösers, „Stigmatisation“ genannt, an ihm offenbarte.[1])

Wo Haß und Zwietracht wütheten, da erschien Franziskus als Friedensengel. Bei einem solchen Anlaß entstand die vorletzte Strophe des berühmten Sonnengesangs. Als nämlich in Assisi große Unruhen zwischen dem Bischofe und der Stadtobrigkeit sich erhoben hatten, so daß jener diese mit dem Interdikt belegte, die Entrüsteten aber hinwiederum ihn außer dem Gesetz erklärten, und jeden Verkehr mit ihm und den Seinigen gänzlich untersagten, da dichtete der Heilige folgende Strophe zu jenem Gesang: „Gepriesen sei, mein Herr, um derer willen, welche verzeihen

---

1) Die Thatsache der sacra stigmata ist durch Augenzeugen erwiesen. Alle natürlichen Erklärungsversuche sind bis jetzt fehlgeschlagen. Aehnliche Erscheinungen hat J. Görres (Mystik II. 424) zusammengestellt; wer sich des Näheren belehren will, lese den trefflichen Artikel „Stigmatisation“ von Aberle in den „Ergänzungen“ zum Freib. Kirchenlex. S. 1158.

aus Liebe zu Dir, und Schwachheit dulden und Trübsal! Selig diejenigen, welche dulden im Frieden; denn von Dir, o Höchster, werden sie gekrönt werden." — Er hieß darauf die Seinigen vertrauensvoll zum Magistrate der Stadt hingehen, um in seinem Namen das Gesuch an ihn zu bringen, mit ihnen vor den Bischof zu treten, und wenn der nun willig gefunden und sie nun mit einander vor seinem Angesichte ständen, als Gottes Herolde unverzagt den Sonnengesang mit der beigefügten Strophe vor ihnen in abwechselnden Chören abzusingen. Sie thaten, wie ihnen befohlen war. Als die Gegner sich gegenüber standen, weil sie den Bitten des heiligen Mannes nichts zu versagen wagten, und nun das einfältige, herzliche Lied vernahmen, dem Gott eine geheime Kraft beilegte, da umarmten sie sich wechselsweise und baten einander um Verzeihung. — Am Tage Mariä Himmelfahrt 1222 berichtet Thomas, Archidiakon von Spalatro, sah ich als Schüler zu Bologna den Franziskus auf dem Platz vor dem Rathhaus, wo fast die ganze Stadt versammelt war, predigen. Der Eingang seiner Predigt bezog sich auf die Engel, Menschen und Dämonen; was er über die Geister vorbrachte, war so gut, daß viele Gelehrte, die anwesend waren, nicht wenig erstaunten, solche richtige Ansichten von einem einfachen und ungebildeten Manne vortragen zu hören. Uebrigens lief sein ganzer Vortrag lediglich auf den Zweck hinaus, Feindschaften zu beendigen und Versöhnungen herbeizuführen. Unscheinbar, fein gebildet, schwächlich aussehend, legte jedoch Gott in seine Worte eine solche Gewalt, daß mehrere edle Familien, zwischen denen eine unmenschliche Wuth, ein tiefgewurzelter Haß, heftige Feindseligkeiten unter großem Blutvergießen unterhalten, friedlich und versöhnlich gestimmt wurden.

Klara, eine edle Dame zu Assisi, verließ, tief ergriffen von des Heiligen Beispiel und Rede, die Welt und stiftete (1212) den die Minoritenregel annehmenden Orden der Klarissinnen (arme Frauen der heiligen Klara).

Franziskus vermochte von selber nicht zur Entscheidung zu kommen über die Frage, was vorzuziehen sei, Gebet und Betrachtung, oder Predigt, aber die heilige Klara und der Bruder Sylvester überzeugten ihn, daß der Predigt der Vorzug gebühre. Auf das hin machte er sich freudig auf nach Rom, und flehte zum Papste um die Erlaubniß, auf die Gewinnung von Seelen und der Marterkrone für sich auszuziehen: so tritt er einen unblutigen Kreuzzug an, dessen Kriegsgeschrei: „Friede sei mit Euch!", nach Spanien, der Berberei und Egypten. In diesem Lande trifft er gerade nach der Niederlage der Kreuzfahrer vor Damiette ein,

dringt vor den Sultan, der damals auf jeden Christenkopf einen Preis gesetzt hatte, legt ihm das Evangelium aus, fordert alle moslemische Theologen zum Wettkampfe heraus, ja erbietet sich, einen brennenden Scheiterhaufen zu ersteigen, um die Wahrheit der von ihm verkündeten Lehre darzuthun. Der Sultan bewundert seinen Muth und entläßt ihn, ohne sich bekehrt oder ihn zum Märtyrer gemacht zu haben; doch hatte Franziskus erwirkt, daß die christlichen Gefangenen milder behandelt wurden.

Zu denjenigen Brüdern, die er zum Predigen berief, sprach er: „Ziehet so zu zweien aus im Namen des Herrn mit Demuth und Bescheidenheit, vornehmlich vollständiges Schweigen beobachtend vom Morgen bis zur Terz, indem Ihr innerlich betet. Eitle und unnütze Worte dürfen gar nicht gewechselt werden und auch auf der Landstraße verhaltet Euch bescheiden und demüthig, als wenn Ihr in Euerer Siedelei oder Zelle Euch befändet. Denn an welchem Orte wir uns auch befinden mögen, stets haben wir unsere Zelle, unsern Bruder den Leib bei uns und die Seele ist der Einsiedler, welcher diese Zelle bewohnt, um zu beten oder über Gott nachzudenken. Ist nun aber die Seele nicht in Ruhe in dieser Zelle, so dienet die äußere Zelle dem Religiosen zu nichts. Euer Betragen unter dem Volke sei derart, daß alle, die Euch sehen oder hören, Ursache haben, den himmlischen Vater zu preisen. Verkündet allen den Frieden, aber habet ihn, wie auf den Lippen so im Herzen und noch vielmehr.

Gebet keinen Anlaß zu Zorn oder Aergerniß, sondern laßt Eure Sanftmuth den Grund sein, daß Jedermann zur Güte, zum Frieden, zur Eintracht sich geneigt fühle. Wir sind berufen, die Verwundeten zu heilen, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen. Nun werden aber Euch Viele als Kinder des Teufels erscheinen, die eines Tages Jünger Jesu sein werden.“

Des heil. Franz Vorschriften wurden getreulich von seinen Jüngern befolgt, und um in Rom leben zu können, schlug Aegidius Holz im Walde, das er verkaufte. Daher waren auch die Minderbrüder aller Orten hochverehrt und mit Olivenzweigen in den Händen zog ihnen das Volk bei Glockenklang entgegen. Es ist nicht zu verwundern, daß die Bettelorden einen größern Einfluß, als die übrigen auf das Volk ausübten, denn sie theilten mit ihm das tägliche Brod und das Volk achtet eine durch freiwillige Opfer erlangte Unabhängigkeit.

18.
Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen, vor Alters nur „die liebe heilige Elisabeth" genannt, wurde im Jahre 1207 wahrscheinlich zu Preßburg geboren. Ihr Vater war Andreas II., König von Ungarn, ihre Mutter Gertrud, aus dem erlauchten Hause von Meran oder Andechs. Als sie vier Jahre alt war, erschien in Ungarn eine Gesandtschaft des Landgrafen Hermann von Thüringen, welche für dessen ältesten Sohn Ludwig um ihre Hand warb. Ihre Eltern willigten ein, und gestatteten überdieß, daß die Gesandten nach den Wünschen des Landgrafen Hermann die kleine Prinzessin mit sich an den thüringischen Hof brachten, wo sie nach damaliger Sitte mit dem eilfjährigen Ludwig feierlich verlobt ward. So lange der Landgraf Hermann lebte, hatte Elisabeth an ihm einen zweiten zärtlich liebenden Vater und konnte ungestört dem heiligen Zuge ihres Herzens zu Gott und zu den Armen folgen. Nach seinem Tode aber (im Jahre 1216) mußte sie wegen ihrer frühreifenden Frömmigkeit und ihres demüthigen Sinnes und Wandels von der Landgräfin Sophie und deren Tochter Agnes und dem übrigen Hofe manche Kränkungen dulden, und ob sie dieselben auch mit der größten Sanftmuth ertrug und ihr Leid nur dem Gekreuzigten klagte, so nahm doch die Abneigung jener weltlich gesinnten Gemüther immer zu, und man sprach schon davon, sie nach Ungarn zurückzuschicken, weil sie besser zu einer Nonne, als zu einer Fürstin tauge. Außer dem Ritter Walther von Varila, welcher in der Treue, die er früher in die Hände ihrer Mutter gelobt, nicht wankte, war es der junge Landgraf allein, welcher sich nicht gegen seine Verlobte einnehmen ließ. Sein Wahlspruch lautete: fromm, keusch, gerecht! Im Jahre 1219 erklärte er offen seinen Entschluß, sie zu heirathen, und im folgenden Jahre wurde die Trauung mit großer Pracht auf der Wartburg vollzogen. Die Welt hat selten ein Ehepaar gesehen, welches also im Glanze jugendlicher Schönheit und irdischer Herrlichkeit prangte und zugleich so vollkommen das Bild einer christlichen Ehe darstellte, wie Ludwig und Elisabeth.

Je größer das Glück war, welches Elisabeth genoß, desto eifriger war sie bemüht, auf dem Wege der Gottseligkeit voran zu schreiten, desto sorgfältiger suchte sie durch treue Uebung des Gebetes und Empfang der heiligen Sakramente die Vereinigung mit Gott zu unterhalten; desto größere Strenge übte sie gegen sich selbst, desto liebreicher erwies sie sich

endlich gegen die Armen, so daß sie bald den Namen einer Beschützerin der Armen erwarb. Sie begnügte sich nicht damit, denselben reichliche Almosen zu spenden, sondern suchte sie in ihren Hütten auf und pflegte die Kranken mit eigenen Händen, ohne selbst vor dem widerlichsten Aussatz zurückzuschrecken. Um denselben näher zu sein und ihnen den beschwerlichen Weg zur Wartburg hinauf zu ersparen, gründete sie am Fuße des Schloßberges ein Krankenhaus, worin vierundzwanzig Personen Aufnahme und Pflege fanden. Am glänzendsten offenbarte sich ihre Liebe zu den Armen, als im Jahre 1226, während Ludwig bei Kaiser Friedrich II. in Italien war, eine große Hungersnoth über Thüringen einbrach. Sie vertheilte den ganzen Schatz von 64,000 Goldgulden, ließ alle Vorrathshäuser öffnen und erbaute außerdem in Eisenach zwei Spitäler für die Pflege armer Kranken. Mit dieser Liebe zu den Armen stand ihre Liebe zu der Armuth selbst in enger Verbindung. Sie hegte daher gegen den heiligen Franz von Assisi und seinen Orden besondere Verehrung, stiftete selbst ein Franziskanerkloster in Eisenach und trat mit Einwilligung Ludwig's — als die erste in Deutschland — in den dritten Orden des heiligen Franziskus. Ein Franziskaner war auch längere Zeit ihr Beichtvater; nach seiner Entfernung aber übernahm K o n r a d v o n M a r b u r g, ein Weltpriester, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Sittenstrenge in großem Rufe stand, auf die Bitte des Landgrafen und die Empfehlung des Papstes ihre geistliche Führung.

Im Jahre 1223 gebar Elisabeth ihren erstgebornen Sohn Hermann. Darnach war ihre Ehe noch mit drei Töchtern gesegnet. Im Jahre 1227 zog Ludwig nach Italien, um sich dem Kreuzzuge Friedrich's II. anzuschließen. Elisabeth konnte sich kaum von ihm trennen. Sie begleitete ihn mehrere Tagereisen weit, und als sie endlich scheiden mußte, war der Schmerz beider Gatten so groß, daß er alle Anwesenden ergriff. Sie mochten es ahnen, daß sie sich in diesem Leben nicht wiedersehen sollten. Ludwig erkrankte, als er eben im Begriffe war, nach dem heiligen Lande zu segeln und starb zu Otranto, im Alter von 27 Jahren, im Frieden der Gottseligkeit. Die Botschaft von seinem Tode verbreitete in Thüringen die lebhafteste Trauer. Am härtesten traf sie Elisabeth; sie war untröstlich und schien der Verzweiflung nahe. Da brach neues Unglück über sie herein. Landgraf H e i n r i c h R a s p e, der ältere Bruder Ludwig's, ließ sich verleiten, die junge Wittwe mit ihren Kindern im harten Winter aus dem Schloß zu jagen mit dem Befehl, daß Niemand sie aufnehme. Die Bewohner von Eisenach waren feig und undankbar genug, demselben

pünktlich nachzukommen und die unglückliche Fürstin sah sich genöthigt, in einem Stalle ein Unterkommen zu suchen. In diesem Abgrund des Elends fand ihre Seele den Muth der höhern Liebe wieder; sie dankte Gott für solche Heimsuchung und ertrug alles Ungemach der Noth und die Bitterkeit des Undanks mit unbesiegbarer Geduld. Der von der Welt Verstoßenen öffnete sich der Himmel; Jesus und Maria und die Engel erschienen ihr in der Verzückung und gossen reichen Trost in ihre Seele, daß kein Unglück ihre Heiterkeit zu trüben vermochte. Indessen hatte die Landgräfin Sophie, welche vergebens ihre Söhne zur Milde zu bewegen suchte, die Aebtissin von Kitzingen, Mathilde, Elisabeth's Tante, von ihrer hülflosen Lage benachrichtigt, und diese sandte sogleich zwei Wagen mit treuen Boten, welche Elisabeth mit ihren Kindern nach Kitzingen brachten. Ungern verließ sie nach einiger Zeit dieß klösterliche Asyl, um einer Einladung ihres Oheims Egbert, Bischofs von Bamberg, zu folgen, welcher ihr das Schloß Botenstein zum Wohnsitz anwies. Da sie noch so jung war, drang er in sie, sich von Neuem zu vermählen und gleichzeitig soll Kaiser Friedrich II. um ihre Hand geworben haben. Sie aber beharrte mit Festigkeit bei dem schon zu Lebzeiten Ludwig's gefaßten und mit einem Gelübde versiegelten Entschluß, keine zweite Ehe mehr einzugehen. Gegen Ende des Jahres 1228 kamen die thüringischen Kreuzfahrer mit den Gebeinen Ludwig's nach Bamberg. Bei ihrem Anblick brach Elisabeth's Schmerz noch einmal mit aller Kraft hervor; es war der letzte Tribut, den sie irdischer Liebe darbrachte. Die Kreuzritter aber waren auf's Höchste über das schnöde Verfahren Heinrich's entrüstet. Sobald die Leiche in der Gruft zu Reinhartsbrunn, welche sich Ludwig selbst zur Begräbnißstätte erwählt hatte, beigesetzt war, ermahnte Herr Rudolf von Varila die Ritter, für die Rechte Elisabeth's und ihrer Kinder bei dem Landgrafen Heinrich einzustehen. Sie beschlossen, den Landgrafen durch vier Ritter an seine Pflicht mahnen zu lassen. Rudolf von Varila sollte das Wort führen. Er that dieses auf eine so freimüthige, edle Weise, daß wir nicht umhin können, den Auftritt als charakteristischen Zug eines ächt ritterlichen Zeitalters hier näher zu schildern. Als die Ritter vor den Landgrafen kamen, nahm der von Varila das Wort. „Gnädiger Herr! Meine Freunde, Euere Vasallen, haben mich ersucht, in ihrem Namen zu Euch zu sprechen. In Franken und Thüringen haben wir solche ungebührende Dinge über Euch gehört, um wie billig darob zu erröthen, daß in unserm Lande und bei unsern Fürsten so große Unfrömmigkeit, Untreue und Unehre zu finden sei. Was, junger Herr! habt Ihr

gethan, wer ist Euer Rathgeber gewesen? Wie? Ihr konntet des Bruders Gemahlin, die verlassene Wittwe, eines erlauchten Königs Tochter, gleich einem fahrenden Weibe schmachvoll von Eueren Burgen, aus Euern Städten verstoßen, statt sie zu ehren und zu trösten? Auf Kosten Eueres Rufes habt Ihr sie dem Elende preisgegeben, wie eine Bettlerin durch die Straßen sie irren lassen. Während Euer Bruder in Liebe zu Gott das Leben läßt, stoßet Ihr seine Waisen, statt mit dem warmen Herzen eines treuen Vormunds sie zu segnen und zu schirmen, hartherzig von Euch, nöthigt sie, selbst von der Mutter sich zu trennen, um nicht sammt ihr in Hungertod zu vergehen! Heißt das Bruderliebe? Habt Ihr solche Lehre von Eurem Bruder, dem tugendreichen Herrn, empfangen, der so nicht gegen den Letzten seiner Unterthanen würde gehandelt haben? So pflichtvergessen gegen Einen der Seinigen würde der gröbste Bauer nicht sein. Welches Vertrauen sollen wir aber in Eure Treue und Ehre hinfort setzen? Ihr kennt die Ritterpflicht, Wittwen und Waisen zu schützen; und Ihr seid der Erste, der Wittwe und Waisen des Bruders dränget. Ohne Schminke sage ich's Euch: das schreiet um Rache zu Gott!"

Die Herzogin Sophie, des Verstorbenen und Heinrich's Mutter, vergoß Thränen, dieser senkte lautlos das Haupt, worauf Herr Rudolf nochmals begann: „Gnädiger Herr! Was hattet Ihr von einer armen, kranken, verlassenen, tiefgebeugten, vereinsamten Wittwe zu fürchten? Was hätte diese heilige, tugendreiche Frau, wär' sie auch im Besitz aller Eurer Schlösser geblieben, Euch in den Weg legen können? Was wird man nun in andern Ländern von uns sagen? Pfui, welche Schmach! Ich werde schamroth, wenn ich nur daran denke. Ja! wisset es nur: Gott habt Ihr beleidigt, ganz Thüringen geschändet, Euern und Euers Hauses Ruf befleckt! Wahrlich, ich fürchte, Gottes Zorn werde schwer auf dem Land lasten, sofern Ihr nicht vor ihm Buße thut, mit der frommen Frau Euch aussöhnt, und den Kindern Eures Bruders das Entrissene zurückerstattet." Die Umstehenden staunten ob der kühnen Rede. Gott öffnete ihr des Fürsten Herz. Thränen rollten über seine Wangen; lange vermochte er nicht zu sprechen, endlich sagte er: „Was ich gethan habe, bereue ich aufrichtig; ich will jenen Rathgebern mein Ohr nicht mehr leihen, schenket mir wieder Euer Vertrauen, Euere Freundschaft, Elisabeth mag fordern, was sie von mir will, Euch gebe ich Vollmacht, über mein Gut und Leben zu verfügen." — Der Herr von Varilla entgegnete: „Hierdurch allein werdet Ihr dem göttlichen Zorn entrinnen mögen." — Und als er mit seinen Gefährten Elisabethen Bericht erstattet und von Bedingungen,

die man nun machen sollte, sprach, rief sie: „Ich begehre nicht seiner Schlösser, seiner Städte, seiner Ländereien, nicht dessen, was mich belästigen oder zerstreuen könnte. Ich werde meinem Schwager dankbar sein, wenn er mir von demjenigen, was mir zur Morgengabe gebührt, so viel gibt, um die Ausgaben, die ich für das Seelenheil meines geliebten Verstorbenen und für mein eigenes machen werde, bestreiten zu können.“ — So ward die Versöhnung bewerkstelligt und kehrte Elisabeth mit ihren Kindern nach der Wartburg zurück.

Hier weilte sie ungefähr ein Jahr, während dessen sie die längst beabsichtigte Gründung eines Hospitals zur heiligen Magdalena in Gotha ausführte. Darauf faßte sie den Entschluß, alle Berührung mit der Welt möglichst aufzuheben. Heinrich trat ihr die Stadt Marburg mit ihrem Gebiet als Wittthum ab und versprach außerdem 500 Mark Silber für die Kosten der ersten Einrichtung. Wäre es ganz nach ihrem Wunsche gegangen, so hätte sie nach dem Beispiel des heiligen Franz von Assisi vollkommene Armuth gewählt und ihr Brod erbettelt; allein Konrad, den Papst Gregor IX. mit ihrer Seelenleitung beauftragt hatte, gab dieses nicht zu, sondern verlangte, daß sie ihr Eigenthum und die freie Verfügung über ihre Einkünfte behalte. Sie verwendete dieselben jedoch nie für sich, sondern erwarb ihren ärmlichen Unterhalt mit Spinnen. Da ihr die vollkommene Armuth versagt war, so wollte sie wenigstens die Folgen und Entbehrungen derselben tragen. Zu ihrer Wohnung wählte sie daher anfangs eine halbzerfallene Hütte, eine Stunde von Marburg entfernt, darauf in Marburg ein kleines Haus, welches sie aus Holz und Lehm neben dem dortigen Franziskanerkloster hatte aufführen lassen. Seit der Ablegung der drei Gelübde ging sie immer barfuß und trug Kleider von grobem, ungefärbtem Tuch, zudem mit den verschiedenartigsten Lappen geflickt. Sie genoß sehr wenig, und nur schlecht zubereitete Speisen; erhielt sie bessere, so sandte sie dieselben den Armen und Kranken. Gegen diese war sie so mild und liebreich als streng gegen sich selbst. In dem Spital, das sie in Marburg erbaut hatte, besuchte und pflegte sie selbst jeden Tag die Kranken und zwar die eckelhaftesten mit Vorliebe. Ueberdieß nahm sie noch besonders Elende in ihre kleine Wohnung auf, so zuerst einen verwaisten Knaben, der von Geburt blind und lahm und mit einem widerlichen Blutausfluß behaftet war, dann als dieser gestorben, ein junges, aussätziges Mädchen von so scheußlichem Aussehen, daß Niemand im Spital sich ihm nähern wollte, und da Magister Konrad dasselbe von ihr entfernte, hatte sie bald wieder ein nicht minder elendes

Kind gefunden, das sie bis zu ihrem Tode verpflegte. Ihre Freigebigkeit hatte in kurzer Zeit außer den regelmäßigen Einkünften Alles, was sie von ihrer Hochzeitsgabe und sonstigen Kostbarkeiten besaß — über 2000 Mark Silber — erschöpft; die 500 Mark Silber, welche ihr Landgraf Heinrich gemäß seinem Versprechen sandte, vertheilte sie an einem einzigen Tage an mehrere Tausende von Armen, welche sie aus der ganzen Gegend, zwölf Meilen weit, versammelt hatte. Da das Wohlthun ihre höchste Lust war, so konnte wohl keine härtere Selbstverläugnung für sie erfunden werden, als die Beschränkung, welche Konrad ihrer Freigebigkeit auflegte und die er bald bis zum unbedingten Verbot jeglichen Almosens steigerte. Sie sollte so allem Eigenwillen entsagen und mit Verzichtleistung auf menschlichen Trost nur Gottes Wohlgefallen suchen. In dieser Absicht gebot ihr Konrad sogar die Trennung von ihren Kindern und ihren treuen Dienerinnen, und gab ihr an deren Stelle zwei andere, welche ihre Geduld täglich auf die Probe stellten, ja er ließ es sogar an körperlichen Züchtigungen nicht fehlen, wenn sie etwas versehen hatte. Viele haben diese Strenge Konrad's getadelt; allein sie lag im Geiste der Zeit, kam den Wünschen der heiligen Elisabeth nur entgegen und hat zur vollen Läuterung ihrer Seele beigetragen. In dem Maße, als sie sich selbst schwächte, nahm ihre Gottesliebe höheren Aufschwung. Die Gabe der Beschaulichkeit besaß sie in seltenem Grade; in der letzten Zeit ihres Lebens hatte sie Gesichte und Offenbarungen. Zugleich wurde in Wundern, so der Herr ihr zu wirken verlieh, die Allgewalt ihrer Liebe kund und durch göttliches Zeugniß schon in diesem Leben ihre vollendete Heiligkeit bestätigt. Gegen Ende des Jahres 1231 ward ihr von Christus geoffenbart, daß die Zeit ihrer Abrufung gekommen ist. Am 18. November empfing sie die heiligen Sakramente und starb in der Nacht des 19. Novembers, nachdem sie kurz vorher in begeisterten Worten ihre Liebe zu Gott ergossen und mit den Engeln himmlischen Lobgesang angestimmt hatte. Sie hatte eben ihr vierundzwanzigstes Jahr vollendet. Ihre Heiligsprechung erfolgte den 26. Mai 1255. Die feierliche Erhebung ihrer Gebeine fand am 1. Mai 1236 unter unermeßlichem Zulauf des Volkes (nach einem Bericht 200,000 Menschen) in Gegenwart des Kaisers statt. Friedrich II. selbst hob den ersten Stein von ihrem Grab und setzte ihrem Haupte eine goldene Krone auf.

Die Verehrung Elisabeth's verbreitete sich schnell durch die ganze Christenheit. Kirchen und Kapellen erhoben sich zu ihren Ehren, Klöster und Spitäler wählten sie zur Patronin. Denn sie war „eine Leuchte,

die andern zum Exempel in Liebe brannte,“ wie es im Protokoll über die Aussagen ihrer Mägde heißt: eine Gloria Teutoniae, wie jetzt noch in Marburg an der Wand zu lesen. Als Trost und Schatz des Hessenlandes ruhten hier, andächtig verehrt, ihre Reste, bis am 18. Mai 1539 ihrer Enkel einer erschien, den Schrein gegen das Sträuben des Deutschordenscomthurs erbrach und mit dem Wunsche, daß es lauter Kronenthaler wären, die Gebeine seiner Eltermutter dem von Collmatsch gab, der sie durch seinen Bedienten in einen Futtersack stecken und auf's Schloß bringen ließ. Der Fürst aber, von dem solches erzählt wird, heißt in der Geschichte — Philipp der Großmüthige.

Länger als drei Jahrhunderte waren die Gebeine der hl. Elisabeth, diese kostbaren Reliquien, verschollen, und es schien keine Hoffnung mehr vorhanden, daß dieselben je wieder zum Vorschein kommen würden. Aber ihre Verborgenheit hat sie vor der Vernichtung geschützt, durch welche sie in den Stürmen schonungsloser Verwüstung bedroht gewesen wären; erst in unsern Tagen, in denen religiöses Bewußtsein und Verehrung des Heiligen wieder mehr verbreitet ist und tiefer wurzelt, als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten, hat es die göttliche Vorsehung zugelassen, daß die irdischen Ueberreste der hl. Elisabeth, zu welcher täglich viele Tausende ihr Gebet richten, zur Freude der katholischen Christenheit wieder aufgefunden wurden.

Im Jahre 1847 schwoll in Folge eines Wolkenbruchs der neben der Grabeskirche der hl. Elisabeth zu Marburg fließende kleine Bach so sehr an, daß die Fluthen in die tiefliegende Kirche drangen und eine furchtbare Verwüstung in derselben anrichteten. Das Wasser drang in die Gewölbe und viele Gräber stürzten zusammen. Da nun eine dunkle Ahnung vorhanden war, daß die Gebeine der Heiligen sich in der Kirche befänden, wurden alsbald hier und dort Nachgrabungen vorgenommen, allein dieselben waren ebenso fruchtlos, als früher angestellte Untersuchungen. Bei der nun vorzunehmenden Restauration der Kirche stellte sich die Nothwendigkeit heraus, daß die unterwühlten großen Grabdenkmäler der hessischen Landgrafen neu fundamentirt werden mußten. Bei den Ausgrabungen stieß man am 20. Juli 1854 an der Stelle, wo das Monument des Landgrafen und Deutschordenshochmeisters Konrad (rechtes Seitenchor) gestanden hatte und wo es jetzt nach der Vollendung der Restauration der Kirche wieder steht, in einer ziemlichen Tiefe auf schwere viereckig behauene Steine, die mindestens einen Fuß hoch waren. Als man diese hinweggeschafft hatte, fand sich unter denselben ein beinahe fünf Fuß langer

Stein, wie es anfangs schien, oben ganz glatt behauen, wie polirt. Bei näherer Betrachtung entdeckte man eine kaum sichtbare Ritze, und es ergab sich, daß der Stein ausgehöhlt, daß es eine Art von Steinsarg war. Man nahm den Steindeckel ab, unter welchem sich ein bleierner Deckel befand, und als man diesen aufgehoben, kam ein bleierner Kasten zum Vorschein. In demselben befanden sich mehrere Gebeine, sorgfältig zusammengelegt und zusammengebunden. Es waren Armröhren, Beinröhren, Rippen, ein Theil eines Schädels und mehrere andere Knochen." Als man, sagt Scharfenberg, den Steindeckel weggenommen hatte, waren, wie mir mein Berichterstatter erzählte, auf dem Bleideckel einige Tröpfchen Wasser, die herrlich erglänzten. Wie der Bleideckel weggeschoben war und die Gebeine sich zeigten, rief einer der anwesenden Herren aus: das sind ja lauter Diamanten. Andere sagten und sagen noch, daß die Gebeine geleuchtet wie Krystall. Uebrigens geschah die Eröffnung des bleiernen Kastens nicht privatim, sondern der Restaurator der Kirche machte daraus im richtigen Gefühl, daß es sich um einen höchst wichtigen Fund handle, einen öffentlichen Akt, indem die Behörde herbeigeholt und ein Protokoll aufgenommen ward. Alle Anwesenden konnten sich wohl kaum der Ueberzeugung erwehren, daß die gefundenen Knochen Ueberreste von den Gebeinen der hl. Elisabeth wären, allein dieselben erfuhren, da sie in Händen von Protestanten waren, nicht die verdiente Würdigung, man ließ ihren Werth nicht zur Geltung kommen. An der Stelle, wo man sie gefunden, wurden sie wieder beigesetzt, aber kein Denkmal, kein Stein, keine Inschrift bezeichnet den Ort der Ruhestätte der Heiligen. Das kostbare Reliquiarium, in welchem die irdischen Reste der hl. Elisabeth ehemals beigesetzt waren, eines der schönsten Werke gothischer Kunst, reich vergoldet, mit vielen Figuren von Silber und mit Edelsteinen verziert, befindet sich leer in der Sakristei. Möge die Zeit wieder kommen, in welcher die hehren Reliquien der Heiligen in dem für sie bestimmten und würdig gezierten Schreine der Anbetung der Gläubigen ausgesetzt werden.

Die Beweise für die Echtheit der aufgefundenen Gebeine wurden geliefert von Scharfenberg (Wiederauffindung der Gebeine der hl. Elisabeth. Mainz 1855), Dudik (Ueber die Auffindung der Gebeine der hl. Elisabeth. Wien 1858), historisch-politische Blätter Band 48 Seite 789 flgde.

19.
Ezelin von Romano.

Wenn das Mittelalter einerseits die herrlichste Entfaltung wunderbarer Gemüthsfülle offenbart, so ist anderseits eine reiche Zuthat von Barbarei, besonders in dem gewaltthätigen, willkürlichen Thun mancher Fürsten, wahrnehmbar. Als ein wahrer Typus derselben erscheint jener berüchtigte Ezelino, geboren den 6. April 1194, mithin acht Monate früher als sein Gönner und Freund Kaiser Friedrich II. Von der ersten Jugend bis zum Tode zeigte er sich tapfer, im Kriege sowohl als in Gefahren anderer Art. Auch Milde, Vorsicht, Treue, werden an ihm für die erste Hälfte seines Lebens und mit Recht gerühmt. Kaiser Friedrich, welcher diese Eigenschaften erkannte, gab ihm seine natürliche Tochter Selvaggia zum Weibe und schrieb ihm heitere, selbst scherzhafte Briefe; ein Beweis, daß Ezelins Gemüth damals noch nicht so versteinert war, als in späterer Zeit. Er hegte einen natürlichen Haß gegen Diebe, Räuber, liederliche Dirnen, überhaupt gegen Verbrechen aller Art; anstatt aber diesen Haß durch eigene Tugenden wahrhaft zu begründen und durch Demuth zu heiligen, äußerte er mit einer an den heidnischen Dschingischan erinnernden Kühnheit: „Die Sünden der Völker erfordern eine strafende Hand, wir sind der Welt gegeben, um für die Verbrechen Rache zu üben.“ Und so kam er von dem anfangs tadelfreien Vorsatz, das Böse zu strafen, bald dahin, alles für böse zu halten, was seinen willkürlichen Zwecken und seinen Leidenschaften widersprach, bis er mit Bewußtsein das Frevelhafteste billigte und den Teufel austreiben wollte durch Beelzebub, den obersten der Teufel.

Allmälig hatte sich Ezelin Padua, Vicenza, Verona, Feltre, Bassano, kurz die ganze nordöstliche Gegend Italiens, nur mit Ausnahme Venedigs unterworfen; aber in dem Maße der Ausbreitung seiner Macht wuchs auch ihr Mißbrauch, und die Bürger, welche früher dem Kaiser das Billigste abschlugen, weil ihm gar nichts gebühre, erfuhren, daß Ezelin nach Friedrich's Tode von aller Furcht und Scham befreit, sie wie die elendesten Sklaven behandelte. Daher und weil zu einer großartigeren Befreiung Geschicklichkeit, Ausdauer und Mittel fehlten, entstanden unzählige Verschwörungen und Versuche, sich der Zwingherrschaft auf irgend eine Weise zu entledigen. So wollte z. B. die Familie der Bonici den Tyrannen bei einem Gastmahle ermorden; allein der Plan mißlang, und von den Theilnehmern ward nur einem das Leben gelassen. Im nächsten Jahre

(1247) verlangte der Schwestersohn Ezelins, Heinrich von Egna, daß Johann Skanarola ihm, als Podesta von Verona, den Zusammenhang einer neuen Verschwörung bekenne. Jener sprang aber, weil man ihm keine Verzeihung hiefür zusichern wollte, wüthend hervor und verwundete den Podesta mit einem Messer so stark, daß er wenige Tage nachher starb. Statt sich durch solche Ereignisse zu vorsichtiger Milde hinleiten zu lassen, wurden Ezelin und sein zweiter Schwestersohn Ansedisio nur in ihren tyrannischen Neigungen bestärkt. Ansedisio war im Aeußern gar höflich und sehr bereit zu freundlichen Versprechungen: aber unerschöpflich gewandt im Ausreden und sein Wort nicht zu halten, höchst erfinderisch in Erpressungen aller Art und in Verläumdung aller gut Gesinnten, langsam im Vergeben, schnell und hart im Bestrafen. Das unselige Wechselverhältniß Ezelins und Ansedisio's trieb ihre Verderbtheit und Grausamkeit auf eine fast unglaubliche Höhe. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Worten wurden mit dem Tode bestraft; und nur zu oft erfuhren die Tyrannen bedenkliche Reden, da alle Herzen ihnen abgeneigt, und heimliche Aufpasser in solcher Zahl und von solcher Schlauheit angestellt waren, daß man sich gar nicht genug hüten konnte, und wechselseitiger Argwohn zuletzt selbst die nächsten und heiligsten Bande auflöste. — Als Jemand beim Anblick eines Raubvogels einige Verse sagte, welche das Schicksal der Tauben bezeichneten, die den Habicht gegen die Weihe zum König gewählt hatten, so gab dieß Veranlassung nicht bloß zum Nachforschen, sondern auch zu Verhaftungen und Hinrichtungen. „Ich bin," sagte Ezelin zornig, „kein Habicht, der seine Tauben tödten will, sondern ein Vater, der sein Haus reinigen muß von Schlangen, Skorpionen und anderem Ungezіefer." Manche, die ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen hofften, bestärkten nur seine Menschenverachtung und erduldeten dann außer der Strafe auch noch höhnende Vorwürfe. Alte und Junge, Männer und Weiber, Soldaten und Priester, Kaufleute und Mönche, alle ohne Unterschied wurden in den gleichen Untergang verwickelt. Wer schnellen und einfachen Todes starb, galt für glücklich; viele erduldeten vorher noch furchtbare Martern, Blenden, Verschneiden, Verstümmeln, und es geschah, daß Angeklagte sich die Zunge abbissen, um nicht aus Schmerz Unschuldige zu nennen! Ezelin saß in höchster Ruhe, mit unverändertem furchtbarem Angesichte, und ordnete alle Martern und Hinrichtungen, während das Geschrei der Unglücklichen selbst die dicksten Mauern durchdrang und in fernen Straßen selbst Entsetzen erregte. Nur wer den Tod wünschte, ward am Leben gelassen. Schon das Leiden in den Gefängnissen ging über alles denkbare

Maß hinaus. Dumpfe und ungesunde Luft, überfüllt, daß man nicht sitzen oder liegen konnte, unerträgliche Hitze, Durst und Hunger so groß, daß Urin getrunken und das Widerwärtigste gegessen wurde! Qualen solcher Art raubten nicht wenigen ihr Leben. Niemanden ward verstattet, über sein Vermögen zu schalten, Kinder oder Freunde zu sprechen, oder sich durch Geistliche und die heiligen Sakramente zu trösten und zu stärken. Keiner durfte begraben werden ohne Ezelins ausdrückliche Erlaubniß; nicht selten zerstückelte man lieber die Leichname und warf die zusammengelesenen Theile zuletzt in's Feuer. Nie war von eigentlicher und förmlicher Vertheidigung die Rede; jede theilnehmende Klage galt für Eingeständniß der Mitschuld. — Solche Grausamkeit und Ungerechtigkeit trieb zu neuen Mordanschlägen. Ein auf Ezelin's Befehl Geblendeter bat um Gehör, und verwundete zwei Diener, indem er hoffte, ihn zu treffen; ein anderes Mal riß ein Angeklagter den Tyrannen wirklich zu Boden und zerfleischte ihn beim Mangel anderer Waffen mit Nägeln und Zähnen, bis jener losgerissen und getödtet ward.

Vielfache Warnungen und höchst gerechte Vorwürfe des Papstes machten auf Ezelin keinen Eindruck, und der endlich im Jahre 1252 ausgesprochene Bann gab ihm nur neue Veranlassung, die Kirche zu plündern und ihre Diener zu verjagen. Bei ihm war es nicht auf billigen Schutz angeblicher Ketzer abgesehen, sondern auf eine Vertilgung alles äußern Christenthums, wie er das innere in sich längst vertilgt hatte. Selbst sein eigener Bruder Alberich sagte sich los von ihm und erhielt von Innocenz IV. und König Wilhelm die Belehnung mit dessen Gütern; theils aber fehlte ihm die Macht, sich in den Besitz zu setzen, theils fürchteten viele, die Feindschaft beider Brüder sei erheuchelt, um ihre Gegner kennen zu lernen und in die Falle zu locken. Auch lautete nur der Vorwand zu ihren Strafen verschieden nach der Partei, für welche sie sich erklärten: Alberich nämlich sagte, er treffe die Verräther der Kirche; Ezelin, er verfolge die Verräther der Krone und des Kaisers. Ein im Jahre 1252 zwischen mehreren lombardischen Städten und dem Markgrafen von Este unter Genehmigung des Papstes gegen Ezelin geschlossener Bund führte nicht zum erwünschten Ziele. Vielmehr wuchs seine Macht immer mehr, bis er im Jahre 1256 auch Mantua angriff und auf's Härteste bedrängte. Vor dessen Fall, das glaubten Beherzte und Aengstliche, müsse man gegen ihn auftreten oder aller Hoffnung jemaliger Befreiung entsagen. An die Spitze dieses neuen Bundes trat der päpstliche Legat, Philipp Fontana, Erzbischof von Ravenna. Von dem Augen-

blick an, wo sich die klugen und vorsichtigen Venetianer (jene auch sie bedrohende Gefahr richtig würdigend) für Philipp's Plan erklärten, wuchs das Vertrauen aller minder Mächtigen. Kreuzpredigten blieben nicht ohne Erfolg, und aus den Städten Vertriebene oder Entflohene gesellten sich zu dem kirchlichen Heere. Ezelin hob, obgleich hievon benachrichtigt, die Belagerung Mantua's nicht auf, sondern hoffte es zu erobern, ehe der Erzbischof gegen die wohlversorgten und befestigten Städte und gegen Ansedisio von Padua etwas ausrichten könne. Anfangs wollte dieser im offenen Felde kämpfen: weil aber Viele zu den Feinden übergingen, und des Heeres Treue täglich zweifelhafter wurde, so beschloß er sich hinter den Mauern Padua's zu vertheidigen, und traf für die Befestigung und Bewachung der Stadt alle nur irgend zweckmäßigen Vorkehrungen. Dem versammelten Volke sagte er: „Das Heer der Kreuzfahrer bestehe aus Leuten, die man ihrer Verderbtheit wegen aus den Städten vertrieben habe, oder aus beutesüchtigem Gesindel. Der Feldherr verstehe nur Messe zu lesen, nicht Krieg zu führen. Entweder zwinge Mangel an Lebensmitteln zu baldigem Rückzuge, oder die länger Verweilenden würden zwischen der Stadt und Ezelins siegreichem Heere eingeschlossen und gänzlich vernichtet.“ Diese Gefahren blieben dem Erzbischofe nicht verborgen, weßhalb er die Kreuzfahrer zweckmäßig an die Preiswürdigkeit ihres Unternehmens und die Frevel ihrer Gegner erinnerte und dann alles zum Erstürmen Padua's anordnete, in der Hoffnung, die Bürger würden bei der Vertheidigung lässig, ja vielleicht dem Angreifenden hilfreich sein. Mönche aller Art, Franziskaner, Dominikaner, Benediktiner, nahmen unmittelbaren Antheil an den Gefechten; aber nicht eher ließen die Bürger in der tapferen Vertheidigung nach, als bis ein Thor, welches man gegen Belagerungswerkzeuge mit Feuer schützen wollte, selbst in Brand gerieth, und einen Eingang in die Stadt zu eröffnen drohte. „Herr,“ sagte Manioti, ein wohlgesinnter Bürger, in diesem Augenblicke zu Ansedisio, „laßt uns mit dem Erzbischofe in Verhandlung treten, damit wir wenigstens Menschen und Güter vor Plünderung und Gewalt schützen.“ Statt aller Antwort durchbohrte ihn Ansedisio mit dem Schwerte, floh aber dann, selbst übereilt an aller Rettung verzweifelnd, durch das westliche Thor des heiligen Johannes aus der Stadt. Niemand gedachte nunmehr noch des Widerstandes, jeder glaubte, als das Heer der Kreuzfahrer am 20. Junius 1256 in die Stadt einzog, und der Erzbischof die Gefangenen befreite, alle Leiden Padua's hätten ein Ende. Aber die Kreuzfahrer waren allerdings, wie Ansedisio gesagt hatte, zum großen Theil hungriges, beutelustiges Gesindel, welches

unbekümmert um den Befehl seiner Vorgesetzten oder die Bitten der Bürger acht Tage lang die Stadt dergestalt ausplünderte, daß selbst die Reichen arm wurden, und man kaum zu sagen wußte, ob Ezelin oder die angeblichen Befreier von seiner Tyrannei am ärgsten hauseten. Auf jeden Fall zeigte der Erzbischof weder die Ueberlegenheit eines Geistlichen noch eines Feldherrn, indem er dem Uebel während so langer Zeit nicht steuern konnte.

Unterdeß war Ezelin von Mantua aufgebrochen, um Padua zu entsetzen. Auf dem Wege nach Verona traf ihn ein Eilbote, er fragte: „Was bringst du Neues?“ — „Uebeles, Herr,“ antwortete dieser, „denn du hast Padua verloren.“ Ezelin ließ den Boten aufhängen. Gewarnt durch dessen Schicksal, antwortete der zweite Bote auf die Frage Ezelins: „Er werde es ihm insgeheim vortragen.“ Ein solches Ereigniß konnte aber unmöglich lange verborgen bleiben; auch war der Erzbischof bereits aufgebrochen, um sich Vicenza's ebenfalls zu bemächtigen.

Viele aus seinem Heere, welche ihre Beutelust gestillt hatten, liefen jedoch nach Hause, und noch mehrere entflohen, sobald sie hörten, es nahe der furchtbare Kriegsheld Ezelin. Anstatt also weiter angriffsweise zu verfahren, mußte der Erzbischof an die Vertheidigung Padua's denken, welches Ezelin am 30. August auf's heftigste angriff. Die Bürger, wohl wissend, welch neues Leiden ein zweiter Wechsel der Herrschaft über sie bringen müsse, vertheidigten aber ihre Stadt mit solchem Muthe, daß jener die Belagerung wieder aufhob. Doch entgingen sie dem Unglücke keineswegs ganz; denn Ezelin hatte alle Einwohner von Padua und dessen Gebiet, die in seinem Heere dienten oder deren er sonst habhaft werden konnte, auf die Nachricht vom Verluste der Stadt eingekerkert: jetzt ließ er, der Angabe nach, mehrere Tausende derselben martern, verstümmeln und hinrichten. So wenig als die Paduaner, fand Ansedisio Gnade vor den Augen seines Oheims Ezelin: auch er ward zur Strafe seiner feigen Flucht hingerichtet.

Ungeachtet dieser Ereignisse und Uebelthaten gewann Ezelin neue Verbündete. Dennoch gelang es dem Guelfen, sich in den Besitz des wichtigen Brescia zu setzen, ehe Ezelin und die genannten Verbündeten den dasigen Ghibellinen zu Hülfe eilen konnten. Hierdurch überkühn suchte der Erzbischof Philipp gegen den Rath von Kriegskundigen eine offene Schlacht und ward bei Torrexella gänzlich geschlagen, gefangen und das eroberte Brescia zwischen Ezelin, Pallavicini und Boso getheilt. Den Erzbischof behandelte Ezelin sehr ehrenvoll, doch konnte er die bittere

spottende Bemerkung nicht unterdrücken: daß jener sich einen friedebringenden, milden Feldherrn der mütterlich sorgenden Kirche genannt, und doch die entsetzliche Plünderung Padua's geduldet habe. Philipp aber antwortete: auch er mißbillige das Geschehene, sei aber außer Stande gewesen, es zu verhindern.

Kaum war Ezelins Macht auf diese Weise höher gestiegen, denn je zuvor, als er seiner Härte gegen Untergebene von Neuem freien Lauf ließ, und zwischen seinen Verbündeten Boso und Pallavicini arglistig Streit zu erregen suchte. Beide verständigten sich indeß und schlossen, weil Ezelin sie nun mit Gewalt aus ihrem Antheile von Brescia vertrieb, gegen ihn einen Bund mit dem Markgrafen von Este und den Städten Padua, Ferrara, und begannen den Krieg wider Ezelin. Bei Kassano ward sein Geschick durch unerwarteten Abfall der Brescianer entschieden. Schon wankten seine Schaaren, überall Verrath befürchtend. Nur Ezelin focht, als er sah, daß ein ruhiger Rückzug unmöglich werde, mit dem größten Muthe allen voraus, und befeuerte durch sein Beispiel selbst die Aengstlichen; da traf ihn Magold von Lavelongo mit einer Keule so schwer am Haupte, daß er weiteren Kämpfen entsagen mußte. Kaum gewahrten dieß die Verbündeten, als sie mit verdoppeltem Eifer vordrangen, mit ihrer weit überlegenen Anzahl Ezelins Heer fast ganz umringten und ihn selbst gefangen nahmen. Das Volk drängte sich herzu, seiner zu spotten und ihn zu schmähen; aber die Markgrafen Pallavicini und von Este hinderten dieß und sorgten für Aerzte und Pflege. Während der ersten Nacht nach seiner Gefangennehmung läutete man, vielleicht aus Freude über die Ereignisse, in einer benachbarten Kapelle; da rief er zornig: „Geht und stecht den Priester nieder, welcher mit den Glocken stürmt.“ — „Herr,“ antwortete der Wächter, „ihr seid ja im Gefängniß!“ — „Wo ward ich gefangen?“ fuhr Ezelin fort. — „Bei Kassano.“ — „Kassano und Bassano ist kein großer Unterschied; bei Bassano zu sterben ward mir geweissagt.“ — Unzählige Male wiederholte er jetzt in zornigem Schmerze das Wort Kassano. Minoriten und Predigermönche begaben sich zu ihm rathend und bittend, daß er seine Sünden bekenne und Buße thue. „Ich habe,“ gab er zur Antwort, „keine Sünde zu bereuen, als daß ich an meinen Feinden nicht genügende Rache nahm, mein Heer schlecht anführte und mich täuschen und betrügen ließ. Dadurch und dafür bin ich in die Haft gerathen.“ — Seitdem saß er schweigend und finster vor sich auf den Boden blickend, verschmähete Arznei und Nahrung und riß, als dieß zu langsam dem Tode entgegen führte (welchen er jenen Weissagungen zu-

folge für unvermeidlich hielt), die Binden von seinen Wunden. Am Morgen des 27. Septembers 1259, am eilften Tage nach seiner Gefangennehmung, fand man ihn umgesunken und todt in seinem Gefängnisse.

20.

Friedrich II., der Staufer[1]), und sein Kampf mit den Päpsten.

Ueber keinen unserer Kaiser sind bis auf die neuesten Zeiten die Urtheile so getheilt gewesen. Er hatte ja die Kirche verfolgt und bekriegt, grimmiger als sonst irgend einer, darum schien eine Vorliebe für ihn bei so vielen, die gleichfalls gegen die Kirche protestirten, begründet. Den Urtheilen der meisten Zeitgenossen des Kaisers, sowie den schlagendsten Thatsachen entgegen, rühmte man diesen Fürsten als den aufgeklärtesten, weisesten, unschuldig Verfolgten. Dergleichen Ansichten sind unter uns allgemein geworden. Ihnen tritt aber die aus den Quellen ermittelte Wahrheit der Thatsachen entgegen, als deren Ergebniß nachfolgende, urkundlich begründete Charakteristik erscheint.

Friedrich, der Sohn Heinrich VI. und der Erbin Siciliens Constanze, war geboren am 26. Dezember 1194 zu Jesi in der Mark Ancona. Sein Vater wollte ihn zu einem großen und ungewöhnlichen Manne erziehen, was man schon daraus ersieht, daß er ihn von dem Papste taufen ließ; hierdurch ward aber die heilige Handlung etwas länger, als es der christlichen Sitte gemäß ist, hinausgeschoben. Trotz der Stürme, die seine Jugend heimsuchten, war Friedrich's Unterricht nicht vernachlässigt, wenn auch nichts weniger als deutsch, vielmehr halb italienisch und halb saracenisch. Bei seinem Aufenthalte in Jerusalem war noch der sicilische Saracene in seinem Gefolge, bei dem er die Dialektik gelernt hatte. Ueberhaupt rühmen die arabischen Schriftsteller seine Kenntnisse in der Mathematik, der Philosophie und der Medicin.

Wie bei seiner Jugendbildung spielten auch später in seinen häuslichen Verhältnissen die Saracenen und deren Sitten, welche seinem maßlosen Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen entsprachen, eine Hauptrolle. Aus Saracenen bestand seine Leibwache. Sie bildeten seine Umgebung und bewachten sein Harem. Ein solches Harem hatte er namentlich auch in der Saracenenstadt Lucera. Es ist uns noch ein Brief erhalten, worin er befiehlt, die Frauen des Harems mit Kleidungsstücken und Schmuck-

1) So, nicht Hohenstaufen, zu schreiben, lehren Grimm und Böhmer.

sachen zu versehen. Dieselben Sitten, wie sie ihm selbst Zügellosigkeit gewährten, brachten seinen Gemahlinnen Knechtschaft. Nachdem ihm zu Worms die englische Prinzessin zugeführt worden, deren Gestalt als so schön und deren Rede als so freundlich geschildert wird, übergab er dieselbe einer Schaar maurischer Eunuchen und alter Weiber zur Bewachung. Mit dieser Behandlung seiner Frauen stimmt es überein, daß sie in seinen Urkunden gar nicht, oder so gut wie gar nicht erscheinen, während frühere Kaiser so oft ihrer Gemahlinnen als Fürbitterinnen oder sonst liebevoll gedenken.

Aus seinem Umgang mit Ungläubigen kann man auf seine religiöse Ueberzeugung schließen. Er soll den Offenbarungsglauben verworfen, ja sogar die bekannte Behauptung aufgestellt haben, die Welt sei von drei Betrügern: Christus, Moses und Mahomed betrogen worden. Friedrich hat zwar das Letztere in Abrede gestellt und sich für den Glauben an Christus erklärt; doch sprechen so viele Zeugnisse für seinen Unglauben, daß man kaum daran zweifeln kann. Selbst die Saracenen bezeugten es. Der Schaffner der Moschee Omar's, der den Kaiser in Jerusalem geleitete, erzählt bei Yafei: „Der Kaiser war roth, kahl und kurzsichtig. Wäre er ein Sklave gewesen, man hätte keine 200 Drachmen für ihn gegeben. Seine Reden zeigten deutlich, daß er nicht an die christliche Religion glaubte; wenn er davon sprach, so geschah es, um über sie zu spotten" u. s. w. Hinsichtlich seiner Motive zum Kreuzzug sagte er zum Emir Fachreddin: „Ich wäre nicht so weit gegangen, wenn ich sonst nicht alles Ansehen im Westen verloren hätte. Mein Zweck, als ich kam, war nicht, die heilige Stadt zu befreien oder etwas dergleichen: ich wollte einzig die Achtung der Franken erhalten." Daß nun die Männer, namentlich die Ordensleute, welche für ein heilig geachtetes Ziel die größten Opfer dargebracht, welche so viele Noth ertragen, so manche Gefahren bestanden hatten, mit dieser von ihnen durchschauten diplomatischen Verspottung ihrer Begeisterung nicht zufrieden waren; daß es ihnen das Herz durchschnitt, den christlichen Kaiser hier nicht als den Rächer ihrer Mißgeschicke, sondern als den Freund der Feinde ihres Glaubens auftreten zu sehen, ist begreiflich, und wird durch christliche und muhammedanische Quellen bezeugt. Darum hat denn auch Dante, obgleich im höchsten Grade ghibellinisch gesinnt, den Kaiser in die Hölle versetzt und zwar zu den Häresiarchen. (Inf. 10, 119.)

Mit diesem Unglauben Friedrich's war denn, wie gewöhnlich, Aberglauben verbunden. Leute, die aus dem Vogelflug, den Sternen u. s. w.

wahrsagten, berief er zu seinen Räthen und Vertrauten. Die Stunde des Angriffs auf Castell Franco ließ er sich durch einen Sterndeuter bestimmen. Florenz vermied er einst wegen einer ungünstigen Prophezeiung. Schon diese Dinge beweisen, wie unwahr und unverdient neuere Lobredner die „Aufklärung" des Kaisers gepriesen und ihn als über seine Zeit erhaben geschildert haben. Und wie seine Aufklärung, so war auch seine religiöse Toleranz beschaffen. Während er mit seinem Spott über die Religion sein Zeitalter verletzte, war er zugleich der eifrigste und grausamste Verfolger christlicher Ketzer, da er doch gegen die Saracenen Duldung übte! Uebrigens erhellt aus einem Briefe Gregor's IX., daß Friedrich ruchlos genug war, mißliebige Personen unter dem grundlosen Vorwand der Ketzerei verbrennen zu lassen.

Ein besonderes Licht wirft auf den Charakter dieses Fürsten sein undankbares und untreues Benehmen in persönlichen Verhältnissen. Seine Maxime hinsichtlich der Freundschaft sprach er so aus: „Er habe nie ein Schwein gemästet, von dem er nicht auch das Fett erhalten habe." Seine besten Freunde wurden von ihm verrathen und verkauft, sobald es sein Vortheil erheischte. Die Belege dafür sind zahlreich in Friedrich's Geschichte. Schon in seinem sechszehnten Lebensalter übte er das Laster der Undankbarkeit an dem Reichskanzler Walter von Palear, welcher der Schutz seiner Knabenjahre gewesen war, in solcher Weise, daß Papst Innocenz als treuer Vormund sich veranlaßt sah, ihn deßhalb auf's ernstlichste zur Rede zu stellen, und an die von Walter geleisteten Dienste zu erinnern. Damals stellte sich zwar das Verhältniß wieder her, aber zwölf Jahre später verfiel Walter von neuem der Ungnade seines Herrn, der ihn nun verbannte und den Greis in tiefster Armuth sterben ließ. Rainald, Herzog von Spoleto, der Jahre lang unausgesetzt in der Begleitung des Kaisers vorkommt, und den er 1228, als er in das heilige Land zog, zu seinem Statthalter in Apulien ernannt hatte, wurde 1231 aller seiner Güter beraubt und in's Gefängniß geworfen. Bald darauf traf den Schultheißen Wolf zu Hagenau, welcher dem Reich neue Burgen erbaut und anderes für dasselbe gethan hatte, ähnliches Schicksal. Nicht minder übeln Ausgang hatte Friedrich's Freundschaft mit dem Erzbischof von Tarent und dem Bischof von Cefalu. In Friedrich's despotischer Launenhaftigkeit lag auch wohl eine der Veranlassungen, weßhalb 1246 die allerangesehensten Herren seines Hofes sich gegen ihn verschworen. Friedrich aber unterläßt nicht in dem Brief, in welchem er ihre Hinrichtung meldet, zu bemerken, wie sehr ihn die Confiscirung ihrer Güter bereichert habe. Ganz vor-

züglich ist auch hier der Kanzler Peter von Vinea zu nennen, welcher, wie Dante sagt, so lange die Schlüssel zu Friedrich's Herz getragen hatte, dann aber 1249 ungerechterweise von ihm in den Kerker geworfen wurde, wo er aus Verzweiflung sich selbst den Tod anthat. Zu diesen verlassenen Freunden kann auch Papst Gregor IX. gerechnet werden, dem Friedrich 1221, als er noch Cardinal war, die höchsten Lobsprüche ertheilte, dem er die wärmste Anhänglichkeit bezeugte und den er dann späterhin, als er Papst war, mit Hinterlist und mit Gewalt bis in den Tod verfolgte. Nicht minder Innocenz IV., den Friedrich ebenfalls anfänglich seinen wahren Freund nannte und höchlich rühmte, und den er dann später zum besten hielt und auf's grimmigste anklagte.

Die Vorschrift, Jemanden unter dem Vorwand eines Geschäftes hinterlistig berufen und dann ergreifen zu lassen, findet sich nicht selten in Friedrich's Dienstvorschriften. Nach diesem Grundsatz handelte er selbst, als er 1223 die vier Grafen aus Apulien zu sich nach Sicilien entbot, dann gefangen nahm, und ihre Besitzungen confiscirte. Wo möglich noch härter war die Behandlung, welche der Graf Thomas von Celano erfuhr, dem er, gegen den mit ihm abgeschlossenen und sogar unter Garantie des Papstes gestellten Vertrag, erst Celano zerstörte, dann mittelst eines Vorwandes die Grafschaft Molise nahm, und zuletzt die nach Celano zurückberufene Einwohnerschaft nach Malta entführen ließ. Mit gleicher Hinterlist lockte er 1228 auf Cypern durch freundliche Einladung den minderjährigen König und dessen Räthe in seine Gewalt. Am tückischsten behandelte er den Papst Gregor IX., dem er auch bei äußerer Freundschaft Empörung in seiner Hauptstadt anstiftete. Diejenigen, welche die Exkommunikationsbulle des Papstes verbreiteten, befahl er ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zu verbrennen. Nach welchen Mißhandlungen er den Bischof Marcellin von Arezzo kreuzigen ließ, ist uns in einem Brief des Cardinal Rainer gemeldet. Mit einem Wort aber ist diese Seite Friedrich's geschildert durch die Thatsache, daß der Unmensch Ezelin von Romano[1]) fast dreißig Jahre lang seine beste Stütze war. Hier an dem Diener mag man den Herrn erkennen.

Fassen wir nun sein Verhältniß zum Reich und zur Kirche in's Auge. Als Friedrich im Jahr 1212 achtzehnjährig nach Deutschland kam, fand er ein seit seiner frühesten Jugend durch Bürgerkrieg zerrüttetes Land. Das Reichsgut war großentheils vergeudet, selbst sein

---

1) S. die vorige Schilderung.

Erbgut war auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpft, das Ansehen der Krone auf's tiefste erschüttert, und was sie an Mitteln und Macht eingebüßt hatte, war mit und ohne Recht in den Besitz der Städte gelangt. Es galt nun, wenn das Reich nicht auf immer zerfallen sollte, einer völligen Wiederherstellung desselben. Diese war damals und durch Friedrich möglich. Denn nicht so lange hatte die Zerrüttung gedauert, daß die Erinnerung frühern Zustandes erloschen gewesen wäre. Lebten ja doch noch Menschen genug, die diesen Zustand gesehen und gefühlt hatten, war doch Friedrich selbst noch von Räthen seines Vaters umgeben, welcher einst so strenge Herrschaft geführt hatte! Auch hatte sich in der Zwischenzeit bei vielen alten Anhängern seines Hauses die Treue bewährt, die freie Wahl der großen Mehrzahl hatte ihn berufen und mit Jubel ihn empfangen, ihm selbst fehlten schon damals nicht die Eigenschaften eines Gebieters: Klugheit und fester Wille. Nicht minder darf man behaupten, daß er die ihm obliegende Aufgabe in Erwägung gezogen habe, denn in Sicilien war er zur gleichen Aufgabe aufgefordert, und dort hat er sie gelöset. In Deutschland hat er die Lösung nicht einmal versucht! — Friedrich hatte zwar die deutsche Krone angenommen, nicht aber, um die Pflichten zu erfüllen, welche sich an dieselbe knüpften, sondern nur, daß sie seinen persönlichen Zwecken diene. Italien sollte der Mittelpunkt seines Reiches sein, Deutschland ein dienendes Nebenland.[1]) Damit war auf die Wiederherstellung des Reiches verzichtet. Ja noch mehr. Um die Fürsten für die Scheinregierung seiner unmündigen Söhne zu gewinnen, genügte es ihm nicht, ihnen dasjenige zu lassen, was sie vom Reichsgut usurpirt hatten, es mußte ihnen für ihren günstigen Willen noch mehr gegeben werden, und da kein Gut des Reichs mehr verfügbar, gab ihnen Friedrich nun auch die Rechte des Reiches. Durch die großen Einräumungen an die geistlichen Fürsten für die Königswahl Heinrich's VII. von 1220 waren die weiteren an alle Fürsten von 1231 schon eingeleitet, und somit war die Landeshoheit gestiftet, die Monarchie zum Bundesstaat herabgedrückt, in welchem noch im Laufe des Jahrhunderts die sieben ausschließlichen Kurfürsten und die ganz willkürliche Königswahl (nämlich ohne Rücksicht auf das zuletzt regierende Geschlecht) zur Ausbildung gelangten. Deutschland, welches mehr wie jemals eines kraftvollen Herrn bedurfte,

---

1) Die unheilvollen Folgen dieser Bestrebungen auf die ganze Entwickelung des deutschen Kaiserreichs hat Ficker in seinen beiden Schriften: „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen", und „Deutsches Königthum und Kaiserthum", ebenso geistvoll als gründlich dargethan.

und deßhalb von dem äußersten Ende Italiens seinen letzten Staufer herbeigerufen hatte, war nun Knaben und Jünglingen unter der Leitung wechselnder Pflegschaften oder gar deren eigner Zuchtlosigkeit hingegeben. 1197 war alles daran gescheitert, daß der bereits gewählte König erst dreijährig war, nun hatte Deutschland 1220 einen achtjährigen, und 1237 einen neunjährigen König! Und noch übler als das: diese Könige und ihre Leiter standen den innern Schwierigkeiten nicht einmal selbstständig gegenüber; sie waren vielmehr nur Unterkönige eines in der Fremde weilenden Herrschers, dazu noch getrennt von ihm durch die zwischenliegende Lombardei, und erschüttert von ihm durch die Rückwirkung seiner Streitigkeiten mit der Kirche. Die unglücklichen Folgen hiervon zeigen sich in der Regierungsgeschichte Heinrich's VII. und Conrad's, und in der niedergehenden Größe der Nation. Im Jahre 1235 dachte der Kaiser endlich an eine reformatio totius terrae status. Allein die damals in Mainz gemachten Statuten enthalten dennoch keine Grundlagen zur Wiederaufrichtung des Reichs; es sind nur Vorschriften, wie sie das Bedürfniß des Augenblicks hervorrief. Als im Jahre 1241 die Tartaren an den deutschen Gränzen erschienen, und wie die aus jener Zeit erhaltenen Briefe auf's eindringlichste zeigen, der Untergang der europäischen Cultur und des christlichen Glaubens in Deutschland gefürchtet wurde; da that Friedrich nichts zum Schutze des Reiches, und doch hatte er gerade damals, nach der Einnahme von Faenza, ein schlagfertiges Heer zu seiner Verfügung! So darf es denn auch nicht wundern, wenn wir seinen Hof von deutschen Fürsten und Herren allmälig, bis auf einige Abenteurer, verlassen sehen, und wenn selbst seine Urkunden für Deutschland bis auf ganz wenige sich mindern. Dieses dringt sich schon auf von da an, als er 1237 Deutschland zum letztenmal verließ. 1245 zu Verona besuchten noch einmal deutsche Fürsten mit Conrad IV. seinen Hof. Von da an erscheinen keine deutschen Zeugen mehr in seinen Urkunden, außer den Markgrafen von Hohenburg, die sich in Apulien eingebürgert hatten und dort auch untergingen. Man kann sagen, daß Friedrich gegen den Schluß seines Lebens in Deutschland vergessen war.

Bei dieser Dürftigkeit der Beziehungen zu Deutschland war es das Verhältniß zur Kirche, welches nach seiner ersten Heimkehr nach Italien das Leben Friedrich's dreißig Jahre lang ganz erfüllte. Man spricht gewöhnlich von dem Streite Friedrich's mit dem Papst, gleich als wäre der Papst immer dieselbe Person, und auch nur eine einzelne Person gewesen. Hiergegen ist vorerst zu bemerken, daß Friedrich nicht bloß

einem, sondern vier verschiedenen Päpsten gegenüber gestanden hat, deren erster (Innocenz III.) einer der geistesklarsten, charakterfestesten, weithin wirksamsten und allgemein verehrtesten Männer, die je gelebt, ihm von der Mutterliebe zum Pfleger seiner Verwaistheit gegeben war; der Alles daran gesetzt hatte, diesen Pflegling zu schützen und zu erheben; der ihm mit Wohlwollen und Weisheit die politische Bahn vorgezeichnet hatte, auf der er wandeln konnte und sollte. Allerdings hat auch die Größe dieses Mannes der Jugend Friedrich's in solchem Maße Achtung geboten, daß er offener Weise niemals etwas gegen denselben unternahm, und erst nach dessen Tod, aber auch sogleich nach demselben, mit seinen treulosen und verderblichen Absichten hervorrückte. Der zweite Papst, der Friedrich gegenüberstand (Honorius III.), war ein haushälterischer Beamte gewesen; nun ein kränklicher Greis voll sanfter Ermahnung und nachgiebiger Milde, geängstigt durch das Gefühl, daß der Mangel an Kraft ihm vor der Welt zur Schmach, und vor dem jenseitigen Richter zum Vorwurf gereichen möge. Diesen hat Friedrich hingehalten mit jenen heuchelnden Reden einer oft über das Maß gehenden Unterwürfigkeit, die aber eben darum unaufrichtig war und nicht selten eine Hinterthür offen ließ, aus der die Tücke lauerte. Der dritte Papst freilich (Gregor IX.) glich wieder mehr dem ersten an Festigkeit und Kraft. Aber gerade seines Charakters Größe hatte Friedrich, als jener noch Cardinal war, im persönlichen Verkehr kennen gelernt und laut gepriesen. Auch hat diese abgedrungene Anerkennung selbst nach dem Bruch sich noch geltend gemacht; wie denn Friedrich nach seiner Wiederaussöhnung (1230) freilich nur als Erguß einer nicht dauernden Stimmung an alle christlichen Könige schrieb, daß die offenste Besprechung alles dessen, was vorgefallen war, ihn so gänzlich von dem Wohlwollen des Papstes überzeugt habe, daß er allen Groll nun fahren lasse, und in dem Vorgefallenen nur eine Prüfung sehe, die nöthig war, um sich mehr zu nähern. Der vierte Papst (Innocenz IV.) war dem Kaiser ebenfalls von früherher befreundet und sogar unter seinem Einfluß gewählt. Friedrich hat mit Freuden dessen friedliche und günstige Gesinnung gerühmt, und diese sofort in dem Anerbieten desselben bewährt finden können, daß eine Versammlung von Königen und Prälaten die bisherigen Streitigkeiten beurtheilen möge, wo dann auch die Kirche, wenn sie zu weit gegangen sein sollte, Genugthuung leisten werde. Soviel über die Persönlichkeiten dieser Päpste.

Es ist aber zur gerechten Beurtheilung Friedrich's und seines Kampfes mit der Kirche nothwendig, auch einen Blick auf gewisse historische

Verhältnisse zu werfen, welche von parteiischen Lobrednern des Kaisers entstellt oder verschwiegen werden. Sicilien war bekanntlich von der Zeit der Normannen her ein Lehen des päpstlichen Stuhls. Als solches war es auch an Friedrich gegeben worden, Friedrich selbst hatte seine Stellung und Pflicht als Vasall durch Empfang der Belehnung und durch Zinsentrichtung anerkannt. Friedrich stand also nicht, wie andere Regenten, hier dem Papste als König, sondern dem Oberlehensherrn als Vasall gegenüber. Als Lehensherr stand aber der Papst von Rechtswegen in wesentlichen Beziehungen sowohl zu den Großen des Landes, als zum Volke, und war befugt, die Beschwerden derselben anzuhören und zu untersuchen; der Vasall aber konnte durch Felonie (Treubruch) seines Lehens verlustig gehen.

Außer diesem Lehensverhältnisse bestand in Bezug auf Sicilien noch ein anderes, vertragsmäßiges Verhältniß zwischen Kaiser und Papst, nämlich die Unvereinbarkeit der sicilischen Krone mit der deutschen. Durch die Krönung von Friedrich's jungem Sohne, Heinrich, zum Könige von Sicilien (1212), war eine Trennung dieses Reichs vom deutschen Reiche eingeleitet. Diese Trennung und Unvereinbarkeit wurde von Friedrich durch feierliche urkundliche Erklärungen (1216 und 1229) fest verbrieft und besiegelt. Friedrich verspricht, sobald er die Kaiserkrone erlangt haben werde, seinem Sohne Heinrich das Königreich Sicilien sogleich zu übergeben, dergestalt, daß er (Friedrich) selbst von da an weder König von Sicilien sei noch heiße. Wie Friedrich diese Versprechen gehalten, lehrt die Geschichte. Das reiche und milde Sicilien gefiel ihm, dem gebornen Italiener, besser als das rauhe Deutschland. Also brach er seine gegen den Papst übernommene Verpflichtung, wählte Sicilien zu seinem Hauptsitz, und behandelte Germanien fortan als Nebenland. Dieß die Verhältnisse in Bezug auf Sicilien. Mehr als dieses Verhältniß ist dasjenige des Papstes zum deutschen Kaiser von neueren Schriftstellern unhistorisch, weil nach modernem Maßstabe, ohne Rücksicht auf die damals bestehenden Rechtsverhältnisse beurtheilt worden. Mit ein paar Worten lassen sich freilich diese Verhältnisse nicht darstellen; es ist nothwendig weiter zurückzugehen und an der Hand der Geschichte zu lernen, wie sich das Verhältniß von Kirche und Staat im Mittelalter gebildet hat. Ohne klare Einsicht in dieses Verhältniß ist es überhaupt unmöglich, ein richtiges Urtheil über die Cardinalpunkte der Geschichte des Mittelalters zu fällen. Und so erscheint eine kurze Darstellung desselben hier gerechtfertigt, um so mehr, als die gewöhnlichen Lehrbücher der Geschichte kaum eine Andeutung geben.

Das Verhältniß der Kirche zu den Staaten erscheint geschichtlich überhaupt als ein dreifaches: 1. die Kirche gegenüber dem heidnischen Staat, der sie direkt verfolgt und anfeindet; 2. die Kirche gegenüber dem indifferenten Staat, der sie ignorirt; 3. die Kirche gegenüber dem christlichen Staat, der im Princip mit ihr übereinstimmt. Die Kirche ward nicht gestiftet als Reich von dieser Welt, sondern als Reich Gottes, um alle Völker darin zu deren Heile zu vereinigen. Somit ist der Endzweck der Kirche kein irdischer, weltlicher, sondern den irdischen, weltlichen Bestrebungen großentheils entgegenstehend; das Wirken des Heiles fordert einen beständigen Kampf mit den Neigungen, welche die Welt erzeugt; kann nur gewonnen werden durch einen Sieg über das Irdische. Wo immer demnach die weltliche Ordnung dem religiösen und moralischen Ziele der Kirche widerstrebt, wo sie einer Anschauung huldigt, welche nicht das Ewige für das Höhere hält, sondern nur ein Diesseits kennt; welche nicht die Freiheit von sinnlichen Genüssen, sondern die möglichste Fülle derselben als höchstes Ziel ansieht; da ist zwischen weltlicher Ordnung und Kirche keine Harmonie, sondern entweder Kampf auf Leben und Tod oder gänzliche beiderseitige Ignorirung möglich. Jenes war der Fall mit dem Heidenthum im römischen Reiche. Weil der absterbende römische Staat eine Religion hatte, die nur auf das Irdische gerichtet, nichts Höheres kannte, als die Laster und sinnlichen Neigungen der Götter nachzuahmen, deßhalb konnte er das Christenthum nicht ignoriren, sondern mußte es bekämpfen auf Leben und Tod. Aber auch das Christenthum mußte kämpfen, nicht mit irdischen Waffen, sondern den seinigen: dem felsenfesten Glauben an den Gekreuzigten, einer Sittenreinheit und Heiligkeit des Einzelnen, welche auch nicht der erhabenste Mythos und Dichter des Alterthums bei seinen Göttern für möglich gehalten, ja welche begrifflich und sprachlich der Welt bis dahin unbekannt war, mit den christlichen Tugenden der Nächstenliebe, der Keuschheit und Selbstverläugnung. Und von diesen Waffen ward in den Staub gestreckt der weltbeherrschende Koloß; an ihnen glitt spurlos ab die teuflische Wuth der erbärmlichsten und gräßlichsten Tyrannen; sie stumpften nicht ab die Zähne der Löwen, Panther und Tiger, welche man gegen die schwachen Knaben, das zarte Weib losließ; sie wurden nicht entwunden durch die mit höllischer Erfindungskraft in unendlicher Mannigfaltigkeit sich stets übertreffenden Martern; nicht durch die scheußlichsten Reize und die jedem Menschengefühle Hohn sprechenden Angriffe auf Tugend und Schamhaftigkeit. Kein Kampf mit Schwert, keine Empörung gegen die Tyrannen, keine Ver-

weigerung des Tributs, kein Murren gegen die Sklavendienste, kein Widersetzen gegen die befohlene übermenschliche Arbeit; treue Dienste als Wächter jener Unmenschen, treueste Pflichterfüllung als Bürger und Unterthanen, nur keine That, kein Gedanke an eine Handlung, welche einen Verrath am Christenglauben, auch nur den Schein eines Opfers für die Götter, nur den leisesten Zweifel an eine Wahrhaftigkeit ihrer Lehre bei ihren Feinden hätte aufkommen lassen. So und nicht anders siegte die Wahrheit, so kämpfte das Christenthum; so stürzte in sich selbst zusammen der in Fäulniß gerathene heidnische Weltstaat. Und in diesem Verhältniß liegt das große Geheimniß und zugleich die einfache Regel für das Verhältniß des Christenthums zur bestehenden Ordnung.

Steht ein Staat auf dem Standpunkte des Indifferentismus, so ist das allerdings nach Ansicht der Kirche vom Uebel, weil ein solcher Staat gewiß das wahre Wohl der Unterthanen nicht verfolgen, sondern nur rein materielle Zwecke befördern, und dadurch Unglauben hervorbringen wird. Innerlich ist daher die Lage der Kirche schwieriger, weil hier ihr Feind, der Unglaube, mit seinem ganzen Gefolge von Lastern und Leidenschaften privilegirt ist. Aeußerlich aber ist die Lage der Kirche eine leichte: hat sie nicht den Schutz des Staates, nicht dessen Arm für ihre Gesetze und Urtheile, so hat sie auch keine Rücksichten auf denselben zu nehmen, thut alle und jede Bürgerpflichten, waltet in ihrem Hause nach Gottes und ihrer Ordnung. Daß sie auch dabei blühen kann, zeigt sich in England und Nordamerika. Sie übt hier einfach unter den Formen und in den Schranken des weltlichen Gesetzes ihre Ordnung. Wo endlich der Staat nicht gegen, sondern für die Kirche, also ein christlicher Staat ist, da wird sich von selbst ein Zustand bilden, der durch gemeinsames Erwägen, Prüfen und Beschließen geordnet sein wird. Kirche und Staat werden sich vereinbaren; jene wird den Herrschern in kirchlichen Dingen Rechte einräumen, wozu sie an sich nicht verpflichtet wäre, und welche der weltlichen Macht als solcher nicht zugehören; dieser wird seinerseits der Kirche Rechte zugestehen, die gerade nicht in ihrem wesentlichen Wirkungskreise liegen, deren Handhabung aber durch die Kirche den beiderseitigen Zwecken für das wahre Wohl der Völker förderlich sein kann. So wird sich ein positiver, historisch gewordener Rechtszustand bilden. Mag dieser auf Vertrag, Privilegien, Indulten u. s. w. beruhen, er gilt als ein rechtlich bestehender, muß als solcher gehandhabt werden, und hat den Schutz und die Garantie, welche den einzelnen bestehenden Rechten zukommt. Die Kirche bildet hier einen Theil der bürgerlichen Ord-

nung. Das war der Zustand während des Mittelalters und von diesem Standpunkte aus hat man dasselbe, alle Handlungen der Päpste und Kaiser zu betrachten. Die Kirche war ein organisches Glied im Baue des deutschen Reiches. Die unendlich mannigfaltigen weltlichen Rechte, welche der Kirche zustanden, übte sie nicht aus, weil sie ihr grundsätzlich zustehen müssen, sondern weil sie von ihr historisch erworben, ihr zufolge eines positiven Rechtszustandes zukamen. Nicht vom Papste überkam deßhalb der deutsche König seine Gewalt, sondern er war Herrscher, weil er durch die anerkannte bestehende Ordnung auf den Thron gerufen war; als Träger der Obrigkeit war deßhalb seine Macht von Gottes Gnaden. Zwar leitete die Zeit die weltliche Gewalt vielfach ab von der geistlichen. Aber der Ableitung wohnt nichts anderes bei, als die Anschauung der Zeit, welche in Folge des Benefizial- und Lehens-Wesens sich keine andere als eine übertragene Gewalt denken konnte. Da nun der König seine Gewalt nicht von den einzelnen Wahlfürsten ableiten konnte, weil der einzelne keine besaß, und weil die Wahl nur der Modus war, die Person des Herrschers zu bestimmen, nicht der Akt, wodurch die Hoheit verliehen ward; da ferner der Papst, als der sichtbare Stellvertreter Christi, seine Gewalt unmittelbar von Gott empfing, auf Gott aber alle Gewalt, auch die der Kaiser und Könige, zurückzuführen ist; da endlich der Papst es war, welcher auch den Kaiser machte: so lag nichts näher, als die Macht des Königs von der Uebertragung durch den Papst abzuleiten. Da nun zufolge des positiven Rechtes der Bann der Kirche die Acht des Reiches nach sich zog, da nach unzweifelhaftem Rechte eine Absetzung des Kaisers, wenn er in den vom Rechte bezeichneten Fällen frevelte, durch ein Fürstengericht zu Rechte bestand, da dem Banne über Jahr und Tag die Wirkung beiwohnte, den Gebannten aus des Reiches Gemeinschaft auszuschließen: so schloß ihn nach dieser Folge der Bannstrahl des Papstes aus, so sprach der Papst nur die Folge des Reichsrechtes aus, wenn er den Gebannten der Krone für verlustig erklärte und die Fürsten aufforderte, einen neuen König zu wählen. Das aber war stets nur ein positiver Rechtszustand, darum hat die Theorie der beiden Schwerter, das Absetzungsrecht des Papstes u. s. w., nur einen historischen Werth für jene Zeiten, einen relativen, keinen absoluten, inneren. Freilich, weil es ein positiver Rechtszustand, weil er in der Rechtsanschauung jener Zeit begründet war, konnten, durften, ja mußten die Päpste an ihm festhalten. Fand im einzelnen Falle noch ein besonderes Verhältniß statt, war der König zugleich Vasall

des Papstes (wie Friedrich II. für Sicilien, Johann für England wegen seines dem Papste zu Lehen aufgetragenen Landes), dann fand außerdem das einfache Lehensverhältniß der Zeit Platz; hier aber stand nicht der König, sondern der Vasall dem Papste gegenüber. Diese und keine andere Anschauung ist es, welche man an die Ereignisse zu legen hat. Von ihr aus hat man das Verfahren der Päpste und Kaiser zu beurtheilen. Der Kaiser als solcher war nicht Vasall des Papstes. Der Papst konnte aus eigenem, ihm als Papst zufolge seiner kirchlichen Stellung zustehenden Rechte den Kaiser nicht des Thrones entsetzen, denn nirgends hat der Stifter der Kirche seinen Aposteln, auch dem Petrus, weder ein Absetzungsrecht über die Könige, noch ein Recht des Richteramtes über sie in weltlichen Dingen übertragen; der Papst war oberster Richter über den König in geistlichen Dingen; wegen des Frevels an der Kirche, an Religion und Sittlichkeit, konnte er ihn, wie jeden Gläubigen, mit Kirchenstrafe belegen. Diese hätte aber nie und nimmer jenen Erfolg haben können, wenn nicht das positive deutsche Recht einen solchen dem Banne beigelegt hätte. Und auch nur das liegt wirklich in den Thatsachen und Handlungen jener Zeit. Oder hat jemals ein Papst versucht, einen Kaiser des west- oder oströmischen, einen König des fränkischen Reiches, einen König von Frankreich des Thrones zu entsetzen? Es konnte das keiner; kein Papst konnte und kann, wo ein solcher positiver Rechtszustand nicht bestand, die Unterthanen ihres Eides gegen den Landesherrn entbinden. Jener Zustand des Mittelalters aber ist für uns ein historisches Factum, besteht nicht mehr und dient nicht mehr als Maßstab, daher alle für spätere Zeiten daraus gezogenen Anwendungen und Fragen an sich unnütz und unhistorisch.

Wir haben hiemit die Verhältnisse entwickelt, aus welchen sich leicht das Urtheil über die einzelnen Thatsachen des Kampfes Friedrich's mit der Kirche von selbst ergibt. Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, die Fülle dieser Thatsachen hier vorzuführen. Beinahe Friedrich's ganze Regierungszeit war mit kurzen Pausen ein beständiger Krieg wider die die Kirche. Wer diesen Krieg in seinen Einzelnheiten quellenmäßig treu verfolgen will, den verweisen wir auf die in den Schlußbemerkungen verzeichneten Werke, aus welchen jeder Unbefangene schwerlich eine andere Ueberzeugung schöpfen wird, als die ein gründlicher Erforscher der Geschichte Friedrich's in folgendes treffende Urtheil zusammenfaßt: „Selten oder nie besaß ein Fürst so ausgezeichnete Fähigkeiten, mit einer so glänzenden äußeren Macht, als Friedrich II.; selten oder nie ward ein solcher

Verein so gänzlich zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht, als von ihm. Alle Gaben des Geistes und des Herzens, die einem Manne die Liebe und Bewunderung der Seinigen verleihen können, waren über ihn ausgegossen. Er war Dichter und schrieb über die Vogeljagd; er war bewandert in den Sprachen des Orients und des Occidentes, wußte die gelehrtesten Männer an sich zu ziehen, liebte und schätzte Künste und Wissenschaften. Die moslemischen Fürsten beugten sich willig vor ihm. Italien gab ihm seine Schätze, Deutschland seine starken Söhne. Alle Kraft seines Geistes und seines Willens vermochte er auf Ein Ziel zu wenden, dessen Erreichung die Aufgabe seines Lebens, das Endziel des Strebens seines Hauses war, um dessentwillen er alle Kräfte ansetzte, über die er im weiten Umfange seiner Länder mit diesem eigenthümlichen Reichthume von Ideen zu verfügen vermochte. Was er also schuf, was er als das Vermächtniß seiner Regierung den Völkern hinterließ, das war seine That, es war sein Werk, sein eigen; ja man kann nicht einmal sagen, er habe, die letzten Jahre seines Lebens ausgenommen, in Ausführung seiner Absichten Hindernisse gefunden, die er nicht zu überwältigen vermocht hätte. Was das Haus der Hohenstaufen wollte, was Friedrich's Absicht war, konnte sich rücksichtsloser, unumwundener nie zeigen, wie er denn auch einem halben Jahrhunderte den Stempel seines Wesens aufzudrücken vermochte. Und welch' häßliches Gemälde bietet sich am Abschlusse dieser Periode dar! Italien den blutigsten und wildesten Factionen preisgegeben, in jeder Provinz, in jeder Stadt ein Bürgerkrieg, der die ganze Thätigkeit der Bewohner verschlang, und dessen entsetzliche Gräuel Friedrich durch das unmenschliche Gesetz der Blutrache veranlaßt hatte, die er an dem ganzen Geschlechte der Schuldigen oder ihm Verdächtigen nahm. Dadurch ward Italien auf Jahrhunderte in eine gewaltsame Parteientwicklung hineingestürzt, die zuletzt nach schnell aufblühender Größe den lang andauernden Ruin dieses schönen Landes herbeiführte. Auch Deutschland war die Beute der Factionen. Gewalt trat an die Stelle des Rechtes, das Interesse der einzelnen Fürstenhäuser verdrängte die Sorge für die Wohlfahrt des Reiches. Die Krone mußte erstritten werden, und selbst als die Ansprüche der Spanier, Engländer und Slaven, die sich irgendwie einer Verwandtschaft mit den Hohenstaufen rühmen konnten, Richard's von Cornwallis, Alfons von Castilien, Ottokar's von Böhmen, beseitigt worden waren, zieht sich noch ein blutiger Streif erschlagener Könige, wilder Schlachten um die deutsche Krone tief in das vierzehnte Jahrhundert hinein. Beide Länder, die Hauptstaaten

von Europa, mit deren Blüthe die Kraft des Erdtheiles unzertrennlich zusammenhängt, schieden seitdem gleich feindlichen Brüdern immer mehr von einander. Die ganze alte Ordnung der Dinge riß, und während der heillose Bruch das Kaiserthum dem Abgrunde zuführte, ward das Papstthum auf eine schwindelnde, unhaltbare Höhe emporgetragen, auf welcher es, einsam stehend, den Stürmen nicht mehr zu gebieten vermochte. Endlich ward das Geschlecht des Kaisers selbst unaufhaltsamem Verderben preisgegeben, in kürzester Frist erlosch es; achtzehn Jahre nach des Großvaters Tode endigte bereits Konradin auf dem Schaffote in der Hauptstadt seines Erbkönigreiches.

Während Friedrich in neuerer Zeit als einer der glänzendsten Fürsten aller Zeiten, als einer der hervorragendsten Kämpen für geistige Freiheit dargestellt wurde, haben seine Zeitgenossen zwar seine großartigen Geistesgaben nicht in Zweifel gezogen, allein daneben auch unverholen den schlimmen Gebrauch gerügt, den Friedrich hievon machte. Jene Darstellungsweise hat aber die Frage gänzlich ungelöst gelassen, wie es kam, daß so viele hervorragende Männer in ihm geradezu einen Tyrannen, andere einen Vorläufer des Widerchrist's erblickten und die Nähe des Weltendes erwarteten. Salimbene d'Adami, dessen Vater sich der besondern Gunst des Kaisers erfreute, und häufig Augenzeuge der Begebenheiten war, die er beschrieb, nahm keinen Anstand, zu erklären, Friedrich würde seines Gleichen nicht gefunden haben, hätte er Liebe zu der Kirche gehegt; der Haß aber, welcher ihn zu dem Streite mit ihr entflammte, habe alle seine guten Eigenschaften zerstört. „Ohne Glauben stützte er sich nur auf menschliche Kraft und Schlauheit. Von der Natur mit allen Vorzügen des Körpers ausgerüstet, schön gebaut, von mittlerer Statur, heiter und gesellig, entwickelte er, wenn er wollte, eine alles gewinnende Güte. Allein diese trübte dann wieder seine Habsucht, der nicht bezähmte Hang zur Wollust, eine Verschlagenheit, die nur den Zweck vor Augen hatte, und um die Mittel unbekümmert war. Sein heftiger Groll und die Art, wie er erst spät denselben fühlen ließ, entwanden ihm die Liebe und Anhänglichkeit der Seinen, so daß er gegen das Ende seiner Tage allein stand, und nur diejenigen sich mit ihm verbanden, die keinen andern Ausweg mehr für sich erblickten.“ [1])

1) Fidem dei non habuit, callidus homo fuit, versutus, avarus, luxuriosus etc. . . . . Erat Epicuraeus et ideo quidquid poterat invenire in divina scriptura . ., quod faceret ad ostendendum quod non esset alia vita post mortem, totum inveniebat. Salimbene l. c.

21.
Charakterbild Ludwig's des Heiligen.

Ludwig's Körperbau war nicht sehr kräftig, sondern fein gebildet, schlank und selbst mager, sein Gesicht war einnehmend, der Blick verkündigte, daß sein Sinn nicht weltlichen Dingen hingegeben war. Blanka hatte seine Erziehung Geistlichen anvertraut, und sie mit gewissenhaftester Sorgfalt geleitet; sie hatte ihn vor Allem gelehrt, Gott zu fürchten und zu lieben, und ihm eine strenge sittliche Gesinnung einzuflößen gesucht, ja sie äußerte sogar öfter: Lieber wolle sie, daß er sterbe, als daß er eine einzige Todsünde begehe. Ludwig dankte der Mutter bis zu ihrem Tode durch kindliche Liebe und unbedingtes Vertrauen für ihre Sorge um ihn, und auch als sie, nicht frei von Herrschsucht, sich selbst auf den Einfluß der Schwiegertochter eifersüchtig zeigte und öfters das Verhältniß derselben zu dem geliebten Gemahl störte, vergaß er nie, daß sie ihn zur Tugend und Frömmigkeit erzogen, und daß sie während seiner Minderjährigkeit ihm das Reich bewahrt und es mit Kraft und Einsicht verwaltet hatte. Durch eine solche Erziehung wurde Frömmigkeit zum Hauptzuge und zur Grundlage seines Charakters ausgebildet. Selten geschah es, daß er nicht wenigstens täglich zwei Messen hörte, häufig hörte er drei oder vier; täglich aber eine Todtenmesse ohne Gesang; sprach zur festgesetzten Zeit die kirchlichen Tagszeiten, und stand zu diesem Zwecke sogar dreimal während der Nacht auf; er ließ ebenso die für bestimmte Stunden des Tages vorgeschriebenen Gebete und Gesänge von seinen Capellanen und Geistlichen verrichten, und selbst wenn er auf einem Zuge begriffen war, mußten die Capellane ihm zu Pferde dieselben vortragen. An jedem Freitage, welchen Tag er auch dadurch feierte, daß er sich so viel als möglich des Lachens enthielt, und während der Fastenzeit außerdem noch an zwei anderen Wochentagen schloß er sich mit seinem Beichtvater ein, beichtete und empfing von ihm die Geißelung mit kleinen eisernen Ketten, welche er beständig in einer Büchse am Gürtel trug. Kasteiungen und Fasten übertrieb er bis zum Nachtheile seiner Gesundheit: so trug er zu gewissen heiligen und festlichen Zeiten ein härenes Gewand, bis er es auf den Rath seines Beichtvaters unterließ, weil sein schwächlicher Körper es nicht ertragen konnte; deßhalb mußte er auch von der zu großen Strenge oft wiederholter Fasten etwas nachlassen. Sechsmal empfing er jährlich das Abendmahl, indem er dabei, nachdem er den Chor der Kirche betreten hatte, auf den Knieen dem Altare sich näherte. Die tiefste Verehrung

bewies er den Reliquien, er verwandte große Geldsummen zum Kauf derselben und äußerte einst selbst: Lieber wolle er die beste Stadt seines Reiches von der Erde verschlungen sehen, als einen der Nägel, mit welchen Christus an das Kreuz geheftet worden sei, verlieren. Seine Hochachtung gegen den geistlichen Stand überhaupt wurde zur Ehrfurcht gegen die Mönche, besonders die Dominicaner und Franciscaner, welche er so sehr liebte, daß er einst äußerte: Wenn er sich in zwei Theile theilen könnte, so würde er jedem dieser Orden einen derselben geben; ja er hatte sogar viele Jahre vor seinem Tode die Absicht, selbst Mönch zu werden, und nur der Widerspruch seiner Gemahlin hielt ihn von der Ausführung derselben zurück. Mit dieser Ehrerbietung gegen die Geistlichen verband er das unbedingteste Vertrauen zu ihnen in Glaubenssachen, so daß er nicht die mindeste Abweichung von der kirchlichen Lehre duldete. Ueber den Glauben, äußerte er öfter, dürften Ritter nicht viel disputiren, sondern müßten denselben mit dem Schwerte vertheidigen. Ein neuerer Geschichtschreiber (Schmidt) beklagt solche Unduldsamkeit, fügt aber hinzu: „sie artete doch nicht in einen finstern, menschenfeindlichen Ernst aus, sie trübte weder seine Einsicht, noch lähmte sie seine Thätigkeit in der Verwaltung des Staates, sie beseelte vielmehr seine ganze Gesinnung und sein ganzes Leben, und bewirkte in ihm eine seltene sittliche Kraft und Reinheit." Den Grundsatz, daß man nichts Böses, nichts, dessen man sich vor den Menschen zu schämen habe, thun oder sagen müsse, damit man in dieser Welt geehrt sei, und nach diesem Leben in das Paradies gelange, sprach er nicht allein aus, er befolgte und bewährte ihn auch sein ganzes Leben hindurch; es war ihm ein solcher Ernst um die Erlangung vollkommener Sittlichkeit, daß er nicht allein seine Beichtväter, sondern auch andere Männer öfter bat, ihm offen und ohne ihn zu schonen Alles mitzutheilen, was sie Tadelnswerthes an ihm bemerkten oder was Andere an ihm tadelten, und mit Geduld und Güte nahm er stets ihre Ermahnungen auf. Nie sagte er ein böses Wort über Andere, und sehr selten, nur wenn Jemand ein schweres Vergehen sich hatte zu Schulden kommen lassen, schalt und tadelte er strenge. Seine Wahrhaftigkeit war so groß, daß er auch nicht gegen Sarazenen und Ungläubige sich je eine Lüge erlaubte, und daß er nie etwas, was er einmal versprochen hatte, brach. Nie hörte man, wie es damals allgemeine Sitte war, ihn im Zorne bei Gott, der Jungfrau Maria, oder den Heiligen schwören, oder sie gar lästern, oder den Teufel nennen; leichtfertige Reden durften in seiner Gegenwart nicht geführt werden; und weltliche Lie-

der und Musik und die Darstellungen der Schauspieler, obwohl eine sehr beliebte Unterhaltung der Großen seiner Zeit, waren ihm zuwider; dagegen unterhielt er sich gern mit verständigen und gelehrten Männern über göttliche und heilige Dinge, las gern in Musestunden in den Schriften des Augustin, Hieronymus und anderer Kirchenväter, und war auch, besonders wenn er fremde, angesehene Männer an seinem Hofe bewirthete, einer heitern Geselligkeit nicht abgeneigt. Sein Hofstaat war reich und glänzend, wie es sich für einen König ziemte, allein einfach war er stets in seiner Kleidung, sehr mäßig im Essen, Wein trank er nur mit Wasser vermischt, und indem er in allen Dingen, mit welchen er sich leiblich und zeitlich erfreute, sich irgend eine Entbehrung aufzulegen pflegte, ließ er oft die Speisen, welche er am liebsten genoß, ganz den Armen geben. Unerschöpflich war seine Mildthätigkeit gegen diese; täglich ließ er in seiner Wohnung mehr als hundertundzwanzig Armen Brod, Fleisch und Wein reichen, zur Fastenzeit und während der Zeit des Advents war ihre Zahl noch größer, und oft bediente er sie selbst. Ungeachtet seiner Ehrerbietung gegen den geistlichen Stand überhaupt unterschied er doch zwischen den mehr und minder würdigen Mitgliedern desselben; nur verdienten Männern übertrug er die geistlichen Würden, deren Vergebung ihm zustand; und daß er eine gewissenhafte Verwaltung geistlicher Aemter verlangte, bewies er dadurch, daß er nicht gestattete, daß Jemand zwei derselben zugleich besaß; auch machte ihn jene Ehrerbietung nicht zu einem willenlosen Werkzeuge der Geistlichkeit, und er gab nie gegen seine Ueberzeugung, nie im Widerspruch mit dem, was er für gerecht hielt, ihren Ansprüchen, nicht einmal den Forderungen des Papstes nach. In der Regierung seines Reiches bezweckte er vor Allem die Begründung und Befestigung eines ruhigen, geordneten Zustands, die Wohlfahrt seiner Unterthanen und die Erfüllung einer strengen Gerechtigkeit, welcher er nie anstand auch den eigenen Vortheil aufzuopfern. Die größte Sorgfalt zeigte er stets in der Wahl seiner Beamten, und nur Zuverlässigkeit, ein unbescholtener Ruf und Unbestechlichkeit bestimmten ihn dabei; aus denen, welche ihr Amt längere Zeit untadelig verwaltet hatten, wählte er die Mitglieder seines Reiches, er pflegte dieselben in allen wichtigen Angelegenheiten zu befragen und bei Sachen, in welchen das Recht nicht auf seiner Seite zu sein schien, sprach er selbst gegen seinen Vortheil, damit seine Räthe nicht durch die Furcht ihn zu beleidigen zurückgehalten würden, das was ihnen recht schien auszusprechen. Wenige urtheilten selbst über die schwierigsten Angelegenheiten so treffend und scharf als er, und

wenn es rascher Maßregeln bedurfte, so fehlte es ihm auch nicht an Selbstständigkeit und Entschlossenheit sich zu entscheiden, und ungeachtet seiner Milde hatte er keine Nachsicht gegen Beamte, welche ihre Pflicht verletzten oder sich nur saumselig gezeigt hatten, dem Beeinträchtigten sein Recht zu verschaffen. Zwar war er höflich gegen Vornehme wie gegen Geringe, allein die Barone und Ritter gewann er nicht sowohl durch reiche Geschenke und Schmeicheleien, als daß er ihnen durch eifrigen Glauben, durch seine strenge Sitte und durch seine Gerechtigkeit Ehrerbietung und selbst Furcht einflößte. Den Frieden, welchen er in seinem Reiche herzustellen und zu erhalten bemüht war, suchte er auch mit großem Eifer den benachbarten Staaten zu verschaffen. Als die Mitglieder seines Rathes ihn deßhalb einst tadelten, daß er sich so große Mühe gebe, die Fremden unter einander zu versöhnen, da es ihm viel vortheilhafter sei, wenn sie sich bekriegten, so antwortete er: sie sprächen nicht gut; denn wenn die benachbarten Fürsten und Herren sähen, daß er sie einander bekriegen lasse, so könnten sie sagen, er handle so aus bösem Willen oder Undankbarkeit, sie könnten ihn deßhalb hassen und angreifen, und dadurch werde er und sein Reich Schaden und Uebel erleiden, und er werde sich überdieß den Zorn Gottes zuziehen, welcher sagte: „Gesegnet sei derjenige, welcher sich bemüht, Frieden und Eintracht aus den Zwiespältigen zu stiften."

Wie nun der große König gelebt hatte, also starb er auch. Sein letztes schönes Werk war jene berühmte Ermahnung an seinen Sohn, von welcher wir reden wollen. Bekanntlich geschah es zu Tunis, wohin den König sein frommer Eifer geführt hatte, daß ihn eine gefährliche Krankheit niederwarf. Als er nun fühlte, daß die Zeit gekommen, aus dieser Welt in die andere hinüberzuwandeln, da berief er Herrn Philipp, seinen Sohn, und befahl ihm, gleich einer letzten Willensverfügung, alle Belehrungen zu bewahren, so er ihm hinterließ und so nachstehend aufgeschrieben sind, welche Belehrungen der König mit seiner heiligen Hand, wie es heißt, geschrieben hat:

„Schöner Sohn, die erste Sache, deren ich Dich vermahne, ist, daß Du Dein Herz gewöhnest, Gott zu lieben; denn ohne dieß kann Niemand selig werden. Hüte Dich, Etwas zu thun, so Gott mißfällt, d. h. Todsünde, sondern lieber mögest Du alle Art Beschimpfung und Qual erdulden, denn Todsünde thun. Wenn Gott Dir Widerwärtigkeiten zuschicket, nimm's in Geduld und danke unserm Herrn und denke, Du habest solches verdient und es werde Dir völlig zum Frommen gereichen. Gibt er Dir Gedeihen, so danke ihm demüthiglich, so daß Du Dich nicht verschlimmerest, sei's

aus Hoffart, sei's auf andre Weise, durch eben die Mittel, wodurch Du besser werden sollst. Beichte oft und erwähle Dir zum Beichtvater einen Biedermann, der Dich zu belehren wisse, was Du thun und was Du unterlassen sollst; und sollst Dich in solcher Weise gehaben und gebaren, daß Dein Beichtvater und Deine Freund' es wagen, Dir Deine Fehler vorzuhalten. Wohne frömmiglich dem Dienst der Kirche bei, so mit dem Herzen wie mit dem Munde, besonders in der Messe, wann die Wandlung vor sich geht. Sanft sei Dein Herz und mitleidig gegen Arme, Schwache und Gebrechliche; gewähre ihnen Trost und Beistand nach Vermögen. Handhabe die guten und beseitige die bösen Gebräuche Deines Reiches. Erweise Dich nicht habsüchtig gegen Dein Volk und beschwer' es nicht weder durch ordentliche noch durch außerordentliche Steuern. Drücket Dein Herz Etwas, so sag' es alsbald Deinem Beichtvater oder sonst einem Biedermann, der nicht in den Wind zu reden gewohnt ist; also wirst Du's leichter ertragen. Sorge, daß Du in Deinem Gefolge biedere und redliche Männer habest, die nicht voller Habsucht sind, sie mögen nun geistlichen Standes sein oder weltlichen; besprich Dich oft mit ihnen. Flieh und meide den Umgang mit Bösen. Höre gerne Gottes-Wort und bewahr's in Deinem Herzen, und halte fleißig um Gebet und Ablaß an. Halt' auf Ehr' und Gut und hasse alles Böse, wo immer es sich finden mag. Keiner soll sich erdreisten, in Gegenwart Deiner ein Wort zu sprechen, das zur Sünde verführe oder anreize, noch soll vor Dir Jemand andern Böses zu ihrer Schmach auf den Rücken nachsagen; auch sollst Du nicht dulden, daß irgend etwas Gotteslästerliches vor Dir gesprochen werde. Statte Gott oft Dank ab für alle Güter, so er Dir ertheilet, so daß Du noch mehr zu empfangen würdig seiest. Im Handhaben der Gerechtigkeit und der Gesetze sei straff und strenge gegen Deine Unterthanen, ohne rechts noch links auszubiegen; stehe dem Rechte bei und handhabe die Klage des Armen, bis daß die Wahrheit Dir kund geworden. So Jemand gegen Dich selbst einen Streit erhebt, so glaube ihm nicht, bis daß Du den Grund der Sache weißt; denn also werden Deine Räthe unbefangener gemäß der Wahrheit für oder gegen Dich entscheiden. So Du fremdes Gut inne hast, sei's durch Dich selbst, sei's durch Deine Vorgänger, erstatte es zurück; ist die Sache zweifelhaft, so laß sie schnell und ohne Verzug durch weise Männer untersuchen. Ueberdieß sollst Du Dich bemühen, die guten Städte Deines Königreichs bei den Gebräuchen und Freiheiten zu schützen, worin Deine Vorfahren sie erhalten haben; und so irgend ein Ding zu verbessern ist, richte es anders und besser ein; erhalte

Dir ihr Wohlwollen und ihre Liebe, denn durch der großen Städte Kraft und Reichthum werden die Einheimischen und Fremden fürchten, sich an Dir zu vergreifen, vorzüglich Deine Pairs und Barone. Ehre und liebe alle Personen der Kirche und verhüte, daß man ihnen nicht entziehen noch schmälern wolle, was an Gaben und Almosen Deine Vorfahren ihnen verliehen haben. Man erzählt vom König Philipp, meinem Aeltervater, es habe ihm einst einer seiner Räthe gesagt, daß ihm die Leute der heiligen Kirche vielfach Unrecht thäten, indem sie seine Gerechtsame aufhöben und seine Gerichtsbarkeit an sich zu ziehen strebten, und daß es groß Wunder sei, wie er's zugeben könne. Und der gute König antwortete, es sei auch seine Meinung, allein er ziehe dabei in Erwägung die vielfache Güte und Huld, so ihm Gott erwiesen, deßhalb wolle er lieber etwas von seinen Rechten fahren lassen, denn Hader haben mit den Leuten der heiligen Kirche. Deinem Vater und Deiner Mutter erweise Ehre und Achtung und bewahre ihr Gebot. Die Aemter der heiligen Kirche gib guten Personen und von reinem Wandel, und verleihe sie durch Biedermänner und untadelhafte Leute. Hüte Dich Krieg zu beginnen, ohne großen Rath, gegen irgend einen Christenmenschen; und so Du genöthigt bist, solches zu thun, so schone der heiligen Kirche und Derer, die nichts verbrochen haben. Wenn sich Krieg oder Hader erhebt zwischen Deinen Unterthanen, so versöhne sie, sobald Du's vermagst. Bestrebe Dich, gute Landrichter und gute Amtleute zu haben, und ziehe oft Kundschaft ein über sie und die ihres Hauses, wie sie sich gebaren, und ob sich etwa an ihnen ein Uebermaß von Begehrlichkeit zeigt oder Falschheit und Trug. Bemühe Dich, daß alle abscheulichen Sünden aus Deinem Gebiete gebannt seien, vorzüglich abscheuliche Schwüre und laß ausreuten nach Deinem Vermögen alle Ketzerei. Hab' Acht, daß Deines Hauses Aufwand vernünftig sei. Und endlich, sehr süßer Sohn, laß Messen singen für meine Seele und Gebete thun in Deinem ganzen Reiche und wende mir zu ein absonderlich und vollkommen Theil an allem Guten, so Du thust. Schöner, lieber Sohn, ich gebe Dir allen Segen, den ein guter Vater seinem Sohne geben kann, und die hochgelobte Dreifaltigkeit und alle Heiligen mögen Dich bewahren und beschützen vor allen Uebeln und Gott gewähre Dir die Gnade, seinen Willen stets zu thun, so daß er geehrt sei durch Dich, und daß Du und Wir nach diesem sterblichen Leben vereint sein mögen mit ihm und ihn loben ohne Ende. Amen."

Als der gute König also seinen Sohn, Herrn Philipp, unterwiesen hatte, da begann die Krankheit, so er hatte, immer heftiger zu werden;

und verlangte er die Sakramente der heiligen Kirche und empfing sie gesunden Sinnes und richtigen Verstandes, so wie sich das unzweideutig zeigte, denn als man ihm die heilige Oelung gab und die sieben Bußpsalmen betete, beantwortete er wechselweise die Verse. Und so wie ich den Herrn Grafen von Alençon, seinen Sohn, erzählen hörte, rief er, als er sich dem Tode näherte, die Heiligen an um Schutz und Beistand, absonderlich Herrn Sankt Jakob, indem er sein Gebet hersagte, das da beginnt: Esto domine, was besagen will: „Gott heilige und beschütze unser Volk" . . . Auch Herrn Sankt Dionys von Frankreich flehte er um seinen Beistand an, indem er sein Gebet hersagte, das da lautet: „Herr Gott, gib uns, daß wir die Bitterkeit dieses Lebens gering achten, so daß wir keine Widerwärtigkeiten fürchten" . . . Und dann, wie ich den Herrn von Alençon sagen hörte, rief sein Vater die heilige Genovefa an. Darauf ließ sich der König in ein mit Asche bestreutes Bett legen und that seine Hände auf die Brust und gab, indem er gen Himmel blickte, unserm Schöpfer seine Seele in jener nämlichen Stunde wieder, in welcher Gottes Sohn am Kreuze starb. So war Ludwig nach den Zeugnissen seiner Zeitgenossen, so bewährte er sich im Leben und im Tode. Sehr Viele, sagt einer seiner Capellane, Wilhelm von Chartres, wunderten sich, und Böswillige murrten darüber, daß ein Mann von solcher Demuth und Ruhe, welcher weder einen kräftigen Körper besaß, noch sich in seinem Verfahren streng zeigte, so friedlich über ein so großes Reich, über so viele und mächtige Fürsten herrschen könne, zumal er auch nicht sehr zuvorkommend und nicht sehr freigebig im Schenken sei; „allein dieß ist," setzt der Capellan hinzu, „nicht die Folge weltlicher Macht, sondern einer göttlichen Kraft, nicht strenger Gewaltherrschaft, sondern einer königlichen Milde und Güte und der Treue eines gottesfürchtigen Volkes, welches sich vor andern durch eine angeborne Liebe zu seinem angestammten Herrn auszeichnet."

22.

Die Raubzüge der Mongolen.

Im Norden der großen Bucharei und der Wüste Kobi zieht sich durch das mittlere Asien eine ungeheure Ebene hin, im Durchschnitte wohl 50 bis 100 Meilen breit und über 300 Meilen lang. Sie liegt ungefähr unter denselben Graden der Breite, wie die herrlichen lombardischen Ebenen, aber welch' ein Unterschied der Natur und der Menschen! Jenes scheinbare asiatische Flachland ist der Wahrheit nach ein Gebirge, ein ebenes

Hochland, welches überall mehrere tausend Fuß, ja so hoch über die Meeresfläche erhaben ist, wie die höchsten europäischen Alpenwohnungen. Nur nach der Nordwestseite ragen die Riesenberge des großen Altai noch weit über dieses Hochland hervor; nach den meisten anderen Seiten zeigt sich hingegen ein gewaltiger Abfall in tiefere Länder. Steigt man von diesen aufwärts, so führt der Weg durch Thäler, in die sich wilde Bäche hinabstürzen, zwischen losgerissenen Massen und schroffen Berghäuptern hindurch. Hat man aber die Höhe erreicht, so verschwindet alle Mannigfaltigkeit, alle Schönheit. Nirgends ein Baum, nirgends ein Strauch, nichts Festes, Beharrliches, sich Auszeichnendes in diesem Landmeere von Kies und Sand; keine Menschenwohnung, die verdiente, mit dem beweglichen Meeresschiffe verglichen zu werden. Etwa zwei Monate lang brennt die Sonne am Tage mit gewaltiger Gluth und des Nachts tritt dennoch Eiskälte ein. Nordwinde herrschen den größten Theil des Jahres hindurch, und die Trockenheit ist so groß, daß es nicht einmal schneit, viel weniger regnet. Auf dem magern Boden suchen die Thiere ängstlich ihre nothdürftige Nahrung.

So ist das Stammland der Mongolen, und wie das Land, so die Menschen. Ihre nur mittelmäßige Größe würde man ihnen kaum als Mangel anrechnen, wenn nur sonst die Verhältnisse ihres Körperbaues angenehm und richtig wären. Aber an dem überlangen starken Oberleibe sitzen schmale Hüften und kurze, krumme und magere Beine. In dem blassen Gesichte treten dicke Lippen und eckige Backenknochen hervor, während die Nase breit und platt ist, und in den weiten tiefen Augenhöhlen kleine schief gestellte Augen blinzeln. Der Bart fehlt von Natur fast ganz, der Kopf wird künstlich geschoren, und nur hinter jedem Ohre bleibt ein langer, zusammengedrehter Zopf hängen. Diese Gestalten, sowohl Männer als Weiber, darf man sich fast nicht anders denken als auf magern, raschen Pferden und in steter Bewegung, doch hatten sie auch sogenannte Häuser, das heißt Zelte von Filz, welche, um sie wasserdicht zu machen, mit Schafmilch bestrichen wurden. Wohnung und Hausgeräth stellte man bei Wanderungen auf zweiräderige Wagen und fuhr sie von einem Orte zum andern. Die Mongolen aßen Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse, Läuse und anderes Eckelhafte, am liebsten Pferdefleisch; sie verschmähten als Getränke selbst schmutziges Wasser und Pferdeblut nicht, zum Wohlgeschmack aber bereiteten sie den berauschenden Kumis aus Stutenmilch. Brod war ihnen unbekannt, und auch den Wein lernten sie erst in späterer Zeit schätzen. Ihre Waffen bestanden in Spießen, Schwertern und Keulen; sie waren

(selbst die Weiber nicht ausgenommen) treffliche Bogenschützen. Beim Angriffe stellten sich die Mongolen gern eng, um ihre überlegene Zahl zu verbergen; schien's nützlich, so schämten sie sich keiner Flucht. Pelze mannigfacher Art schützten gegen die Kälte. Harnische von gehärtetem Leder gegen feindliche Waffen. Hunger und Durst, Hitze und Kälte vertrug dieß Volk mit großer Gleichgültigkeit; fand sich aber die Gelegenheit, so ward auch desto unmäßiger gegessen und getrunken. Es wechselten beleidigender Stolz und knechtische Unterwürfigkeit, scheinbare Genügsamkeit und betrügerischer Geiz. Jeder durfte so viel Weiber nehmen, oder vielmehr kaufen, als er wollte, und diese lebten alle in Frieden, oder vielmehr in gleicher Knechtschaft. Man erzählt, daß die Mongolen an einen höchsten Gott glaubten; da sie aber nicht einmal den äußern Gottesdienst ausbildeten, und in allem Sittlichen und Gemüthlichen so sehr zurückstanden, so kann jener Glaube unmöglich tief und fruchtbar gewesen sein. Auch ist weit mehr von niederen Schutz- und Hausgöttern die Rede, denen sie opferten, und von einer Verehrung der Sonne, des Mondes und anderer Naturgegenstände. Kein Mongole konnte schreiben oder lesen, und ihre Sprache stand in einem natürlichen Verhältnisse zu diesem gänzlichen Mangel an Bildung.

So waren Glaube, Sitten und Sprache der mit den alten Hunnen nahe verwandten Mongolen, welche sich für das auserwählte Volk Gottes und für bestimmt hielten, die Welt zu erobern und zu beherrschen. Und der furchtbare Dschingischan verwandelte diesen Glauben in entsetzliche Wahrheit, indem er ein Reich gründete, größer als irgend eines auf Erden; aber selbst der Herrscher brachte es nie bis zu ächt menschlicher Freiheit, und seine Mongolen blieben Knechte, wie vorher, und das mit Recht.

Dschingis (geboren 1154) erhielt den Namen Temudschin, von einem Khane, welchen sein Vater um die Zeit der Niederkunft seiner Frau besiegt hatte. Der Anfang von Temudschin's Laufbahn war indeß ungünstig. Nach seines Vaters Tode fielen manche Stämme ab und Temudschin hatte Jahre lang zu thun, um ihrer wieder Herr zu werden.

Auf einem Reichstage in seiner Residenz Karakorum erklärte ein, vermuthlich von Temudschin selbst dazu angeregter Weissager und Wunderthäter: Ihm sei ein rother, auf einem weißen Pferde sitzender übermenschlicher Mann erschienen, und habe befohlen, daß Temudschin den Titel Khan aller Khane oder Dschingis annehme. Hiezu ließ sich dieser gern bereit finden; und seitdem brachen nun die Mongolen aus ihren wüsten Höhen, den Flußthälern, Senkungen und Engpässen folgend, nach allen Seiten in

die tiefern, reichern Länder, zuvörderst in China ein, wo nach Anfangs wechselndem Kriegsglücke, Peking (im Jahre 1215) erobert und das Kaiserhaus der Niutschen gestürzt wurde.

Sowie gegen Südosten nach China, drangen die Mongolen auch durch die südwestlichen Oeffnungen ihres Hochlandes in die Staaten des Sultans Muhamed von Chowaresm ein. Die erste Schlacht zwischen Muhamed und Dschingis wurde nur dadurch gegen jenen entscheidend, daß er, auf verkehrte Weise, sein Heer auflösete und als Besatzung in die großen Städte vertheilte; denn die Mongolen umlagerten und eroberten nun eine nach der andern. Und welche Eroberungen waren dieß! Gottlob, daß die Geschichte fast keine ihres Gleichen zeigt! — In Bochara, einem Hauptsitze muhamedanischer Gelehrsamkeit, machte man Ställe aus den Büchersälen und zerstörte die Bücher, Dinge, welche keiner von den Siegern je gesehen hatte. Als die Einwohner ihre Schätze und die versteckten Anhänger Muhamed's nach Dschingischan's Meinung nicht schnell genug auslieferten, ließ er die Stadt niederbrennen. Samarkand hingegen wurde nur geplündert, nur dreißigtausend Einwohner wurden erschlagen, nur dreißigtausend als Sklaven verkauft, und das galt als milde Behandlung. Nicht besser verfuhr man gegen Chowaresm, bei dessen Eroberung hunderttausend Menschen um's Leben kamen, gegen Balk, Nisabur. Mauern, Thürme, Häuser, Karavansereien, Bäder, Moscheen, alles wurde zerstört; es blieb schlechthin gar nichts von diesen und von vielen andern blühenden Städten übrig! Als Tuli nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, und später sich daselbst neuer Widerstand zeigte, sagte ihm sein Vater Dschingis: „Ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl milde gegen die Bewohner eines Landes zu verfahren. Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern, und allein die Strenge erhält die Menschen bei ihrer Schuldigkeit. Ein bloß besiegter Feind ist nie gezähmt und haßt immer seinen neuen Herrn." Muhamed floh, von einem Orte zum andern gedrängt, auf eine wüste Insel des kaspischen Meeres und erlag hier dem Schmerze und dem Zorne. Dschelaleddin, sein Sohn und Nachfolger ward ungeachtet der größten Anstrengungen und bewundernswerther Geschicklichkeit, bis über den Indus zurückgedrängt; und auch hier hätten die mongolischen Züge noch keine Gränze erreicht, wenn nicht Dschingischan (am 19. August 1227) im 73. Jahre seines Lebens gestorben wäre. Doch gingen seine Söhne auf den betretenen Bahnen fort. Nachdem sie Rußland und Polen wiederholt heimgesucht, drangen ihre Horden immer weiter gen Westen bis an die Oder vor.

Da war es Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien, ein Sohn der heiligen Hedwig, um welchen sich vertrauensvoll benachbarte Fürsten und Völker schaarten. Ein Heer ward zusammengebracht, doch zählte es nicht über 30,000 Streiter. Anfangs April gingen die Mongolen trotz allem Widerstande über die Oder und verbrannten die Stadt Breslau, nachdem ein Theil der Bürger entflohen war, und ein Theil sich zu weiterer Vertheidigung in die Burg zurückgezogen hatte. Von Breslau wandten sie sich gen Liegnitz wider die versammelte Macht Herzog Heinrich's. Am Morgen des 9. April 1241 zog dieser muthig mit den Seinen aus der Stadt hervor; als aber ein Ziegel vom Kirchendache herab und ihm vor die Füße fiel, wollten mehrere diesen Zufall deuten, und wie gewöhnlich nur auf ängstliche Weise. Die Ebene von Wahlstadt war zum Schlachtfelde ausersehen; vielleicht mit Unrecht, da eine kleine Zahl einer ungleich größeren widerstehen sollte. Denn obgleich wir nicht glauben, daß 450,000 Mongolen an der Schlacht Theil nahmen, oder daß ihr Heer fünfzehnmal so stark als das christliche gewesen sei, so darf man doch annehmen, daß jedem christlichen Kämpfer wenigstens drei bis vier Feinde entgegenstanden. Herzog Heinrich, welcher erfahren hatte, daß die Mongolen nach scheinbarer Flucht einer weiter vorwärts gestellten Abtheilung gewöhnlich von beiden Seiten mit frischer Mannschaft einbrächen und ihre Feinde ganz umringten, hatte sein Heer in fünf ungefähr gleiche, und nicht auf einmal in's Treffen zu führende Schaaren getheilt. Die erste bestand aus deutschen Freiwilligen, Kreuzfahrern und den Goldberger Bergleuten; die zweite aus Großpolen; die dritte aus den deutschen Rittern und ihren Knechten; die fünfte aus Polen, Schlesiern und geworbenen Deutschen unter Heinrich's eigener Anführung.

Der mongolische Feldherr Peta theilte sein Heer ebenfalls in fünf Abtheilungen, deren jede stärker gewesen sein soll, als die christlichen zusammengenommen. Deßungeachtet begann Boleslav aus Mähren muthig die Schlacht mit seiner ersten Schaar, und trieb die ihm entgegenstehende mongolische in die Flucht. Als er aber, trotz jener ihm nicht unbekannten Gefahr, zu weit verfolgte, gerieth er in den Pfeilregen der zweiten und dritten feindlichen Abtheilung, wodurch viele der nicht durch Panzer gedeckten Christen umkamen, und Boleslav selbst getödtet wurde. Zwar eilten ihm der zweite und dritte Heerhaufen unter dem Polen Susislaw und dem Herzoge Mieslav zu Hülfe und stellten das Treffen wieder her; itzt aber soll ein Mongole listig auf polnisch geschrieen haben: „Flieht, flieht," und Mieslav glaubte sehr übereilt, mit den Seinen diesen feigen

Rath befolgen zu müssen. Desto tapferer fochten der Meister Poppo und Herzog Heinrich, und erst als jener verwundet und dieser getödtet worden, war die Schlacht rettungslos verloren. Die Mongolen zogen den Herzog nackt aus, hieben ihm den Kopf ab, steckten ihn auf eine Lanze und verlangten nun, die Burg von Liegnitz solle sich nach dem Tode ihres Fürsten gutwillig ergeben. Aber die Herzogin Anna, welche sich mit ihren vier Kindern in der Burg befand, gab zur Antwort, noch wären vier fürstliche Erben am Leben, und die Besatzung sei bereit, Gut und Blut für diese einzusetzen.

Ein solcher Sieg, nach solchem Widerstande und mit so großem Verluste war den Mongolen nicht willkommen; und anstatt in dieser Richtung ähnlichen Gefahren entgegenzugehen, wandten sie sich durch Oberschlesien nach Mähren, dann zu ihrem Hauptanführer Batu nach Ungarn. Deßhalb hat Herzog Heinrich der Fromme in seiner Niederlage eigentlich obgesiegt; er hat durch seinen Opfertod das Abendland gerettet, und verdient glücklicheren Anführern an die Seite gestellt zu werden. Binnen mehr als tausend Jahren fanden vielleicht nur zwei Augenblicke ähnlicher Gefahr statt: Karl Martell schützte Europa durch seinen Sieg bei Tours gegen muhamedanische Religion und sultanische Willkür; und auf derselben heiligen Stelle von Wahlstadt ward am 26. August 1813 der erste unter den herrlichen Siegen erfochten, welche von der Einverleibung in ein Reich erretteten, wo Ungebundenheit der Sitten und Tyrannei der Regierung sich auf arge Weise vertrugen. Aber so groß auch diese beiden Gefahren erscheinen, wer wird nicht eine mongolische Sklaverei für die entsetzlichste halten?

Damals fürchtete man diese allgemein, und die Nachricht von der Niederlage bei Liegnitz erweckte Furcht und Schrecken in allen christlichen Landen von der Oder bis nach Sicilien. Die zunächst bedrohten sächsischen Fürsten und Bischöfe hielten einen Tag in Merseburg und beschlossen: nicht die gewöhnlichen, bei solcher Noth unzureichenden Kriegsmittel anzuwenden, sondern den alten Heerbann noch überbietend, das gesammte Volk, Männer, Weiber und Kinder mit dem Kreuze zu bezeichnen. Wer nicht persönlich am Kriege Theil nahm, der mußte wenigstens mit seinem Gute beisteuern, so daß kein Einziger sich der Pflicht, für die Rettung des Vaterlandes zu wirken, ganz entziehen konnte. Ehe sich jedoch dieß neugebildete Heer in Bewegung setzte, traf die freudige Botschaft von der Räumung Schlesiens ein, wogegen die Nachrichten aus Ungarn desto trauriger lauteten. König Bela war von den Mongolen so geschlagen worden, daß fast kein

Theil des Landes von ihren furchtbaren Verwüstungen und Grausamkeiten verschont blieb. Sie sonderten die Einwohner eines jeden eroberten Ortes nach Alter und Geschlecht, hieben die Männer nieder, und drückten den Greisen, welche den linken Arm in die Höhe halten mußten, einen Pfeil in das Herz. Die schönen Ungarinnen wurden von den mongolischen Weibern erstochen, die häßlichen verstümmelt und zu Sklavinnen gemacht. Alle gefangenen Kinder mußten sich niedersetzen, während die mongolischen Knaben, — damit diese Brut frühzeitig zu Freveln angelernt werde, — von ihren Müttern Knittel erhielten, um jene zu erschlagen. Denjenigen lobte man am meisten, welcher einem ungarischen Kinde mit Einem Schlage den Kopf zerschmetterte. Manche Gefangene wurden geschunden, andern spitzige Hölzer unter die Nägel gesteckt, und wenn nichts mehr zu morden und zu plündern übrig war, die Orte angezündet. Raubvögel zogen, durch die unbegrabenen Leichname gelockt, in Schaaren herbei; Wölfe drangen in die wenigen übrig gebliebenen Wohnungen und zerfleischten Säuglinge an den Brüsten der Mütter. Ja der Hunger soll so entsetzlich überhand genommen haben, daß Menschenfleisch öffentlich verkauft ward, und ein Mann in der Beichte bekannte, er habe acht Mönche und sechzig Kinder geschlachtet! Nie ist durch Frevel größeres Elend erzeugt worden, noch aus dem Elende größerer Frevel hervorgewachsen.

23.
Konradin's Ende.

Die unglückliche Schlacht bei Tagliocozzo hatte Konradin in die Hand seines Gegners gebracht. Karl von Anjou aber hielt es für gut, den gefährlichen Prätendenten bald aus der Welt zu schaffen. Deßhalb ließ er Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Europa kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig.

Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben

und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht." — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, dagegen ein, daß Konradin's Leute sogar Klöster angezündet hätten, worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Herren geschehen?[1]) Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen, wie friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellte sich durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte verklärt dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karl's von Anjou, hausete.

Am 29. Oktober 1268 wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln

---

1) Karl selbst hatte nach der Schlacht von Benevent diese Stadt grausam plündern lassen, wobei Kirchen und Klöster nicht verschont blieben.

schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und er, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner wie edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorn freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstattete, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verurtheilt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob Der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche keinem Andern verpflichtet in löblicher Treue mir anhingen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und er, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. Da soll Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herabgeworfen haben, damit er dem Könige Peter von Arragonien als ein

Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg habe den Handschuh aufgehoben und den letzten Wunsch seines Fürsten erfüllt.[1])

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Baden, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gegen Himmel hebend, „Jesus Christus, Herr aller Geschöpfe, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht von mir vorübergehen soll, so befehl ich meinen Geist in Deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief dann noch einmal, sich emporrichtend aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!“ — Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Baden das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er mit unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; nach diesem mordete man noch Mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über Tausend allmälig ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres verscharrt.

24.
Welfen und Ghibellinen in Italien.

Die Gelehrten streiten über den Ursprung obiger Parteinamen. In der Schlacht bei Weinsberg (1140) soll das Heer Konrad's III. das Feldgeschrei: „Hie Gieblingen,“ das Heer Welf's von Bayern den Ruf: „Hie Welf“ erhoben haben. Gieblingen aber sei der Name einer hohenstaufischen Burg gewesen. Dem sei, wie ihm wolle; viel wichtiger in der Geschichte ist der Parteikampf, welcher sich an jene Namen, besonders in Italien anknüpfte. Hier dauerte dieser Kampf nicht nur das Zeitalter der Hohenstaufen, sondern das ganze Mittelalter hindurch. „Diejenigen, welche sich Welfen nannten (sagt Villani), liebten den Staat der Kirche und des Papstes, und die sich Ghibellinen nannten, liebten den Staat des Reiches, und begünstigten den Kaiser und seine Anhänger.“ Bei jenen herrschte das Verlangen vor, Rache am schwäbischen Hause zu nehmen und die Communen von jedem fremden Joche befreit zu sehen. Die Ghibellinen dagegen waren der Meinung, daß jenes Streben nach Freiheit, ohne

1) Diese Erzählung von dem Handschuh, obwohl noch in neuesten Geschichtslehrbüchern Raumer nacherzählt, ist längst als Märchen verworfen.

irgend welche Abhängigkeit von einer höhern Gewalt nur zur Uneinigkeit führen könne, deren Folge wäre, daß die Italiener sich selber unter einander aufreiben würden. Die Einen wollten daher die Unabhängigkeit Italiens und der einzelnen Regierungen, die Andern vor Allem Einheit, als das einzige Mittel, Italien den Frieden im Innern und eine Achtung gebietende Stellung nach Aussen zu verschaffen, sollte auch um solchen Preis eine stürmische und schwankende Freiheit verloren gehen. Die eine wie die andere Partei war somit von großmüthigen Ideen belebt, hatte auf ihrer Seite den Anschein des guten Rechtes und selbst jetzt wäre es schwierig, zu entscheiden, ob Welfen, ob Ghibellinen Vernunft und Gerechtigkeit für sich hatten. Erinnern wir uns der Uebel, welche die Kaiser Italien zufügten, und des Hasses, der noch zur Stunde im Volksbewußtsein sich an den Namen des Rothbarts anknüpft; bedenken wir, daß die hochherzigsten Städte, wie Mailand und Florenz, stets die Besten der welfischen Partei gewesen, und diese die letzte Zuflucht der italienischen Freiheit war, während Diejenigen, die sich zu Tyrannen einer Stadt oder Landschaft aufwerfen wollten, stets das ghibellinische Banner entfalteten, so scheint es fast, als wäre für Italien der Sieg der Welfen wünschenswerther gewesen, sowie, daß die Städte ihre republikanischen Verfassungen hätten ausbilden und befestigen können unter dem Schutze des Papstes, der sie mit seinen Rathschlägen lenkte, während er die Ausländer durch seine geistlichen Waffen in Schranken hielt. Herren, welche ihre verlorenen Rechte wieder zu erlangen suchten, sahen ein geeignetes Mittel zur Erreichung dieses Zieles in der Anschließung an den Kaiser; zudem zogen sie die Abhängigkeit von ihm der von den Bürgern vor, die sie verachteten. Sie traten daher als Ghibellinen auf, riefen den Kaiser nach Italien, und begünstigten die Ketzer aus Widerspruch gegen den Papst. Dieser besaß wegen seiner oberherrlichen Rechte über das Königreich Sicilien einen großen Einfluß auf Unteritalien, war aber auch in den oberen Gegenden, wo das schwäbische Haus sich viele Feinde gemacht, nicht ohne Einfluß; im Grunde erstreckte sich dieser Einfluß auf die ganze Halbinsel durch die Geistlichkeit, und insbesondere die Klosterleute, als die Leiter der öffentlichen Meinung, die in den demokratischen Regierungen, wo Phantasie und Gefühl über die wichtigsten Angelegenheiten entscheiden, so viel vermag. Der Kaiser vermochte über die Republiken nichts ohne Anwendung der Gewalt, wogegen der Papst alle Mittel der Ueberredung und Ueberzeugung für sich hatte. Aber da auch er Herrscher war, Kriegsheere zu seiner Verfügung hatte und als Fürst sich nicht selten seinen persönlichen Nei-

gungen und Leidenschaften überließ, so traten häufig die Welfen für eine Sache auf, nicht weil sie gerecht und der Freiheit günstig war, sondern lediglich, weil der Papst sich für sie erklärt hatte.

Uebrigens haben die Ghibellinen die Oberhand behalten und Italien hat dieß bitter empfunden.

Man darf jedoch jene Namen nicht für bloße Parteibezeichnungen halten, denn sowohl Welfen als Ghibellinen hatten ihre bestimmte Verfassung und gewählten Oberhäupter und waren tief verwachsen mit dem ganzen Gemeinwesen. Man wird in der einen oder der andern Partei geboren, und sie zu verlassen galt als schmählicher Treubruch. In den Verträgen sogar figurirte neben den Namen der Republik, derjenige der Partei, zu welcher sie gehörte. Erst später wurden Welf und Ghibelline zu leeren Bezeichnungen, und dann auch wechselten Städte wie Einzelne ihr Banner vom Winter auf den Sommer und nahmen dasselbe zum Vorwande für Fehden und Privatstreitigkeiten, sich gegenseitig zerfleischend, bis daß der Zeitpunkt herankam, wo die Italiener dem sinnlosen Thoren vorbehaltenen Endgeschick, der allgemeinen Knechtung, anheimfallen mußten.

Solchermaßen bestanden in gar vielen Städten zwei Parteien neben einander, zumeist hervorgegangen aus dem ehrgeizigen Wetteifer der beiden vornehmsten Familien, die eines der beiden Banner aus keinem andern Grunde entfalteten, als weil das andere das ihrer Nebenbuhler war. Diese Unterscheidung wurde dann bis in die kleinsten Dinge getrieben die Einen trugen eine so, die Andern darum eine anders geformte Kopfbedeckung; die Häuser der Welfen hatten zwei Fenster an der Vorderseite, die der Ghibellinen hatten deren drei; die einen hatten viereckige, die andern spitzige Zinnen; und die Farbe, eine Blume, der Schnitt der Haare, die Weise zu grüßen, ja sogar das Brod zu schneiden und das Tischtuch zu falten, alles diente zur Unterscheidung von Welf und Ghibellin.

Im Vollgefühl der Kraft übermüthig, glühend vor Stolz und Neid, diesen fieberhaften Leidenschaften des Südens, genügte es ihnen, daß er von der entgegengesetzten Partei kam, um den einsichtigsten Rath, den weisesten Vorschlag zurückzuweisen. Unablässig spannen sich die im Finstern schleichenden Verschwörungen und Zwistigkeiten innerhalb der Familien fort, weil häufig der Vater und die Söhne oder die Brüder verschiedenen Parteien angehörten, und der geringste Anlaß führte zu blutigen Kämpfen wie zwischen Todfeinden. Erregte die Volkspartei einen Aufand, alsbald ertönte dumpf die große Bürgerglocke, die Straßen wurden verrammelt, um der Reiterei, der Hauptwaffe des Adels, den Durchgang

zu wehren, man griff die befestigten Paläste an, und erkletterte deren Thürme. Aber wehe den Siegern, wenn sie die Edelleute bis in's freie Feld verfolgten, denn da konnten diese ihre Pferde und Waffen wieder gebrauchen!

Umgestaltungen der Verfassung wurden nicht zum Besten des Gemeinwesens, sondern nur deßhalb vorgenommen, um die siegreiche Partei zu kräftigen, daß sie die erlangte Obergewalt behaupten könne. Niemals trat ein wahrhaft gesicherter friedlicher Zustand ein, denn stets war eine unzufriedene Partei vorhanden, die jedem Unruhestifter als Werkzeug zu Gebote stand. Daher in ganz Italien ein beständiger Krieg zwischen einem Gebiet und dem andern, einer Stadt und der andern, und zwar um eben so nichtiger Ursachen willen, wie sie in unserer Zeit Zweikämpfe veranlassen. Jede Stadt war unter einem Spottnamen bekannt, den eine Nebenbuhlerin ihr beigelegt hatte und auch hieraus entspannen sich hartnäckige und blutige Kämpfe. Die Chroniken sind voll solcher erbitterter und von den kläglichsten, weit ausgreifendsten Folgen begleiteter Feindseligkeiten um der kleinlichsten Dinge willen; das hielt jedoch den Sieger nicht ab, auf die im traurigen Bürgerkriege gewonnenen Trophäen überaus stolz zu sein. Zu Genua sind noch gegenwärtig die aus dem Hafen von Pisa entführten Ketten an verschiedenen Stellen aufgehängt. Die Perugianer brachten auf dem Bannerwagen der Besiegten die Stadtthore von Foligno zurück; die von Lodi ließen eine Münze prägen zur Erinnerung an einen den besiegten Mailändern angethanen Schimpf, u. dergl. m.

Mitunter wurden die unter zwei Städten ausgebrochenen Streitigkeiten anderen befreundeten und unbetheiligten Republiken zur Vermittlung übertragen. Als jedoch die Erbitterungen den höchsten Grad erreicht hatten und alle Mittel zur friedlichen Beilegung erschöpft waren, trat die Religion als Vermittlerin auf. Mitten in die blutig lodernden Flammen der Zwietracht, zwischen die Reihen der Kämpfenden, sandte sie ihre waffenlose Miliz, um im Namen des Herrn dem brudermörderischen Kriege Einhalt zu gebieten. Aus dieser merkwürdigen Zeit hat sich noch zu Florenz die Misericordia-Bruderschaft erhalten, die sich überall da einfindet, wo einem Straßenkampfe ein Ende zu machen, irgend einer Gefahr vorzubeugen ist. So besaß Rom seine Sacconi, die ganz in ihre Kutte eingehüllt, so daß nur die Augen sichtbar blieben, da, wo ein Wüthender Flüche ausstieß und das Messer drohte, sich dem Zornentbrannten, dem gehobenen Arm entgegenwarfen, ohne etwas anderes zu thun, als ihre Hände flehend entgegenzustrecken; aber diese stumme Bitte, diese flehende Geberde genügte

gemeiniglich, um der Lästerung auf den Lippen, dem Dolche in der gehobenen Hand Einhalt zu gebieten.

Insbesondere ließen es sich die beiden neuen Orden der Dominikaner und Franziskaner angelegen sein, den Haß zu besänftigen, in den täglichen Kämpfen als Vermittler aufzutreten, Versöhnung und Eintracht zu predigen und die Worte des Friedens von einem Edlen zum andern, von Stadt zu Stadt zu tragen. Stolze Herzen, welche weder das Ansehen der Gesetze, noch die Macht der Magistrate hatte zu beugen vermocht, erschlossen sich der milden Frömmigkeit, das Schwert suchte seine Scheide wieder, und unter stürzenden Thränen sanken Todfeinde einander in die Arme. Viele solcher Versöhnungen und wichtige Friedensschlüsse veranlaßten der heil. Franziskus von Assisi und sein Schüler, der heil. Antonius von Padua. Ihrem Beispiele folgend, stiftete Ugolino, Cardinal von Ostia, Friede zwischen Genua und Pisa (1217), andere Gottesmänner versöhnten Mailand mit Piacenza, Tortona mit Alessandria u. s. w. Endlich stiftete Bruder Bartholomäus von Vicenza den militärischen Orden von St. Maria der Glorreichen, um in den italienischen Städten die Ruhe zu erhalten. — Im Jahre 1266 versammelte der Schneider Barisello zu Parma unter dem Erlösungszeichen die 500 Kreuzesbrüder, welche von Haus zu Haus gingen, um Welfen und Ghibellinen zu vermögen, sich mit einander zu versöhnen, und dem Papst zu huldigen; die Bruderschaft erzielte so bedeutende Erfolge, daß sie eigene Magistrate und Gerichtsbarkeit erhielt und ihr eine Betheiligung an den Angelegenheiten der Commune, auf welche sie auch ein halbes Jahrhundert einen wesentlichen Einfluß übte, eingeräumt ward. — Zu Mailand unterwarfen sich Edle und Bürger, die mit einander haderten, dem Ausspruch von vier Männern, die sie zu Schiedsrichtern gewählt, und als der Zwist auf's Neue ausbrach, versammelten sich beide strittige Parteien, um sich die Bedingungen einer gütlichen Uebereinkunft vorschreiben zu lassen. Im Veltlin und in der Gegend von Como dämpfte mehrere öffentliche und Privatfehden Fra Venturino von Bergamo, der 10,000 Lombarden vermochte, als Pilger, von Almosen lebend, und unausgesetzt die Menschen um Friede und Gott um Erbarmen anrufend, nach Rom zu wallen. Der Cardinal Nicolaus von Prato gab dem von den Weißen und Schwarzen zerrissenen Florenz den Frieden wieder. „Am 26. April 1304, während das Volk auf dem Platze vor der neuen St. Marienkirche versammelt war, im Beisein der Herren, fielen viele Aussöhnungen vor; man küßte sich auf den Mund zum Zeichen der Vergebung und setzte in Betreff dessen Verträge auf. Wider die sich

dagegen Verfehlenden wurden Strafen festgesetzt. Die Gherardini und die Almieri, Oelzweige in den Händen haltend, gelobten einander Friede, und Friede schien überhaupt so sehnlich von Allen gewünscht zu werden, daß, als im Verlaufe des Tages ein Regen fiel, man in der Freude der Versöhnung dessen nicht achtete und Niemand sich entfernte. Viele Freudenfeuer wurden angezündet, die Kirchenglocken läuteten, ein allgemeiner Jubel herrschte."

Von keinem dieser Friedensapostel werden glänzendere Erfolge gemeldet, als vom Predigermönche Johann von Schio. Vom Papste Gregor ausgesandt zu den zornmüthigen kleinen Tyrannen, welche die Trevisaner Mark mit Blut überzogen, bewerkstelligte er überall Versöhnungen, die wahrhaft an's Wunderbare gränzten; das Volk, ihn als einen Heiligen ehrend, zog ihm aus den Ortschaften mit wehenden Bannern entgegen, und auf sein Wort wurden die Verbannten zurückgezogen und die Gefangenen freigelassen. Endlich gebot er, daß an einem bestimmten Tage alle Bewohner der Mark sich in der Ebene von Paquara, unweit Verona, sammeln sollten. Gehorsam seinem Rufe, zog von allen Seiten des Herrn Lob singend, das Volk herbei, und 15 Bischöfe, sowie die Barone und Grafen der Mark, vernahmen demüthig des Mönches Predigt von der Liebe und dem Frieden; über den Text: „Ich gebe euch meinen Frieden, meinen Frieden hinterlasse ich euch," sprach er mit einer gottbegeisterten, alle Kunst weit überflügelnden Beredsamkeit. Die Wenigsten nur konnten mit dem Ohre sie vernehmen, aber im Herzen fühlten Alle sie, und diese wilden, starkmüthigen Krieger schlugen zerknirscht an ihre Brust und sanken einander in die Arme, verziehen sich gegenseitig und gelobten sich dauernde Freundschaft. Und als der Gottesmann ausrief: „Gesegnet sei, wer diesen Frieden bewahret, verflucht aber, wer sein Gemüth wieder dem Hasse erschließt!" da sprachen hunderttausend Stimmen diesen Segen, diesen Fluch nach.

Aber braucht man erst zu sagen, daß diese Versöhnungen, von einer hochherzigen Begeisterung der Liebe und der Religion herbeigeführt, das Feuer der Zwietracht unter der Asche fortglimmen ließen? Es brach wieder aus, sobald der schöne Enthusiasmus erkaltet war. Ja es kam nicht selten vor, daß im Augenblicke selbst, wo man sich Frieden gelobte, ein stolzer Blick, ein unbewachtes Wort, eine falsch verstandene Geberde, alsbald die Hand an's Schwert zurückführte. Diese Kriege waren eine Quelle großer Trübsal für Viele. Die unablässig wieder auflebenden Kämpfe schwächten endlich das Bewußtsein der Pflichten, welche Staaten

und Individuen einander schulden; die nie ruhende Eifersucht, der stets klaffende Zwiespalt verhinderten die Erstarkung des nationalen Sinnes, jenes edleren Volksbewußtseins, in dem allein eine ruhmreiche Zukunft wurzeln kann. Das Vaterland beraubte sich seiner edelsten Kräfte, die es als Welfen oder als Ghibellinen ausstieß. Man dachte nicht an Herstellung einer guten Staatsverfassung und Regierung, sondern nur an den Sieg einer Partei. Hatten indessen diese Kriege auch die traurigsten Folgen, so darf man doch nicht glauben, das ganze Land sei beständig mit Blut überströmt gewesen. Einmal übersieht man dabei die zahlreichen Pausen des Friedens, zum andern vergißt man, daß diese Kriege wenig Tage oder gar wohl nur einen Tag lang währten, und die Schlachten nichts weniger als blutig waren. Man wußte damals noch nichts von Kasernirungen und ständigen Besatzungen. Erschallte die große Glocke, dann griff jeder Mann zu den Waffen, reihte sich unter das Banner seines Kirchspiels und zog zum Kampfe aus; war er Sieger, so kehrte er noch am Abend oder doch am folgenden Tage mit den erfochtenen oder geraubten Trophäen heim, und war er verwundet, dann fand er im eigenen Hause die nöthige Pflege.

Trotz dieser häufigen Parteikämpfe erstarkte die Gesittung und breitete sich immer mehr aus; der blühende Zustand, den die italienischen Freistaaten überaus rasch erreichten, tritt als beredte Thatsache denen entgegen, welche das Elend dieser stürmischen Zeiten allzusehr beklagen. Während der auf den Constanzer Frieden folgenden Epoche ließen alle Republiken die Errichtung von Bauwerken zur Bequemlichkeit der Bürger, zum Schutz und zur Zierde der Städte sich angelegen sein, stellten sie ihre Mauern wieder her, regelten und pflasterten ihre Straßen, und schufen zur Erleichterung des Verkehrs Landstraßen, Brücken und Kanäle; sie erbauten Wasserleitungen und riefen die an Pracht und Dauerhaftigkeit mit einander wetteifernden Rathhäuser und Kathedralen in's Leben. Im Jahre 1157 gaben die Mailänder für Neubauten 50,000 Mark Silber (etwa 20 Millionen Franken) aus. Der große schiffbare Kanal, welcher zur Befruchtung der Ebenen westlich von der Stadt das Wasser des Ticino 30 Miglien weit herbeiführte, wurde im Jahre 1179 begonnen und nach langer Unterbrechung bald nach 1257 vollendet; es ist dieß das erste Beispiel im Großen von künstlichen Kanälen, dessen die Geschichte gedenkt. Zwischen 1276 und 1283 beendete Genua die beiden schönen Hafenbecken und die große Mauer des Molo, 1259 die prächtige Wasserleitung, welche der Stadt reichliches und gesundes Wasser zuführt.

Viele Städte schlossen ihre Kathedralen in den Bering ihrer Mauern ein; alle schmückten sich hauptsächlich mit Gotteshäusern, in denen ein frommer Eifer, gepaart mit patriotischem Sinne, das edelste und würdigste Bild der Vaterstadt zu erblicken liebte.

Kein Land hätte damals an Blüthe und Wohlstand sich mit Italien messen können, würde es die an eigenen und zugeführten Produkten und Manufakturen so reiche Halbinsel verstanden haben, ihre herrliche Lage zwischen zwei Meeren zum Verkehre mit der ganzen alten Welt zu benutzen. Nicht bloß die Seestädte schickten ihre Kaufleute in den ganzen Westen, Gewerbsfleiß, Kultur und Kunst verbreitend und gewinnbringende Monopole erwerbend. Das Gebiet von Asti mit einer Bevölkerung von 470,000 Seelen schickte Handelsleute nach Frankreich und den Niederlanden, und hatte eine Kolonie zu Alexandria. Als der König von Frankreich alle Wechsler, die damals allgemein „Lombarden" hießen, verhaften ließ, waren darunter viele Tausende aus Asti, deren geliehene Kapitalien über 800,000 Livres (etwa 27,000 Millionen Franken) betrugen. Die langwierigen Kriege, welche Florenz führte, hätten seinen Ruin vollkommen herbeiführen müssen ohne die Hülfe seiner Kaufherren, die großen Besitz in den Lagerhäusern von Antwerpen und Venedig, auf den Märkten von Paris und London, reich befrachtete Schiffe im Mittel- und Weltmeer hatten, und sie willig verwandten zum Schutz der Freiheit ihres Vaterlandes. Die italienischen Tuchstoffe wetteiferten mit den asiatischen. Der Seidenbau verbreitete sich von Sicilien aus über ganz Italien.

Die beim Beginne der Völkerwanderung dünne Bevölkerung der italienischen Halbinsel war gewachsen durch Ansiedlungen von Bulgaren, Sachsen, Franken und anderen Germanen, wurde aber dann wieder durch Seuchen, namentlich durch die Pest gelichtet. Uebrigens mußte die Zahl der Einwohner in außerordentlichem Maße zunehmen, um so vielen Kriegen zu genügen. Bologna stellte gegen Venedig 30,000 Fußsoldaten und 2000 Reiter in's Feld; Mailand zählte 200,000 Bürger, und bot Friedrich II. für seinen Kreuzzug 10,000 Kämpfer an; deren 25,000 bot es gegen Lodi, und 60,000, die Bundesgenossen einbegriffen, wider Brescia auf. Florenz hatte in der eigentlichen Stadt 90,000 und im Weichbilde 80,000 Einwohner, gegen Siena konnte es 60,000 Männer bewaffnen. Aus Cremona wurden von der siegreichen Partei 10,000 Menschen vertrieben. Im Jahre 1293 rüstete Genua eine Flotte von 200 Galeeren mit 45,000 Kämpfern bemannt; trotzdem blieb noch die vollständige Bemannung für 40 andere Galeeren übrig, und brauchten die

Küsten und die Stadt von Vertheidigern nicht entblößt zu werden. Die Doria wie die Spinola konnten jede 10 bis 12,000 Bewaffnete aufbieten, Ezelin zog deren 10,000 aus Padua; Pavia stellte 2 bis 3000 Reiter und 15,000 Fußgänger in's Feld, und das Gebiet von Brescia lieferte 18,000 Waffenfähige zwischen 15 und 60 Jahren. Diese Angaben genügen, um einen Begriff zu geben von der Dichtigkeit der Bevölkerung.

Dieß waren die mit so düstern Farben geschilderten Zeiten der unaufhörlichen bürgerlichen Zwietracht und der inneren Spaltungen. Mögen die langwierigen Parteikämpfe der Welfen und Ghibellinen immerhin beklagt werden: ihre schlimmen Folgen kommen in keinen Vergleich mit denjenigen einzelner Kriege des 16. oder späterer Jahrhunderte. Napoleons Feldzug in Rußland fraß in wenigen Monaten mehr Menschenleben, als alle Schlachten und Kämpfe der italischen Republiken im Mittelalter.

25.

Cäsarius von Heisterbach.

Die Romantik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der ideale und poetische Zug, der die Culturvölker Europas in dieser Zeit durchdrang, fanden ihren vorzüglichen Ausdruck in einem Zweige der Literatur, welcher zwischen Poesie und Geschichte steht, nämlich in der historischen Novelle. Die Pfleger derselben waren anfangs Geistliche und besonders gedieh sie auf dem Boden des Mönchthums. Vor allen aber war es der Cisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach, der in jenem Zweige der Literatur Glänzendes leistete und dessen Bedeutung daher nicht so sehr verkannt werden darf, als es seither geschah. Doch hat er endlich durch A. Kaufmann die gebührende Würdigung gefunden.

Blickte man von der einen Seite mit Geringschätzung auf Cäsarius als einen durch Askese und mönchisches Wesen verblendeten und geschwätzigen Moralprediger und Märchendichter, so glaubte man auf der andern Seite eine Verunehrung des frommen Glaubens, eine unwürdige Behandlung heiliger Dinge erkennen zu müssen. Beide Anschauungen erweisen sich als unbegründet und falsch, wenn man das Wesen und den Charakter des Cäsarius genauer ins Auge faßt und tiefer untersucht.

Cäsarius gehörte dem Orden der Cisterzienser an, die in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch auf der Höhe ihres Glanzes und Wirkens standen. Ihre Klosterzucht hielt noch streng auf die Wahrung der Regel, ein frommes und beschauliches Leben schützte vor jeder Art von

Sittenverderbniß; die Wissenschaften fanden bei ihnen noch sorgsame Pflege und ihre Wirksamkeit erstreckte sich weit über die Klostermauern hinaus in das öffentliche Leben. Besonders war aber Heisterbach, dessen romantische Lage im Siebengebirge Herz und Geist mit dem labenden Hauch der Naturschönheit erquickte, eine Pflanzstätte der Wissenschaft und geistiger Regsamkeit, so daß aus seinen Mauern bedeutende Gelehrte, Schriftsteller und Staatsmänner hervorgingen. Erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als der steigende Wohlstand des Klosters die Einfachheit des Lebens verdrängte, als Genußsucht den Trieb zur Wissenschaft benahm, da sank sein Ansehen rasch und der frühere Ruhm konnte die Verderbniß nicht beschönigen.

Einer der trefflichsten Söhne dieses Klosters nun war unser Cäsarius, dessen Bild uns aus seinen Schriften lebhaft entgegentritt. Der Geburtsort desselben ist wahrscheinlich Cöln, wo er seine erste Bildung erhielt; als seine Lehrer nennt er besonders den Domscholasticus Rudolf, der auch in Paris gelesen und als Autorität galt, und den Dechant von St. Andreas, der als eine sehr liebenswürdige und originelle Erscheinung bezeichnet wird. Der Eintritt des Cäsarius in den Ordensstand beruhte nicht auf einem raschen oder zufälligen Entschluß, sondern sein ganzes auf tiefe Beschaulichkeit gerichtetes Wesen und der Hang nach den Wissenschaften, die nicht im Drang des Lebens gedeihen, führten ihn an den Ort, wo der fromme Sinn des Herzens seine rechte Nahrung und die Liebe zu den Studien die ungestörteste Pflege finden konnte. Sein Talent erhob ihn bald zur Würde eines Novizenmeisters und dann zu der des Priors. Mit Abt Gerard, wie mit dessen Nachfolger Heinrich verband ihn die engste Freundschaft. Den letzteren geleitete er häufig auf Visitationsreisen, namentlich in die Provinz Friesland, doch treffen wir die frommen Reisenden auch bei Aachen auf dem Salvatorsberge, in Burtscheid, im Kloster Stuben an der Mosel, in Hadamar, im rheingauer Kloster Eberbach, Gröningen, Marburg u. s. w.

Welchen hohen Grad von Bildung sich Cäsarius erworben, das beweisen seine Schriften verschiedenen Inhalts. Von Dichtern des klassischen Alterthums kennt und citirt er Virgil, Ovid, Seneca, Claudian; Boethius wird öfter erwähnt; von kirchlichen Schriftstellern führt Cäsarius den hl. Hieronymus, Ambrosius, Augustinus und Gregor d. Gr. an; der Dialog des letzteren übte besonderen Einfluß auf ihn. Das Griechische und Hebräische sind ihm nicht ganz fremd geblieben, in der hl. Schrift aber war seine Belesenheit eine mehr als gewöhnliche. Schon sehr früh hatte

Cäsarius seine literarische Thätigkeit begonnen und sich einen so geachteten Namen erworben, daß von allen Seiten ehrenvolle Aufforderungen zu neuen theologischen und geschichtlichen Arbeiten an ihn gelangten. Geistliche, welche einen Zweifel hegten oder einen Punkt der Kirchenlehre ins Klare gebracht wünschten, richteten sich an den gelehrten Prior von Heisterbach und selten ohne befriedigende Lösung. Man sah in ihm, wenn er auch zu bestimmten Zwecken Fabeln, Novellen, Anekdoten und dergleichen zu verwenden liebte, keinen Fabulisten, sondern einen ernsten mit bewußter Kunst arbeitenden Schriftsteller. „Er war, sagt Böhmer, ein feiner und sinniger Mann, von dem wir heitere, aber auch erschütternde Darstellungen haben, damals mit Oliver in lateinischer Sprache der geschmackvollste Schriftsteller des Niederrheins, wohl auch Deutschlands."

Das bedeutendste Werk des Cäsarius ist sein Dialogus. Kaufmann nennt es einen Zauberspiegel der Vergangenheit! Wir sehen darin das Mönchthum, seinen Wohlthätigkeitssinn, seine praktische Bethätigung, seinen Aufopferungstrieb, seine glühende Andacht, seine wundervolle und sinnige Mystik, aber auch seine Excentricitäten, seine Selbstquälereien, seinen Aberglauben — Alles, wie es leibt und lebte, so frisch, naiv, unmittelbar, wie nur derjenige, welcher gleich Cäsarius, ganz und gar mit diesen Zuständen verwachsen ist und dabei keine Ahnung hat, daß je eine Kritik diese ganze Lebensrichtung beanstanden und zersetzen werde. Es regt sich in jenem Zauberspiegel, dem Mönchsbuch des Heisterbachers, auch seine Zeit in ihrer buntesten Mannigfaltigkeit, mit Allem, was sie an Alltäglichem und Wunderbarem, Traurigem und Fröhlichem, Niedrigem und Hohem, Verwerflichem und Ehrwürdigem, Ablebendem und Hoffnungsgrünem besessen hat. Kaiser wie Päpste, Ritter wie Mönche, Ketzer wie Gläubige, Schurken wie Edle — ein ganzes Leben zieht in diesem Werke an uns vorüber; im Vordergrunde der Rhein und die von ihm durchflossenen Provinzen, im Mittelbilde Frankreich und das nördliche Italien, im Hintergrund des weiten Gemäldes aber funkelt die wunderbare Welt des fernen Orients, wo sich Saladin auch hier als wunderbare Gestalt voll Milde und Edelmuth erhebt. Vielfach ist in dem weiten Rahmen freilich Düsteres, Trübes, Verstimmendes das Vorwiegende: Zwietracht der Großen in Staat und Kirche, Drangsale des Krieges, wahnsinnige Häresien, blutige Verfolgungen bilden nur zu häufig die den Totaleindruck bestimmenden Gruppen, und glaubensfreudige, heitere, fast humoristische Nebenscenen sind nicht immer stark genug, diesen Gesammteindruck zu mildern.

Von großem historischen Werth ist die Vita Engelberti, von der gerühmt wird, daß sie an Reichhaltigkeit manche Annalen jener Zeit überwiege. Wunderbar schön wird dieses Geschichtswerk von Böhmer in der Vorrede zum II. Band der Fontes rer. Germ. charakterisirt und in seiner vollen psychologischen und künstlerischen Bedeutung gewürdigt. Ein drittes Werk geschichtlichen Inhalts von Cäsarius ist der Catalogus Archiep. Colon. Ein viertes ist die Vita der hl. Elisabeth, welche er auf den Wunsch der Marburger Deutschordensbrüder verfaßte; ein heisterbacher Mönch, welcher der feierlichen Beisetzung jener Heiligen angewohnt hatte, überbrachte Cäsarius diesen Auftrag und er entledigte sich desselben noch vor dem Jahr 1243.

Unter den theologischen Schriften sind seine Homilien von Wichtigkeit. Sie können zwar, was Tiefe, Geist und Wissenschaft betrifft, den Homilien der großen Kirchenväter nicht an die Seite gestellt werden, aber dieselben besitzen eine Eigenschaft, welche jenen durchaus abgeht. Die Homilien der Kirchenväter setzen eine Bildung voraus, welche sie für die große Menge auch ihrer Zeit unzugänglich machte. Die Homilien des Cäsarius dagegen sind faßlich für den Kreis von Zuhörern, für welcher sie berechnet sind, für Laienbrüder, Novizen, Mönche passend und lehrreich und auch auf das Leben überhaupt anwendbar. Sie sind um so ansprechender, da man in ihnen nicht den Rhetor, nicht den Homileten, sondern den Cäsarius selbst findet, der als eine durchaus achtbare in Gott und in sich selbst ruhende Persönlichkeit uns entgegentritt. Die in den Homilien enthaltene Moral erquickt durch ihre verhältnißmäßige Gesundheit. Nicht nur werden die Sitten der Zeit und insbesondere des geistlichen Standes in frommem Sinne und reinem Geiste gerichtet, sondern die Moral selbst, welche hiebei den Maßstab bildet, ist eine vielfach wahrhaft evangelische, immer im Zusammenhange mit den Gründen des Heils, in einfachen, klaren Grundsätzen durchaus eindringlich entwickelt; gar mancher dieser Sermone könnte noch heute als Muster geistlicher Rede und Schriftbetrachtung angewendet werden. Cäsarius ist ein Zeuge, wie die Kunst der kirchlichen Rede nie, zu seiner Zeit am wenigsten, ausgestorben war, ein würdiger Schüler der großen Homileten unter den Vätern. Er ist kein Kirchenredner im größten Style, er ist nicht schöpferisch in der Tiefe der Betrachtung, er ist auch kein mittelalterlicher Volksredner, aber ein Meister, der alle diese vorbildlichen Elemente verarbeitet für die eigenthümliche Welt seines Wirkens.

Der Tod des Cäsarius fällt in das vierte Decennium des dreizehn-

ten Jahrhunderts. Das Menologium (Martyrerverzeichniß) der Cisterzienser sagt zum 25. September: „Der selige Cäsarius, Prior in Heisterbach, ein Mann ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Wissenschaft, welcher die Thaten der hl. Väter mit frommer Sorgfalt sammelte und der Nachwelt befahl; selbst den Fußstapfen Jener folgend, glänzte er in Deutschland durch mannigfache Tugenden und Wunder; im Geruch der Heiligkeit vollendete er den glücklich durchfochtenen Kampf in seinem Orden."

26.
Thomas von Aquino.

Thomas von Aquino, der größte unter den Kirchenlehrern des Mittelalters, erblickte das Licht der Welt im Jahre 1226 zu Roccasecca, einem Schlosse seiner Familie im Königreich Neapel. Sein Vater war ein Graf von Aquino, seine Familie eine der angesehensten des Adels. Fünfjährig ward der Knabe den Benediktinern auf Monte Cassino zur Erziehung übergeben. Nach sechsjähriger Vorbereitung ging er nach Neapel, wo Friedrich II. noch nicht lange (1226) eine blühende Universität gestiftet hatte. In weiteren sechs Jahren hatte Thomas die höheren Studien mit glänzendem Erfolge beendigt und, was mehr sagen will, mitten in dem allgemeinen Sittenverderben die Unschuld und Reinheit, die er von Monte Cassino mitgebracht, unversehrt erhalten. Der Anblick jenes traurigen großen Sittenverderbnisses war es auch vornehmlich, was in Thomas den Entschluß zur Reife brachte, sich aus den Gefahren des Weltlebens in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen. Ohne daher von der Universität nach vollendeten Studien noch einmal nach Hause zurückzukehren, trat er plötzlich in den Predigerorden des heiligen Dominikus ein. Seine Familie erschrack bei der Kunde von diesem Vorfalle. Man wußte sich seiner Person zu bemächtigen und ihn in einem einsamen Thurme des Schlosses Roccasecca in förmliche Haft zu bringen. Nur seine Schwestern durften ihn besuchen, um ihn zu bereden, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Erfolg war aber umgekehrt. Thomas beredete die Schwestern, den Weltfreuden zu entsagen, und ein höheres geistiges Leben der Liebe Gottes zu suchen. Was die Schwestern nicht vermocht hatten, wollten die Brüder Landulph und Raynald auf anderem Wege erzwingen. Wuthentbrannt über die Beharrlichkeit des Jünglings, der aus adeliger Familie entsprossen, sich einem Bettlerorden hingeben wollte, rissen sie dem armen Gefangenen das Ordenskleid vom Leibe, und nahmen alsdann zu einem Bubenstück ihre Zuflucht, das sich bei Männern ihres Standes nur aus

der großen Verwilderung erklären läßt, welcher damals ganz Italien verfallen war; sie ließen nämlich aus Neapel eine durch körperliche Reize und Verführungskünste bekannte Dirne kommen, und brachten sie zu dem Jüngling in's Gemach. Damit war aber die Sache entschieden. Kaum hatte Thomas die schlechten Absichten der Unzüchtigen bemerkt, als er ein brennendes Scheit vom Kamine ergriff und die Dirne aus dem Zimmer jagte. Darauf zeichnete er mit der Kohle des Scheites ein Kreuz an die Wand, warf sich vor demselben im Gebete nieder und sah dann einschlummernd in einer Vision, wie zwei Engel ihn umgürteten mit der Verheißung, von nun an werde seine Keuschheit unverletzlich sein. Bald nach diesem Vorfalle gelang es Thomas unter Beihilfe seiner Schwestern aus seiner Haft auf dem Schlosse zu entfliehen, und nach Neapel zu gelangen, woselbst er ohne Verzug im Dominikanerorden die Gelübde ablegte. Auf Befehl seiner Obern kam er darauf nach Rom, und von hier nach Köln, um unter dem Meister Albert dem Großen den Studien obzuliegen (1245). Einige Jahre später betritt Thomas den Lehrstuhl der Philosophie, empfängt im 25. Lebensjahre die Priesterweihe, und erhält dann seinen Wirkungskreis als Prediger und Lehrer an der Hochschule zu Paris, woselbst er über zehn Jahre lang vor allen Lehrern jener Zeit durch die Größe seines Geistes hervorleuchtete, und bald so großen Rufes durch alle Lande der Christenheit genoß, daß ihn Papst Urban IV. im Jahre 1261 nach Rom berief, und ihn mit kirchlichen Ehrenstellen, ja selbst mit dem Purpur zu bekleiden gedachte. Allein Thomas schlug jede Würde beharrlich aus; er wollte als einfacher Bruder leben und sterben. Als ihm Urban's Nachfolger, Clemens IV., ohne weitere Umstände das eben erledigte Erzbisthum Neapel übertrug, fügte sich zwar Thomas gehorsam, da die Bulle schon ausgefertigt war, erschien aber so betrübt und niedergeschlagen ob der neuen Würde, daß der Papst sich erbarmte und die Bulle zurücknahm.

Thomas athmete wieder frei auf und ergab sich um so eifriger dem Lehramte und heiliger Wissenschaft. Insbesondere begann er nun das herrlichste und größte seiner Werke, die Summa, worin die gesammte christliche Glaubenswissenschaft in einer Tiefe und Klarheit, wie seitdem in keinem andern Buche dargestellt ward. Abwechselnd weilte Thomas von nun an in Bologna, Paris und Neapel. Ueberall wollte man den großen Lehrer besitzen. Als er nach einer Abwesenheit von 28 Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, glich sein Einzug in Neapel einem Triumphe. Leider sollte seine irdische Laufbahn bald zu Ende gehen. Gegen das

Ende des Jahres 1273 stellten sich krankhafte Zustände ein, welche Thomas bestimmten, alle Studien bei Seite zu legen, und sich nur mehr mit der Vorbereitung zum Tode zu beschäftigen. Dieser erfolgte bald. Papst Gregor X. hatte ein allgemeines Concil nach Lyon ausgeschrieben und auch Thomas dahin berufen. Krank und schwach, wollte er dem Rufe gehorchen, gelangte aber nur bis Fossanuova, einer Cisterzienserabtei, woselbst er die Sterbsakramente mit glühender Andacht empfing und am 7. März 1274, erst 49 Jahre alt, verschied. Seine Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1323. Papst Pius V. befahl, daß sein Fest gefeiert werde, wie das der vier großen Kirchenlehrer Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor des Großen.

Gleich einer Sonne war dieser große Geist am Himmel der Kirche aufgegangen, erleuchtend, und belebend sein Jahrhundert und die nachfolgenden Geschlechter. Sein Biograph, Wilhelm de Thoco, gibt folgende einfache Charakteristik des großen Mannes: „Er war in der Meinung von sich selbst schlechthin demüthig, an Körper und Geist vollkommen rein, fromm im Gebete, klug im Rath, überfließend von Liebe, hellen Verstandes, scharfen Geistes, sichern Urtheils, treuen Gedächtnisses, über das Sinnliche fast beständig erhoben, ein Verächter aller zeitlichen Dinge.“ Dem geistigen Charakter entsprach seine Leibesbeschaffenheit. Er war groß und schlank, vom zartesten Baue, doch kräftig in Muskeln, hatte einen großen Kopf und blasse Farbe.

Was Thomas als Licht der Kirche für alle Zeiten geworden, verdankte er indessen keineswegs nur natürlichen Gaben, vielmehr war sein Weg ein anderer, als der gewöhnliche: es war der Weg des Gebetes und des beständigen Wandels in Gottes Gegenwart.

Wie wäre es sonst begreiflich, daß dieser außerordentliche Mann im Verlaufe eines so kurzen Lebens von etwa zwanzig Jahren jene ungeheure Masse von Schriften, voll des reichsten und tiefsten Inhaltes verfaßt hätte, deren gründliches Studium von dem Geübtesten schwerlich in kürzerer Zeit, als sie geschrieben, vollendet werden möchte. Bei der Abfassung dieser Bücher war Thomas beinahe anhaltend außer sich; die um ihn waren, wußten beinahe von jedem Buche zu erzählen, welche Gesichte ihm dabei zu Theil geworden. Sie hatten dabei mehr als einmal Gelegenheit, zu erstaunen, wenn sie wahrnahmen, wie er bisweilen gleichzeitig drei Schreibern über verschiedene Gegenstände in die Feder diktirte; so daß es überall schien, als käme sein Wissen, wie aus dem Quell göttlicher Fülle in einer Strömung auf sein Haupt herab, und er theile

den Strom dann nur in verschiedenen Adern in seine Bücher aus. Er besaß aber die Gabe des Gebetes in einem ungemein hohen Grade, und richtete dasselbe vorzüglich an's Altarssakrament; deßwegen er auch während der Messe oft in Verzückung fiel. Außer der Zeit, die er kurzem Schlafe und den übrigen Lebensbedürfnissen gönnte, hatte er alle übrige dem Gebete, dem Predigen, dem Nachdenken, Lesen und Arbeiten zugetheilt; und diese Ordnung führte ihn, besonders zur Nachtzeit, häufig in die Kirche, wo er, vor den Altären hingeworfen, erlernte, was er nachher der Schrift anvertraute. Bruder Rainald, der lange Zeit hindurch sein unzertrennlicher Genosse, pflegte darüber oft unter vielen Thränen nach dem Tode des Heiligen seinen Ordensgenossen zu erzählen: „Brüder! mir hat es mein Meister bei seinen Lebzeiten untersagt, die Wunder, die ich an ihm gesehen, bekannt zu machen, worunter das auch gewesen, daß er sein wundersames Wissen nicht durch eigene Anstrengung, sondern durch Gebet erlangt, denn so oft er zu studiren, disputiren, lesen, schreiben oder zu dictiren sich vorgesetzt, begab er sich zuerst in's Gebet, und vollbrachte es unter vielen Thränen, um göttlichen Beistand zu erlangen. Es wurde ihm gewährt, wie er gewünscht, so daß, wenn er ungewiß niedergekniet, er wohlunterrichtet aufzustehen pflegte. Als er, fuhr Rainald fort, über Isaias schrieb, und die tiefen Geheimnisse des Propheten erklärte und deutete, kam er an eine Stelle, deren Verständniß ihm nicht zu seiner Zufriedenheit gelingen wollte. Er hatte darum mehrere Tage lang unter Fasten und Beten sich geängstigt. Endlich wurde ihm, was er in solcher Beharrlichkeit gesucht; und als er bei nächtlicher Weile zu Bette gegangen, hörte ich ihn reden, ohne zu vernehmen, mit wem; ich vernahm nur den Laut, ohne den Gegenstand, über den geredet wurde, zu kennen. Wie das Gespräch aufgehört, rief Thomas: „Sohn Rainald, stehe auf, zünde ein Licht, nimm den Bogen, worauf du zuvor über Isaias geschrieben, und bereite dich auf's Neue zum Schreiben.“ Der Bruder that, wie er ihn geheißen; und nachdem er lange an dem geschrieben, was der Heilige mit solcher Leichtigkeit dictirte, als ob er es aus einem Buche abläse, sagte ihm Thomas nach wohl einer Stunde: „Gehe nun zur Ruhe, mein Sohn! denn es bleibt noch viele Zeit dazu.“ Dieser, begierig des Geheimnisses des Meisters inne zu werden, warf sich ihm unter Thränen zu Füßen und sagte: „Ich werde von dieser Stelle nicht aufstehen, du habest mir denn zuvor gesagt, mit wem du diese Nacht geredet,“ und also redend beschwor er ihn im Namen des Herrn. Da Thomas sich lange geweigert, indem er sagte: „Sohn! es ist dir nicht vonnöthen, dieß zu wissen,“ mußte

er endlich sich entschließen, die Wahrheit zu gestehen. In Thränen ausbrechend, sagte er daher: „Mein Sohn! du bist in diesen Tagen Zeuge meiner Betrübniß gewesen, um des Zweifels willen, den ich über diese Stelle gehabt, deren Deutung ich mir von Gott erfleht. Dieser hat heute meiner sich erbarmt und die Apostel Petrus und Paulus mir gesendet, durch die ich ihn gebeten, und die mich nun in Allem auf's Beste unterrichtet. Aber um Gott gebiete ich Dir, dieß bei meinem Leben Niemanden zu offenbaren." — Nicht lange vor seinem Tode hatte Thomas in Neapel in der Kapelle die Messe gelesen; war während dem Verlaufe derselben auf eine wunderbare Weise bewegt worden, und hörte von dem Augenblicke an, in der Summa bei der Abhandlung von der Reue abbrechend, zu schreiben auf. Rainald und die Seinigen wurden deswegen auf's Aeußerste besorgt; der erste drang inständigst in ihn, daß er den Grund ihm offenbare. Er weigerte sich lange, endlich, nachdem er ihn zum Stillschweigen verpflichtet, sagte er ihm: „Alles, was ich geschrieben, erscheint nur wie Spreu im Vergleiche mit dem, was ich heute gesehen, und was mir geoffenbart worden."

V. Zeiten der Herstellung und des Verfalls des heil. röm. Reichs.

1.
Rudolf's I. Krönung.

Unerwartet empfing der mächtige Graf von Habsburg die Botschaft seiner zu Frankfurt geschehenen Erwählung zum deutschen König. Sein guter Ruf und Charakter hatten die Wahl herbeigeführt. Sogleich zog Rudolf nach Frankfurt, und von da geleiteten ihn die Kurfürsten und Viele aus der schwäbischen und rheinischen Ritterschaft nach Aachen. Ueber drei Meilen lang war der Zug von mehr als 20,000 Bewaffneten. Viele der Bischöfe und Fürsten, der Aebte und Grafen, begleitet von den Freien, welche Hofdienste hatten nehmen wollen, oder Lehen von ihnen empfangen. Ministerialen folgten, die den königlichen Besitzungen pflichtig waren, aber sie kamen in geringerer Zahl, als es hätte sein sollen, denn zu viel war dem Reich entzogen worden. Geschlechter und Bürger der Städte beschlossen den Zug, froh über die Aussicht, einen Herrn und Richter über sich, über ihre Nachbarn, über ihre Bischöfe zu haben. Vermischt unter Allen, aber nicht die Unwichtigsten, waren Lombarden (Kaufleute), auch Juden mit Packrossen, Mauleseln und Kameelen, die mit dem Köstlichsten von dem beladen waren, was Italien, Byzanz und besonders die Karavanen des Orients an die asiatischen Küsten und von dort des aufblühenden Venedig's Schiffe in diese Meeresstadt gebracht hatten. Alles zu Pferde, Alles geschmückt in den malerisch farbenreichen Trachten der Zeit, die nicht Mode, sondern die Laune eines Jeden, Vermögen und Wohlansehen bestimmte; Alles fröhlich in der schönen Herbstzeit, Alles zufrieden, denn der Wunsch eines Jeden war erreicht. Das

zerrissene Vaterland fühlte sich jubelnd wieder unter einem gemeinsamen Haupte geeint; vor dem versöhnenden König verschwand aller Parteiunterschied; die des ehedem guelfischen Anhanges drängten sich zu ihm, aber auch die Namen, die unter den Staufen so oft gehört wurden, waren in dem Gefolge zu vernehmen.

Zu Mainz übergab ihm der Erzbischof die noch übrigen Reichskleinodien und Insignien, seit Richard's Tode dort bewahrt. Auf Dienstag den 24. Oktober war die Krönung zu Aachen bestimmt, und der Volksandrang soll so groß gewesen sein, daß die niedrigste Schätzung der Anwesenden auf Zweimalhunderttausend angenommen wird. Freilich war die Krönung des Königs, die, so wie jene der Königin, der Erzbischof von Köln mit Zustimmung dessen von Mainz vollzog. Als aber nach derselben die Fürsten huldigen sollten und die Belehnung zu ertheilen war mit dem kaiserlichen Scepter, da fehlte dieses; es war in der Verwirrung der Zeiten verloren gegangen. Die Fürsten stutzten; manchen war Aufschub wohl erwünscht. Schon ward die Frage laut, ob ohne Scepter belehnt werden könne; es hieß: ein neues sollte bestellt, bis dahin die Belehnung aufgeschoben werden. Da schritt der König zum Altar, ergriff ein Cruzifix, küßte es und rief aus: „Dieses Zeichen, in dem die ganze Welt erlöset worden, kann wohl auch ein kaiserliches Scepter vertreten.“ Die Fürsten schwiegen und küßten das Kreuz, mit dem die Belehnungen vollzogen wurden.

So sehr hatte der Geist der Ordnung, die Achtung für das Ansehen des Reichs und für die, sonst wie Heiligthümer verwahrten Sinnbilder der kaiserlichen Macht und Majestät alle Fürsten verlassen, daß kein Weltlicher gefragt hatte, wo die Kleinodien und ob alle da wären, kein Geistlicher sich um den Zustand derselben bekümmert hatte. Daß das Scepter fehlte, überraschte sie, und es konnte als ein Glück angesehen werden, daß nicht mehr abging. Es war aber ein Glück, daß ein Scepter fehlte, denn dadurch ward dem König die Veranlassung, das allerheiligste Zeichen zu ergreifen, welches ihn daran erinnern mußte, er selbst sei nichts anders als der Lehenträger des Allerhöchsten. Und wie er in dessen Namen und mit dessen Zeichen die Belehnungen vollzog, so mußte er durch die Dauer seines Lebens, so oft er es wieder anblickte, an seine Verpflichtung, die Fürsten mußten an den großen Moment feierlich gemahnt werden. So hob dies Symbol die Macht des ersten Königs der Christenheit zu der glanzvollsten, aber auch mildesten Herrlichkeit. Das Vergangene versöhnend, das Kommende von Anbeginn an heiligend,

wies dies Zeichen einzig auf den Allerheiligsten, den Allversöhner. Es war der schönste Moment im Leben Rudolf's. Durch die demuthvolle Ergebenheit, welche sich dadurch aussprach, versöhnte und heilte er mehr und besser als durch alle Thaten seines Lebens zusammengenommen.

2.
Reichstag zu Nürnberg.

Durch die Anwesenheit vieler deutschen geistlichen Herren auf dem Concil zu Lyon konnte der König erst im November 1274 seinen schon vor einigen Monaten nach Frankfurt angesagten ersten Reichstag zu Nürnberg im Verein mit den meisten der Fürsten und Stände abhalten. Sie kamen in seltener Vollzähligkeit. War es doch seit mehr als dreißig Jahren wieder die erste Versammlung der Stände deutscher Nation um einen deutschen Oberherrn, der ohne Zwiespalt gewählt, ohne Gegenkönig, in größter Einigkeit mit der Kirche den Vorsitz führte und mit ihnen über das Wohl des neu erstandenen, wieder beruhigten Vaterlandes sich berieth. König Ottokar von Böhmen und Herzog Heinrich von Bayern erschienen nicht; ersterer, weil er wegen der Wahl als Widerpart sich gezeigt; letzterer, weil er zu Ottokar sich neigte, und, wie es heißt aus Groll, weil von der Konradin'schen Schenkung der seinem Bruder, dem Herzog Ludwig gehörende Theil allein bestätigt worden war.

Der König saß zu Gerichte, hörte und schlichtete alle Klagen. Jedermann hatte Zutritt bei ihm. Es wird erzählt, daß, als die Wache einen armen Mann abwies, Rudolf gesagt haben soll: „Ward ich denn König, um verschlossen zu sein?" Und er konnte es nicht sein, er und die deutschen Könige jener Jahrhunderte konnten es weniger sein, als ihre Zeitgenossen auf andern Thronen, weniger, als ihre Nachfolger. Die Herrscher der andern Reiche kamen nach Erbfolgegesetzen auf den Thron ihrer Vorfahren, sie und ihre Eigenschaften waren von früher bekannt, sie hatten Freunde, Anhänger und Diener sich im Voraus erwerben können, durch deren Hülfe sie sahen, ordneten und sich Gehorsam verschafften. In Deutschland war es anders; das Wahlreich brachte einen ungeheuren Unterschied hervor. Ueberdieß war eine große Hausmacht den Königen anderer Reiche zu eigen; der Vater mehrte sie für den Sohn, der Oheim für den Neffen. In Deutschland gab es noch Reichsgut, den Königen zur Nutznießung bestimmt, welches aber durch die Begierde, den Thron zu besteigen, durch Verheißungen im Voraus, jedesmal verringert ward. Es war durch das ganze Reich zerstreut. Von einer Stadt, von einer Burg zur andern

zogen die Könige der Deutschen seit den frühesten Zeiten herum. Sie waren ohne bleibende Stätte; doch sie machten diese Züge als oberste Richter über Alle, patriarchalisch verehrt, Befestiger eines jeden Bandes, welches locker zu werden drohte, Aufrechterhalter der Ruhe und Sicherheit, allgemeine Schützer und Schirmer. Dabei muß wohl bedacht werden, daß nicht von Oben herab regiert ward, sondern von Unten hinauf; das heißt: es ward einzig getrachtet, das Bestehende zu erhalten und nur Abhülfe auf Bitten um Beistand, Abänderung auf Vorstellung und nach genommener Ueberzeugung, daß es gut sei abzuändern, beschäftigte die obersten Richter, die Könige. Solche Vorstellungen wagte aber Niemand, es sei denn, wenn sie mit dem Herkommen und mit dem gegebenen, stets heiligen Worte in Einklang waren. Da war Regieren nicht gleichbedeutend mit Gesetzmacherei.

So wie die Sicherheit der Straßen die erste Sorgfalt des Königs sein mußte, so war es seine Pflicht, für die Erleichterung des Verkehrs zu sorgen und der Willkür der Wegelagerer ein Ziel zu setzen. Denn in der traurigen Zeit von Rudolf's Wahl hatten Landherren, die sich scheuten und schämten zu rauben, auf eine anscheinend ordnungsmäßige Weise getrachtet, einen Theil der Güter der Handelszüge an sich zu bringen, indem sie eine Unzahl neuer Zölle nach Gutdünken errichteten, und wo dieß nicht geschah, da wurden die Sätze der alten erhöht. Erstere ganz abzuschaffen nahm sich der König vor, den Besitzern der letztern schrieb er: „Zu unsern Ohren dringt der Schrei der Armuth; ihr belastet die Reisenden unerträglich; laßt ab vom unrechten Gut und nehmt nur das, was euch gebührt; wisset, daß Wir Alles aufbieten werden, um Frieden zu stiften und das Recht in Kraft zu erhalten.“ Wegen der häufigen Frevel gegen die öffentliche Sicherheit ließ er ausrufen, daß Friede auf den Straßen sei und Niemand es wagen solle, sich daran zu lagern und Reisende niederzuwerfen und zu plündern.

Auch die Fürsten mußten erfahren, daß sie nunmehr einen Herrn hätten, einen von der strengsten Gerechtigkeit beseelten. Seit dem Bannspruch über Kaiser Friedrich II., durch die Zeiten der Parteiwirren und der schwachen und abwesenden Könige, dann bei unbesetztem Throne konnte das oberste Gericht des Reichs nicht mit dem gebührenden Ansehen, folglich auch nicht mit dem nöthigen Erfolg verwaltet werden. Da die kaiserliche Würde zu sinken begann, so war es unmöglich gewesen, die des kaiserlichen ersten Richters in Glanz und Macht zu erhalten. Jetzt aber bei Herstellung der Ordnung ward die des richterlichen An-

sehens eine der ersten Pflichten Rudolf's. Er sah die Nothwendigkeit ein, die alte Würde des Pfalzgrafen bei Rhein, des Richters über die Richter und über die Fürsten, in vollster Kraft wieder aufleben zu machen. Am glänzendsten geschah es, indem er ihr bei Klagen gewissermaßen sich selbst unterwarf. Ein solcher Beweis von Gerechtigkeitsliebe des Königs mußte die Fürsten um so mehr erfreuen, als damals Herzog Ludwig von Bayern Pfalzgraf bei Rhein war, ein durch strenge Rechtlichkeit berühmter Herr. Diese Eigenschaften waren um so unerläßlicher, als die pfalzgräfliche Macht so groß war, daß Unparteilichkeit zu den Pflichten gehörte, die am schwersten zu erfüllen waren. Kläger und Richter konnten aber nicht in der Person des Königs vereinigt sein. Deßhalb ließ Rudolf am 19. November auf einem feierlichen Hof feststellen, daß der Pfalzgraf zu entscheiden habe in allen Rechtsfragen, die der König gegen einen Fürsten stellt. Und wie dann die erste Frage darin bestand, an sich gezogenes Reichsgut zurückzustellen, so ward auch bestimmt, daß der König alle Reichsgüter, welche Kaiser Friedrich II. vor dem Kirchenbanne besessen, und überhaupt alles zu dem Reiche Gehörende in Besitz nehmen solle. Viele Lehen waren durch die letzten Zeiten dem Reiche heimgefallen, aber von den Nachbarn derselben oder von unbefugten Verwandten in Besitz genommen worden; sie mußten zurückgestellt werden. Aber auch die rechtmäßigen Nutznießer mußten um Erneuerung der Belehnungen nachsuchen. Deßwegen ward geordnet, daß jeder Vasall, der binnen Jahr und Tag seine Lehen nicht erneuere, derselben verlustig werde, wenn er der an ihn erlassenen Vorladung nicht folge; daß also der Pfalzgraf den in diesem Falle befindlichen König von Böhmen vorladen solle.

Die Fürsten und Grafen, die Freien und Städte ließ Rudolf vor dem Aufbruche des Reichstages schwören, den Landfrieden gewissenhaft zu beobachten, denn von ihnen mußte die Ordnung ausgehen. Auch wurden alle kaiserlichen Satzungen und geschriebenen Rechte vorgelesen; denn wohl war zu vermuthen, sie seien dem Gedächtniß Vieler entfallen und Keiner sollte sich mit Unkenntniß derselben entschuldigen. Jedenfalls mußte gezeigt werden, der neue Herr sei Willens, diese Satzungen und Rechte kräftig zu handhaben. Durch die ganze Regierungszeit Rudolf's ließ er nie in dem Bestreben nach, Frieden zu verkünden, zu stiften, zu erhalten. Ein Bestreben, welches durch die nächsten zwei Jahrhunderte bei keinem König der Deutschen so glänzend hervortritt, und welches auch keiner seiner Vorgänger in diesem Maße bekundete. Durch Frieden im Lande,

durch Beschirmung des Lebens, des Eigenthums, des Handels und seiner Waarenzüge, der Reisenden und der einzeln oder in kleinen Communen Wohnenden, durch Einführung eines Zustandes der Ruhe und Ordnung, ohne welchen nichts von Gedeihen ist, war es ihm möglich, die kaiserliche Macht heilsam zu stärken. Und als er diese Verordnungen und Gesetze durch den strengsten Ernst, den er gegen die Uebertreter zeigte, in hohem Ansehen erließ, da erfüllte er Deutschland mit der freudigen Hoffnung, Treue, Glauben und Recht würden neu aufblühen, durch das schönste Beispiel des Herrschers belebt.

Wie hätte nicht sein Volk sich geistig um ihn sammeln und sich beeifern sollen, seine Erwartungen zu erfüllen, nennen ihn doch seine Zeitgenossen „den Spiegel und die Krone jeder Mannestugend" und „fester denn Diamant an männlichem Preis."

3.

Rudolf's Sieg auf dem Marchfelde.

Schon lange Zeit war der römische König in Oesterreich beschäftigt gewesen, seine Streitkräfte zu mehren; kein ansehnliches Heer hatte er um sich; aus dem Innern der neuen Lande kam zwar Hülfe, aber langsam; aus dem Reiche und seinen Stammländern vereinzelt, und trotz alles Antreibens wenig und spät.

Des Königs wichtigster Bundesgenosse, der ihm am kräftigsten beistehen konnte und es auch wollte, war der König Ladislaus von Hungarn. Anfangs August bezog Rudolf mit dem Heere ein befestigtes Lager im Marchfelde. Er harrte mit Ungeduld der verheißenen Verstärkungen. Jeden Tag ward seine Lage bedenklicher, denn er mußte glauben, Ottokar würde in Eilmärschen gegen ihn anrücken. Und was dann? Diese Besorgnisse verdüsterten des Königs Sinn. Nur Hungarns Hülfe konnten diese Mißgeschicke abwenden. Da sandte er zum dritten Male an König Ladislaus von Hungarn, ihn zu beschwören, so eilend als möglich, wenn auch nur mit dem leichten, jedoch stets mit dem größern Theil seines Heeres zu erscheinen.

Kriegsvolk aus Oberösterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Salzburg und auch einiges mit dem Grafen Albrecht aus den Stammlanden und vom Rhein, fanden sich ein. Von Schwaben und aus Franken waren streitbare Mannen gekommen. Doch unter allen Namen glänzt keiner der großen Reichsfürsten. Es stand ihm auch in der That keiner bei, als der Pfalzgraf Ludwig, Herzog Albrecht von Sachsen und Land-

graf Heinrich, Herr von Hessen. Die andern waren theils feindlich gesinnt, theils in die Unmöglichkeit versetzt zu erscheinen, oder auch nur Hülfsmannschaft zu senden. Bischof Heinrich von Basel, Rudolf's alter Freund, traf noch zu rechter Zeit ein mit hundert wohlgerüsteten Helmen und einer guten Schaar geübter Bogenschützen.

Da kam die Nachricht, Hugo von Tauffers hätte das hungarische Heer schon bei Preßburg getroffen, dort ging es über die Donau, dann gleich über die March in das Lager des Königs.

Dieß gab Trost; Rudolf's Herz wurde wieder fröhlich, Dank dem Worthalten des jungen Königs und der Reichsverweser Hungarns.

Und sie erschienen drei Tage nach Ankunft der Baseler im Lager bei Marcheck an der Spitze eines Heeres von zwanzigtausend Mann auserlesenen Fußvolks und einer zahlreichen Reiterei, jenes schon damals als sehr tapfer berühmt, dieses theils Hungarn, theils Kumanen, auf kleinen Pferden, schwer anzugreifen, rasch gesammelt, eben so schnell nach allen Seiten auseinanderstäubend. Freitag, der liebste Schlachtentag Rudolf's (den 26. August) früh vor sechs Uhr zog das vereinigte Heer über die Hügel und erblickte den Feind jenseits des Weidenbachs auf der Ebene. Zwischen den Heeren war das Land theilweise mit Rohr bewachsen und hatte den Anschein eines Sumpfes.

König Ottokar hatte sein Heer in sechs Haufen und eine Nachhut getheilt. Der erste bestand aus dem größten Theil der Böhmen; die Mähren und Böhmen von Pilsen bildeten den zweiten, Meißner und Thüringer den dritten, Schlesier, Polen, Reußen den vierten und fünften, Ottokar selbst führte den sechsten Haufen, der über neunthalbhundert sächsische und bayerische Helme stark war. Dann bildeten Böhmen die Nachhut. Ihnen soll Ottokar seine Person nicht mehr anvertraut haben.

Des Abends vorher und noch am frühen Morgen hatte Ottokar Gold und Gut mit größter Freigebigkeit gespendet, vermeinend, dadurch Viele sich anhänglicher zu machen, was bei Manchen auch der Fall war. Es trat vor ihn ein thüringischer Ritter und Herbord von Füllenstein; sie verhießen, wenn ihnen Gott das Leben schenke, wollten sie den römischen König zur Erde bringen. „Dafür soll euer Geschlecht sich ausbreiten," entgegnete Ottokar. Barfüßer und Prediger eilten in den Reihen auf und ab, von der Gerechtigkeit der Sache Ottokar's redend. König Ottokar selbst ließ die Kriegsfürsten und Häupter zusammentreten, stellte sich mit silberner Rüstung in ihre Mitte, eine Krone von Edelsteinen auf dem Helme, und sprach ihnen feurig zu mit begeisternden Worten.

Des römischen Königs Macht war in vier Haufen und in eine Nachhut getheilt. Dieß geschah nach dem Rathe Hugo's von Tauffers, der in den Kriegen der Lombarden erfahren war. Die ersten beiden Haufen bestanden aus Hungarn. In dem dritten, den Rudolf selbst führte, waren die Steirer, Kärnthner, Krainer, Salzburger, Schwaben, die Mannen der Stammgüter und die vom Elsaß. Die hundert von Zürich sollen voran gewesen sein, denn der König soll gesagt haben: „Sehet auf diese, noch nie sah ich einen Züricher einen Fuß hinter sich setzen." Ihm zur Seite war sein Sohn Albrecht mit einer Rennfahne, worauf zum Zeichen eines Gelübdes ein rothes Kreuz auf weißem Grunde glänzte. An der Spitze der Oesterreicher, welche die vierte Abtheilung bildeten, flatterte ihr Banner, geführt von dem mehr als hundertjährigen Landrichter Otto von Haslau.

Die Nachhut, eine erlesene Schaar von dreihundert Rittern, stellte der König auf eine Anhöhe. Er hatte sie zuerst dem Grafen Heinrich von Pfannenberg übergeben wollen; dieser lehnte es ab, „dem König ob der Zumuthung verzeihend." Darauf ersuchte er den langen Ulrich von Kapellen und Konrad von Sumerau. Sie übernahmen den Auftrag, jedoch ungern, als vielleicht ihrer Ehre nachtheilig und erklärten ihn den Andern von Adel, um üble Nachreden zu vermeiden.

Auf des Königs Geheiß rückten die beiden Flügel vor; das Ganze war mit nie gesehener Kunst geordnet. Er selbst war in gemeiner Tracht, unscheinbarem Panzer und Helm. Er war vor jedem ausgezeichneten Anzug gewarnt worden wegen der vielen gegen ihn Ausgesendeten. In Begleitung des nach seinem Orden als Minorit gekleideten, gewaffneten Bischofs, Heinrich von Basel, durchritt Rudolf nochmals die Reihen, sprach mit Vielen, ermahnte Alle, und zeigte ihnen den Feind. „Den Eidbrüchigen sollten und könnten sie schlagen, denn Gott beschütze mit Wohlgefallen ihre gerechte Sache. In seinen Willen möchten sie sich ergeben." Diese Worte voll Demuth und Kraft mußten die Seinen befeuern. Bischof Heinrich hielt das feierliche Hochamt. Das ganze Heer bereitete sich zum Tode. Christus war die Losung; „hie Rome und romisch Reich alle Tag" das Feldgeschrei. Die Ritter und Edlen waren in ihrem besten Schmuck, mit goldenen Ketten und Zierrath angethan, mit sammetnem Aufschlag und Vorstoß und mit sammetnem Wallrappen in Gold und Farben gestickt.

Die Kumanen waren unterdeß beordert worden, den Feind aufzureizen; sie kamen an das Rohr, und als sie versuchten, durchzureiten, fand

es sich, daß der Grund trocken war; sie meldeten es und dieß entschied den Schlachtplatz. Nun war der entscheidende Augenblick gekommen. Die Ehre und der Bestand von Habsburg, die Ruhe und Wohlfahrt des Reiches, die Gestalt von Europa hingen von dem Ausgange des Tages ab.

Jetzt gab der König dem Burggrafen Friedrich die Sturmfahne in die Hand, und als die Schlachthaufen langsam vorrückten, begann Herr Heinrich, Bischof von Basel, den Schlachtgesang:

Sanct Marey, Mutter und Maid,
All' uns're Not sey dir gechlaidt;

und Herr Rudolf ze Rhyne aus Basel erhob seine Stimme so übermächtig, daß beide Heere sie hörten. Die Mannen des Königs stimmten ein, feierlich langsam. Von dem feindlichen Heere erscholl Gospodino Pomoloido (Herr erbarme Dich!). Da traf es sich, daß Heinrich Schorlin aus Basel, ein Dienstmann des dortigen Bischofs, seinen gewaltigen unbändigen Streithengst nicht mehr bezwingen konnte; er ging durch, gerade in die Reihen der Feinde. Der Bischof rief seinen Leuten zu, ihn herauszuhauen; alle schrieen ihm nach: „Reit zu! Reit zu!" Sie glaubten, das Zeichen zum Angriff sei gegeben, und in gewaltigem Sprengen ging es vorwärts. Nun ließ Rudolf die Posaunen und Heerpauken ertönen. Alles stürmte auf den Feind, der aber hielt festen Stand und der dritte Haufen, von dem römischen König selbst geführt, prallte ab und wich zurück. Graf Heinrich von Pfannenberg war unter den ersten Verwundeten und ward aus der Schlacht getragen. Tapfer stritten die Steirer fort, nunmehr den Burggrafen von Nürnberg an ihrer Spitze; nicht minder die Grafen von Tirol, von Heunburg und von Ortenburg und die Mannen des Erzbischofs von Salzburg. Besonders zeichnete sich der rüstige Bischof von Basel aus, dießmal Krieger allein; auch die Schwaben bewährten ihre alte Tapferkeit, und die Hungarn fochten mit glänzendem Muth in seltener Eintracht mit den Deutschen. Zu jung, um mitzustreiten, blickte ihr König von einer Anhöhe auf den Kampf.

Mehrere Stunden hatte die Schlacht gewährt. Die Kämpfenden hatten sich ausgebreitet an die Hügel und an die March bis zum Weidenbach. Die Hitze des Tages nahm zu, und dem alten Haslauer wankte das Banner Oesterreichs in der ermatteten Hand. Rasch ergriff es Heinrich von Lichtenstein, stürmte auf den Feind los, Alle ihm nach.

Trotz des einfachen Kriegskleides ward der römische König an seiner Gestalt und an seiner Haltung erkannt. Ritter Herbord rannte auf ihn mit eingelegter Lanze, doch der König, in jeglicher Art des Kampfes sehr

geübt, traf ihn mit der seinen so kräftig, daß er bewußtlos zu Boden stürzte.

Der Ritter aus Thüringen versuchte, dem böhmischen König sein Wort zu lösen, und kam mit vier andern heran. Einige seiner Begleiter wurden von Rudolf's Leibschaar zu Boden gerannt, er selbst, vereint mit dem von Wolken, stach des Königs Roß nieder, daß es in den Bach stürzte. Rudolf fiel und deckte sich mit dem Schilde vor den Hufen des Pferdes. Da stellte sich Heinrich Walther von Ramschwag, ein Schweizer, vor seinen Herrn, wendete den auf ihn gesetzten Pfahl ab, hob ihn auf, und hielt den Feind zurück, bis Hülfe käme; nicht vergebens; denn Ulrich von Kapellen hatte von dem Hügel Alles gesehen, und brach mit seinen Dreihundert mit Blitzesschnelle herab auf das Schlachtfeld zu dem König. Im Getümmel entkam der Thüringer. Als aber der Kapellen dem König sein Pferd anbot, erwiderte er heldenmüthig: „Sorget nicht um den Einen, dorthin eilet, dort thut es Noth.“ Schnell eilten sie alle wieder in die Schlacht, und während die beiden Flügel in die Flanken des Feindes fielen, rannte der Kapellen mit seinem Haufen gerade auf die Leibschaar König Ottokar's los. Wie er an sie prallte, wankte sie von Entsetzen ergriffen. Da schrie plötzlich der Markgraf von Hachberg überlaut: „Sie fliehen!“ Die Seinen schrieen es ihm gräßlich nach, und die Reihen der Feinde wurden gesprengt; jetzt aber war der Augenblick gekommen, in welchem die Nachhut ihre Pflicht zu thun hatte. Wohl ließ der König von Böhmen, der die ganze Schlacht als Held gefochten, das Zeichen dazu geben; sie erschien nicht. Er sendet Eilboten an den Befehlshaber Milota mit dem Befehl, alsogleich in die Feinde zu brechen. Keine Antwort hatten sie von dem Verräther erhalten, als Hohngelächter.

Da sah der König von Böhmen, daß der Tag verloren sei, und stürzte sich in das Getümmel der Schlacht, auf seinem reichgeschmückten Streitroß. Er kämpfte mit einem Riesenmuthe, Wunder der Tapferkeit vollbringend; aber keine Ordnung war mehr unter den noch Streitenden. Es fielen zwei Brüder, edle Hungarn, den König Ottokar hart an; sie waren aber nicht die Bestimmten; er erwehrte sich ihrer. Da kamen aber zwei andere mit einigen der Ihren, von der blutdürstigsten Rache getrieben; sie hatten seit Beginn der Schlacht dem König Ottokar zu nahen gesucht; nun umzingelten sie ihn und drängten ihn nebst vier neben ihm Kämpfenden aus dem Getümmel in's Freie. Zwei dieser wurden getödtet, zwei flohen. Die beiden Ritter stürzten auf den König von Böhmen, sie rissen ihn vom Pferde und fielen mit Schwertern, Keulen, und Dolchen

über ihn her. Von dem heißen Tage ermattet, versprach er ihnen Gold in Fülle. „Bringt mich lebend und gefangen zu euerm Herrn, es soll euch wohlergehen." Vergebens. Sie kannten Rudolf und dachten der Rache. „Gedenke Mehrenberg's, gedenke Eichhorn's," war die Antwort. Siebenzehn Wunden brachten sie ihm bei, wüthend, ohne aufzuathmen, die letzte mit einem breiten Dolch den Hals hinab. So fiel der Mächtige und Gekrönte, und die Beiden ergriff Entsetzen ob ihrer That, sie gedachten seiner Macht und seiner Kronen, und flohen eiligst von hinnen.

Einige vom Troß haben ihn dann ausgezogen und beraubt. Heinrich von Bertholdsdorf fand ihn entblößt, kaum kennbar durch Staub, Blut und Wunden, noch athmend; Thränen traten in die Augen des edlen Bertholdsdorf; er holte eilends Wasser und breitete die Pferdedecke seines Knechtes über ihn, der sein königlicher Herzog gewesen, kniete nieder und legte des Königs Haupt sich auf den Schooß.

Der römische König hatte die Kunde erhalten, Ottokar sei gefangen; er befahl, man solle ihn alsbald zu den Fahnen führen, daß er nicht gemordet werde. Doch bald folgte die Nachricht seines Todes. Der König sprengte hin, wo der erschlagene Gegner lag; er erschrack heftig und Rührung war auf dem Antlitz des Edlen zu lesen. „Sehet die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden," sprach er zu den ihn begleitenden Rittern.

4.

Adolf's von Nassau Entsetzung und Tod.

Adolf von Nassau verkannte die schwankende Natur des Bodens, auf dem er stand, ein Wahlkönig ohne nennenswerthe Hausmacht, ohne regelmäßige Einkünfte, völlig vom guten Willen der großen und selbst der kleinen Vasallen abhängig. Der Glanz der Krone blendete ihn. Zugegeben, daß die Forderungen des Habsburgers, des Königs Wenzel, mancher Reichsstädte und des Vetters Erzbischofs Gerhard von Mainz überspannt waren, einsehen mußte er doch, daß er sich nicht halten könne, wenn er diese mächtigen Reichsglieder zu Feinden habe, von den vielen, minder mächtigen nichts zu sagen, und daß es keine Wahl gebe, als wenigstens die einflußreichsten zu gewinnen oder — abzudanken. Adolf war ein trefflicher Degen, aber durchaus kein Mann der Klugheit und Gewandtheit in Staatsgeschäften, und was das Schlimmste, er umgab sich auch bloß mit tapfern Rittern, den Leuten von der Feder abgeneigt. Vor Mainz bezog Albrecht ein Lager Anfangs Juni 1298. In dieser Stadt versammelten

sich (da Frankfurt parteilos nicht öffnen wollte) um den geschäftigen Erzbischof Gerhard nach langen Worten der Herzog Rudolf von Sachsen, der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, vielleicht auch Markgraf Otto IV. mit dem Pfeil, der Herzog Casimir von Oppeln, als Abgesandter des böhmischen Königs und ein Bevollmächtigter des Kölner Erzbischofes, und diese maßten sich an, den römischen König Adolf, Grafen von Nassau, durch dreimaliges Berufen vom Chor im Dome vorzuladen, daß er sich wegen gräulicher Anklagen rechtfertige. Dem bestellten Gerichte saß der Erzbischof Gerhard vor, der Herzog von Sachsen und der von Oppeln traten als Kläger auf. Bezüchtigt wurde Adolf des Meineids, der Wortbrüchigkeit, der Verletzung seiner eigenen Handfesten, der Bestechlichkeit als Richter, der Nichtaufrechthaltung des Landfriedens, der Annahme des Soldes von einem Geringern (dem König von England); auch ward von ihm aufgerechnet, was manche seiner wilden Söldner an Kirchen und Klöstern gefrevelt, und überhaupt, daß er das Reich nicht gemehret, sondern gemindert habe. Eidliche Aussagen mußten das Alles erhärten, scheinbar wurde König Adolf dreimal zitirt vor das Kurfürstengericht, obwohl der Pfalzgraf fehlte, welchem angeblich das Citationsrecht zustand, und nachdem man so obenhin einige Förmlichkeiten beobachtet, wurde der Spruch der Entsetzung gefällt. Tags darauf bei Sonnenaufgang versammelten sich die genannten Kurfürsten und Botschafter und erklärten einhellig, daß Keiner im Reiche der nun erledigten königlichen Krone so würdig sei als Albrecht von Habsburg, Herzog von Oesterreich und Steier, wegen seiner Ehre und Kraft, seines Reichthums und männlichen Muthes, seines Geistes und seiner Tugend, deßhalb wäre er guter Schirmer und Vogt. — Bei dem Läuten aller Glocken und dem Zuströmen des Volkes traten sie in St. Martin's Dom auf den Hochaltar zu und schworen mit gen Himmel erhobener Hand: vor sechs Jahren sei von ihnen, weil sie keinen Würdigern gekannt, Graf Adolf von Nassau zum Thron berufen worden; Anfangs habe er sich weise benommen, bald aber allen guten Rath verachtet, und sich der Krone unwürdig gezeigt; deßhalb hätten sie den Entschluß gefaßt, ihn abzusetzen und dem heiligen Vater es kundgethan. Nunmehr vollzögen sie dieses und wählten hiemit den Herzog Albrecht zu ihrem König. Darauf traten sie vor das Thor und der hierzu beauftragte Erzbischof von Mainz rief laut zu dem Volke: „Ich berufe und benenne zu einem König des römischen Reiches den Herzog Albrecht von Oesterreich und Steier." Dem Erwählten überbrachte Seitens des Erbmarschalls Herzog Albrecht von Sachsen, der Erbmarschall von

Pappenheim die Reichsfahne in's Lager vor der Stadt. Zum Entsetzten aber ward ein Bote gesendet mit einem Schreiben, worin ihm, als sei er nun wieder bloß der Graf von Nassau, das Vergangene einfach angezeigt wurde. Bereits früher hatte er gegen das ganze Verfahren jener Fürsten als ungesetzliche Anmaßung Einsprache erhoben (und ohne Zweifel den Papst als obersten Schiedsrichter angerufen). Es schlug die Stunde der Entscheidung. Adolf mußte sein Recht mit dem Schwerte suchen. Bald kam es zum Zusammenstoß der Gegner. An der südöstlichen Abdachung des Donnersberges dehnt sich ein weiter Thalkessel mit einem langen Wiesengrund aus; daran das Zellerthal, endlich die Ebene bis zu dem Rhein.

In diesem von Bergen und Hügeln fast umschlossenen Thal trafen am 1. Juli die feindlichen Heere auf einander.

Nach kurzer Ruhe des Heeres theilte es König Adolf in drei Haufen. Es war nicht über 14,000 Mann stark. Die Reisigen und Schildknechte hatten eiserne Gugelhauben und leinene Koller mit Hanf oder Wollenlumpen gesteppt und darüber Panzerhemden aus eisernen Ringen, durch welche kein Pfeil dringen konnte. Die Ritter waren in Harnische, Beinschienen und Handschuhe, alles von Stahl, gekleidet, mit dergleichen Helmen, glänzend mit schönen Zierden geschmückt; sie saßen auf hohen Streitrossen, meist durch eiserne Ringdecken gesichert. Albrecht hatte dieselbe Eintheilung seines Heeres vorgenommen.

Die Geistlichen waren in jedem Heere eifrig beschäftigt, die Gemüther an den Ernst des Tages zu erinnern. Bald sollten viele der Krieger vor dem ewigen Richter stehen, unvorbereitet durfte es nicht sein. Auch von dem guten Rechte des bevorstehenden Kampfes wurde ihnen vorgesprochen. Jeder Feldherr ließ den Seinen beweisen, daß sie für die gute Sache kämpften. Bei König Adolf's Mannschaft führte dessen Bruder, der Erzbischof von Trier, das Wort, in Albrechts Heere der Bischof von Straßburg. Jeder rief Gott zum Zeugen an; jeder bewies den Meineid des Gegners; jeder begann den herkömmlichen Schlachtgesang: „Sant Marey Mutter und Maid;" jedes Heer erwiderte: „All unsre Not sei dir gechlaid."

Es brach der 2. Juli 1298 an. Mit dem ersten Sonnenstrahl tönten die Trompeten; es ging zu Roß in der besten, sorgsamsten Rüstung. Der Vortrab Adolf's zog sich gegen das Thal von Dreisen. Da kamen Kundschafter und berichteten, der Mainzer und Albrecht hätten sich überworfen, ersterer sei aus Dreisen auf dem Rückzug, sein Lager habe er anzünden lassen. Es war eine List, um Adolf in eine unvortheilhafte

Stellung zu locken. Adolf sah die brennenden Zelte und den Rückzug der Feinde gegen Kaiserslautern; er folgte dem Rathe der Seinen, und ließ sogleich dem abziehenden Feinde nachjagen. Das erste Treffen gehorchte dem Befehl, als es aber an den Fuß des Hasenbühels kam, wendete Albrecht sein Heer plötzlich um und erwartete die Bayern und Pfälzer auf der Anhöhe. Höchst vortheilhaft war diese Aufstellung gewählt, der Angriff bergauf sehr schwierig, der bergab leicht und erdrückend; überdieß schien die volle Sonne den Streitern Adolf's in das Gesicht. Als dieser das Heer Albrecht's in Kurzem so trefflich geschaart sah, sprach er zu den Seinen mit Kummer: „Wehe, unsere Freunde, oder vielmehr Feinde haben uns in die Nähe unserer Gegner ohne Erbarmen überliefert. Fliehen wir, sind wir Alle verloren, streiten wir, so ist der Ausgang höchst ungewiß. In der That, unsre Macht ist zu klein.“ Dann sagte er zu seinem Sohn Ruppert: „Weiche von mir, denn meine Feinde lassen mich nicht am Leben.“ Doch der Sohn rief aus: „Vater, wohin du gehst, folge ich dir im Leben und im Tode.“ — „Nun denn, mein Sohn, es ist besser sterben, als mit Schande leben.“

Da gaben die Trompeten das Zeichen zur Schlacht. Der Pfalzgraf mit den Seinen sprengten den Hasenbühel hinan, die Kärnthner und Steirer herab; der entsetzliche Stoß brach die Reihen der Pfälzer; Herzog Heinrich ihnen nach; er zersprengte sie ganz; doch zu weit durch die Hitze des Kampfes getrieben, ward er in der Ebene von Herzog Otto und seinen Bayern zurückgeworfen; sie verfolgten ihn, wurden aber von den ihm zu Hülfe eilenden Oesterreichern, in langer Ungewißheit, wem der Sieg zukomme, kämpfend aufgehalten. Als Albrecht sah, daß der König nicht länger ruhig mit seiner Schaar aushalten konnte, und daß derselbe, als die Bayern die Speere weggeworfen hatten und mit dem Schwerte fochten, trotz des Abmahnens der Seinen neuerdings das Zeichen zum Angriff gab und vorausssprengte, da rief er aus: „Der Sieg ist unser!“ und befahl mit den Speeren und deßhalb früher schon geschliffenen Schwertern allein in die Rosse zu stoßen. Adolf spornte sein Streitroß in die Schlacht, er stieß auf einen Reiter, oder durch einen andern Zufall, stürzte mit dem Rosse zu Boden und verlor die Besinnung; man mußte ihn gegen den Wind legen. Indessen kam seine dritte Schaar auch in den Streit; dem König Adolf ward ein anderes Roß zugeführt, und obgleich betäubt und gequetscht, rannte er doch neuerdings in die Feinde.

Die Schlacht, die äußerst bewegt und heftig war, hatte sich indeß zum Vortheil Albrecht's gewendet, vorzüglich, weil durch die neue Art

des Kampfes, die Pferde zu erstechen, so viele wehrlos geworden waren; die Hitze bei wolkenleerem Himmel war übermäßig und fast unerträglich. Die Anführer selbst befanden sich im größten Getümmel; zu Fuß stritten die meisten; Herzog Otto erhielt mehrere Wunden; alle auf beiden Seiten fochten mit dem größten Heldenmuthe. Albrecht, gleich seinem Vater in der Marchfeldschlacht, focht in einer fremden, unscheinbaren Rüstung; mehrere Ritter seines Gefolges hatten den gelben königlichen Wappenrock mit Adlern angethan, Adolf jedoch stritt unbekümmert und mehr seinem Muth als der Klugheit folgend, im königlichen Schmuck. Zwei solcher Ritter, die als Könige angekleidet waren, soll er niedergerannt und getödtet haben; überall, wo es Noth that, ward er gesehen; so war er der ersten Schaar zu Hülfe eilend, vorgesprengt, noch schwach von dem Sturze, den Helm deßhalb nicht auf dem Haupte, sondern an der Kette am Sattel hängend. Da brach plötzlich ein Hinterhalt hervor und von dem Kriegsberg herab. Adolf ward umzingelt, enger und immer enger; plötzlich stürzte er todt zur Erde. Nach Einigen fiel er durch den Raugrafen, wie Albrecht später bezeugte; nach Andern „von andern Leuten." Die Schlacht dauerte noch eine Weile fort. Albrecht befahl nach dem Tode Adolf's keinen Feind mehr zu tödten, sondern bloß Gefangene zu machen. Es geschah auch durch fortwährendes Niederstechen der Rosse. Gegen dreitausend Rosse bedeckten das Schlachtfeld, so sehr war Albrechts Befehl befolgt worden. Auch die Rosse der Herzoge von Bayern waren erstochen worden, so daß sie geraume Zeit hatten zu Fuß gegen die Kärnthner und Hungarn kämpfen müssen; dann nach dem Fall Adolf's noch eine Weile tapfer streitend, entfernten sich beide mit ihren Mannen aus der Schlacht nach Heidelberg, theils weil jedes weitere Kämpfen ganz fruchtlos und ohne Zweck war, theils weil sie den Zorn Albrechts nicht unnöthig reizen wollten. Dieser hatte in der sechsstündigen Schlacht einen geringen Verlust zu betrauern.

Mit Recht sagte Erzbischof Gerhard, als er die Leiche Adolf's betrachtete: „Das tapferste Herz ist zu Grunde gegangen." Albrecht hörte diesen Ausruf und sprach zu ihm: „Ihr sollt mir nicht von der Seite weichen, bis Alles vollbracht ist." Er besorgte einen neuen Abfall des Mainzers.

Gerhard hatte die Wahrheit gesagt. Adolf war der berühmteste Ritter seiner Zeit. Aber dieselben Eigenschaften, welche bei manchen Gelegenheiten den Glanz seiner Erscheinung vermehrten, wurden die Hauptursachen seines Unterganges; nämlich Geringschätzung des Rathes der

Erfahrnen und Wohlmeinenden, in der Meinung, dem kecken Muthe müsse das Glück unterthan werden und bleiben. Es war viel Klage um ihn. Nur Gerhard, sein Verderber, entblödete sich nicht, ein jährliches Gedächtniß auf den Tag festzusetzen; er wollte den Tod seines edlen Vetters als ein freudiges Ereigniß feiern.

Die Nacht blieb Albrecht auf der Wahlstatt, ein Zeichen des Sieges. Seine Mannschaft verbrachte sie damit, die Beute zu sammeln.

Die Getreuen Adolf's wollten ihren unglücklichen Herrn im Tode ehren, und baten um Erlaubniß, den Leichnam nach Speier in die Gruft der Könige und Kaiser abführen zu dürfen. Albrecht aber verweigerte ihnen dieselbe, weil Adolf abgesetzt verblichen sei. Da brachten sie ihn in die nahe gelegene Frauen-Abtei Rosenthal. Bei der Beerdigung befand sich Albrecht, der Mainzer Erzbischof, und viele andere Herren; sie ward in der Klosterkirche vollzogen.

5.
Stiftung der Eidgenossenschaft.

Albrecht, erstgeborner Sohn Rudolf's von Habsburg, vereinigte mit Tapferkeit strenge Ordnungsliebe und mehr als Eine Privattugend; aber er war hart, unfreundlich, habsüchtig und ohne Rückhalt auf Vergrößerung seiner Macht bedacht. Jenes allgemeine Vertrauen und jene Anhänglichkeit, welche die Thronbesteigung seines Vaters bewirkt und frühere Regierungsjahre begleitet hatten, waren in Mißtrauen und Abneigung übergegangen.

Albrecht betrieb sein Vergrößerungssystem mit Emsigkeit. Außer den von seinem verstorbenen Bruder Rudolf verwalteten Grafschaften Kyburg, Habsburg, Lenzburg, eignete er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit seinem Hause Reichs- und Kastvogteien zu, und erzwang, um seine Herrschaft immer mehr zu vergrößern und sein Gebiet abzurunden, jede mögliche Abtretung. So erwarben seine Söhne Ursern, den Zoll am Gotthard, die Grafschaft Lax in Rhätien, die Vogtei über Glarus. Der Abt von Einsiedeln erkannte Oesterreichs Kastvogtei über das Kloster und die Waldstatt Einsiedeln an. Viele Freiherren verkauften ihm ihre Besitzungen. Wer sich weigerte, zog sich die Ungnade des keinen Widerspruch ertragenden Kaisers zu.

Die Schwyzer, mit welchen schon seit 30 Jahren die Einwohner von Arth und Steinen vereinigt waren, verbanden sich mit dem auch von

Albrecht bedrängten Grafen von Homberg-Rappersweil. Die in Worte des Wohlwollens eingekleidete Aufforderung, sich dem Schirme Oesterreichs zu unterwerfen, lehnten die drei Waldstätte ab. Sie baten, nicht vom Reiche getrennt, d. i. einem besondern Fürsten unterworfen zu werden. Als ihnen die Bestätigung ihrer Freiheiten verweigert wurde, verlangten sie nach Reichsvögten, um nicht Landvögte eines Reichsfürsten sich aufgebürdet zu sehen. Albrecht entsprach; aber er gab ihnen, um sie zu trennen, statt Eines Vogtes zwei, Männer von hartem Sinne, Hermann Geßler von Brauneck und Beringer von Landenberg, welche in jeder Ausdehnung der ohnehin schon strengen Aufträge des Herrschers ihre Ehre, in geringschätziger und gebieterischer Behandlung der Untergebenen die Befriedigung ihres Stolzes fanden. Ohne Erfolg beklagten sich die zahlreichen, freien, an übermüthige Behandlung nicht gewöhnten Männer dieser Länder. Sie wurden nicht angehört. Aufgelegte Zölle und andere Bedrückungen waren der Erfolg ihrer Vorstellungen. Die unbiegsamen Bauern müsse man durch Strenge zum Gehorsam bringen, hieß es im Kreise der Machthaber. Frevelhafte Mißhandlungen blieben ungestraft. Einzelne Gekränkte griffen zu dem gefährlichen Mittel der Selbsthülfe. Höhnender Spott, der aus dem Munde eines Vorgesetzten jedes Standes und jedes Berufes auf Untergebene nur nachtheilige Wirkungen hervorbringt, erhöhte die Erbitterung. Die Schlösser Sarnen, wo Landenberg seinen Sitz aufschlug, und Rotzberg, wo der übermüthige Wolfenschieß als Amtmann bestellt war, sollten Unterwalden, eine neue Burg, welche Geßler zu Altdorf aufführte und Zwing-Uri nannte, die Urner im Zaume halten. Dumpfe Gährung verbreitete sich über die drei Länder.

In der That schien Alles darauf angelegt, jedes Selbstgefühl zu erdrücken oder die Mißvergnügten zu raschen Schritten zu reizen, um sie desto leichter erkennen und als Verbrecher züchtigen zu können. Diejenigen, welche den Vögten gefährlich schienen, wurden, den ältern Freiheiten des Volkes zuwider, außer Landes in österreichische oder andere Schlösser und Vesten gefangen gelegt; zu Altdorf ließ Geßler einen Hut auf einer Stange aufstecken und gebot, daß jeder Vorübergehende vor demselben sein Haupt entblößen und sich beugen sollte. Werner Stauffachern, einem wappengenössigen Freien zu Steinen im Lande Schwyz, machte jener es zum Vorwurfe, daß er, ein Bauer, ohne höhere Erlaubniß ein neues Haus gebaut habe. Dieser Mann, der des Glückes genoß, eine verständige, häusliche, von hohem vaterländischem Sinne und zärtlicher Theilnahme an den Gedanken und Schicksalen ihres Mannes erfüllte Gattin zu besitzen,

theilte nach ihrem Rathe sich andern gleichgesinnten Männern mit, deren Brust der Schmerz über die steigenden Bedrückungen ihres Volkes oder eigene erlittene Kränkungen nicht weniger als die seinige beklemmte. Walther Fürst aus Uri und den hart beleidigten Unterwaldner Arnold an der Halden aus dem Melchthale wählte er zu seinen ersten Vertrauten. Eidlich verbanden sie sich, die Mißhandlungen und Erniedrigungen ihres Volkes nicht länger zu dulden, die alte Freiheit wieder herzustellen, ihre Rechte und einheimischen Gerichte zu behaupten, zu diesem Zwecke andere, ihres Vertrauens würdige Männer an sich zu ziehen, die tyrannischen Vögte zu verjagen, doch ohne dem Kaiser und dem Reiche untreu zu werden, und jedem, der sie nicht in ihren Rechten kränke, zu leisten, wozu sie ihm verpflichtet seien. In nächtlicher Stille versammelten sie sich, zuerst nur von Wenigen begleitet, auf dem Rütli, einem Wiesenabhange unter Seelisberg am Urnersee, um über die Rettung des Vaterlandes sich zu berathen. An dem Mittwoche vor Martinstag wurde der entscheidende Entschluß genommen. Die Urner und Schwyzer wünschten, ohne Verschub den Plan auszuführen; aber die Unterwaldner, welche sich nicht getrauten, die festen Schlösser schnell zu erobern, riethen zum Aufschube; man gab ihnen nach. Bald nachher erfolgten die Gewaltthaten Geßler's gegen Wilhelm Tell von Bürglen, der, ohne an den Befehl sich zu kehren, bei dem aufgesteckten Hute mit bedecktem Haupte vorübergegangen war. Auch Tell sollte zur Strafe aus dem Lande geführt und in die eigene Burg des Vogtes nach Küßnacht gebracht werden. Ein gewaltiger Sturm, welcher die Schiffenden auf dem See überfiel, bewog den Vogt, den Gefesselten, einen geschickten Steuermann, losbinden zu lassen. Dieser arbeitete das Fahrzeug bei der nach ihm benannten Tellenplatte an's Ufer, entsprang, indem er das Schiff in die Wogen zurückstieß, eilte seinem Verfolger vor und schoß ihn an der hohlen Gasse bei Küßnacht vom Pferde.

Endlich erschien der langersehnte Neujahrstag 1308. Schon war das Schloß Rotzberg in Nidwalden zur Mitternachtzeit durch die Verschworenen eingenommen worden; ein Mädchen hatte einen derselben an einem Seile in's Schloß hinaufgezogen. Dieser half noch zwanzig Andern auf dieselbe Weise in die Burg, und sie überwältigten gleich die überraschte Besatzung. Am hellen Morgen gingen zwanzig Obwaldner mit Neujahrsgeschenken auf das Schloß zu Sarnen. Landenberg, der eben zur Kirche ging, ließ sie unbesorgt durch das Thor gehen, weil er sie unbewaffnet sah. Sie steckten Spießeisen, welche sie im Busen verborgen

trugen, auf ihre Stöcke, gaben dreißig andern, welche wohl bewaffnet in den nahen Erlen harrten, mit einem Horne das verabredete Zeichen. Diese eilten hinzu, und beinahe ohne Widerstand war die drohende Veste erobert. Die Besatzungen wurden gegen Urfehde (eidliche Versicherung, das Geschehene nicht zu rächen und die Verweisung nicht zu übertreten) entlassen. Das frohlockende Volk zerstörte die eingenommenen Schlösser. Das Nämliche thaten die Urner an der noch unvollendeten Veste, und die Schwyzer an dem bereits nur noch als Gefängniß gebrauchten Schlosse zu Lowerz. In Uri und Unterwalden befanden sich jetzt Freiherren, Meyer, Edelknechte, die übrigen Freien und das ganze Volk, ebenso in Schwyz Freie und Pflichtige zu gemeinschaftlicher Beschützung der geretteten Freiheit. Die Edeln schlossen sich gerne an die Dienstpflichtigen und Leibeigenen an, weil sie lieber mit diesen die Freiheit theilen, als in Erwartung einiger Auszeichnung mit ihnen Knechte werden wollten, und am nächsten Sonntage verpflichteten die drei Länder sich gegenseitig durch Boten (Abgeordnete) auf zehn Jahre zu dem Eide, welchen die drei ersten Eidgenossen gleich Anfangs einander geschworen hatten. Aber in ihrer Seele lag eben so wenig, als in derjenigen der meisten Stifter großer Veränderungen, der vollendete Gedanke oder auch nur ein Plan der nachherigen folgenreichen Entwicklung.

6.

König Albrecht's Ermordung.

Herzog Johann war mit dem Begriff aufgewachsen, König Albrecht wolle ihn um das Erbtheil zu Gunsten seiner Söhne bringen; in Prag unter den Verwandten seiner Mutter erzogen, alle dem König Albrecht feindlich gesinnt, hatte er täglich diese Ansicht aussprechen hören; oftmals soll er seinen Oheim um dieses Erbtheil, oder um billige schiedsrichterliche Ausgleichung angegangen haben; stets vergebens; Ausflüchte und Aufschiebungen wurden ihm statt seines guten Rechtes. Er war nun herangewachsen, achtzehn Jahre alt; er führte ein unthätiges Leben, die Quelle aller bösen Gedanken und Thaten; er war betrübt, auf solche Art leben zu müssen. Viele Fürsten seines Alters hatte er gesehen, die über Land und Leute gebietend, ihrem eigenen Willen nachlebten. Er hingegen stellte immerfort den unmündigen Vetter, die vornehmste Puppenfigur am Hofe seines Oheims vor. Dieß Alles mußte den Jüngling aufregen, hätte auch andere zu unüberlegten Schritten verleitet, doch zu einem Verbrechen nur ihn, einen ganz verdorbenen, charakterlosen Menschen.

Daß König Albrecht wirklich die Absicht gehabt habe, den jungen Herzog mit einem zu erobernden Fürstenthum zu belehnen, ist höchst wahrscheinlich. Schmerzlich kam es ihm an, das so schön und reich vermehrte urangestammte Habsburger Erbe in Oberschwaben, Elsaß und Burgund durch eine Theilung zu schwächen. Es schien auch gefährlich. Gleichwie die zweite Linie des Hauses bei jedem Anlaß der ersten hochstehenden entgegenhandelte, so war ein Aehnliches von dem ihm abgeneigten, bei seinen Widersachern erzogenen Neffen zu erwarten. Jedoch hätten diese Rücksichten der Berechnung, der Erfüllung seiner Pflichten weichen sollen, die ganz klar und unzweifelhaft in der Uebergabe derjenigen Güter und Summen bestand, welche die Schiedsrichter als das Erbe Herzog Johanns ermittelt haben würden.

Drei aus reichsfreiem Adel, der von Palm, der von Eschenbach, und der von der Wart drängten sich an den jungen Herzog, und ließen ihn mittelst ihrer unausgesetzten, dem Könige todtfeindlichen Rathschläge nicht zu dem geringen Maß von Besinnung kommen, die ein achtzehnjähriger, leidenschaftlicher Jüngling manchmal erlangen kann. Es ist nicht bekannt, ob diese drei Privathaß gegen Albrecht nährten und Grund dazu hatten. Sie kamen überein, ihn aus der Welt zu schaffen; ein Freitag war dazu ausersehen; es waren aber noch mehr Mitwisser; einer derselben bekam Gewissensbisse, beichtete und erhielt die Buße, alles dem Könige sogleich zu offenbaren. Am Ostertag (14. April) trat er vor denselben, warnte ihn vor Herzog Johann und bat, er möge ihm selbst vergeben, daß er im Rath, in welchem dieses Verbrechen verabredet worden, gesessen habe. Albrecht aber erwiderte, er wolle seinem Neffen wohl, werde dessen Sache baldigst beendigen, halte aber diese Nachricht für einen Plan, ihm Schrecken einzujagen. Darauf schieden sie von einander.

Eingeladen vom Könige, kamen die drei geistlichen Kurfürsten, Herzog Ludwig von Bayern, die Bischöfe von Straßburg, Speier und Konstanz nach Schloß Habsburg; sein Sohn Leopold war ebenfalls bei ihm.

Am ersten Mai ersuchte Herzog Johann den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Konstanz, mit dem Könige wegen seiner Angelegenheit zu reden. Sie thaten seiner Bitte gemäß, als er aus der Kirche kam. Nachdem er sie hatte ganz ausreden lassen, rief er den Herzog und sprach: „Vetter Johann, mein lieber Sohn, sei gewiß, daß ich in Kürze dir das gebe, was ich inne habe und dir von deinem Vater, meinem Bruder, mit Recht zukömmt.“ Darauf bat er den Erzbischof, er

möge ihm beistehen, den Herzog guten Muthes zu erhalten; sobald er von der Reise (dem böhmischen Feldzug) wieder käme, wolle er diese Sache nach Rath der Fürsten zu Ende bringen. Dann fügte er hinzu, gegen den Herzog sich wendend: „Nicht nur das sollst du erhalten, was dir von dem Erbe gebührt, sondern auch deinen Theil an allem, was ich kaufte, daß du mir immer größere Ehre zu danken habest, denn ich will einen Mann aus dir machen, allen großen Fürsten gleich." Herzog Johanns Herz war aber so voll Bitterkeit, daß er nichts sagte. Da sprach der König: „Ihr Herren von Mainz und von Konstanz, ich rufe euch zu Zeugen auf von Allem, was ich jetzt gesagt; ich gelobe es nochmals." Murmelnd ging der Herzog vom Könige; dieser rief ihm aber noch zu: „Vetter, sende einen deiner Ritter morgen früh zu mir, ich will ihm das Nöthige geben, um hundert Reisige zu Pferd für dich auszurüsten." Der Jüngling entfernte sich mürrisch und soll gesagt haben: „Sein Unheil walte, weil ich mein Erbtheil nicht erhalten kann." Es war Essenszeit; der König nahm den Mainzer an seine Seite; und als er Wasser nahm, trat ein Junker ein mit vielen Kränzen von Salbei und Rauten. Der König setzte einen auf, nahm die übrigen, erhob sich, ging den Tisch hinab und drückte den schönsten auf das Haupt seines Vetters. Der König aß fröhlich und ward noch heiterer, als er die Nachricht erhielt, die Königin käme und wäre nur noch zwei Meilen entfernt. Auch sie soll wegen des Herzogs gewarnt worden sein, und deßhalb so sehr zu Albrecht geeilt haben. Da nahm der König schnell von dem Wildpret und den Fischen das Schönste und Beste, und sandte es seinem Neffen; der aber wollte nichts zu sich nehmen.

Nach aufgehobener Tafel besprach sich Herzog Johann mit seinen Vertrauten; es war kund geworden, daß der König mit geringem Gefolge der Königin entgegen wollte; diese Gelegenheit schien günstig, das Vorhaben auszuführen. Augenblicklich entschlossen sie sich dazu. Sie ritten voraus an die Fähre der Reuß, aus welcher Herzog Johann alle sich entfernen hieß, die er für hinderlich erachtete, oder die dem König zu Hülfe kommen konnten. Ein königlicher Amtmann, der seinem Herrn sehr ergeben war, wollte nicht weichen, sagend: der König habe ihm befohlen zu bleiben; dieß reizte Johanns Zorn und Besorgniß, und er vergaß sich so sehr, daß er ihm vier Wunden beibrachte und ihn wegtrieb. Der König begegnete darauf diesem Manne, frug ihn, weßhalb er blutig sei, und als er es erfuhr, tröstete er ihn: Sein Neffe habe das im großen Unmuth gethan. An die Fähre gekommen, drängten die Verschworenen seine

Leute von dem Schiffe weg, ohne daß er es gewahr ward. Als die Ueberfahrt beendet war und er wieder zu Pferd saß, blieb Eschenbach dicht an seiner rechten Seite, an der andern ritt der von der Wart, hinter ihm der von Palm, zuletzt kam Herzog Johann. Sie gelangten auf den Weg nach Windisch an einen Busch; da rief Johann den andern zu: „Nun wartet nicht mehr, thut nach eurem Muthe.“ Eschenbach griff dem König in die Zügel, der es für Scherz nahm, aber jener enttäuschte ihn bald. Als nun der König sich gegen Eschenbach zur Wehre setzen wollte, hieb ihm Palm eine tiefe Wunde über die Stirn, von der Wart versetzte ihm eine andere über Nase und Ohr. Da schrie der König: „Lieber Vetter, hilf mir,“ worauf dieser: „So bezeuge ich dir meine Hülfe,“ und er rannte sein Schwert ihm in den Rücken, daß es durch die Brust herausging. Von der Wart hieb ihm darauf den Hals zur Hälfte ab; nun erst fiel er zur Erde. Sie ließen ihn liegen, Johann setzte sich auf des Königs Pferd, und alle ritten mit ihren Knechten in größter Eile davon.

Eilends kamen auch die Herren und das Gesinde des Königs, durch die Fähre nun übergesetzt, herbeigesprengt; sie fanden ihren Herrn mit dem Tode ringend; er hatte nur noch Kraft, die Hände gen Himmel zu erheben. Ein gräßlich schaudervoller Anblick! Der Bischof von Straßburg und Herr Dietegen von Castell waren bis zum Tode erschreckt und betrübt. Dieser eilte sogleich den Mördern nach. Er fing aber nur drei Knechte. Der Bischof warf sich im Uebermaß des Grams über den Leichnam her und küßte ihn. Es war der Leichnam seines besten Freundes und Wohlthäters. Der Körper ward nach Bruck gebracht, dann im Kloster Wettingen beigesetzt. Jammernd und klagend strömten die Bewohner Brucks entgegen; vor dem Gedräng war kaum durchzukommen. Die Königin war indessen angelangt.

Dieß war das Ende Albrecht's, seine Mörder gewannen nichts durch ihr Verbrechen, und starben von Henkershand oder im Elend.

9.

Die Gegenkönige Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne.

Nach Heinrich's des Luxemburgers Tod bewarb sich Friedrich der Schöne von Oesterreich um die Nachfolge als römischer König, während die Mehrzahl der Kurfürsten sich für den Herzog Ludwig von Bayern entschied. Die Minderzahl beharrte jedoch dabei, Friedrich zu wählen, so

daß die Wahl zweispaltig wurde. Deutschland, das heilige römische Reich, hatte nun wieder Gegenkönige, und diese, zwei Enkel des Königs Rudolf, waren Jugendfreunde; denn Ludwig, von seiner Mutter Mathilde als zehn- bis zwölfjähriger Knabe nach Wien an den Hof ihres Bruders gebracht, war dort mit den Vettern Friedrich und Leupold erzogen worden. Wer hätte das gedacht, daß durch diese befreundeten und gut gearteten Prinzen das Vaterland sich traurig spalten, sich selbst in langwierigen innern Kriegen zerfleischen würde, daß es ohne Kraft und Ansehen, bald völlig in Schmach und Ohnmacht versank und der Glanz erlosch, welchen die erste Krone der Welt bisher widerstrahlte! Wer hätte dieses erwartet von Prinzen, wie Friedrich und Ludwig, die Beide Eigenschaften und Tugenden besaßen, dergleichen selten einen Throninhaber zieren. Jener befand sich eben in der Blüthe seines Alters, ein verständiger, großherziger, außerordentlich thätiger und lebhafter junger Mann, kühn zu jedem großartigen Unternehmen, dürstend nach Thaten ritterlichen Sinnes, und doch kein wilder Kriegsmann, sondern ein wohlgesinnter, höflicher und liebreicher Herr, welcher überdieß in damaligen Zeiten fast das Nöthigste und Empfehlendste, so viel äußere Vorzüge besaß, daß man ihn nur mit Vergnügen und Bewunderung anblickte, und die Volksstimme ihn den hübschen oder schönen Fritz zu nennen pflegte. Er fühlte, daß er für einen Thron geboren sei. Weit weniger schmeichelhaft wird zwar von Zeitgenossen das Aeußere Ludwig's des Bayern geschildert; aber ritterlich war er doch auch und hatte nichts Abstoßendes, sondern manches Einnehmende. Liebenswürdiger machten ihn die geistigen Eigenschaften, die ihm viele Herzen zuwendeten. Hat er seine Altersgenossen bei den jugendlichen Ritterübungen an Kühnheit und Gewandtheit übertroffen und den größten Theil seines Lebens auf dem Streithengst und unter Waffengeklirre zubringen müssen, so blieb doch sein Wesen milde, gütig, fromm, so zu sagen hausväterlich. Nicht anders als gezwungen griff er zum siegreichen Schwerte, und gebrauchte weit lieber das überredende Wort, welches diesem Fürsten, wie Wenigen zu Gebote gestanden haben muß, obwohl er im Schulunterrichte keine sonderlichen Fortschritte gemacht hatte. Etwas verstand er Latein; aber die Muttersprache liebte er, und hat ausnehmend beigetragen, daß sie geübt und gebildet, daß sie Hof-, Gerichts- und Schriftsprache wurde. Tief wurzelte seine Religiosität, so daß sie selbst durch die überaus bittern Streitigkeiten mit den Päpsten nicht erschüttert wurde. Auf diese religiöse Gesinnung nahm Erzbischof Peter bei Ludwig besonders Bedacht und empfahl ihn deßhalb zur Krone, aber

auch wegen der sonstigen männlich edlen Beschaffenheit seines Charakters und wegen seiner Verständigkeit und Thatkraft. Man darf für sehr wahrscheinlich die Erzählung gelten lassen, daß Ludwig, als die Machtboten der Kurfürsten ihn zu München angingen, über ihren Vortrag nicht erfreut, sondern bestürzt sich zeigte, und anfänglich Verschiedenes gegen den Ruf zur Krone einwendete. Den Ausschlag gab die erregte Besorgniß, von Oesterreich bald völlig umklammert und erdrückt zu werden, wie denn einer der Machtboten zu Ludwig geradezu gesagt haben soll: es bleibe ihm nur eines von Beiden zur Wahl, entweder über das ganze Reich zu herrschen, oder auch das, was er habe, an die Habsburger zu verlieren. Zu beklagen ist es allerdings, daß er sich wählen ließ, zu beklagen nicht bloß wegen des erfolgten Widerstandes der Habsburger, sondern noch mehr wegen seines für ihn und Deutschland so traurigen Zwistes mit dem Kirchenoberhaupt. Ihm dürfte jedoch weniger als dem Gegenkönig zur Last zu legen sein, was da Uebles entstand. Auf den Kölner Erzbischof aber fällt eigentlich die ganze Schwere der Schuld, denn er stand an der Spitze der Gegenpartei, er hat sie gebildet, er hat sie erhalten, und er trieb es bis dahin, daß, als nach der zwistigen Wahl ein Wort von ihm hingereicht hätte, vom Vaterlande das Unglück des Bürgerkrieges abzuwenden, sein Eigensinn ohne Rücksicht auf Gesetz und Herkommen, gleichsam für sich allein, den Gegenkönig zu Bonn statt zu Aachen krönte. Bis jetzt unerhört in deutschen Landen! Habsburg-Oesterreich hatte Gründe mancherlei Art, die Wiedererlangung der Reichskrone sehnlichst zu wünschen; aber auch der Bayer konnte für sich und sein Haus große Vortheile und zuvörderst Abwendung gleich großer Gefahren hoffen, ward er als Reichsoberhaupt anerkannt, und er verdient um so weniger Tadel, weil ihm diese Ehre ungesucht von den einflußreichsten Wahlfürsten angetragen worden. Zu verlangen, er hätte freiwillig zurücktreten sollen, als sich die Gegenpartei zur Erreichung ihrer Absicht die ungesetzlichsten Schritte erlaubte, nachdem ihn doch fünf der Wähler gekoren, das hieße verlangen, daß er sich selbst als einen Schwachkopf oder Feigling brandmarkte. Ludwig spürte die Kraft in sich, das schwere Steuer des heiligen römischen Reiches zu führen, und ging muthig an's Werk. Die unentwirrbaren Verwicklungen mit der Curie zu Avignon sah weder er, noch sonst Jemand voraus.

8.

Schlacht der Gegenkönige bei Mühldorf.

Allmälig kam es zum Kriege zwischen den beiden Gegenkönigen. Ludwig der Bayer hatte an den schweizerischen Waldstädten Bundesgenossen gefunden, weßhalb Leopold von Oesterreich, der Bruder Friedrich's gegen dieselben zog; derselbe ward bei Morgarten vollständig geschlagen 1315. Ebenso unglücklich kämpften die Oesterreicher gegen Ludwig den Bayer.

Um den 24. September des Jahres 1322 langte Friedrich's Heer bei Mühldorf am Inn an. Es war gering, wenn die Schwärme König Karl's von Ungarn abgerechnet werden; denn das Geld für den Sold war spärlich vorhanden. 2200 Geharnischte werden angegeben. Aber auf die 4 bis 5000 Mann hungarischer Hülfsvölker ward mit Recht gezählt, dann auch auf die entferntere Macht Herzog Leupold's. Zwischen Mühldorf und Oetting ward an dem Inn ein Lager aufgeschlagen. Am 24. September erschien König Ludwig mit einem großen Heere von 15 bis 1800 Helmen und wohl gegen 30,000 Mann zu Fuß auf dem Dornberg am Inn. Die Zeit vom 20. bis 27. war verloren, weil König Friedrich auf Nachrichten von seinem Bruder harrte und Ludwig sich indessen verstärkte. Es entstand die Frage, ob noch länger gewartet oder geschlagen werden solle. Der Marschall Dietrich von Pilichdorf, die Brüder Ulrich und Heinrich von Walsee und andere gaben den Rath, ohne den Herzog Leupold nicht zu streiten; aber König Friedrich sprach sich entschieden dagegen aus und rief: „Ich habe schon für diese Sache so viele Wittwen und Waisen gemacht, und so viel Unbilliges an Christen begangen, daß ich den Streit nicht aufschieben will, gehe es wie es möge.“ Früh Morgens am 28. September brach König Friedrich's Heer in vier Abtheilungen auf. Langsam setzten sich die Gegner in Bewegung, das spähende Auge entdeckte nicht, wo der sich befinde, dessen Krone es galt; denn König Ludwig trat klüglich in den Schatten, belehrt, daß es Viele verwegenen Entschlusses auf sein Leben angelegt; er hielt hinter der Mitte auf einem guten Renner, von elf gleich gekleideten Getreuen umringt, an seinem blauen Rocke mit weißen Kreuzen, in seiner ganzen Wappnung nichts, was ihn von jenen auszeichnete, und es verbreitete sich jenseits das Gerücht, er habe sich furchtsam nach Wasserburg entfernt. Die Ehre des Tages haben jene, die sonst am Ersten darauf Anspruch zu machen berechtigt waren, ohne Eifersucht dem kriegserfahrenen Schweppermann als bayerischem Feldherrn zuerkannt. Zweckmäßige Vertheilung der Reiter,

so daß die dichtgeschaarten Haufen zu Fuß während des mehrstündigen Streites nicht überflügelt werden konnten, verborgene Aufstellung einer starken Nachhut unter Burggraf Friedrich für den entscheidenden Augenblick, und endlich eine kluge rasche Seitenbewegung in günstig sich darbietender Gelegenheit, dieß waren die Künste, durch welche Schweppermann Ludwig's Heere den glorreichen Sieg zuwandte, freilich nur von Erfolg wegen der zähen Ausdauer der Bayern im Schlachtgewühl. Sie, namentlich die unter Kurt von Bayerbrunn, hatten dem ersten wüthenden Anfall zu stehen. Es war um die Mittagszeit, die Sonne blendend am klaren Herbsthimmel wollte sich neigen. Da nimmt Schweppermann seinen linken Flügel, wo ohnehin die geworfenen Böhmen sich erst sammeln mußten, etwas zurück, und läßt den rechten durch eine Schaar Geharnischter aus dem Gedränge retten. Dieß ist der Zeitpunkt, um die tapfere Nachhut in Bewegung zu setzen. Burggraf Friedrich sprengt mit seinen Geharnischten über das Flüßchen Isen heran, wo er im Hinterhalte gelegen und läßt ein habsburgisches Fähnlein flattern. Das täuschet. Lustig jauchzt es bei den Feinden: des Herzogs Leupold Fähnlein! Sein Vortrab nahet! aber eines andern belehren die scharfen Streiche bald, welche in Seite und Rücken fallen; denn hier war man eben im Verfolgen der Böhmen ziemlich weit vorwärts gekommen und ohne Ordnung. Es reißt heillose Verwirrung ein, welche auch die gefangenen Böhmen zu benutzen wissen, um sich in Freiheit zu setzen. Ungarn und Kumanen wenden sich zerstreut zur Flucht. — Solchergestalt faßt den König Friedrich nebst dem Rest seiner Tapfern das Bayernheer links und rechts. Er wehrt sich auf das Mannhafteste und soll eigenhändig bei 50 Mann niedergestreckt haben, doch es stürzt sein Pferd, von einem Dienstmann durchbohrt. Am Boden liegend fragt Friedrich einen der Männer, die forderten, daß er sich ergebe, wer er sei, und auf die Antwort, er stehe unter dem Burggrafen, reichte der Ueberwundene sein Schwert dar als Gefangener des Burggrafen. Nach einer andern Angabe rief er: „Vor diesem Kuhmaul habe ich mich heute nimmermehr erwehren können,“ damit auf den Schild des Rindsmaul, Pflegers von Neustadt schlagend, und entschied so den Streit mehrerer Kampfhelden, wer ihn zum Gefangenen gemacht. Rindsmaul war bayerischer Ministeriale oder Dienstmann. Doch mag richtig sein, daß der Burggraf gleich herbeikam und den erlauchten Gefangenen vor den König führte. Ludwig grüßte mit gewohnter Artigkeit, ohne allen Hochmuth die Hand bietend: „Vetter! gern sehen wir Euch!“ — Friedrich war zu niedergeschlagen, um etwas zu er-

widern. Offenbar wurden die tapfern (österreichischen) Geharnischten im Stich gelassen. Fußvolk und Troß, voraus die ungarischen und kumanischen Reiter, retteten sich über den Inn nur zu eilig; Viele sollen, da die einzige Brücke brach, im Wasser umgekommen sein. Die Sieger verfolgten für heute nicht weiter, zufrieden, mit solchem Gewinne das Wahlfeld zu behaupten. Beute an Geräth gab es genug, aber wenig Lebensmittel in der ausgeplünderten Gegend. Heiter beim kärglichen Nachtmahl, sprach König Ludwig, da die Diener entschuldigten, daß man nur eine kleine Anzahl Eier aufzutreiben vermocht, das nie vergessene Wort: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!"

9.

Der Kurverein zu Rense.

Der Gründung dieses berühmten Kurvereins ging ein Reichstag zu Frankfurt voraus. Leider fehlen die Akten, auch die geretteten Diplome sind nicht zahlreich, sehr wichtige Dinge aber wurden hier verhandelt. Gleich zu Anfang des Reichstags scheint sich der Unmuth der Versammelten, zumal der Laien, auf eine Art Luft gemacht zu haben, daß es schien, wenn der Kaiser nur winke, so brechen rachgierig Hunderttausende auf nach Paris und Avignon. Bei der feierlichen Eröffnung des Reichstages hielt der Kaiser vom Throne herab eine Rede voll Feuer, deren Inhalt die Gemüther tief ergriffen haben soll. In Ausdrücken eines bitter gekränkten und von Wehmuth erfüllten Herzens berührte er die verschiedenen, schon mit Johann XXII. und dann mit Benedict XII. gepflogenen Unterhandlungen, die Ungerechtigkeit klar anschaulich zu machen, daß noch immer auf seiner Person der Bann und fast auf ganz Deutschland das Interdict laste. Er und seine Väter seien, lautete die feierliche Betheuerung, zu allen Zeiten eifrige Anhänger der katholischen Religion und Kirche gewesen und doch behandle man ihn, wie einen verstockten Ketzer. Nie sei ihm eingefallen, dem apostolischen Glaubensbekenntniß zuwiderlaufende Lehren und Meinungen zu hegen, oder gar in Umlauf zu setzen; getauft und erzogen nach Vorschrift des römisch-katholischen Glaubens, sei es sein einziges Verlangen, auch in demselben zu sterben, trotzdem schließe ihn der, welcher Christi Statthalter auf Erden heiße, von dem Reiche Gottes aus, ja, welche Härte! ihn wolle man als Ursache der ewigen Verdammniß von vielen Tausenden, von Millionen und Millionen Christenseelen bezeichnen; und noch das Allerhärteste! dem inständigst um Lossprechung

Bittenden werde sie verweigert, außer er thue, was die eigene Ehre und das Wohl Deutschlands verbiete, er entsage der höchsten Würde nach Begehren einer fremden, eifersüchtigen Macht, die schon lange dahin arbeite, das Reich von den Deutschen zu bringen. Er frage hier alle versammelten Stände des Reichs, ob er auf eine solche Forderung eingehen dürfe, ob Einer von ihnen um solch schmählichen Preis die Lossprechung vom Banne erkaufen würde. In der Art redete bewegt und bewegend der vielgeprüfte Kaiser, öfter durch feurigen Zuruf unterbrochen, der ihm Recht gab und fast in wilde Verwünschungen seiner Feinde ausschlug. Als darauf Ludwig rundweg erklärte, er habe furchtlos gethan, was in seinen Kräften stand und zu thun erlaubt war, die Getreuen des Reichs müßten jetzt Rath schaffen, weil weder er noch sie wünschen könnten, daß ein so betrübter Zustand fortdauere, oder daß man die höchste Krone dem feindseligen und habgierigen Nachbarn zu Füßen lege; die Stände müßten sich aussprechen, die Prälaten und Kurfürsten vornämlich, welche Kraft hätten, Bann und Interdikt unter dergleichen Umständen für ihn und Deutschland aufzuheben; da machte sich der in den Gemüthern kochende Aerger Luft, und wie mit einer Stimme schrie die zahlreiche Versammlung: „Weg mit Bann und Interdict! Unerträgliche Tyrannei hat Kaiser und Reich damit beschwert! Wo noch Suspension, wo noch Hemmung des öffentlichen Gottesdienstes besteht, ist das durch Gesetz zu beendigen! Welcher Geistliche, hoch oder niedrig, noch länger widerstrebet, den treffe die Reichsacht! Der Kaiser vertagte die Reichsversammlung, nachdem er eine überaus wichtige Sache wenigstens in Anregung gebracht, über die man sich längst hätte verständigen sollen. Der ganze Zwist mit dem Papste entsprang eigentlich daraus, daß dieser behauptete, wer ein römischer König und noch mehr ein Kaiser heißen, und sich der Regierung des Reiches unterfangen wolle, müsse erst von ihm geprüft und anerkannt werden. Jedoch nur so weit das den Kaisertitel betraf, war es begründet. Es verständigten sich daher die Kurfürsten gemeinsam, ohne sich durch irgend eine Rücksicht abhalten zu lassen, die angegriffenen Ehren, Rechte, Gewohnheiten des Reichs, und ihre eigenen Ehren und Rechte aufrecht zu erhalten (am 15. Juli). Am folgenden Tage zogen sie nach Rense, wo seit den ältesten Zeiten die Wahlfürsten in hochwichtigen Reichsangelegenheiten zusammen zu kommen pflegen, und faßten feierlich den Schluß rücksichtlich der vom Kaiser zu Frankfurt vorgelegten Frage und thaten den Ausspruch: „Das sei von Recht und alter Gewohnheit des Reichs, daß wenn Einer durch die Kurfürsten, sei

es durch alle, oder durch die Mehrzahl zu einem römischen König erwählt worden, er keineswegs einer Bestätigung des römischen Stuhles bedürfe, um die Verwaltung der Güter und Rechte des Reiches zu handhaben und den Titel eines Königs zu führen. Dem seien auch auf die von den Kurfürsten an sie gerichtete Frage die anwesenden Getreuen und Vasallen des Reichs alle einmüthig beigetreten. Der Kaiser war, damit Niemand sagen könne, er habe die Freiheit der Berathung beeinträchtigt, zu Frankfurt geblieben; dahin übersandten die Kurfürsten das Instrument, und nachdem jeder noch eine besondere, seinen Beitritt bezeugende Urkunde ausgestellt, begab sich Ludwig allem Anscheine nach selbst nach Rense zum feierlichen Schlusse der Verhandlung am 23. Juli; denn von diesem Tage ist die allgemeine Urkunde dieses ersten weltberühmten Kurvereines datirt. Den Entscheid hatte vernünftige, nüchterne, wenn auch etwas verspätete Ueberlegung gefällt, keineswegs Leidenschaft und Parteisucht. Da sich Deutschland vor Jahrhunderten ein Oberhaupt, einen König wählte, z. B. Arnulf, Konrad I., Heinrich I., so hat dieser alsogleich die Verwaltung des Reichs angetreten, den Huldigenden die Lehen ertheilt, Säumige citirt und andere Regierungshandlungen vorgenommen. Das geschah fortan, geschah ohne die mindeste Einsprache, auch von Denjenigen, welche dem Königstitel das „römisch" beizusetzen anfingen, seit den Ottonen bis herab auf Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII., geschah sogar von den in Zwiespalt gekommenen Königen, Wilhelm, Richard und Alphons; ganz einhellig fiel die Wahl ohnehin nie aus. Kein Papst hat diese Uebung für widerrechtlich vorgreifend erklärt. Der Beisatz „römisch" wollte auch nichts weiter sagen, als daß der deutsche König auf das kaiserliche Diadem aspirirte, und nur um dieses zu erhalten und damit die Würde eines obersten Schirmvogtes der römisch-katholischen Kirche bei der deutschen Nation bliebe, wendete sich der König Deutschlands an den Papst. Sehr umsichtig hatten die Kurfürsten ihre Ausdrücke abgewogen: „Der von den meisten Kurfürsten, ob auch einige nicht zustimmten, gewählte Römische König, bedarf nicht erst der Ernennung, Approbation, Confirmation, Zustimmung oder Autorisation von Seite des apostolischen Stuhles, um die Administration der Güter und Rechte des Reiches an sich zu nehmen oder den Königstitel zu führen." Vom Kaisertitel redeten sie nicht. Ludwig dem Bayer konnte also nicht im Mindesten eine Schuld zuwachsen, daß er namentlich auch von den geistlichen deutschen Reichsvasallen den Lehenseid forderte und jenen, die erwählt oder durch den Papst ernannt, den Eid weigerten, die Lehen vor-

enthielt; auch konnte ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß er sich endlich selbst der bedrängten lombardischen Ghibellinen anzunehmen suchte, da dieß eben in seiner Verpflichtung lag, und die Reichsgetreuen es ungestüm forderten; ahnte es ja Johann XXII. nicht, daß Friedrich von Oesterreich sich dessen in Lombardien unterfing, der doch ganz augenfällig die Stimmenmehrheit der Kurfürsten nicht für sich gehabt! Nur Eines lastete auf Ludwig, daß er nämlich, als Jahre lang fortgesetzte, gütliche Versuche zu Avignon nichts erzielten, voll Unmuth, gegen den Willen des Papstes, ja trotz seiner Censuren nach Rom zog, sich dort zum Kaiser krönen und sogar einen Gegenpapst aufstellen ließ. Aber diesen ebenso unklugen als frevelhaften Schritt, zu dem ihn die wälschen Ghibellinen fortgerissen, wollte er sühnen, er hatte seine Schuld reuig bekannt und um Auflegung der Kirchenbuße unterwürfigst nachgesucht, hatte sich erboten, den Kaisertitel abzulegen, nur den königlichen vorbehaltend, und erst nach erhaltener Absolution und nach verrichteter Buße, bestünde sie auch in mehrjährigem Kampfe gegen die Ungläubigen, erst dann wollte er in der rechtmäßigen althergebrachten Weise um die Kaiserkrönung nachsuchen, bereit, alles zu beschwören und zu besiegeln, was seine Vorfahren am Reich dem heiligen Stuhle zugesagt. Wäre Benedikt XII. zu Rom statt zu Avignon gesessen, wäre er nicht vom Pariser Hofe unterm Joche gehalten und selbst gehindert worden, Legaten nach Deutschland zu senden, unmöglich hätte es schwer fallen können, auf besagter Grundlage den Frieden zwischen sacerdotium und imperium herzustellen. Leider fehlte es gar sehr an Bischöfen von apostolischer Gesinnung und Geisteskraft; nichts sonst als dieses hinderte, daß, wie der Kaiser, wie all sein Volk längst gewünscht, die deutschen Prälaten zu einem Concil sich versammelten, und von der traurigen Lage der Kirche und den herandringenden Uebeln mit solchem Nachdrucke zum Papste redeten, um Gehör zu finden und die Entscheidung herbeizuführen. Statt dessen fertigten bloß die sechs Kurfürsten eine dem Papste vorzulegende Denk- oder Beschwerdeschrift ab, welche von demselben sehr ungünstig aufgenommen ward. Zugleich schickte der Kaiser ein ehrerbietig Schreiben dahin, in welchem die früheren Versicherungen wiederholt waren, Versuche, von denen Niemand nach den gemachten Erfahrungen Bedeutendes hoffen konnte. Ludwig lag nur daran, den Vorwurf von sich abzuwälzen, als wolle er nicht Alles thun, den Papst zu befriedigen, und den kirchlichen Zwiespalt zu heben.

10.

Das Elend der Zeiten in Mitte des 14. Jahrhunderts.

Der Streit Günther's von Schwarzburg mit Karl von Luxemburg um die Reichskrone wurde von dem Volke in Deutschland wenig beachtet, weil gerade um diese Zeit ein Unheil durch die Welt ging, welches Jedermann mehr an sich selbst und an die Seinen als an die Großen der Erde zu denken nöthigte. Es schien nämlich, als wenn die weltregierende Macht durch die zunehmende Verkehrtheit und Ausartung des menschlichen Geschlechts bewogen worden wäre, ihrer Langmuth ein Ziel zu setzen, und die Erde zum zweitenmal um der Frevel ihrer Bewohner willen zur Einöde zu machen. Schon zehn Jahre vorher hatte sich eine der Plagen des alten Aegyptens erneuert. Im Spätsommer 1338 ergossen sich von Osten her in meilenlangen Wolken Schaaren von Heuschrecken, die in Ungarn, Polen, Oesterreich, Böhmen, Schlesien und den benachbarten Ländern Alles, was sich auf den Feldern, Wiesen und in Gärten an Früchten vorfand, rein aufzehrten. Wie sie den Gewittern ähnlich die Sonne verfinsterten, so verkündigten sie sich auch aus weiter Ferne durch ein dumpfes Getöse, bis dann plötzlich der Erdboden von den nagenden und stinkenden Ungeheuern bedeckt lag[1]). Diese immer nur strichweise verbreitete Landplage wurde bald durch eine Reihe von Mißjahren in Vergessenheit gebracht, die als Folge mehrerer nasser und kalter Sommer eintraten, und die sonst fruchtbarsten Länder in die Aengste der Hungersnoth stürzten. Im Jahre 1338 aßen die Menschen in Schlesien das Gras auf dem Felde, und die Kirche sah sich genöthigt, das Fleischverbot in der Fastenzeit um des Brodmangels willen aufzuheben. Aber noch größer und allgemeiner war die Mißernte des Jahres 1346. Vierundneunzig tausend Personen empfingen täglich zu Florenz das Almosen von zwei Broden, welche die Signoria backen und vertheilen ließ. Zu derselben Zeit hörte man von Erdbeben, die in mehreren Gegenden Europa's Verheerungen angerichtet hatten. Es sanken im Jahre 1346 durch Erdstöße die Mauern vom Großmünsterplatze zu Basel. Aber

---

1) König Karl sah dieß Schauspiel bei Pulkau in Unterösterreich auf einer Reise, und erzählt selbst davon: „Bei Aufgang der Sonne weckte uns einer meiner Soldaten aus dem Schlafe mit den Worten: Herr, steht auf, der jüngste Tag ist da! Wir stiegen sogleich zu Pferde und ritten, weil wir das Ende des Heuschreckenzugs sehen wollten, bis nach Pulkau, sieben Meilen lang, wo das Ende war. Aber die Breite konnten wir nicht abschätzen."

das Größeste stand noch bevor. Nachdem sich am 17. Januar 1348 die Sonne verfinstert hatte, geschah am 25. Januar, am Tage Pauli Bekehrung, ein großes und allgemeines Erdbeben durch ganz Europa. Ganze Städte, unter andern Villach in Kärnthen, mit vielen Burgen und Dörfern umher, wurden in Schutthaufen verwandelt, die Einwohner, damit nirgends Trost und Zuflucht bliebe, unter den Trümmern ihrer Kirchen begraben, in denen sie versammelt gewesen. Die Erdstöße wiederholten sich in diesem und dem folgenden Jahre zu mehreren Malen. Unter diesen Schrecknissen begann im Frühling des Jahres 1349 die große Pest, die weder vorher noch nachher ihres Gleichen im Abendlande gehabt hat. Sie war auf genuesischen Schiffen aus dem Morgenlande herübergebracht worden, und wüthete zuerst in den italienischen und französischen Seestädten, von wo sie sich bei dem Mangel der erst später erdachten Abwehrungsanstalten über alle Länder Europa's verbreitete. Das vorausgegangene Elend mag die Menschen zu größerer Empfänglichkeit für die Krankheit gestimmt haben. Zu Marseille starb die Hälfte der Einwohner, unter ihnen der Bischof mit dem ganzen Domkapitel, deßgleichen alle Predigermönche und Minoriten; zu Venedig, zu Florenz, zu Rom wurde die Zahl der Gestorbenen nach Hunderttausenden angegeben. Demungeachtet reisten die meisten Kaufleute mit ihren Waaren noch immer von dorther nach Deutschland und trugen so die Ansteckung weiter. Wenn dann in einer also verpesteten Stadt oder Provinz die Ursache des öffentlichen Unglücks kund ward, und durch schleunige Fortschaffung der Fremden gehoben werden sollte, so diente dieß nur dazu, andere noch gesunde Gegenden, wohin die Vertriebenen ihre Zuflucht nahmen, mit dem Unglück zu beschenken, ohne selbst dessen erledigt oder erleichtert zu werden. Noch größere Gelegenheit zur Verbreitung der Krankheit gab die Abhaltung des päpstlichen Jubeljahrs, zu welchem von Weihnachten 1349 bis Ostern 1350 über eine Million Menschen nach Rom zogen, deren (nach dem Bericht des Augenzeugen Rebdorf) auf dem Rückwege eine große Anzahl durch die Pest hinweggerafft wurden. Die Krankheit zeigte sich durch Beulen von der Größe eines Eies erst an den heimlichen Theilen und unter den Achseln, dann am ganzen Körper, endlich durch gelbe oder schwarze Flecke, die bei Einigen groß aber sparsam, bei Andern klein aber zahlreich waren, und die Benennung der „schwarze Tod" veranlaßten; die Leidenden verschieden meist am dritten Tage, sobald die Flecken von den Armen oder Schenkeln, wo sie zuerst erschienen, über den übrigen Leib sich verbreiteten. Anfangs hatten die Aerzte ihre Kunst versucht, bald aber ver-

kündigte sich die Pest als eben so unheilbar, wie reißend, und alle Sorge für die Rettung Anderer verlor sich in der um das eigene Leben: denn nicht bloß Annäherung an die Kranken, sondern schon Berührung dessen, was ihnen gehört hatte, pflanzte das Gift fort, und oft sah man alle Bewohner eines Hauses, bis auf die Hausthiere, hinter dem zuerst Angesteckten dahinsterben. Da wurden Viele von großer Todesangst ergriffen und Nachbarn, Freunde, Verwandte vermieden und flohen einander, ja selbst Eltern verließen ihre sterbenden Kinder. Andere, die entweder einen heitern, fröhlichen Sinn für das beste Verwahrungsmittel, oder das Schicksal für unvermeidlich hielten und den kurzen Augenblick des Daseins auf angenehme Weise genießen wollten, gaben sich ungescheut allem möglichen Sinnengenuß hin. Todtengebräuche und Feierlichkeiten hörten auf; die meisten starben ohne Sakramente dahin; die Leichen aber wurden auf Karren fortgeführt und zu Hunderten in große Gruben geworfen. An manchen Orten, wo die Träger und Todtengräber gestorben waren, mußte auch dieß unterbleiben, und die Luft das Amt der Erde verwalten. Zwei fahrende Schüler, die von Bologna nach Böhmen gingen, kamen durch einige Städte und Flecken, in denen gar keine Menschen mehr angetroffen wurden; die Kranken lagen in den Häusern verlassen und starben ohne Hülfe. In Wien sollen an Einem Tage neunhundert und sechzig, nach einem andern Zeugen sogar zwölfhundert Personen gestorben sein. An einigen Orten rechnete man auf hundert Einwohner nur zehn, an andern gar nur fünf Ueberlebende. Ueberhaupt sollen zwei Fünftheile der Bevölkerung Europa's von dieser Seuche hinweggerafft worden sein. Mehrere Zeitbücher deuten durch ihr plötzliches Aufhören in diesen Jahren auf den Tod ihrer Verfasser. Auch der italienische Geschichtschreiber Johann Villani wurde eines dieser Opfer. Nur von Königen, Fürsten und Stadthäuptern starb keiner, sondern diese sannen vielmehr auf Kriege und Eroberungen. Papst Clemens zu Avignon saß in seinem Zimmer bei immerwährendem Kaminfeuer und ließ Niemanden vor sich: denn die Aerzte waren uneinig, ob die Pest aus einem unregelmäßigen Lauf der Gestirne, oder aus Verderbniß der Luft entstanden sei. Andere aber schrieben Alles dem Willen Gottes zu. Da nun bei Menschen keine Hülfe war, wandte sich das verzweifelnde Volk an den Himmel. Wahrscheinlich auf Veranlassung kirchlicher Bußzüge erwachte die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstandene und wieder verschwundene Schwärmerei der Geißler oder Flagellanten wieder.

11.

Die grosse Geisslerfahrt von 1349.

Jakob von Königshofen beschreibt in seiner Chronik die große Geißlerfahrt also:

Da man zählte 1349 Jahre, vierzehn Nächte nach Pfingsten, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler, die hatten Leben und Weise an sich, wie ich hier sagen will. Zum ersten hatten sie gar kostbare Fahnen von Sammettüchern und Geweben von Gold und Seide, auf zehn oder acht Fahnen, und also manche gewundene Kerzen, die trug man ihnen vor, wo sie in Städte oder Dörfer gingen, und läutete alle Glocken vor ihnen. Und die Geißler gingen den Fahnen nach, je zwei und zwei mit einander, und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit rothen Kreuzen. Zwei sangen vor, und denen die andern alle nach. Und ihr Gesang war also:

Nun ist die Betfahrt also hehr.
Christus ritt selber gen Jerusalem;
Er führte ein Kreuz in seiner Hand.
Nun helfe uns der Heiland!

Nun ist die Betfahrt also gut.
Hilf uns, Herr, durch Dein heiliges Blut,
Das Du an dem Kreuz vergossen hast
Und uns in dem Elend gelassen hast.

Nun ist die Straße also bereit,
Die uns zu unsrer Frauen bringt,
In unsrer lieben Frauen Land.
Nun helfe uns der Heiland!

Wir sollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott desto besser ziemen
Alldort in seines Vaters Reich.
Deß bitten wir Dich alle gleich.
So bitten wir den heiligen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist.

Wenn sie dann in die Kirche kamen, so knieten sie nieder und sangen:

Jesus, der ward gelabt mit Galle:
Deß sollen wir alle an (ein) Kreuz fallen.

Und da fielen sie Alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte. Und wenn sie eine Weile also gelegen, so hob ihr Vorsänger an und sang:

Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dieß große Sterben wende.
Nun hebet auf eure Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme.

Und dann standen sie auf und thaten so dreimal. Und dann luden sie die Leute heim zum Essen, und eins lud zwanzig, eins zehn, und jegliches nach seinen Umständen, und boten's ihnen wohl. Und dieß war ihre Regel: „Wer in die Bruderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte 34 Tage darin sein und bleiben, und mußte also viele Pfenninge haben, daß ihm alle Tage vier Pfenninge zukamen, das waren eilf Schillinge Pfenninge und vier Pfenninge. Und darum durften sie Niemanden heischen, sie durften auch keine Herberge heischen, noch in ein Haus kommen, man lüde sie denn darein, und führte sie denn ohne Heischen darein. Sie durften auch zu keiner Frau reden. Welcher aber das brach, der kniete vor seinen Meister und beichtete es ihm, so setzte ihm der Meister Buße und schlug ihn mit der Geißel auf seinen Rücken und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr,
Und hüte dich vor der Sünden mehr.

Sie hatten auch ein Gesetz, daß sie Pfaffen unter sich hatten, aber ihrer keiner sollte Meister unter ihnen sein, noch in ihren heimlichen Rath gehen.

Wenn sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln, das war zum Tage zweimal, früh und spät), so zogen sie auf's Feld aus: da läutete man die Glocken, und sie gingen je zwei und zwei und sangen ihren Leich, wie vorhin gesagt ist. Und wenn sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus nackt und barfuß bis auf die Hosen und thaten Kittel oder weiße Linnen an, und die gingen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße, und legten sich nieder in einem weiten Kreis. Und wie Jeglicher gesündigt hatte, darnach legte er sich. War er ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und reckte seine drei Finger auf. War er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch. So legten sie sich in mancherlei Weise nach mancherlei Sünde. Dabei erkannte man wohl, was für Sünde Jeglicher gethan hatte. Wenn sie sich also hatten gelegt, so fing ihr Meister an wo er wollte und schritt über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr,
Und hüte dich vor der Sünden mehr.

So schritt er über sie alle, und über welchen er schritt, der stand auf und schritt dem Meister nach über die vor ihm lagen, bis sie alle aufgestanden. Und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, sie hatten vorn Knöpfe und Nadeln daringesteckt, und sie sangen mancherlei Lieder. Und wenn sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief, und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herabgebracht. Und in dem Brief stand, wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen, da ward er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln, daß er sich sollte erbarmen über die Welt. Und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben. Und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt, singend, je zwei, und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach. Auch wenn sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen, und das Volk weinte und hatte große Andacht, denn das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herab wäre gekommen, und alles was sie sagten, daß es alles wahr wäre. Und wenn die Pfaffen fragten, woran man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre, und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer das Evangelium besiegelt hätte? So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte als den Priestern. Und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volk in ihre Bruderschaft, die auch Geißler wurden.

Zu Straßburg kamen mehr als tausend Mann in ihre Gesellschaft und sie theilten sich zu Straßburg: ein Theil der Geißler ging das Land hinab, der andere Theil das Land hinauf. Und es kam so viel Volk in ihre Bruderschaft, daß es verdroß den Papst und den Kaiser und die Geistlichkeit. Und der Kaiser schrieb dem Papst, daß er etwas hiezu dächte, sonst verkehrten die Geißler all die Welt. Denn sie nahmen sich großer Heiligkeit an, und sprachen, daß große Zeichen durch sie geschähen. Und man trug zu Straßburg ein todtes Kind in ihren Kreis, da sie sich geißelten, und sie wollten es lebendig machen, aber es geschah nicht. Die Geißelfahrt währte länger als ein halb Jahr, daß alle Woche etwa manche Schaar kam mit Geißlern. Darnach machten sich auch Frauen auf und gingen auch durch das Land und geißelten sich. Darnach fuhren junge Knaben und Kinder auch durch das Land in der Geißelfahrt.[1]) Darnach wollten die von Straßburg nicht mehr vor ihnen läuten, und man ward ihrer also müde, daß man sie nicht mehr nach Hause lud, wie vorher.

---

1) Also die gleiche Erscheinung wie bei den Kreuzzügen.

Und man fing an zu sagen von der Falschheit und dem Trug, womit sie umgingen, und daß der Brief ein Lügner wäre, den sie predigten. Und zuletzt verbot der Papst ihre Fahrt und gebot allen Bischöfen, daß sie in ihren Bisthümern sollten die Geißler abschaffen und verbieten. Und zu Straßburg gebot man auch, daß kein Geißler durfte mehr dahin kommen; und wer sich geißeln wollte, der sollte sich heimlich in seinem Hause geißeln, wie viel er wollte. So nahm die Geißelfahrt in einem halben Jahr ein Ende, die sollte nach ihrer Sage gewähret haben 36 Jahre.

12.
Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert.

Noch ehe die Wuth der Geißler durch das Ansehen des päpstlichen Verbots erstickt, oder durch die Ermüdung des Volks von selber erloschen war, erhob sich eine andere, weit schrecklichere Bewegung. Die in Deutschland zahlreich ansässigen Juden waren dem Volke von jeher verhaßt durch die Ueberlegenheit, die sie über dasselbe vermittelst ihrer Reichthümer und der damit erkauften Fürstengunst erlangt hatten. Juden waren die Geldmäkler, Zollpächter und Finanzbedienten der Fürsten. Juden zahlten für den Schutz, den sie genossen, unmittelbar ansehnliche Summen in die fürstlichen Kammern, und wurden daher als einträgliche Unterthanen mit großer Vorliebe gehegt und gepflegt. Das Recht, Juden zu halten und zu schützen, und die eigentlich dem Kaiser und Reich zustehenden Judengefälle selbst zu erheben, war ein wichtiges Vorrecht, um dessen Erwerbung und Ausübung die größten geistlichen und weltlichen Fürsten eifrig bemüht waren. Eben daher aber auch die allgemeine, durch das ganze Mittelalter fortgehende Erbitterung des Volks gegen die begünstigten Fremdlinge, die im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts schon mehreremal in helle Flammen aufrührerischer Selbsthülfe ausgebrochen war. Die Geistlichkeit, welche durch die Vermehrung der Juden in ihren Einkünften verkürzt ward, und auf den Synoden vergebliche Beschlüsse zu ihrer Beschränkung machte, ja sogar die fürstlichen Beschützer mit dem Interdikte bedrohte oder belegte, war wenig aufgelegt, das gereizte Volk durch ihr Ansehen zu zügeln. Daher die blutigen Judenverfolgungen zur Zeit König Albrecht's im Jahre 1306, und in den Jahren 1336 und 1337 zur Zeit Kaiser Ludwig's von Bayern, der in seinen vielfachen Geldbedürfnissen den Juden so große Gunst geschenkt hatte, daß seine Feinde sich in seinen letzten Jahren vorzüglich dieses Umstandes bedienten, das Volk gegen ihn aufzuhetzen. Auf

die (schon öfter vorgekommene) Angabe, daß die Juden eine geweihte Hostie gestohlen und geschändet hätten, verbreitete sich ein allgemeiner Judentodtschlag über Oesterreich, Kärnthen, Franken und das Rheinland. In den Städten Wien und Neustadt wurden die Juden durch den Herzog Albrecht und die Großen geschützt, auf dem Lande aber und an kleinern Orten das Opfer eines grausamen Todes durch Flammen oder das Mordmesser. Mit Mühe wurde der Sturm durch die Vermittelung des Papstes Benedikt, der den Bischof von Passau mit Untersuchung dieser Sache beauftragte, beruhigt. Jetzt aber erneuerte er sich mit verdoppelter Wuth. Es entstand nämlich unter dem Volk das Gerücht und verbreitete sich mit reißender Schnelle, daß die Juden Urheber der Pest wären, indem sie in ihrem Hasse gegen das Christenthum die Brunnen und Flüsse vergiftet, oder gar die Luft mit Zaubersprüchen und ausgeworfenen Samen verpestet hätten. Die Bande der bürgerlichen Ordnung waren ohnehin durch das allgemeine Elend gelockert, und das Volk griff daher aller Orten zu den wohlbekannten Waffen des Judenhasses. In Bern, in der Grafschaft Freiburg und an andern Orten wurden zuerst einige Juden gefoltert, und auf ihr Bekenntniß, nachdem auch zu Zofingen Gift vorgefunden war, getödtet, und darüber an die Obrigkeiten in Basel, Freiburg und Straßburg geschrieben. Als diese aber die Juden in Schutz nahmen, und zu Basel sogar einige bedeutende Personen, die sich an den Juden vergriffen hatten, aus der Stadt verbannt wurden, erschien eines Tags das Volk mit den Stadtfahnen vor dem Rathhause, und verlangte die Rückberufung der Verbannten und die Austreibung der Juden. Der erschrockene Rath mußte einwilligen und einen Vertrag beschwören, daß binnen 200 Jahren keine Juden daselbst wohnen sollten. Umsonst beschickten sich die Vornehmen dieser drei Städte durch gegenseitige Botschaften zur Erhaltung der Juden; sie mußten dem Geschrei des Volks nachgeben, und alle in diesen Gegenden wohnhaften Juden verhaften lassen. Darauf wurde zu Bennefeld im Elsaß zwischen den Landherren und den Abgeordneten der Straßburger über das Schicksal der Juden gerathschlagt. Die Straßburger versuchten es, sie zu vertheidigen, wurden aber gefragt, was wohl die Töpfe bedeuten möchten, die man aus den Brunnen gezogen habe? Auf diesen Fund gründete sich das Volksgeschrei über Vergiftung. Der Ausgang war, daß der Bischof von Straßburg, die Landherren im Elsaß und die Reichsstädte einen Beschluß faßten, ferner keine Juden zu halten, und die Gefangenen erst an einem, dann an den andern Orten verbrennen ließen. Anderwärts wurden sie bloß vertrieben; die aber, welche dem Volke in die

Hände fielen, theils verbrannt, theils in Sümpfen erstickt. So wurden zu Basel alle dasigen Juden auf einer Rheininsel in ein neugebautes Haus gesperrt, und mit demselben dem Feuer übergeben; dasselbe geschah zu Freiburg, und nur die zwölf reichsten ließ man leben, um ihre Schuldner besser zwacken zu können. Als die Juden zu Speier, zu Worms, zu Oppenheim und zu Mainz dieses erfuhren, vergruben viele ihre Schätze und verbrannten sich selbst in ihren Häusern. Die andern wurden vom Volke erschlagen, also daß man die Leichen, die auf den Straßen lagen, zuletzt um des Gestankes willen in Weinfässer stecken und in den Rhein werfen mußte. Auch verbot der Rath in den Häusern der Juden Nachsuchung nach den Schätzen anzustellen, und ließ dieselben, wie erzählt ward, für sich selbst aufspüren und einziehen. Unter den Martern hatten einige der Unglücklichen wirklich bekannt, daß von ihren Glaubensgenossen in Spanien über die Vergiftung der Christenheit ein großer Rath gehalten worden sei; deßgleichen hatten sie Ermordung vieler Knaben, Verfälschung von Urkunden, von Münzen, Diebstähle und andere Verbrechen gestanden, deren sie von der allgemeinen Stimme, mit oder ohne Grund, bezüchtigt wurden. Darum mußte der Magistrat von Straßburg, um das Geschrei des Volkes zu stillen, einige derselben rädern lassen; weil er sie aber aus Menschlichkeit alsbald tödten und nicht lebendig auf's Rad legen ließ, so hieß es, dieß sei darum geschehen, damit sie nicht von der Mitwissenschaft der hohen Obrigkeit zeugen könnten. Einige der Verhafteten waren nach einem Hause gebracht worden, als ob sie heimlich hinweggeführt werden sollten. Statt dessen führte man sie auf ihren Kirchhof in ein dazu eingerichtetes Haus und verbrannte sie in demselben. Diejenigen, die aus Furcht sich taufen ließen, deßgleichen viele schöne Jüdinnen und junge Knaben, die von gutherzigen Menschen fast wider ihren Willen zur Taufe gezogen wurden, retteten ihr Leben, während andere, die den Flammen entsprangen, gewöhnlich vom Pöbel erschlagen wurden. Diese Täuflinge aber hatten nachher meist ein trauriges Loos. Es wurden Leute ergriffen, welche auf der Folter aussagten, sie seien von getauften Juden zur Vergiftung der Brunnen gedungen, und durch gewisse über sie gesprochene Zauberworte in eine Art blutgierigen Wahnsinn versetzt worden, so daß sie lieber gleich alle Christen um's Leben gebracht hätten. Diese Geständnisse brachten vielen der neuen Täuflinge den Tod, die Erbitterung ging so weit, daß die elsassischen Städte allen denen, die auf ihren Gebieten die Juden beschützten, feind wurden, und der österreichische Landvogt in Ensisheim kaum Erlaubniß erhielt, wegen der in dieser Stadt

verhafteten Juden einen Boten an seinen Landesherrn schicken zu dürfen. Auch gegen den Pfalzgrafen Ruprecht, der die aus Speier und Worms Entflohenen in Heidelberg aufnahm und schützte, deßgleichen gegen einen Ritter Engelhardt von Hirtzenborn erhob sich gewaltiges Murren, daß sie um des Geldes willen die Frevler an der Christenheit der gerechten Strafe entzögen. Zu Frankfurt, wo gleich nach König Karl's Abreise das Ungewitter gegen die Juden zum Ausbruche kam, entstand bei Plünderung ihrer Häuser eine Feuersbrunst, welche den größten Theil der Stadt verzehrte. Zu Mainz gab bei Anwesenheit eines Flagellantenhaufens die Abschneidung eines Geldbeutels Veranlassung zu einem Auflauf, der sich alsbald gegen die Juden richtete. Sie vertheidigten sich anfangs und tödteten mehrere Christen; zuletzt aber, da sie sich übermannt sahen, flüchteten sie in ihre Häuser und verbrannten sich darin mit all ihrer Habe. Die ungereimtesten Gerüchte entstanden und wurden geflissentlich ausgebreitet, um die Gemüther des Pöbels noch mehr zu erhitzen. So hieß es, die Juden hätten bei Lebzeiten Kaiser Ludwig's den Plan gemacht, wenn sie zu einer gewissen Menge angewachsen sein würden, unter Anführung dieses ihres Beschützers über die Christen herzufallen, und sie sammt und sonders auszurotten. Als die städtischen Obrigkeiten sahen, daß sie die Juden nicht retten konnten, fanden sie sich darein, aus ihrem Unglück Vortheil zu ziehen. Die Häuser und Güter der Erschlagenen wurden eingezogen und zum Aufbau oder zur Ausbesserung der Stadtmauern verwendet; mit den Steinen der zerstörten Judenkirchhöfe an einigen Orten die Straßen gepflastert. Daher kamen an vielen Orten die Obrigkeiten selbst in Verdacht, nicht alle Kräfte angewendet zu haben, die Juden vor der Grausamkeit des Volks zu beschützen. Desto übler empfanden die Könige und Fürsten die an ihren Kammerknechten verübten Gräuel. König Karl befahl im Jahr 1350 den Rathmannen zu Breslau, alle diejenigen, welche Juden ermordet hätten, einzuziehen und ihnen ihr Recht zu thun. Herzog Albrecht von Oesterreich sandte nach Krems, wo ebenfalls die Juden theils erschlagen, theils zur verzweifelten Selbstverbrennung genöthigt worden waren, zahlreiches Kriegsvolk, und ließ viele Schuldige fangen und in finstere Kerker werfen. Bei dieser Gelegenheit wurden viele Dörfer von den rohen Söldnern geplündert; die Bürger von Mautern mußten sechshundert, die von Krems und Stein vierhundert Pfund Strafgeld bezahlen. Drei der Plünderer büßten ihr böses Thun am Galgen, mehrere andere starben im Kerker, die übrigen mußten sich alle mit schweren Geldsummen los-

kaufen. Gegen den Herzog aber erhob sich bitterer Unwille, daß er um der Juden willen christliche Leute gestraft habe, und noch jetzt ist in den Zeitbüchern diese Volksstimme vernehmbar.

Noch eifriger als die weltlichen Obrigkeiten nahm der Papst der verfolgten Juden sich an. Schon im Juli 1348 hatte er eine Verordnung erlassen, welche auf das strengste verbot, die Juden gewaltsamer Weise zum Christenthum zu bekehren. Darauf, als das Volksgerücht den Juden die Erregung der Pestseuche zuschrieb, suchte er die Ungereimtheiten desselben anschaulich zu machen. „Das öffentliche Gerücht," heißt es in der deßhalb erlassenen Verordnung, „oder vielmehr die öffentliche Schmach hat neulich vor unsere Ohren gebracht, daß einige Christen die Pestseuche, womit Gott die Christenheit um ihrer Sünden willen heimsucht, auf Anreiz des Teufels fälschlich den Giftmischereien der Juden zuschreiben, und so in dieser Leichtgläubigkeit mehrere Juden, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, getödtet haben; daß ferner diese Raserei nicht aufhört, obwohl die Juden bereit sind, sich wegen dieser Anklage vor den gehörigen Richtern zu stellen, sondern immermehr zunimmt, wodurch denn der Irrthum, dem nicht widerstanden wird, gebilligt zu werden scheint. Wie streng wir nun auch die Juden in dem Falle, daß sie des gedachten Verbrechens wirklich schuldig oder mitwissend befunden werden sollten, mit der gebührenden Strafe zerschmettern würden, so ist doch bei dem Umstande, daß diese Pest unter allen Himmelsstrichen die Juden selbst sowohl als die Völker, bei denen gar keine Juden wohnen, hinweggerafft, keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die letztern dieses Verbrechen wirklich begangen haben sollten." Demnach werden die Erzbischöfe, Bischöfe und alle geistlichen Obrigkeiten aufgefordert, dem Volke in den Kirchen die päpstlichen Befehle zu verkündigen und die Ungehorsamen mit der Strafe des päpstlichen Bannes zu belegen. Leider war die Wirkung dieser Maßregeln nur gering, vielmehr folgte man den Eingebungen des Wahnglaubens und des Volkshasses. Der letztere insbesonders war zu mächtig und ging zu natürlich aus dem Mißverhältniß hervor, in welchem die christlichen Einwohner gegen die durch die Bande des Volksthums, der Religion und des gemeinsamen Erwerbs verknüpfte Genossenschaft der Juden standen, als daß die päpstlichen Ermahnungen ihn hätten erschüttern können. Um ihres Vortheils, ja um ihrer Selbsterhaltung willen, suchten die Christen ihrer durch die Macht des Geldes schon überlegenen Nebenbuhler sich zu entledigen, so lange sie selbst noch an Zahl die Stärkeren waren. Der sicherste Beweis aber, welch' große Mittel die Juden in

Händen hatten, liegt in dem Umstande vor Augen, daß sie trotz des furchtbaren über sie ergangenen Unglücks nach wenigen Jahren an den meisten Orten ebenso zahlreich wie zuvor waren, und in ihren Reichthümern neuen Stoff für abermalige Ausbrüche der Volkswuth bereiteten.

Es ist hier der Ort, noch Einiges über das Verhalten der Kirche gegen die Juden im Mittelalter vorzubringen, da man so gern die Verfolgung der Juden von der Intoleranz der Kirche herleitet, während die Juden in der That an der Kirche ihre Beschützerin gegenüber der Volkswuth gefunden haben. Insbesondere war es Grundsatz der Päpste, wie schon Gregor der Große ihnen das Beispiel gegeben, die Juden in den ihnen eingeräumten Rechten zu schützen. Wenn die vertriebenen Päpste des zwölften Jahrhunderts wieder nach Rom zurückkehrten, zogen ihnen mit den Uebrigen auch die Juden in ihren festlichen Kleidern entgegen, indem sie die Thora vor sich her trugen, und Innocenz II. betete bei solcher Gelegenheit für sie, daß Gott die Hülle von ihrem Herzen nehmen möge. Der Papst Innocenz III. erließ im Jahre 1199 eine Verordnung, durch welche er die Juden gegen Bedrückung in Schutz nahm. „So sehr auch der Unglaube der Juden zu tadeln sei," — schrieb er — „so müßten sie doch, weil der christliche Glaube durch sie wahrhaft bestätigt werde, von den Gläubigen keine schweren Bedrückungen erleiden." Er beruft sich hier auf das Beispiel seiner Vorgänger, welchen er nachfolge: „Keiner solle sie mit Gewalt nöthigen, sich taufen zu lassen, nur wenn Einer zu erkennen gebe, daß er aus freiem Willen Christ werde, solle man ihn durch nichts hindern dürfen, die Taufe zu empfangen; denn wer gezwungen zur christlichen Taufe komme, der könne kein wahrhaft Gläubiger werden. Keiner solle sie im Besitze ihrer Güter, in der Ausübung ihrer Gewohnheiten beeinträchtigen. In der Feier ihrer Feste sollten sie nicht auf tumultuarische Weise gestört werden." Dieser Papst ließ es sich angelegen sein, für den Lebensunterhalt der zum Christenthum übergetretenen Juden, welche dadurch ihre bisherigen Erwerbsmittel verloren, zu sorgen.

Da im Jahre 1236 die Juden in Frankreich sich der Wuth der Kreuzfahrer preisgegeben sahen, suchten auch sie Hülfe bei dem Papste, damals Gregor IX. Dieser erließ ein Schreiben, worin er seinen Unwillen über jene Grausamkeit auf das Nachdrücklichste aussprach. Der Papst Innocenz IV., an den sich die Juden aus Deutschland mit Klagen über die Bedrückungen und Verfolgungen, welche sie von weltlichen und geistlichen Fürsten erleiden müßten, gewandt hatten, schrieb zu

ihrem Schutze im Jahre 1248 einen Brief nach Deutschland. Er erklärte hierin das Märchen von der Ermordung eines christlichen Knaben zur Feier des jüdischen Passahfestes für eine grundlose Erdichtung, welche man zur Beschönigung der Habsucht und Grausamkeit gebrauche, um die Juden ohne Untersuchung in der Form des Rechts verurtheilen zu können.

13.
Cola Rienzi.

Dieser Mann von geringer Geburt, aber großen Anlagen und einer guten, auf die Schriften der Alten gegründeten Erziehung, war von der größten Begeisterung für die alten Zeiten durchdrungen, lebte im Geiste nur in der altrömischen Republik und suchte bei seinen Landsleuten eine gleiche Gesinnung hervorzurufen. Er war einer der dreizehn Abgeordneten, durch welche die Stadt Rom dem Papst Clemens (1342) in Avignon zu seiner Wahl Glück wünschen und ihn bitten ließ, wieder seinen Sitz in ihren Mauern zu nehmen. Das hervorstechende Talent des Mannes bewog den Papst, ihn für seinen Dienst zu gewinnen, und ihm die Stelle eines apostolischen Notars zu ertheilen, wodurch er einen täglichen Gehalt von fünf Goldgulden bezog, und aus seiner vorher bedrängten Lage herausgerissen wurde. Nun noch mehr so gestellt, daß er gewissermassen ein Recht hatte, an den Ereignissen des Staats Theil zu nehmen, verglich er die Verwirrung und Rechtslosigkeit der Gegenwart mit seinen Träumen, suchte durch Worte und Sinnbilder die Römer mit seinen Gedanken vertraut zu machen, belehrte sie in eigenen Vorlesungen über die frühere Größe der Stadt, und durfte selbst im Palaste der mächtigen Colonna's die Gesellschaft gleichsam zum Scherz mit seinen Vorträgen belustigen. Aber er hatte den Gedanken an die Herstellung eines sogenannten guten Zustandes so fest erfaßt, daß er in ihm nicht eine bloße Chimäre sah, sondern darauf dachte, ihn zu verwirklichen. So berief er denn, nachdem er durch eine nächtliche Versammlung auf dem Aventin sich eines begeisterten Anhangs versichert hatte, gerade als Stephan Colonna und die meisten Adeligen sich außerhalb der Stadt befanden, durch Trompetenschall eine allgemeine Volksversammlung auf den andern Tag (19. Mai 1347) vor die St. Angelokirche, um den guten Zustand einzuführen. Am Morgen ließ er dreißig Messen lesen, ging dann in voller Rüstung, aber mit bloßem Haupt, der päpstliche Vikar, Raimund, Bischof von Orvieto, ihm zur Seite, begleitet von hundert Anhängern, vor sich her

drei große, mit Sinnbildern verzierte Fahnen, aus der Kirche hervor und in feierlicher Prozession auf das Capitol. Hier hielt er an das Volk eine Anrede, und trug demselben seine Vorschläge vor, durch welche hauptsächlich die Macht und Gewaltthat des Adels gebrochen werden sollte. Die Zustimmung zu Maßregeln, die nur zweckmäßig waren, war allgemein, die wenigen in der Stadt anwesenden Edlen wußten nicht, was sie thun sollten; so wurde ihm denn alle Gewalt zur Ausführung seiner Beschlüsse übertragen. Stephan Colonna kam eilends zurück, zerriß die von Rienzi ihm überschickte Weisung, sich aus der Stadt zu entfernen, ward aber von der Volksmenge, die durch die Sturmglocke zusammengerufen wurde, genöthigt, sein Heil in eiliger Flucht zu suchen; ihm folgten die übrigen Adeligen. Rienzi selbst und der Bischof Raimund wurden zu Tribunen ernannt, mit welchem Titel er die Vertheidigung des Volks, aber auch die höchste Gewalt verbunden glaubte. Die großen Barone, die Colonna, Ursini, Savelli, Frangipani, wurden für die Sicherheit der Landstraßen verantwortlich gemacht; für den Schutz der öffentlichen Ordnung wurde in den dreizehn Quartieren der Stadt eine stehende Armee gebildet, die Getreidezufuhr durch regelmäßige Hafenschiffe gesichert, und die Einkünfte der päpstlichen Kammer zur Erhaltung dieser Einrichtungen verwendet. Mit wirklich bewundernswürdigem Glück hatte Rienzi gleichsam in einem Nu eine Räuberhöhle in eine geordnete Stadt verwandelt. Der geringste Frevel, er mochte begangen sein, von wem er wollte, ward unerbittlich gestraft, die besondern Freiheiten einzelner Häuser aufgehoben, und sogar ein Ursini wegen Räubereien gehenkt. Dieses glückliche Fortschreiten auf seinem Wege, dem sich kein Kaiser, kein Papst widersetzte, steigerte Rienzi's Phantasie noch weiter zu der Idee, Rom, wie es vor Alters gewesen sei, zur Hauptstadt eines großen Staats zu machen, und Boten wurden daher von ihm an alle Städte und Fürsten ausgesendet, die ganze Welt zur Anerkennung des guten Zustandes zu bewegen. Auch empfing er wirklich von Venedig, Florenz, Siena, Perugia und andern kleinern Staaten völlige Anerkennung, ja selbst Ludwig von Ungarn brachte den Mord seines Bruders durch die Königin Johanna von Neapel vor seinen Richterstuhl. In Avignon war Alles in Verwunderung und Erstaunen, und Petrarca schmeichelte sich alles Ernstes, daß durch Rienzi das alte Rom in seiner Würde möchte wieder hergestellt und das abendländische Babel vernichtet werden. Aber der Tribun, von seinem Glücke betäubt, verlor die Besonnenheit und Nüchternheit, die ihm ohnedieß nur in geringem Grade eigen war. Er legte sich die Titel

eines Vertheidigers von Rom, Befreiers von Italien, Freundes der Menschheit, der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des Tribunus Augustus bei, nahm äußern Prunk an, ließ sich zum Ritter schlagen, lud den Papst und die beiden Könige Ludwig und Karl vor sich, nebst allen Kurfürsten, erklärte alle Städte Italiens für frei und gab ihnen Antheil an der nächstens zu haltenden Kaiserwahl. Sich selbst ließ er, um die sieben Gaben des heiligen Geistes vorzustellen, mit sieben Kronen von verschiedenem Metall krönen, und sein früher einfaches Privatleben nahm nun alle Ueppigkeit eines fürstlichen an, sowie er auch seine Familie aus ihrem Dunkel und ihrer Bedeutungslosigkeit herauszog und mit fürstlicher Huld überhäufte.

Aber zu empörend war den edlen Römern der Gedanke, daß ein Mann, dessen Träumereien ihnen vorher zur Belustigung und zum Spott gedient hatten, eine Herrschaft erlangt hatte, der sie selbst sich unterwerfen mußten, und rachebrütend verbanden sich die feindlichen Geschlechter Orsini und Colonna zum Sturz des Tribuns. Meuchelmord ward zuerst versucht, aber der Mörder ward ergriffen, auf der Folter zum Geständniß gezwungen und den Großen nun eine neue Demüthigung bereitet. Rienzi ließ fünf von den Orsini und drei Colonna auf das Capitol laden, hier aber sofort verhaften, das Volk durch die große Glocke berufen und nun über die Verhafteten einen Hochverrathsprozeß eröffnen. Keine Hand, keine Stimme erhob sich zu ihrer Vertheidigung; sie wurden in einsame Kerker, daselbst die Nacht zuzubringen, abgeführt, und der hochgefeierte Freund Petrarca's, Stephan Colonna, bat dringend seine Wächter, ihn durch den Tod von dieser schmählichen Knechtschaft zu befreien. Am nächsten Tage schien ihr Ende beschlossen; ein Geistlicher nahm ihnen das Bekenntniß ihrer Sünden ab, und auf dem Capitol war Alles zu ihrer Hinrichtung bereit. Da aber trat Rienzi selbst als ihr Anwalt auf, und in einer künstlichen Rede bat er das souveräne Volk, ihnen zu verzeihen und verbürgte sich selbst für ihr künftiges gutes Benehmen. Die Gefangenen mußten versprechen, mit allen ihren Kräften den guten Zustand fördern zu wollen, mußten einen Eid der Lehenstreue schwören, hierauf mit Rienzi das Abendmahl nehmen, und wurden zuletzt nicht nur in alle ihre Rechte und Würden wieder eingesetzt, sondern mit noch neuen Ehrentiteln besonders begnadigt. Allein der Grimm der Geschlechter ward dadurch nur gesteigert. Nach einigen Wochen entwichen die Orsini und Colonna aus Rom, und jene begannen nun aus Marino offenen Krieg gegen die Stadt. Schon waren auch die von Rienzi gegen sie geführten

Schaaren von Marino zurückgeschlagen worden, und Rienzi's Ungeschicklichkeit als Feldherr lag am Tage, als die Colonna einen Angriff auf Rom selbst versuchten, in der Hoffnung, mittelst geheimen Einverständnisses sich der Stadt zu bemächtigen, aber in einem heftigen Kampfe von der Masse des römischen Volks besiegt, und Viele von den Edlen erschlagen wurden. Das feige und rachesüchtige Benehmen Rienzi's, der die gefallenen Edlen mit verächtlichem Hohn behandelte, empörte selbst die Römer, und sein Untergang würde jetzt auch ohne die Bemühung des Adels nicht mehr ferne gewesen sein. In der Stadt selbst bildete sich eine Opposition gegen ihn, seine Kriegs- und Salzsteuer erbitterte das Volk, und nun trat auch die geistliche Macht gegen ihn auf. Clemens hatte einen Legaten, Bertrand de Deux, nach Italien geschickt, der Anfangs mit Rienzi unterhandelt hatte, nun aber den Bann gegen ihn aussprach, ihn seines Tribunenamtes entsetzte, und als Rebellen, Kirchenräuber und Häretiker erklärte. Der neapolitanische Graf Giovanni Pepino da Minorbini warf sich mit hundertundfünfzig Reitern nach Rom und verbarrikadirte das Quartier der Colonna; und Rienzi, nicht im Stande das Volk zu seiner Vertheidigung zu bewaffnen, sah ein, seine Macht sei zu Ende, legte weinend über die Undankbarkeit der Menschen seine Würden nieder, verließ den Palast, zog sich in die Engelsburg zurück, und entfloh von hier, als Pilger verkleidet, der Rache seiner Feinde. Die Lage Rom's, das nun von dem Legaten, nebst einem Colonna und Orsini als Senatoren verwaltet wurde, war zunächst nur verschlimmert, die alten Parteikämpfe der edlen Geschlechter brachen auf's Neue aus, und die Römer sehnten sich nach dem guten Zustand des Tribunen zurück, der nun in abenteuerlicher Irrfahrt, geächtet und doch gefürchtet, einen Zufluchtsort suchte. Nachdem er sich zuerst einige Zeit lang in Italien umhergetrieben, wandte er sich an Kaiser **Karl IV.**, um in dessen Auftrag und Schutz nach Rom zurückzukehren. Allein der praktische, nüchterne Karl lieferte den phantastischen Tribunen dem Papste nach Avignon aus. Dort wußte aber Rienzi schlau und beredt nicht nur die wider ihn erhobenen Klagen zu entkräften, sondern sogar das Vertrauen des Papstes Innocenz VI. wieder zu gewinnen. In Rom war so eben der Parteikampf der Großen wieder mit aller Wuth ausgebrochen und wieder war es ein päpstlicher Notar und ein Mann aus dem Volke, Namens **Franzesco Baroncelli**, dem es gelang, Cola's Stelle als Tribun zu spielen. In Avignon sah man staatsklug ein, daß Baroncelli nur durch den edlern und geistigern Rienzi zu überwinden sei, und so sandte man

letzteren mit dem Kardinal Albornoz nach Rom zur Unterwerfung der Stadt und Italiens. Rienzi erschien als Senator, von Albornoz vorausgeschickt. Mit Jubel empfing ihn das wankelmüthige Volk am 1. August 1354 und Baroncelli war verloren. Abermals mißbrauchte aber Cola sein Glück und seine Macht, legte unkluge Steuern auf, konnte seine Leibwache nicht bezahlen, und dachte nicht an den Groll des Hauses Colonna. Zudem war sein und seines Regiments Charakter ein ganz anderer geworden und ein Schwanken seines Benehmens und seiner Maßregeln trat zu Tage. Es entstand ein Volksaufruhr, dem das Haus Colonna wohl nicht fremd war; man legte Feuer an seine Wohnung; der Senator wollte entfliehen, ward erkannt, und der noch eben angebetete Mann des Volkes wurde von den Römern (am 4. Oktober 1354) erschlagen.

14.
Karl's IV. Politik und Charakter.

Als deutscher Kaiser befolgte Karl IV. eine eigennützige kleinliche Politik. Er erweiterte sein böhmisches Erbreich auf Unkosten der Deutschen, opferte seiner Hausmacht zu Gefallen einen großen Theil der kaiserlichen Gewalt, und gab die Nation, statt sie in ihren Rechten gegen die Räuber und Despoten zu schützen, der Habgier und Herrschsucht derselben preis. Ihm war das deutsche Kaiserthum nur Mittel, nicht Zweck, und daher verdiente Karl in Rücksicht auf Italien wohl die Vorwürfe, mit welchen der Dichter Dante Rudolf von Habsburg und seinen Sohn Albrecht unverdienter Weise überhäuft hat. Er gewann auf seinem letzten Römerzug keine andere Ehre, als die von einer leeren Ceremonie, die Krönung seiner Gemahlin. In Deutschland vermehrte er durch Verpfändung kaiserlicher oder freier Städte und die rastlose Thätigkeit, mit welcher seine Kanzlei Diplome austheilte, die Anarchie und die unaufhörlichen Raubfehden der Ritter und Fürsten.

Um ohne allgemeine Schilderungen und ohne Prunk der Worte die im ganzen Reiche waltende Verwirrung anschaulich zu machen, brauchen wir nur einen Blick auf den Zustand der Mark Brandenburg und auf die Lage der Dinge in Schwaben, in Franken und am Rhein zu werfen.

Die Ritter, oder vielmehr die ritterlichen Räuber, die man Stellmeisen nannte, machten in der Mark und Mecklenburg alle Straßen unsicher, nahmen die Waaren weg und beraubten die Nachbarn, und Markgraf Otto vermochte so wenig in seinem Lande, daß endlich die Herzöge

von Mecklenburg und die Stadt Lübeck die Handhabung der Polizei und der Kriminaljustiz statt seiner übernehmen mußten; diese zerstörten nämlich in einer Gegend der Mark die Raubschlösser, und verfuhren mit den Rittern wie mit gemeinen Straßenräubern. Dadurch wurden freilich die raubenden Herren in andern Gegenden nicht abgehalten, mit regelmäßigen Heeren Plünderung und Zerstörung zu üben, während ihre Nachbarn, die niedersächsischen Ritter, Otto's Ohnmacht zu Raubzügen in sein Land benutzten, und zu gleicher Zeit von den andern Seiten her nicht nur rohe Polen in Brandenburg einfielen, sondern auch die Pommer'schen Herzöge bis zum Jahre 1372 einen verheerenden Fehdekrieg mit Otto führten. Ganz ähnlich war der Zustand anderer Theile des Reiches. Die herrschende Unordnung und die zunehmende Verwickelung der Verhältnisse wurde insbesondere noch durch den Umstand befördert, daß neben den geistlichen und weltlichen Fürsten auch die Städte eine große Bedeutung erhalten hatten. Die sogenannten Reichsstädte hatten Reichthum und Ansehen erlangt und waren ganz selbstständig geworden, weil sie sich durch eigene Kraft zu schützen wußten, und ihre bewaffnete Bürgermacht das, was ihr an Uebung in ritterlichen Waffen abging, durch den Gebrauch großer Büchsen ersetzte. Die Meisten von ihnen befanden sich jedoch, wenigstens in Oberdeutschland, in einer eigenthümlichen Lage, weil in ihnen ein Patriciat bestand. welches zum Theil der Ritterschaft angehörte, und wie in Italien liegende Güter und Herrschaften besaß, zum Theil der Stadt einverleibt und durch diese mächtig war. Außerdem bildeten in den meisten Städten gewisse Quartiere oder einzelne Personen und Häuser, welche unter der Gerichtsbarkeit eines bestimmten Bischofs standen, sowie die innerhalb der Mauern liegenden selbstständigen Stifter und Klöster einen förmlichen Staat im Staate, und die Gränze zwischen republikanischer und Municipalfreiheit war nicht genau bestimmt. Das Letztere war besonders zur Sprache gekommen, als Karl IV. sein kaiserliches Recht über die Städte, welches sie willig anerkannten, sehr oft finanziell benutzte und gerade den Landherren, denen diese kaiserlichen Städte, wie sie selbst sich gern nannten, entgehen wollten, die Vogtei über sie ertheilte oder auch die Städte selbst zu Pfand gab. Nicht weniger verwickelt war das Verhältniß der reichsunmittelbaren und der mittelbaren Ritterschaft, welche mit den Landherren durch Verwandtschaft und Verbindung zusammenhing, weil Beide den meisten Fürsten, die nur erst nach und nach aus ihnen hervorgetreten waren, an Adel ganz gleich standen. Die Ritterschaft nahm mit eben dem Rechte, wie die Fürsten,

den Vorzug in Anspruch, ihre Streitigkeiten mit Lanze und Schwert zu entscheiden, und war den Fürsten, welche keine andere Kriegsmacht als diese Ritterschaft selbst hatten, durch enge Verbindung unter sich im Felde gewachsen und oft überlegen. Die Ritter befolgten das Beispiel der Städte und Fürsten, welche das, was durch Reichsgerichte und den Kaiser nicht zu erlangen war, d. h. eine rechtliche Ordnung und die Ausführung der gesprochenen Urtheile, durch Bündnisse zu erlangen suchten; sie setzten diesen Bündnissen ähnliche Verbindungen entgegen, um durch vereinigte Kraft das Faustrecht zu behaupten.

Diese Bündnisse der Ritter knüpften theils Familien, theils Gaue zusammen, theils umfaßten sie ganz entlegene Gegenden. Es bestanden solche unter den verschiedensten Benennungen, in Mecklenburg, in Sachsen, in Brandenburg, in Westphalen, in Thüringen, in Hessen, am Rhein, besonders aber in Schwaben, wo es keinen bedeutenden Fürsten gab, bis sich die Grafen von Würtemberg durch Raub und Mord übermächtig machten. Es bestand z. B. in Hessen ein Sternenbund, welcher dreihundert fünf und fünfzig Inhaber von Schlössern oder im Ganzen mehr als zweitausend Herren aus Hessen, Westphalen, Franken und der Wetterau umfaßte, und einen aus dem Wappen des Bundes-Hauptmannes, des Grafen von Ziegenhain, entlehnten Stern als Abzeichen hatte. In Westphalen bestand, wie in Schwaben, ein Bund der Schlägler, welcher eine kleine Keule zum Bundeszeichen hatte; im Breisgau, am Rhein, und zum Theil auch in der Wetterau waren die Ritter vom Löwen, in Schwaben die von St. Wilhelms- und vom St. Georgenschild u. s. w. Alle diese Verbindungen betrachteten den Raub ebenso wie die Jagd als ein Vorrecht edler Ritter und waren besonders gegen die zur Erhaltung ihrer Bürgerfreiheit und ihres Gewerbes und Handels mit einander verbundenen Städte gerichtet. Sie brachten das Reich fast in denselben Zustand, in welchem heut zu Tage Kurdistan, Arabien und ähnliche Länder sich befinden.

Karl IV. folgte in Bezug auf diese Verhältnisse, wie in allen andern Dingen, der damals in Italien herrschenden Politik, oder mit andern Worten, er huldigte dem allgemein anerkannten Princip der neueren Zeit, seine Grundsätze und Maßregeln den augenblicklichen Umständen anzupassen. Bald war er Freund der Städte, begünstigte ihre Bündnisse und befreite sie von Vogtei und Verpfändung, bald wies er wieder bei Geldanlehen seine Gläubiger auf die sparsamen und fleißigen Bürgerschaften an, oder verlieh solchen Landherren, welche diesen am meisten

feindlich waren, das Schutz- und Gerichtsrecht über sie. Hauptgegner der Städte war damals Eberhard der Greiner von Würtemberg, sowie nach Karl's Tode Leopold II. von Oesterreich. Karl hatte den Grafen Eberhard zuerst gegen die Städte gebraucht und zum Reichsvogt in Schwaben ernannt, dann aber um der Städte willen bekriegt. Gleich nachher war Eberhard in so gutem Einverständniß mit ihm, daß er von ihm zuerst unter den deutschen Fürsten geschlossene Landeshoheit erlangte, aber von allen Gerichten, außer den höchsten Reichsgerichten, ausgenommen wurde. Auch erhielt er die ihm zuvor abgenommene Vogtei wieder. An Frieden war seitdem in Schwaben nicht zu denken. Bald nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser gerieth Eberhard mit dem Ritterbunde der Schlägler, der ihn damals durch einen nächtlichen Ueberfall im Städtchen Wildbad beinahe gefangen nahm, in Krieg, und zog, mit den Städten verbündet, gegen denselben zu Felde. Unmittelbar nachher bekriegte er wieder die Letzteren, als sich einunddreißig derselben zu einem Bunde gegen die Ritterschaft vereinigten. Er erpreßte bei dieser Gelegenheit beträchtliche Summen und da er vom Kaiser beauftragt war, des Reiches Steuern von den Städten einzutreiben, so konnte er ganz sicher sein, daß Karl sein Verfahren billigen werde. Die Städte geriethen daher auch in große Bewegung, als Karl 1376 die Erwählung seines Sohnes Wenzel zu seinem Nachfolger von den Fürsten mit Geld und von der Ritterschaft mit glänzenden Festen erkaufte, und dieser Ausgaben wegen die schwäbischen Städte Weil, Eßlingen und Gmünd, sowie einige Dörfer von Rottweil für vierzigtausend Gulden an Eberhard verpfändete. Achtzehn Städte vereinigten sich zum Widerstand gegen diese Ungerechtigkeit, und der Kaiser zog, um sie zu demüthigen, mit einer Kriegsmacht gegen sie. Er scheiterte aber dießmal vor Ulm fast auf dieselbe Weise, wie er einst vor Zürich gescheitert war, und mußte um seiner kaiserlichen Ehre willen froh sein, als die Herzöge von Bayern die Vermittelung übernahmen. Er entbot damals die Städte nach Nürnberg, vorgeblich um die Sache auf dem Wege Rechtens abzumachen, in der That aber um Alles beim Alten zu lassen. Die Städte verharrten daher bei ihrem Widerstande, und Fehden und Verwüstungen wurden daher so allgemein, daß Karl seinen Sohn Wenzel nach Deutschland schicken mußte, um in seinem Namen Gericht und Recht zugleich gegen Herren und Städte geltend zu machen. Glänzend war der Erfolg dieser ersten und einzigen Erscheinung Wenzel's im Reiche, welche bloß innere deutsche Angelegenheiten zum Zweck hatte, durchaus nicht, obgleich Wenzel auf kurze Zeit

seinen Sitz in Rothenburg an der Tauber nahm, und für Franken, Bayern, Südschwaben und den Mittelrhein einen sogenannten Landfrieden zu Stande brachte; denn der Krieg wüthete in Nordschwaben fort, und gerade der kaiserliche Vogt Eberhard zeigte sich dabei als der wildeste unter den ritterlichen Räubern. Ein besonders glücklicher Zufall schaffte indessen damals den Städtern Ruhe: Eberhard's Sohn, Ulrich, erlitt nämlich bei einem Angriffe auf Reutlingen eine solche Niederlage, daß die Ritterschaft vor der Hand ihren Kampf einstellen mußte, um sich zu erholen. Dieß bewog auch den Kaiser zu einem Schritte, welcher den Städten endlich Ruhe und Sicherheit zu verschaffen schien. Weil diese sich nämlich als die Mächtigern erwiesen hatten, so suchte Karl vor seinem Ende seinem Sohne die Freundschaft derselben zu verschaffen. Er nahm daher (1378) Eberhard dem Greiner die Vogtei wieder ab, übertrug sie dem Freunde und Bundesgenossen der Städte, dem Herzog Friedrich von Bayern, welcher schon die Landvogtei Elsaß hatte, befreite die größeren schwäbischen Städte von der Verpfändung an Eberhard, und ließ ihm nur die kleineren Orte als Unterpfand seiner Schuld.

Wir haben hiemit an einigen Beispielen den Geist der Regierung und Politik Karl's IV. deutlich gemacht. Wir wollen seine Charakteristik durch das Bild seiner Persönlichkeit vervollständigen.

Karl war nach der Schilderung eines Zeitgenossen, des Florentiners Matthäus Villani, von mittelmäßiger Größe und etwas ausgewachsen, so daß Kopf und Hals sich meist vorwärts drückten. Das Gesicht war breit, die Augen groß, die Backen dick, Bart und Haare schwarz, das Vorderhaupt kahl. Seine Kleidung war von gutem Tuche, ein stets zugeknöpfter, bis an die Knie reichender Rock ohne Stickerei oder Besatz. Seine Gesundheit wurde nur einmal in seinem Leben durch eine kurze Krankheit unterbrochen. Im sechsundfünfzigsten Jahre verlor er den ersten Zahn, der ihm alsbald nachwuchs. Bei Reden und Vorträgen, die an ihn gehalten wurden, hatte er die Gewohnheit, kleine Weidenstäbe in Stücke zu schneiden, und seine Augen von einem der Anwesenden zum andern zu werfen, nur nicht auf den Redenden, von dessen Worten ihm jedoch keines entging. Von diesem Vergnügen Karls an Schnitzwerk zeugen noch einige von ihm gefertigte Arbeiten, Betstühle, Marienbilder und Kreuze, die auf seiner Burg Karlstein in Böhmen vorgewiesen werden. In seinem Glauben war Karl ein strenger Anhänger aller Kirchensatzungen, und ein demüthiger Anhänger des päpstlichen Stuhls. Er hatte eine besondere Verehrung für Gebeine der Heiligen und Märtyrer,

deren er auf seinen vielen Reisen eine große Menge erworben hatte, und die er kostbar verziert in Prag einmal des Jahres dem Volke vorzeigen ließ; doch mag man auch die prächtigen Bauten erwägen, die aus dieser Neigung zum Aeußern kirchlicher Dinge hervorgingen. Wenn er auf seiner Burg Karlstein war, ließ er sich zuweilen mehrere Tage lang in einer Kapelle einsperren, und Speise und Trank durch eine enge Oeffnung sich reichen. Auf Reisen beobachtete er die sinnvolle Gewohnheit, in jeder Stadt, in die er kam, an der Hauptkirche abzusteigen, und erst nach verrichtetem Gebet in sein Quartier zu ziehen. In der Bibel war er wie ein Gottesgelehrter belesen, und setzte darüber mehrere Auslegungen auf.

Aber auch in weltlichen Wissenschaften war Karl wohl unterrichtet. Er redete fünf Sprachen, schrieb, wie eine unvollendete, von ihm selbst aufgesetzte Lebensgeschichte und viele noch vorhandene Briefe bezeugen, das damals übliche Latein mit großer Fertigkeit und fand Geschmack am Umgange mit Gelehrten, mit deren berühmtesten, Petrarca und dem Rechtsgelehrten Bartolus, er in persönliche Verhältnisse trat. Wenn er sich in Prag von Staatsgeschäften erholen wollte, pflegte er das von ihm gestiftete Collegium Carolinum selbst zu besuchen und an den gelehrten Streitigkeiten der Lehrer und Lernenden Theil zu nehmen. Besonders lag ihm die Geschichte seines Vaterlandes Böhmen am Herzen. Um die Chronik des Cosmas von Prag vom Untergange zu retten, ließ er sie aus einer alten von Motten durchfressenen Handschrift dreimal auf's Neue abschreiben. Vier angesehene Männer wurden von ihm mit der Geschichtschreibung beauftragt. Auch an der Naturgeschichte und Naturlehre fand Karl Gefallen, aber die Vermuthung ist nicht ohne Grund, daß er dabei vornehmlich dem Geheimniß, Gold zu machen, oder den Stein der Weisen zu finden, nachgestrebt habe.

Trotz seiner vielen Feldzüge wird Niemand Karl'n für einen kriegerischen Fürsten halten. Listige Zusagen, berückende Hoffnungen, zweideutige Verträge, vortheilhafte Käufe, Erbverbrüderungen und Heirathen waren die Waffen, die er lieber und geschickter als Schwert und Lanze zu führen pflegte. Solches Thun hat nie die Bewunderung oder Theilnahme in Anspruch genommen. Doch scheint dem Kaiser nicht sowohl persönlicher Muth, von dem er in früheren Jahren mehrere Beweise gegeben, als die Lust, sein Glück auf den Ausgang der Schlacht zu stellen, gefehlt zu haben.

Darin glich der vierte Karl dem ersten und größten Kaiser seines

Namens, daß er ein großer Freund des Ackerbaues und der Haushaltungskunst war. Wenn er in Böhmen reiste, mußte ihn immer der Herr des Guts, durch dessen Gebiet er zog, begleiten, um von seiner Landwirthschaft Rechenschaft zu geben, oder des Kaisers Rathschläge über Anlagen von Teichen, Schäfereien, Hopfengärten und Weinbergen zu hören. Die von ihm bei Melnek, Prag und am Karlsteine gepflanzten Weinberge sind noch vorhanden.

In seinem persönlichen Wesen war Karl leutselig und herablassend. Wenn er vor dem Throne seines Palastes zu Gericht saß, hatte ohnehin Jedermann freien Zutritt; aber auch außerdem besprach er sich gern mit Geringern. Als er die Neustadt Prag baute, maß er die Gassen mit eigener Hand aus, und besprach sich stundenweise mit den Baumeistern und Maurern. Nach dem Beispiele Rudolf's von Habsburg besuchte er zuweilen die Bürger in ihren Häusern, und ließ sich ihre Bewirthung gefallen. Einst setzte ihm ein reicher Prager eine Schuldverschreibung, welche Karl ihm ausgestellt hatte, vor, um sie als bezahlt zu vernichten. Ein andermal ließ er in einem Garten, wo er speiste, arme Leute, die ihm zusahen, an einem gedeckten Tisch neben sich sitzen, und trank mit ihnen, zum großen Verdruß seiner Hofleute, aus einerlei Becher. Sowohl an einzelne Privatpersonen als an Stadtgemeinden erließ Karl oft freundliche Schreiben; die Freibriefe, die er der Stadt Breslau ausgestellt hat, enthalten viele Versicherungen seines Wohlwollens und seiner Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste.

Vornehmlich aber war es das Königreich Böhmen, das sich der guten Eigenschaften Karl's zu erfreuen hatte und nicht mit Unrecht haben schon Aeltere, unter ihnen Kaiser Maximilian, bemerkt, daß er für dieses Land ein Vater, für das heilige Römische Reich aber ein Stiefvater gewesen. Seine Vorliebe für dieß sein eigentliches Vaterland erstreckte sich so weit, daß er mit gebornen Böhmen die kaiserliche Hofkanzlei und die vornehmsten Reichsämter besetzte, ihnen deutsche Bisthümer und Erzbisthümer gab, und es sogar in der goldenen Bulle den Söhnen des Kurfürsten zur Pflicht machte, die böhmische Sprache, die er in einigen Urkunden die liebe und süße nennt, zu erlernen. So scheint er die Absicht, wenigstens den Wunsch gehabt zu haben, die Böhmen zur herrschenden Nation in Deutschland zu erheben und das ganze Reich ihnen unterthänig zu machen. In der That scheint Böhmen zur Zeit Karl's des Vierten einer der blühendsten Staaten Europa's gewesen zu sein; nicht umsonst rühmte sich Karl, er könne die Prager Thürme mit Gold

decken lassen. Der kaiserliche Hof und die Anwesenheit vieler Fürsten und Grafen machten Prag zu einer glänzenden Stadt. Ein bedeutender, von wenigen Lasten und keinem Zwange beschwerter Handel, ein gesegneter Ackerbau und sehr ertragreiche Goldbergwerke schufen den Wohlstand und die innere Volkskraft, welche selbst den Sturm des Hussitenkrieges zu überstehen vermochte.

15.
Die goldene Bulle.

Karl's des Vierten eigenthümliche aber unermüdliche Thätigkeit beschränkte sich auf Schreiben und Unterhandeln, und man würde kein Ende finden, wenn man alle Tausch- und Kaufverträge, Erbverbrüderungen und andere Urkunden, die er sowohl in Böhmen als in Deutschland schreiben und untersiegeln ließ, aufzählen wollte. Es galt ihm dabei bloß um die Bereicherung seiner eigenen Familie; am Ende aber machte doch Gott alle diese egoistische Klugheit an seinen Söhnen zu Schanden. Nur eine einzige von seinen vielen, mit goldenen Bullen oder Kapseln versehenen Verordnungen bleibt stets ein vor allen anderen kaiserlichen Decreten merkwürdiges historisches Document. Dieß ist das im Jahre 1356 erlassene und unter dem Namen der goldenen Bulle berühmt gewordene Grundgesetz der unseligen deutschen Vielherrschaft. Auch dieses Gesetz ging, wie Alles, was Karl that, zunächst aus Privatrücksichten hervor; doch hatte er dabei unstreitig die rühmliche Hauptabsicht, den Papst mit aller möglichen Schonung inskünftige zu hindern, sich die Ernennung der deutschen Kaiser anzumaßen. Die goldene Bulle ist nämlich hauptsächlich ein Gesetz über die Erwählung und Krönung des Kaisers und über das Verhältniß der Kurfürsten zu ihm und zu dem Reich und Karl hatte dabei die doppelte Nebenabsicht, seinem slavischen Erbreich den ersten Platz unter den germanischen, zur Wahl eines Kaisers berechtigten Staaten zu geben und diejenigen deutschen Herren, die es mit ihm gehalten hatten, unter die Kurfürsten einzuschieben; diejenigen aber, deren Familie ihm entgegen gewesen war, für immer von jener Wahl auszuschließen.

Das neue Gesetz bestand eigentlich aus zwei Theilen, von welchen der eine im Jahr 1356 auf dem Reichstag zu Nürnberg, der andere im Dezember desselben Jahres auf einer zweiten Versammlung zu Metz von den Fürsten angenommen und dann bekannt gemacht wurde. Die vielen in demselben enthaltenen, äußerst genauen und sorgfältigen Verfü-

gungen über das Ceremoniel, die Kleidung, die Feierlichkeiten, die Rangverhältnisse u. dgl., sind unstreitig ein Werk des Kaisers selbst; denn prunkende Repräsentation war sein Hauptstudium und im Ornat, in Gold und Purpur zu figuriren, sein liebstes Vergnügen. Alles Uebrige sollen Johann von Neumark und Rudolf von Friedberg ausgearbeitet haben. Die Probe der neu eingeführten byzantinisch-slavischen Auszeichnung des Kaisers, der Kaiserin und der Kurfürsten ward gleich in Metz gemacht. Ueber diese undeutschen Ceremonien und alles Andere, was mit demselben zusammenhängt, Näheres hier anzugeben, wäre zweckwidrige Verschwendung des Raumes; wohl aber ist der eine Umstand hervorzuheben, daß der theologische Kaiser Karl in Betreff der Zahl der Kurfürsten die heilige Zahl Sieben wählte, und zwar, wie er der Lehre seines mystischen Freundes Petrarca gemäß, in dem Gesetz ausdrücklich bemerkt, wegen des wichtigen Zusammenhanges zwischen den deutschen Wahlherren und den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis. Solche in der Offenbarung Johannis vorbedeutete Fürsten mußten natürlich auch große Vorzüge haben. Von diesen handeln daher zwölf ganze Artikel der goldenen Bulle. Das Wichtigste davon ist, daß die Kurfürsten als Kollegium ebenso mit dem Kaiser zu Einer Person gemacht werden, wie das Kardinals-Kollegium Eine Person mit dem Papste bildet, und daß deßhalb auch die Vergehen gegen einzelne Kurfürsten mit denselben Strafen belegt sind, wie die gegen den Kaiser selbst.

Uebrigens enthält die goldene Bulle, wie dieß mit deutschen Verordnungen zu sein pflegt, recht viele vortreffliche und weise Bestimmungen; allein es hat damit auch dieselbe Bewandtniß, die es immer mit den Reichsbeschlüssen hatte. Wenn nämlich auch eine allgemeine Behörde gewesen wäre, welche das Verordnete hätte zur Ausführung bringen können oder wollen, so würde dieselbe doch nirgends eine Militärgewalt gefunden haben, deren sie sich im Nothfalle hätte bedienen können. Dieß gilt nicht von den erwähnten Artikeln über Ceremonien, Formalitäten und Rangverhältnisse, weil solche Dinge in Deutschland stets pünktlich erfüllt werden, sondern von den Bestimmungen, welche zu Gunsten des armen, geduldig leidenden Volkes in der goldenen Bulle gemacht waren. Zu diesen wohlthätigen Bestimmungen, welche erst Jahrhunderte später durch den Fortschritt der Zeit zur Erfüllung gebracht wurden, rechnen wir die Artikel über die Verbindungen der Städte und der Ritterschaft und über die Aufnahme der auf ihren Gütern und Burgen wohnenden Ritterschaften in das Bürgerrecht der Städte oder über die sogenannten

Pfahlbürger. Wir rechnen zu diesen weisen, aber nicht vollzogenen Verordnungen des neuen Reichsgesetzes das Verbot jeder Befehdung und Beraubung ohne vorhergegangene Aufkündigung des Lehens, um den Lehensherrn straflos bekriegen zu können. Wir rechnen dahin die Verordnung über den Landfrieden, eine Verordnung, welche seit Friedrich II. immer erneut und noch zwei Jahrhunderte nach Karl IV. vielfach übertreten wurde, sowie die Verordnungen über den Mißbrauch des Münzrechtes und über die eigenmächtige Errichtung neuer Zollstätten. Wie wenig im deutschen Reich an einen durch dieses Gesetz zu begründenden Landfrieden zu denken war, sieht man daraus, daß in der goldenen Bulle zwischen erlaubten und unerlaubten Verbindungen der Städte und der Ritter unterschieden ward, und daß die Fehden erlaubt blieben, wenn sie drei Tage vor ihrem Beginn angesagt wurden. So wenig Aussicht übrigens auch war, daß die neuen Verordnungen ausgeführt werden könnten, so äußerten doch überall die Städte, der Landadel und die Fürsten schon über den bloßen Versuch, Ordnung zu stiften, ihre Unzufriedenheit. Für das Volk hatte die goldene Bulle noch einen anderen bleibenden Nachtheil, Pedantische Juristen wußten aus dem Wahlgesetze derselben ein neues verwickeltes und schwieriges deutsches Staatsrecht herzuleiten, dieses war mit der Befestigung des römischen Rechtes in deutschen Landen enge verbunden, und in der Folge kam es endlich dahin, daß der gute deutsche Bürger und Bauer weder von seinen einfachsten staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten, noch vom Civilrecht irgend etwas wußte oder begriff. Er mußte das, was ihm die Juristen in barbarischer Sprache offenbarten, als Recht gelten lassen und konnte weder verstehen, was sein Rechtsbeistand im Gericht zu seinen Gunsten vorbrachte, noch was sein Richter gegen ihn aussprach.

16.

Ein Reichshoftag zu Metz.

Je mehr dem neuen Reichsgrundgesetz (der goldenen Bulle) und seinen zahlreichen Gesetztiteln an Inhaltsschwere und Zweckmäßigkeit abging, desto größer war die Feierlichkeit der Bekanntmachung. Kaiser Karl war ein Freund alles Gepränges, und fand in dessen Mühen Erholung und Lust. Also beschloß er seine Weisheit in Einrichtung des Hofdienstes durch die That selbst zu erproben, und veranstaltete in dieser Absicht zuerst seinen feierlichen Einzug in die Stadt Metz, in welcher er

sich schon mehrere Wochen aufgehalten hatte. Zu dem Ende zog er mit allen anwesenden Fürsten und Herren drei Meilen weit hinaus, und kam dann im ganzen Pomp eines gekrönten Kaisers zurück, von seiner Gemahlin, und zu beiden Seiten von den Kurfürsten ganz nach vorgeschriebener Ordnung begleitet; hinter ihm der Delphin von Frankreich, der Cardinal Talleyrand, die französischen Erzbischöfe von Rouen und Sens, die deutschen Bischöfe und Aebte, die Herzöge von Bretagne, Brabant, Schweidnitz, Falkenberg, Teschen und Oppeln, die Markgrafen von Meißen und Jülich und viele Grafen und Ritter. Der Bischof, die Geistlichkeit und die Bürgerschaft von Metz empfingen ihn außer der Stadt, übergaben ihm die Schlüssel und führten ihn in die Hauptkirche. In derselben Nacht wohnte er der Christmetten bei, und sang, im kaiserlichen Schmuck, des Reichsschwert in der Hand, das Evangelium ab, wie ein Gebot ausgegangen vom Kaiser Augustus, die ganze Welt zu schatzen. Aber der Hauptakt war für den ersten Weihnachtstag selber bereitet. Im glänzenden Zuge der Fürsten ritt Karl mit seiner Gemahlin, beide ihre Krone auf dem Haupt, um welches das Haar flatterte, und mit weißen Waffenkleidern angethan, nach dem Dom, wo der päpstliche Legat die erste Messe las, und dem Kaiser und der Kaiserin das Abendmahl reichte, der Erzbischof von Köln aber das Hochamt hielt. Darauf ging der Zug in der ersten Ordnung nach dem Markt. Hier war ein großes Gerüst erbaut, und auf demselben ein Thron für den Kaiser, daneben Gezelte verschiedener Farben mit Tafeln für jede Ordnung der anwesenden Stände. Karl bestieg den Thron, ließ die sieben Titel des Reichsgesetzes verlesen, und ertheilte dann mehreren der Fürsten ihr Lehen. Hierauf setzte er sich an die ihm bereitete Tafel, und die Kurfürsten verrichteten ihre Hofdienste nach der eben verlesenen Vorschrift. Zuerst traten die drei geistlichen Kurfürsten mit den übrigen Prälaten heran, jeder mit einem eisernen Stabe, an welchem das Siegel seines Erzkanzleramtes hing, in der Hand. Der Erzbischof von Trier, weil Metz in seinem Sprengel lag, sprach das Tischgebet, und legte dann mit den übrigen sein Siegel auf den Tisch, aber der Kaiser gab es ihnen allen zurück, und Trier, als Erzkanzler von Gallien, hing es sich um den Hals. Darauf ritt der Herzog Rudolf von Sachsen als Erzmarschall auf einem großen Hengste in einen vor dem Gerüste aufgeschütteten Haber, füllte sein silbernes Maß für die kaiserlichen Pferde, und steckte den silbernen Strichstab in den übrigen Haufen, den sein Untermarschall unter das Volk vertheilte, während er selbst den übrigen Gästen die Plätze anwies. Es

erschien weiter als Erzkämmerer der Markgraf von Brandenburg, Ludwig der Römer, ebenfalls zu Roß mit einem silbernen Becken, und gab dem Kaiser Waschwasser und Handtuch. Nach ihm setzte der Pfalzgraf am Rhein, Ruprecht der Aeltere als Erztruchseß, die vier ersten Speisen auf den kaiserlichen Tisch und kostete vor, und endlich brachte Herzog Wenzel von Luxemburg, des Kaisers Bruder, der den König von Böhmen vorstellte, als Erzschenk den ersten, ebenfalls vorher gekosteten Trunk. Nach den Kurfürsten kamen der Markgraf von Meißen, als Erzjägermeister, und der Graf von Schwarzburg als Unterjägermeister zu Pferde mit ihren Edelleuten und Jagdhunden, und legten unter Jagdruf und Hüfthorngetön einen prächtigen Hirsch und einen großen Eber vor die Tafel des Kaisers. Dieser saß allein an seinem Tisch; an einem andern, einige Stufen unter ihm, die Kaiserin mit dem Delphin von Frankreich und dem Cardinallegaten, noch tiefer unten die Kurfürsten an ihren Tischen. Es war ein großes Mahl, sagt ein Augenzeuge, dessen gleichen niemals gedacht wird. Der Kaiser wechselte an diesem Tage dreimal die Kronen, also daß er zuerst die deutsche, dann die italienische, endlich die kaiserliche trug. Während des Mahls machten Schauspieler und Possenreißer ihre Künste. Zuletzt theilte Karl unter die Kurfürsten kostbare Geschenke aus, und gab einem jeden eine Abschrift des Gesetzbuches mit angehängter goldner Bulle, von welcher dasselbe vorzugsweise vor andern mit ähnlichem Siegel gezierten Urkunden den Namen bekommen. Unläugbar mag das Schauspiel, welches Kaiser und Reich hier unter freiem Himmel vor den Augen des Volkes von Metz und Lothringen aufführten, einen großen Eindruck gewährt haben: verfehlten doch selbst die Reichshöfe, die bei den Kaiserkrönungen des 18. Jahrhunderts gehalten wurden, diesen Eindruck nicht ganz, ungeachtet aller dabei entfaltete Glanz nur als Trugbild der Vergangenheit, höchstens als Bruchstück einer längst verschwundenen Wirklichkeit erschien, und kein weltlicher Kurfürst mehr anwesend war, dem Oberhaupte des Reichs als Hofdiener aufzuwarten. Damals hingegen war dieser Hofdienst dergestalt im Geschmacke der Fürsten, daß auch dießmal über das Recht, denselben zu leisten, ein heftiger Streit entstand. Herzog Wenzel von Luxemburg behauptete nämlich, ihm, der kurz vorher durch einen kaiserlichen Spruch als Herzog von Brabant anerkannt worden war, gebühre als dem Erzmarschall des lothringischen Reichs, auf einem in Lothringen gehaltenen Reichshofe die Vortragung des Reichsschwerts und der ganze Marschallsdienst, und hielt dadurch den schon in Bewegung gesetzten Zug auf, bis der Kaiser und die Fürsten zu Gunsten des Herzogs

Rudolf von Sachsen entschieden, doch wurden ihm durch feierliche Urkunden seine Rechte für künftige Fälle bewahrt. Das Wesen jener Zeiten zu veranschaulichen, scheinen gerade diese Dinge am meisten geeignet.

17.

Die deutschen Städte im 14. Jahrhundert.

Kein reicheres, lebensvolleres Bild hat die Geschichte, als das deutsche Städtewesen dieses Zeitalters. Nur wenige Züge sind uns vergönnt, aus dem Reichthum geschichtlichen Lebens herauszuheben. Als charakteristische Hauptmomente erscheinen der Kampf der Geschlechter und der Zünfte und der deutsche Handel und Gewerbfleiß im 14. Jahrhundert.

Die „Geschlechter," welche im 13. Jahrhundert in den Besitz der obrigkeitlichen Aemter gelangten, gehörten nur kleinsten Theils den Nachkommen der alten kaiserlichen oder bischöflichen Beamten an. Sie hatten sich vielmehr aus den durch Handel und Wandel in die Höhe gekommenen Bürgern gebildet. Diese „altbürgerlichen," rathfähigen, schöffenbaren Geschlechter bildeten jedoch nach dem allgemeinen Charakter der Zeit bald wieder einen geschlossenen Stand, ein städtisches Patriciat, und betrachteten ihr Amt als einen Familienbesitz. Doch standen sie durch ihre bürgerlichen Geschäfte mitten im Volksleben und ergänzten sich fortwährend, namentlich durch Heirathen, aus den angeseheneren und reicheren Zünften. Diese Geschlechter waren es, welche die bürgerliche Freiheit erkämpften, für Kaiser und Reich hinaus in die Schlacht zogen, den Landfrieden schirmten, die Städtebünde stifteten. Vornehmlich auf dieser Grundlage hatte König Rudolf das Reich wieder aufgerichtet; in ihnen pflanzte sich die Liebe zum Hause Habsburg noch lange fort. Damals erlangten sie viele adelige Vorrechte, Lehensfähigkeit, Ritterwürde, Reichsministerialität u. s. w., womit Rudolf gegen seine Freunde nicht geizte. Wie Burgen erhoben sich ihre steinernen Häuser, ihre Hallen und Trinkstuben in den blühenden gewerbsamen Städten. Zeichen, Schilder und Wappen gaben dem steinernen Hause und dem ganzen hochgemutheten Geschlecht, das darin wohnte, den Namen. Da waren in Mainz die Häuser derer „zum Frosch," „zum Rebstock," „zum Blasofen," „zum Gensfleisch," „zum Gutenberge" und viele andere. Auch ihre Trinkstuben und Berathungssäle führten solche Namen, wonach dann die ganze Gesellschaft hieß, wie zu Mainz „die Alten im Paradiese," und die „vom Haus Limburg" in

Frankfurt. Während die Zünfte zu Fuß kämpften mit Hellebarde und Armbrust, auch schon mit Handbüchsen, in denen sich Ulms und Braunschweigs Schützengesellschaften zuerst einübten, und ihre Mauern und Thürme nach Quartieren bewachten, zogen die Herren mit Harnisch und Roß als Ritter in's Treffen; und während ihre Schreiber und Knechte den Reichthum des Hauses geschäftig mehrten, lagen die Herren der ritterlichen Uebung ob. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß die vornehmere Stellung und der Besitz der Regierung oftmals in Uebermuth und Bedrückung ausartete. Konnten sie auch keine eigentliche Tyrannei ausüben — denn gegen eine solche schützte schon dieß, daß Jedermann in der Stadt die Waffen führte und eifersüchtig über seine Rechte wachte — so fehlte es doch nicht an sonstigem Druck und Unfug. Sie schalteten namentlich mit dem städtischen Vermögen oft sehr willkürlich, erfanden neue drückende Gemeindesteuern u. dgl.; so z. B. statteten die Breslauer Rathsherren ihre Töchter mit einer Mitgift aus der Staatskasse aus; sie hielten schwelgerische Gelage und kostspielige Ritterfeste auf Gemeindeunkosten; rohere Junker benahmen sich gegen den geringen Mann oft ungezogen und aufreizend. Die Straßburger Herren z. B. traten nach dem armen Schneider, wenn er zur Bezahlung seiner Rechnung ermahnte; weßhalb sich dort mancher Schneider in die Clientel eines anderen Junkers begab, der ihm dann half. Arg trieben es die Junker in Erfurt. Sie bauten Verließe in ihren Häusern und begannen Menschenraub in der Stadt; sie verwickelten die Gemeinde in zahllose Fehden und ließen sich bei jedem Todesfall von den Bürgern einen Trauermantel steuern. Je mehr nun aber die übrige, aus Handwerkern bestehende, in Zünfte und Waffenverbrüderungen gegliederte Bürgerschaft an Wohlstand und Bildung und zumal an Wehrkraft zunahm, desto weniger war sie geneigt, sich beeinträchtigen und von der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten noch länger ausschließen zu lassen. Daher begannen schon im 13. Jahrhundert die Kämpfe der Zünfte mit den Geschlechtern um die Regierung, das 14. Jahrhundert brachte sie zur Reife. Die Geschichte dieser Kämpfe ist in jeder Stadt eine andere. Im Allgemeinen hing jedoch der Fortschritt und Sieg der Zünfte mit dem Umschwung im Waffenwerke zusammen, wornach das Fußvolk die Ritterwehr allmälig wieder verdrängte. Wo die Geschlechter besonders zahlreich und streitbar und durch die Hülfe mächtiger Nachbarn, wie der Habsburger, stark waren, also z. B. in Augsburg, Basel, Straßburg, oder wo der Handel überwog und die Macht der Kaufherren große Verbindungen und Hülfsmittel

hatte, wie es in den eben genannten Städten, in Regensburg und Nürnberg, in Köln und Lübeck und überhaupt in den Handelsstädten der Fall war, da hielten die Geschlechter Stand; wo hingegen, wie in vielen anderen Städten das Gewerke überwog, da erlangten die Zünfte am frühesten den Obsieg. Auf die Städtegeschichte Süddeutschlands und am Rhein wirkte theils die Nachbarschaft der italienischen und flandrischen Demokratie, theils das entzündlichere Naturell des Volkes ein; wohingegen in Norddeutschland, in den Städten der großen Hanse, sich für gewöhnlich Alles in den festen Geleisen hergebrachter Ordnung und allmäliger Entwicklung bewegte, wie es die Natur des mehr verständigen als leidenschaftlichen Volksstammes mit sich brachte.

Ueberhaupt wirkten tausendfache individuelle Verhältnisse, besonders auch die Verhältnisse zum Reiche, zum Fürsten, die Parteiungen der Geschlechter unter sich u. s. w. verschieden ein. Bald kamen die Parteien einander mit billigem Sinn entgegen, bald bekämpften sie sich mit blutigem Hasse, — wobei jedoch die Unterdrückung der Besiegten durch die Sieger selten so weit getrieben wurde, als in Italien.

Nur bei einigen dieser zahllosen Verfassungskämpfe mag es gestattet sein, noch einen Augenblick zu verweilen. Wir werden daraus ein ungefähres Bild auch der übrigen gewinnen. Am wenigsten davon ist aus den östlichen Reichslanden zu berichten. In Wien z. B. regierten die Herzöge väterlich über Stadt und Zunft, auch in den Ordensländern ist noch wenig von Zunftbewegungen zu spüren. Das gerade Gegentheil stellten z. B. die schwäbischen Reichsstädte dar. Je kleiner die Stadt, desto radikaler, desto lebhafter das Streiten. Gänzliche Austreibung der Geschlechter, Rückkehr derselben in hellen Haufen mit allerlei ritterlichen Gesellen, Wiedervertreibung derselben, Revolution und Gegenrevolution wechseln hier munter ab. Doch in der klugen Hauptstadt Ulm hatten zwar die Zünfte nach langem blutigen Kampfe das Uebergewicht im Rathe und die Besetzung der höchsten Behörde erlangt; dennoch ließen sie den Geschlechtern manches Ehrenrecht, auch den Titel der „Ehrbaren,“ und wählten nur „Ehrbare“ zu Bürgermeistern. In solcher Eintracht und billiger Rücksichtnahme wuchs und gedieh die Stadt noch lange Zeit und blieb ein Hauptsitz des Reichthums und der Bildung. Im oberen Lande hielten die Herzöge von Oesterreich an der Sache der Junkerschaft allzu lange fest, und entfremdeten sich damit nicht blos die dortigen Reichsstädte, sondern sogar auch die eigenen Landstädte, von denen zuerst die durch Kauf vom Kloster Murbach an Habsburg gekom-

mene Stadt Luzern, freilich zunächst noch mit Vorbehalt der Rechte der Landesherrschaft, 1331 sich dem Bunde der Waldstädte anschloß, und hiermit gleichzeitig die innere Verfassung zünftig umgestaltete. Die „Mordnacht von Luzern“ (im Juni 1333) wehrte einen tückischen Ueberfall ab und besiegelte die Freiheit. In der Reichsstadt Zürich vollendete sich der Umschwung durch einen vornehmen Demagogen. Der Ritter Rudolf Brun ruhte nicht, bis er selbst die aristokratische Minderheit des Rathes entfernt hatte. Darauf ward er lebenslängliches Oberhaupt. Dagegen in dem alten streitbaren Bern blieb die Verfassung aristokratisch; die ritterlichen Geschlechter, von Alters her mit den Habsburgern in Fehde, standen jetzt an der Spitze der Freiheitskämpfe — Herr Rudolf Erlach hatte die Eidgenossen bei Laupen zum Siege geführt — sie waren weit und breit gefeiert als die Helden des Volkes und mochten daheim um so fester sitzen.

In den bayerischen Landstädten konnte es schwerlich einen gebildeten Mittelstand geben, sondern nur Adel, und das erst seit Kurzem dort emancipirte geringere Stadtvolk. Auf dieses stützte sich daher Ludwig gegen den Adel, der ihn so oft verrieth. In der großen Reichsstadt Regensburg bemächtigte sich vermittelst des Bürgerzwistes ein vornehmer Demagoge, Herr Friedrich der Auer, der Gewalt. Er hielt sich eine Leibgarde und Spione, und stiftete eine Schreckensherrschaft. Vom stets geldbedürftigen Kaiser Ludwig kaufte er sich die Anerkennung. Wenn er zur Kirche schritt, so gingen 40 Mundmänner vor ihm her. Endlich jagten ihn die Bürger fort und es ward bestimmt, daß binnen zehn Jahren kein Einheimischer wieder die höchste Würde bekleiden sollte. Man bestellte so lange einen frommen Ritter von auswärts zum Bürgermeister. Uebrigens sehen wir hier, sowie in Nürnberg und überhaupt in den großen Reichsstädten, namentlich am Rhein, wie die Reichshändel und die größeren Verhältnisse auf den innern Umschwung zurückwirken. Die Geschlechter in Mainz, die in der Reichsgeschichte eine ehrenvolle Rolle spielen, von dem schwachen Kaiser Ludwig Preis gegeben, mit Acht und Bann bedrängt wurden, kamen, um ihre Widerstandskraft zu stärken und ihre Verantwortung zu mindern, den Zünften mit dem Zugeständniß entgegen, den Rath mit ihnen zu theilen; sie nahmen erst 12, dann 22 zünftige Abgeordnete zu den 24 patrizischen auf. Dennoch entstand bittere Zwietracht; auch sonst kamen trübe Tage; man endeckte eine geheime Verbindung patricischer Jünglinge, die sich die „Ritter der gemeinen Wohlfahrt“ nannten und geschworen hatten, mit Gut und Blut der

Vaterstadt aufzuhelfen; darauf entstanden heftige Bewegungen, die mit dem Sturze der Geschlechterherrschaft endeten. Doch ließ man den Geschlechtern immer noch einen gleichen Antheil bei Besetzung des Rathes und sonstiger Stellen. Das Verlangen, in die Zunft einzutreten, wiesen die „Alten vom Thiergarten“ stolz von sich. Das heilige Köln hat nach der lehrreichen, schmerzlichen Erfahrung, die es unter Konrad von Hochstraten und dessen Nachfolger machte, seine alten Geschlechter am längsten geehrt. In andern Städten ward der durch die Thronkriege geschürte Kampf der Geschlechter unter sich ein Hebel der Umwälzung; so in Kolmar der Schwarzen und der Rothen, in Straßburg der Zorne und Mülnheine. Hier waren die Bürger endlich des ritterlichen Geschelles müde, setzten den Rath ab, brachen die adeligen Zechstuben nieder und jagten beide Parteien zur Stadt hinaus. Besonders heiße Kämpfe hatte Speier zu bestehen. Hier hatten schon 1304 die Zünfte das Uebergewicht im Rathe, sie hatten 13 Abgeordnete gegen 11 patricische erlangt; darauf suchten die Geschlechter den Rath durch ein aristokratisches Sechzehner-Regiment zu umgehen. Jedoch die Zünfte verbanden sich mit Bundeseiden und setzten einen neuen Rath ein, 16 von den Zünften, 15 von den Geschlechtern. Die Sechzehner unterwarfen sich scheinbar, gewannen aber den Kaiser Ludwig und bereiteten insgeheim mit dem umliegenden Adel den Staatsstreich und nächtlichen Ueberfall in der Nacht des 28. Oktober 1330. Doch der Anschlag ward verrathen und fand die Zünfte auf Mauern und Thürmen mächtig gerüstet. Dreihundert Jahre lang ward der Tag gefeiert. Am Vorabende des Festes ging der Rathdiener durch die Stadt und rief: „Heut ist der Abend und morgen ist der Tag, da die Stadt Speier verrathen ward.“ Die Geschlechter wurden nun genöthigt, sich als fünfzehnte Zunft der Gemeine anzureihen.

Wir sehen aus Allem, selbst da, wo die entschiedenste Volksherrschaft zum Durchbruch gekommen, hatte sie keineswegs jenen Charakter als Herrschaft der absoluten Kopfzahl, den man wohl heutigen Tages mit dem Begriffe der Demokratie verbinden möchte. Die Zünfte bestanden aus geprüften Meistern ihres Gewerkes, waren unter sich streng und mannigfach gegliedert; sie hielten in ihrem eigenen Kreise und folglich auch in der Stadt auf strenge Zucht und Ordnung. Einzelne Zünfte blieben immer, nicht wegen größerer Kopfzahl, sondern wegen größeren Gehaltes und Werthes für die Gesammtheit selbst wieder eine Art von Aristokratie im Gegensatz zu der städtischen Volksmenge schlechthin, welche letztere öfters sowohl den Geschlechtern als den Zünften entgegengesetzt wird, und

nicht immer an den öffentlichen Rechten einen, wenn auch noch so bescheidenen Antheil erhielt. Auch nahmen die Zünfte da, wo die ganze Verfassung zünftig umgestaltet wurde, die vornehmen Familien in sich auf, indem auch diejenigen Bürger, welche kein Gewerbe trieben, in irgend eine Zunft eintreten mußten, wodurch dann die Zunft ihren Charakter als gewerbliche Gilde veränderte und zu einer politischen Corporation wurde. Diese politische Kraft und Bedeutung, die öffentliche Stellung der Zünfte, wirkte dann auch auf ihre gewerbliche Standesehre zurück und war ein Hebel der Industrie. Erst als derselbe aufhörte, versumpften die Zünfte und wurden die Pflegestätten der Mittelmäßigkeit und Faulheit, Der politische Verfall zog auch hier den gewerblichen nach sich.

Der Sieg der Demokratie in den deutschen Städten hatte im Wesentlichen dieselben Folgen, dieselben Licht- und Schattenseiten, wie einst der Sieg der Demokratien des Alterthums. Enthusiastisch und tapfer, von glühender Liebe zur Vaterstadt erfüllt, zu jedem Opfer der Hingebung bereit, bezeichnete auch die deutsche Demokratie ihren Weg durch glorreiche Thaten, und es ist wohl keine Stadt, die nicht in den heroischen Kämpfen des Jahrhunderts ihren Arnold von Winkelried aufzuweisen hätte. Denn der Gemeingeist und der Patriotismus erhielten in der Theilnahme an den öffentlichen Dingen eine wunderbare Schwungkraft. Was die Schattenseiten betrifft, so wollen wir auf die Verdrängung feiner höfischer Sitte und Bildung durch eine gewisse, derbe Rohheit des Lebens kein großes Gewicht legen. Schlimmer war der Mangel an staatsmännischer Bildung und Umsicht, welche mit der Herrschaft der welterfahrnen, reichskundigen Geschlechter aus vielen Städten entwich, und sich bei den verwickelten Verhältnissen des Reiches bitter rächte. Ueberhaupt unheilvoll war es, daß die Städte das Element fast ganz von sich ausscheiden sahen, auf welchem nach außen hin die Hauptmacht beruhte, welches bisher die Führung hatte, alle Schwächen und Angriffspunkte kannte, und nun als Halt und Mittelpunkt für den zerfahrenen niederen Adel und Raubadel, der den Städten grollte, deren furchtbarster Feind und ein Bundesgenosse der fürstlichen Gewalt wurde.

Und hiermit hängt auch die allmälige Abnahme der Wehrfähigkeit zusammen. Die Handwerker hatten wenig Zeit, das Waffenwerk zum Vergnügen oder aus Beruf zu üben. Sobald sie daher gesiegt hatten, erlahmte ihre Wehrkraft. Sie wurden bequem, scheuten die weiten Märsche, ließen sich erst in die Schlacht fahren, übertrugen endlich den Waffendienst ganz auf gemiethete Ritter und Stadtsoldaten, und wurden endlich

ein Spottbild früherer Kraft. Mit der Kraft ging auch die Freiheit zu Grunde.

Das glänzendste Zeugniß für die Tüchtigkeit der deutschen Bürger war der in jener Periode mächtig aufblühende deutsche Handel und Gewerbfleiß. Trotz ihrer elenden Reichsverhältnisse vermochten unsere Bürger auf der Grundlage ihrer eng umschränkten Freiheit durch Fleiß und Geschick und kühnen Unternehmungsgeist alle Nationen der Welt zu überflügeln. In den Ländern und Meeren des südlichen Europa von Genuesern und Venetianern eifersüchtig und angstvoll überwacht, waren sie im ganzen nördlichen Europa, von Nowgorod und Grönland bis nach Ungarn die Herren der Meere und der Straßen. Wie die steinernen Häuser ihrer Patricier, gaben ihre hohen Schiffe mit thurmartigen Kastellen, mit Geschützen und Streitern zu Fuß und zu Roß, zu Schutz und Trutz gerüstet, Kunde von einem stolzen, thatkräftigen Geschlecht. Der lebhafte Binnenverkehr ward auf den alten Wasserstraßen der Donau, des Rheines und des Maines, der Schelde, Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Düna, Newa u. s. w., sowie auf künstlich angelegten Kanälen (Stecknitzkanal) und Landstraßen vermittelt. Dem Schutz, der Erhaltung, der Anlage dieser Culturmittel, deren sich sonst Niemand annahm, galten die zahlreichen Städtebünde. Hauptemporien des Handels im innern Deutschland waren Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Speier, Mainz, Frankfurt, Würzburg, Erfurt; in Norddeutschland Magdeburg und Braunschweig; am Niederrhein Köln; im Osten Wien, Prag, Breslau, Frankfurt a./O.; an der Ostsee vor Allen Lübeck, Riga, Reval.

Aber noch weit hinaus über die Gebiete des Reiches hatte der deutsche Bürger Herrschersitze aufgerichtet. Zwar die Factoreien in Konstantinopel und Venedig können diesen Namen nicht ansprechen; desto mehr können es die deutschen Handelsgesellschaften im Norden, in London, Bergen, Stockholm, Wisby, Nowgorod, ja selbst in dem bürgerstolzen Flandern. Diese Gesellschaften, deren Ursprung sich im Dunkel verliert, bestanden aus kaufmännischen Landsmannschaften, und hatten im fremden Lande eine selbstständige republikanische Existenz errungen. In London herrschten die Rheinländer, namentlich die Kölner, in Wisby die Westfalen, in Brügge die Braunschweiger vor. Diese Gesellschaften hatten eigene Stadtviertel inne, — die vornehmsten und stattlichsten der Stadt, mit den außerordentlichsten Ehrenrechten. So lag die Gildehalle, oder wie sie später allgemein hieß, der Stahlhof zu London zunächst an der Themse, und zählte den wichtigsten Thurm, den Schlüssel der Stadt, zu

ihren weitläufigen Gebäuden. In Bergen bildete die „Brücke," so hieß das Quartier von mehreren tausend Deutschen, welches wieder in zweiundzwanzig Höfe zerfiel, das vornehmste Stadtviertel, und beherrschte den Hafen. Diese Factoreien hatten einen doppelten Charakter. Es waren theils selbstständige Gemeinwesen mit eigenen Interessen und eigener Politik, theils bloße Commanditen deutscher Kaufherren; immer aber Mittelpunkte, um welche sich die Landsleute schaarten. Daher bestanden die Insassen theils aus fest angesiedelten Familien, wie in Bergen, theils aus vorübergehend residirenden Commis. Sie regierten sich selbst nach strengen und sonderbaren Statuten, welche den Charakter mönchischer Abgeschlossenheit und Sittenstrenge, handelspolitischer Klugheit und biderben Humors wundersam vereinigen. Die fromme Brüderschaft, das kaufmännische Contor und die fröhliche Zechcumpanei waren hier in einander geflossen. Diese Gesellschaften gaben dann dem großen System des deutschen Hansebundes durch ihren Beitritt seine weitreichende Kraft. Sie übten in den Ländern des Nordens eine wahre Herrschaft aus; sie waren im Besitz der wichtigsten Vorrechte, sie duldeten nicht, daß Jemand außer ihnen im Lande Handel treiben durfte u. s. w. Und so lange die nordischen Völker noch wesentlich von Ackerbau, Jagd und Viehzucht lebten, war ihnen diese Herrschaft des deutschen Handels mehr wohlthätig als drückend; denn sie verschaffte ihren Erzeugnissen reichlichen Absatz, und führte eine Menge fremder Produkte in's Land. Auch leisteten ihnen die Deutschen manche guten Dienste, waren hülfreich und gefällig gegen Hohe und Geringe, namentlich den Königen und Fürsten halfen sie oft aus der Noth, und hielten streng auf gute Sitte und Rechtschaffenheit im Verkehr. Ihre Herrschaft mag heute hart und selbstsüchtig erscheinen, aber sie waren human und liberal, wenn man sie mit dem Verfahren anderer Seemächte vergleicht, z. B. mit der despotischen Herrschaft der Genueser und der Venetianer in den Ländern des Südens.

Die Hauptartikel, womit der deutsche Handel damals uns selbst und viele andere Nationen versorgte, waren aus dem Norden, wie vor Alters und wie heute noch, Pelze und Felle, Talg, Thran, Wachs, Bauholz, Eiderdunen u. dgl. Auf der Rhein- und Donaustraße kamen die Produkte des Südens, vornehmlich Pfeffer, Spezereien, Reis und Südfrüchte, Zucker, Seide, Baumwolle. Als Münzen bediente man sich goldener Münzen (Gulden, Floränen, Dukaten), und noch häufiger kleiner Silbermünzen, deren von vielen Herren und Städten geschlagen wurden, und deren Vielartigkeit dem chaotischen Zustande des Reiches nur zu sehr

entsprach. Am häufigsten finden wir die Heller und die Regensburger Pfenninge aufgeführt, sowie die Prager Groschen. Man wog sich diese Münzen gewöhnlich nach Pfunden zu. Der Münzfuß bei Rechnungen war überwiegend der kölnische, für den Nordosten der lübische.

Betrachten wir, um auch auf diesem Felde die Fortschritte unserer Bürger zu würdigen, einige Hauptgegenstände ihres Gewerbfleißes. In der wichtigsten und ältesten deutschen Industrie, in der Bereitung der wollenen Kleiderstoffe, nahmen zwar die Niederländer noch immer die erste Stelle ein — in Brügge allein nährten sich 50,000 Menschen mit Tuchbereitung; — doch konnten die Weber und Färber in Augsburg, Köln, Soest, Wien, Passau, Regensburg, Speier, Frankfurt, Limburg, Magdeburg, Quedlinburg, Salzwedel, Stendal wohl mit ihnen wetteifern. Es war das wichtigste und größte Gewerke; denn wollene Kleider brauchte Jeder und man konnte das Zeug nicht selbst bereiten wie die Leinwand. Im Bewußtsein dieses Verhältnisses und wegen ihrer großen Zahl waren Wollenweber allenthalben die übermüthigste Zunft. Die feinere Wolle bezog man aus Ungarn, noch mehr aus England. Antwerpen war der Wollenmarkt der Welt. Am schwierigsten und theuersten war die Rothfärberei. Nur reiche und vornehme Leute konnten rothe Röcke tragen. Das gemeine Volk begnügte sich mit schlichtem Grau und Schwarz. Die beste Leinwand wurde nächst den Niederlanden in Westfalen und Hessen, im Fuldaischen, in Thüringen, Böhmen und Schlesien gefertigt. Die Leineweber waren meist Landleute, die für einen Händler in der Stadt arbeiteten. Durch feine Spinnereien und Webereien war Augsburg berühmt. Eine Lieblingsbekleidung der vornehmen Welt, besonders der Frauen, war das Pelzwerk. Die Hanse brachte das Rauchwerk aus Schweden und Norwegen, sowie aus Rußland, um es dann bei jenen Völkern, nachdem es in Deutschland verarbeitet war, wieder einzuführen. Den weiland berühmten Leder- und Corduan-Fabriken der Araber thaten es jetzt die Niederländer, Züricher, Frankfurter, besonders die Nürnberger gleich. Der gestiegene Luxus brauchte viel glänzendes Metallgeräth, zumal seitdem schwedisches Kupfer, englisches Zinn, spanisches Eisen und überhaupt die schon ergiebiger lohnenden Berg- und Hüttenwerke das Material in Fülle boten. Auch hier konnten es die Nürnberger mit den altberühmten niederländischen, namentlich den Lütticher, Metallarbeitern aufnehmen. Eine Zunft der Goldschmiede findet sich fast in jedem halbwegs gebildeten Städtchen. In der Verarbeitung von Glas und Zinn konnten sich nur die Augsburger mit den Nürnbergern messen.

Zwei der wichtigsten und größten Gewerke wollen wir hier zuletzt aufführen: es sind die Waffenschmiede und die Bierbrauer. Die Anfertigung der zahllosen Kriegs- und Jagdgeräthe, der Bogen und Pfeile und Armbrüste, der Lanzen, der Messer, Schwerter, Degen, Streitäxte, Beile, Hellebarden, vor Allem der kunstreich gefügten Panzer und Schienen, der Eisenkappen und Helme und Schilde, dann bald auch der Büchsen und Handbüchsen, ernährte eine Menge höchst ehrbarer Gewerbe. Straßburg und Magdeburg thaten es darin den altberühmten Niederländern gleich. Ihre Arbeiten wurden bis in's fernste Indien begehrt. Daran schloß sich ein ungeheurer Verbrauch von Lederwerk zu Sattel und Zeug, doch auch als Schutzwaffen für's Fußvolk. Unter vielen andern Städten war Zürich wegen seiner Gerber bekannt und gefürchtet. Endlich die Bereitung des Bieres, des uralten germanischen Getränkes, dessen sich in früherer Zeit die Mönche emsig angenommen, war jetzt, besonders in den Gegenden, wo der Wein fehlte, im Norden, in den Niederlanden, in Bayern, Böhmen und Schlesien, die Beschäftigung großer und mächtiger Zünfte, die an Stolz und Freiheitsliebe selbst hinter den Webern nicht zurückstanden. Das kräftige und gesunde Getränk war gleichsam der Lebensstoff der bürgerlichen Freiheit, beide schützten das deutsche Volk noch lange vor dem fremden Gifte des Absolutismus und des Schnapses.

18.

Bertrand du Guesclin.

Das Ideal eines Ritters aus den Zeiten der Kreuzzüge trat uns in Gottfried von Bouillon vor Augen. Ein Bild der späteren Ritterschaft stellt sich in Bertrand dar. Er war auf dem Schlosse Motto Broon bei Rennes in der Bretagne geboren; sein Vater hatte Ehre und Kriegsruhm der angesehenen Familie, welcher er angehörte, durch manche wackere That erhalten und vermehrt. Erst eine Prophezeiung von der künftigen Größe des Knaben lenkte die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern auf ihn, da sie ihm seiner großen Häßlichkeit und Raufsucht wegen sehr abgeneigt gewesen. Er selbst war früh entschlossen, die Frauen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu gewinnen. Auf einem Turnier zu Rennes legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Ohne Wissen seines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er sich auf einem schlechten, vom Wagen genommenen Gaule dahin begeben. Von einem Vetter lieh er

indeß ein besseres Pferd und den nöthigen Waffenschmuck, und ritt so gerüstet in die Schranken. Gleich den ersten Kämpfer ritt er nieder mit so kräftigem Stoß, daß das Roß auf der Stelle todt blieb und der Ritter seinem Ende nahe war. Hierauf rannte sein Vater, der zu der Partei des Besiegten gehörte, und ihn nicht kannte, auf ihn zu, um eine Lanze mit ihm zu brechen; aber der Jüngling senkte die seinige, als er Wappen und Zeichen seiner Familie erblickte. Alle glaubten, er thue dieß aus Scheu vor der Tapferkeit seines Gegners; als er aber gleich darauf fünfzehn Ritter hinter einander niederwarf, erstaunte Jedermann und wurde neugierig zu wissen, wer der Unbekannte sei. Endlich gelang es einem Normannischen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und sein Gesicht zu entblößen, worauf die Anwesenden sich beglückwünschend zu ihm drängten, und sein Vater ihm vor Freude Pferd und Geld versprach, damit er sich Ruhm und Ehre erkämpfen könne.

Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der Streit zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois über die Nachfolge in Bretagne gewährte sie ihm bald. Er nahm die französische Partei. Nach der Kriegsweise jener Zeit kam es vorzüglich darauf an, sich in den Besitz der zahlreichen festen Schlösser und Städte zu setzen. Hier zeigte Bertrand bald seine große Geschicklichkeit, fast gab es keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In Fougerai schlich er sich als Holzhauer, in eine andere Feste als Winzer verkleidet ein. Im Jahre 1356 belagerte der Herzog von Lancaster für die Montfort'sche Partei Rennes. Schon waren die Belagerten auf's Aeußerste gebracht und entschlossen, die Stadt zu übergeben; sie wollten nur vorher noch wissen, ob Karl von Blois, der sich damals zu Nantes aufhielt, ihnen Hülfe senden könne. Ein Bürger übernahm das Wagstück, diese Nachricht zu verschaffen. Bei einem Ausfall ließ er sich gefangen nehmen, erzählte, daß man ihm schon aus Mangel an Lebensmitteln seine Kinder getödtet habe, und versicherte, daß die Stadt nothwendig fallen müsse, wenn ihr die Hülfe, die im Anmarsch sei, abgeschnitten werde. Die getäuschten Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegen zu gehen, und der Gefangene machte sich aus dem Staube. Er traf du Guesclin, der sich mit tapfern Gefährten in der Nähe hielt, um die Feinde fortwährend zu beunruhigen. Als dieser erfuhr, was geschehen sei, stürzte er sich auf das schlecht vertheidigte englische Lager, nahm mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben nach Rennes. Der Herzog

von Lancaster war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren zurückkehrte und sah, was unterdeß geschehen war. Er ward begierig, seinen kühnen Gegner kennen zu lernen, und sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich in's Lager zu entbieten. Als du Guesclin den Inhalt des Briefes gehört hatte, — denn lesen konnte er nicht, — sagte er es zu, und ritt am folgenden Tage hinaus. Er beugte ein Knie vor Lancaster, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Doch sein Biedersinn und seine Offenheit entzückten den Herzog; er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber Bertrand lehnte das Anerbieten mit großer Freimüthigkeit ab. Als er sich am Abend beurlauben wollte, ersuchte ihn Wilhelm Bembrough, der den Ruhm eines der trefflichsten Ritter im englischen Heere hatte, drei Lanzen mit ihm zu brechen. Lieber sechse, Capitain, erwiderte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampf bestimmt. Ehe das Rennen begann, ließ sich Bertrand Brod bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen seinen Widersacher an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel, und die übrigen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück. Rennes that danach so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis sein Banner auf der Mauer wehe. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß der Herzog mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um seine Fahne auf die Zinnen der Stadt zu pflanzen. Aber kaum hatte er es gethan, und die Stadt der Abrede nach wieder verlassen, als die Einwohner vor seinen Augen das feindliche Zeichen höhnend in den Graben warfen.

Als der Krieg zwischen Karl V. und dem König von Navarra ausbrach, trat Bertrand in die Dienste des Ersteren und gewann durch einen verstellten Rückzug und andere geschickte Anordnungen den Sieg bei Cocherel. Darauf führte er Karl von Blois tausend französische Kriegsleute zu Hülfe, und in der Bretagne sammelten sich auf seinen Ruf noch

fünfzehnhundert Lanzen unter seiner Fahne. Viertausend Mann stark traf er mit dem Herzog Karl am 29. September 1364 bei Auray auf Johann V. von Monfort und Chandos, der dessen englische Hülfstruppen commandirte, die wohl um die Hälfte schwächer waren. Sie hatten einen Hügel besetzt. Dichtgedrängt rückten die Franzosen an, jeder hielt seine Lanze vor sich und hatte eine starke Streitaxt mit kurzem Stiele an der Seite; die Edelleute in der Mitte ihrer Dienstmannen, ihre Banner voran. Aber alle Anstrengungen, die Höhe zu gewinnen, blieben vergeblich; endlich wurden sie in die Flucht getrieben, du Guesclin ward selbst gefangen, Karl getödtet und die Verfolgung vier Meilen weit fortgesetzt, so daß Wenige entkamen. Als Montfort den Leichnam seines Gegners erblickte, traten ihm Thränen in die Augen: „Ha, guter Vetter," rief er aus, „eure Hartnäckigkeit hat viel Unglück über die Bretagne gebracht. Aber Gott helfe mir, ich sähe euch gern anders, als so!" Chandos entgegnete: „Herr, danket Gott für den Sieg, ihr könnt euern Vetter und das Herzogthum nicht zusammen haben."

Im folgenden Jahre lösete der König von Frankreich Bertrand für hunderttausend Franken aus der Gefangenschaft und beauftragte ihn, die Compagnien nach Spanien zu führen, nachdem man ihnen vergeblich einen Zug nach Ungarn gegen die Türken vorgeschlagen hatte. Dieser sandte nun zuvor einen Herold an sie ab und bat sich frei Geleit aus. Nachdem er's erhalten, begab er sich in die Ebenen bei Chalons, wo sie an dreißigtausend Mann stark lagerten. Er zeigte ihnen die Gelegenheit, sich in Spanien zu bereichern und versprach ihnen außerdem große Summen, die der König von Frankreich auszahlen würde, wenn sie sein Land verließen. Dieß lockte sie; die Meisten gingen den Vorschlag ein und zogen, Bertrand an der Spitze, auf Avignon zu. Papst Urban V. erbot sich zur Aufhebung des Bannes, welcher über die Compagnie ausgesprochen war, aber Bertrand erwiderte: „Es sind Viele unter uns, die nicht nach Absolution fragen, Geld ist den Meisten lieber;" und so mußte ihre Entfernung mit zweimalhunderttausend Franken erkauft werden. In Castilien leistete du Guesclin dem Prinzen Heinrich höchst ersprießliche Dienste. Allein trotz der angestrengtesten Tapferkeit konnte er doch nicht verhindern, daß der schwarze Prinz, der Peter's Sache vertheidigte, bei Navarette am 3. April 1367 den dritten Sieg in seinen Lorbeerkranz flocht. Als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, sprengte Bertrand auf Heinrich zu, der seine fliehenden Truppen schon dreimal zum Stehen gebracht hatte, und noch immer mitten in dem

schwersten Getümmel focht, nahm dessen Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Widerstrebens aus der Schlacht. Er selbst stürzte sich dann wieder in's Gefecht; als er sich aber endlich umringt sah und Eduard erblickte, rief er: „Diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste.“ Der Prinz dachte auch edel und ritterlich genug, um ihn dem Könige Peter, der gern Rache an diesem Gegner geübt hätte, trotz aller Anerbietungen nicht auszuliefern, sondern nahm ihn mit sich nach Bordeaux, wohin er bald darauf zurückging. Ein Zufall beschleunigte Bertrand's Befreiung. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von seinen Siegen und den Gefangenen, die er dabei gemacht. „Prinz,“ sagte der Herr von Albret, „man spricht, Ihr hättet Jemanden in Eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen wagt, nämlich Bertrand du Guesclin.“ Eduard fühlte durch dieses Gerücht seine Ehre gekränkt, und befahl, den Ritter sogleich herbeizuführen. „Wie geht's, Bertrand,“ fragte der Prinz. „Traun,“ erwiderte dieser, „es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Vögel meines Vaterlandes wären mir lieber.“ „Es wird bloß von euch abhängen,“ entgegnete Eduard; „schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen, so entlasse ich Euch ohne Lösegeld.“ — „Was hälfe mir da meine Befreiung, dann gäbe ich mich ja erst recht in die Gefangenschaft.“ — „Nun,“ sagte der Prinz, „dann sollt Ihr wenigstens nicht ohne Geld wegkommen.“ „Ich will gern zahlen,“ entgegnete Bertrand, „nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt.“ Der Prinz überließ es ihm, den Preis selbst zu bestimmen, und Jener bot hunderttausend Goldgulden, um sich nicht zu niedrig zu schätzen. Verwundert fragte ihn Eduard, woher er so viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich,“ erwiderte dieser, „und Heinrich von Castilien, welcher nun als König sterben wird, werden es aufbringen.“ Doch schon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten, und die Gemahlin Eduard's selbst gab ihm eine bedeutende Summe. Dann verließ er diese Stadt, um sich das Uebrige zu verschaffen. Aber freigebig und großmüthig, wie er war, unterstützte er noch andere gefangene Ritter, die er auf dem Wege traf, daß sie ihr Lösegeld bezahlen, und sich von Neuem ausrüsten konnten. Er begab sich hierauf zum Herzog von Anjou, dem Bruder König Karl's, der für Heinrich von Castilien Truppen werben ließ; von diesem erhielt er das Fehlende, und stellte sich wieder an die Spitze von sechshundert Lanzen, um den vertriebenen Prinzen zum

zweiten Mal in sein Reich zurückzuführen (1368). Seine Tapferkeit trug wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei Montiel bei, mit welcher Peter des Grausamen Herrschaft ihr Ende erreichte.

Der Krieg war den kühnen Helden dieser Zeit oft ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. In diesem Sinne sandte einst der Befehlshaber einer Stadt in Spanien einen Herold an Bertrand mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Nun bedachte er sich nicht länger. „Geht," sprach er zum Herolde, „und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben, noch die Größe der Stadt achten." Er ließ sofort anrücken und die Mauern wurden erstiegen.

Nach zwei Jahren kehrte Guesclin nach Frankreich zurück zu neuen Thaten. Karl V. trug ihm nach dem Verluste von Limoges die Würde des Connetable von Frankreich an. Er schwankte eine Zeit lang, eine so hohe Stelle anzunehmen; endlich leistete er am 20. Oktober 1370 den Eid mit der Bitte, daß der König keinem Ankläger oder Angeber, außer in seiner Gegenwart, Gehör geben wolle. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für tausendfünfhundert Gensd'arme (geharnischte Reiter) hatte er vom Könige Geld bekommen; als sich aber noch einmal so viele bei ihm einfanden, bezahlte er die Uebrigen von dem Golde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte. Dann eilte er dem englischen Feldherrn Robert Knowles nach, der im vergangenen Sommer mit sechstausend Mann zu Calais gelandet war, die Picardie und die Champagne verheert hatte, und jetzt, nachdem auch die Umgegend von Paris von ihm ausgebeutet war, seine Richtung gegen die Bretagne nahm. Als Bertrand sich näherte, ließ Knowles ihn zu einer Schlacht auffordern. „Ich habe nicht minder Lust, Euch zu sehen," gab dieser zur Antwort, und schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er die Engländer besiegt habe. Obgleich es schon Nacht war, saß er mit fünfhundert Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er in die Gegend von Pont Valin kam, wo eine zweite Abtheilung des feindlichen Heeres lagerte, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brod erfrischen, einander ihre Sünden beichten und zu Gott beten. Still, die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückten sie sodann gegen die Feinde, welche die Ankunft der Franzosen auf keine Weise erwarteten, da ihr Bote noch nicht

zurückgekehrt war. So geriethen sie in Verwirrung, wurden geschlagen und verloren viele Leute. Nach diesem Unfall wagte Knowles keine Schlacht weiter, sondern zog sich tiefer in die Bretagne, wo er sein Heer entließ.

Guesclin starb im sechsundsechzigsten Jahre. Es war, als ob der Tod sich scheute, ihm auf dem Schlachtfelde zu begegnen; denn eine Krankheit endete sein Leben, aber doch mitten unter kriegerischen Thaten. Er befand sich in Languedoc und belagerte den festen Platz Chatelneuf de Rondon, dessen sich ein Haufe von Söldnern bemächtigt hatte, um von hier aus die nächsten Landschaften ungestraft verwüsten zu können. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth zurück, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten (13. Julius 1380). Ganz Frankreich trauerte um ihn und in der Gruft zu St. Denis, neben den Gebeinen der Könige, wurde auf Befehl Karl's V. sein Leichnam beigesetzt. Selbst die Belagerten erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Unterstützung käme. Es erschien Niemand, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu sein, Wort zu halten. Der Befehlshaber begab sich daher in du Guesclin's Zelt, kniete am Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

19.
Vinzenz Ferrer, der Predigerbruder.

Dieser wunderbare Prediger ward geboren zu Valencia in Spanien im Jahre 1346, trat achtzehnjährig in den Dominikanerorden, erhielt die Doktorwürde der Theologie, und kam im Jahre 1394 nach Avignon an den Hof Benedikt's XIII., der ihn zu seinem Beichtvater und magister sacri palatii machte. In dieser Stellung blieb er jedoch nur einige Jahre, bis er, von einer schweren Krankheit heimgesucht, mittelst einer Erscheinung der Heiligen Dominicus und Franciscus den Ruf erhielt, als Apostel des letzten Gerichts unter die Völker zu ziehen und zu predigen. Vergebens trug ihm Benedikt XIII. den Cardinalshut an. Ferrer folgte der Stimme Gottes und wurde dann auch vom Papste zum apostolischen Missionär mit außerordentlichen Vollmachten ernannt. Wohl war bei der großen Verwirrung und den Aergernissen, welche damals

durch das Schisma den Gläubigen gegeben wurden, ein Himmelsbote mit außerordentlichen Gaben nöthig und als solcher erwies sich Vinzenz Ferrer von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Tode.

Von 1398 bis 1419 hat dieser unermüdete Mann nicht bloß nahezu alle Provinzen seines Vaterlandes Spanien durchwandert, sondern auch, den andern Ländern sich nicht versagend, zuerst Südfrankreich, das Gebiet der Languedoc durchzogen; und dann über Savoyen und Burgund gegen Flandern, die Picardie, Normandie, Poitou und die Bretagne sich gewendet. Darauf ist er durch die Lombardei gegen Genua gezogen, und gegen Toscana herunter, bis er von seinem Könige abberufen, neuerdings über die Balearen nach Spanien umkehren mußte. Dann, als ihn Heinrich IV. nach England hinüber erbeten, besuchte er auch diese Insel, und ging bis Schottland hinauf und nach Irland hinüber. Wohin er sich wendete, zogen ihm Fürsten, Bischöfe, Prälaten und der ganze Klerus unter Gesängen entgegen, und er ritt dann in aller Demuth in Mitte des Prachtzuges daher. Kam er dann in eine Stadt, so mochte in den Stunden, wo er predigte, kein Handwerker bei seiner Arbeit zurückbleiben; die öffentlichen Lehrer unterbrachen ihre Vorträge; und so groß war das Verlangen, ihn zu hören, daß kaum die Kranken zu Hause gehalten werden konnten. Er selber war in seinem Hause rastlos bemüht, nur fünf Stunden pflegte er dem Schlafe zu gestatten, dann las er Messe, und ging sofort an's Tagewerk. Er war immer und überall von großen Volksmassen begleitet, oft an 80,000, die gekommen, um ihn zu hören, oder unter seiner Leitung Uebungen anzustellen. Für die Bedürfnisse aller dieser Leute hatte er dann vorgesorgt durch die Priester, die er aus verschiedenen Orden dazu erwählt, und die Beicht saßen, den Gottesdienst abhielten, die Bußzüge anordneten und die Almosen unter die Bedürftigen austheilten, während Notare im Zuge sich befanden, um bei Aussöhnungen, die er herbeigeführt, sogleich die nöthigen Documente auszufertigen. Und so eindringend war sein Wort, daß man die Zahl der Lasterhaften, die er bekehrte, im Allgemeinen auf 100,000 berechnete, von denen Manche zuvor in ihrer Zerknirschung vor allem Volke ein Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. In Spanien allein brachte er mehr als 25,000 Juden zum christlichen Glauben, und weihte viele Synagogen in Kirchen um; wie er auch 8000 Sarazenen dort bekehrt. Viele Klöster, Kirchen, Hospitäler, Brücken wurden an vielen Orten auf sein Zureden gebaut. Alle Städte, die er durchwanderte, gaben Zeugniß von der Macht seines Wortes, um die Gemüther zu versöhnen. Nicht zu zählen waren die Fälle, in denen er den

Lauf alter Blutrache unterbrochen, und der blutigen Folge von Wechselmorden Gränzen gesetzt. Die Zahl der Buhlerinnen, Kuppler, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gotteslästerer, die er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen gebracht, wird allein auf 40,000 angeschlagen. Und es war kein Wunder, daß er solche Wirkung hervorbrachte; denn mit der Heiligkeit des Lebens verband er jene gewaltige Beredsamkeit, die ebenso durch den Ernst des Inhalts, wie durch den Glanz des Vortrags ausgezeichnet war: so daß Alle, durch seine Feuerreden angeregt, nicht einen Menschen, sondern einen Engel des Himmels zu hören glaubten; wie denn auch Manche die Engel während der Rede um ihn geschäftig erblickten. Alles, was er vorbrachte, war auf die hl. Schrift und das Zeugniß heiliger Männer begründet, und da er alle diese Zeugnisse immer gegenwärtig im Gedächtniß hatte, überraschte sein Vortrag die Hörer durch seinen Reichthum, während er sie durch die einwohnende Kraft erschütterte. Sein Organ war dabei also beschaffen, daß es ihm ganz nach Willen gehorchte; und nach dem Bedürfniß des Augenblicks scharfe, ernste, weiche, immer ergreifende Töne ihm zu Gebote standen: so daß er kaum sprach, ohne seinen Zuhörern Thränen zu entlocken; dann aber, wenn er vom jüngsten Gerichte, von den Leiden des Herrn oder den Höllenstrafen redete, alles Volk in ein solches Schluchzen und Weinen ausbrach, daß er oft lange Zeit inne halten mußte. Vielen erschien das dabei an ihm wunderbar, daß, da die Zahl der Hörer meist so groß war, daß viele sehr weit von ihm stehen mußten, doch diese nicht weniger deutlich ihn verstanden. Auch ein Anderes war ein Wunder an ihm, daß er den alten Aposteln gleich, die Gabe der Sprachen hatte, da er nämlich, wie wir gesehen, so viele Länder durchzog, und immer in seiner Muttersprache, dem Dialekte von Valencia redete, verstanden ihn doch Alle, Junge wie Alte und beiden Geschlechtern Angehörige, Wort vor Wort, als sei er in eines Jeden Vaterland geboren, und rede in seiner Sprache. In Genua hörten ihn Griechen, Deutsche, Sarden, Ungarn und Andere, die nichts als ihre Muttersprache kannten, und doch am Ende der Predigt laut Zeugniß gaben, wie sie jedes Wort verstanden, als hätte er in ihrer Sprache geredet. In der Bretagne befinden sich Viele, die man bretonisirende Bretonen nennt, deren einige zwar wohl französisch reden, die aber in Masse, außer der eigenen nur ihnen bekannten Sprache, keine andere kennen; auch diese verstanden seine valencische Rede vollkommen und sie wirkte vielfältige Frucht bei ihnen: eine Wirkung, die hier, wie überall sich dadurch noch verstärkte, daß er seine Lehre durch viele und ausgezeichnete Wunder be-

kräftigen konnte. Viele Einsichtige unter seinen Zeitgenossen, wenn sie seine Gaben und die Löblichkeit und Frömmigkeit seines ganzen Lebens erwogen; wenn sie die um ihn sich drängenden Massen des Volkes betrachteten, das sich glücklich schätzte, ihn nur zu sehen, und überglücklich Jeden pries, dem es gegönnt war, ihm die Hand zu küssen, wenn sie die Werke in's Auge faßten, die er wirkte; die ungemeine Macht über die Gemüther, die ihm gegeben war, die er besonders damals bewiesen, als er furchtlos in der Dauphinè in ein Thal, nur von Räubern, Mördern und losen Gesellen bewohnt, die schon viele Prediger ermordet, so man ihnen gesendet, gegangen und nach wenigen Tagen sie also umgewandelt, daß man das Thal, das zuvor Unflaththal geheißen, Reinthal nannte — wenn sie die Wunderzeichen, die von ihm ausgingen, überlegt, urtheilten daher: nach den Aposteln der frühesten Zeit des Christenthums sei Keiner gewesen, der ihm gleich gekommen, viel weniger aber Einer, der ihn übertroffen. Sie hatten wohl nicht Unrecht. Keiner hatte wohl in solchem Umfange von dem Versprechen Gebrauch gemacht, das dort Jedem gegeben worden: so er den gleichen Glauben mitbringe, werde er Gleiches, ja noch Größeres zu üben vermögen.

So hatte der Herr in der Erscheinung dieses wunderbaren Mannes den Völkern mitten unter den Aergernissen des Schisma ein lebendiges und großes Zeugniß seines Waltens gegeben. Ferrer aber hatte seine Mission erfüllt am 5. April des Jahres 1419, wo er zu Vannes in der Bretagne verschied. Papst Calixt III. hat ihn im Jahre 1455 heilig gesprochen.

20.
Wicleff und Johann Huss.

Zu den vielen Gründen der Abneigung der Laien gegen die Geistlichen wirkte vielleicht keiner tiefer als der, welcher aus der Ungleichheit des Besitzes entstand. Wohl in allen Staaten ohne Ausnahme war der große Grundbesitz in den Händen der Kirche, und dann von dieser theils als Lehen an Laien vergeben, theils zum Unterhalte der Geistlichen, Kirchen, Stiftungen, Schulen und Armen verwendet worden. So rechnete man in England neben 46,882 Pfarrkirchen 53,215 Lehen, von denen 28,000 der Kirche gehörten. Was der Benediktinerorden mit seinen zahlreichen Nebenzweigen besaß, soll nahe den dritten Theil des Besitzthums der christlichen Staaten gebildet haben (?). Ganz abgesehen von der Art, wie dieser Reichthum angewandt wurde, erzeugte sein bloßes Vorhanden-

sein den Neid der Minderbegüterten, wie des Adels und der Fürsten; unter den strenger gesinnten Mönchen aber mußte sich nothwendig die Frage erheben, ob derselbe mit den Vorschriften des Evangeliums verträglich sei oder nicht. In dem Zeitalter Ludwig des Bayern war diese Frage von einem Theile der Franziskaner der Fatrizellen nicht nur aufgeworfen, sondern auch mit der theologischen Streitigkeiten eigenthümlichen Heftigkeit bis zum Extreme erörtert und dabei behauptet worden: der wahre Christ dürfe gar kein Besitzthum haben; daran knüpfte sich die weitere Behauptung, daß der weltlichen Macht die Verfügung über das Kirchengut zustehe. Diese Grundsätze, welche eine wahre Revolution aller Verhältnisse in sich schlossen, fanden Anhänger, auch nachdem ihre Urheber, Michael von Cesana, Wilhelm Occam und Andere sie bereits wieder abgeschworen hatten, und namentlich mußte dieses in England der Fall sein, wo die Entwicklung der Volksrechte gleichsam im fortschreitenden Verhältnisse zu der Höhe der Volkslasten stand, die der englisch-französische Krieg herbeiführte.

Unter solchen Zuständen und da die Masse des Volkes allmälig für unkirchliche Lehren empfänglicher wurde, begann in England John Wicleff (1324—1385), erst Rektor eines Kollegiums zu Canterbury, dann Pfarrer von Lutterworth, Lehren auszubreiten, welche, obwohl sie ihrer Natur nach eine allgemeine Revolution hervorzubringen im Stande waren, dennoch theils von dem Adel, theils von dem Könige selbst, vorzüglich aber von dem niederen Volke mit Begierde aufgegriffen wurden. Denn da er den weltlichen Großen das Recht zuerkannte, über Kirchengüter zu schalten, hatte er den König und den Adel, durch seine Predigten in englischer Sprache und die Bibelübersetzung das Volk und die Gemeinen im Parlamente gewonnen. Die Bemühungen der Päpste wie der Bischöfe, ihn zur Ordnung zu bringen, scheiterten daher an der Gunst König Richard's des Zweiten, des Adels und des Volkes. Die ersten Angriffe hatte er gegen den mit Pfründen versehenen Klerus gerichtet, den er zu berauben gebot, auf daß die Geistlichen von ihren Sünden und dem Verrathe gegen Gott gerettet würden. Von dem Angriffe auf die Besitzungen der Kirche ging er bald weiter und lehrte, dem Klerus sei nur zu glauben, wenn seine Lehre auf die Schrift gegründet sei. Da er aber diese theils in seiner, theils in schon früher verfaßter Uebersetzung dem Volk in die Hände gab, machte er nothwendig das Volk selbst, den Einzelnen, wie den großen Haufen, zum Richter über die Auslegung der gesammten Kirche. Je älter er wurde, desto weiter ging er.

Drei Jahre vor seinem Tode griff er den Mittelpunkt alles geistigen Lebens im Christenthume, das Altarssakrament an. Als die geistlichen Obern seine Irrlehren verurtheilten, und der König ihn auf das Urtheil einer Synode vom Jahre 1382 seines Lehrstuhles beraubte, wandte er sich an das Parlament und verlangte von diesem, es sollte alle Auflagen vom Volke wegnehmen und dafür die Kirche besteuern. Wandernde Prediger hatten seit Langem England durchzogen und das Volk aufgeregt; es war daher natürlich, daß der furchtbare Bauernaufstand (1381), welcher zunächst aus der Häufung der Abgaben entstanden war, sich bei dem geschäftigen Treiben der Wicleffiten besonders gegen den Klerus richtete. Einer der Anführer, Johannes Ball, war ein Schüler Wicleff's gewesen und hatte, wie viele herumziehende Prediger, dem Volke die Lehren seines Meisters mundgerecht gemacht.[1]) Erst als der Aufstand im Blute der Empörer erstickt worden, als Abschaffung der Sklaverei, Minderung der Steuern, freies Recht der Ansiedelung und Amnestie gewährt worden, verlor sich die Hauptmasse. Aber noch mordeten die Haufen Tyler's und Straw's den Erzbischof von Canterbury und des Königs Minister und erst als Tyler im Angesichte seiner zwanzigtausend Angehörigen fiel, und der König sein Ansehen wieder gewonnen hatte, legte sich der Aufruhr, dessen Theilnehmer nun der gerichtlichen Untersuchung übergeben wurden.

Nichts desto weniger entwickelte Wicleff unter dem Schutze des Herzogs von Lancaster (eines Sohnes König Eduard's des Dritten) mit immer größerer Kühnheit seine Lehren, deren unausbleibliche Folgen er nicht beachtete, die er gleich seinem früheren Meinungsgenossen, Arnold von Brescia, rücksichtslos zu verwirklichen suchte. Da aber für den Bestand der Kirche wie des Staates das Aergste zu befürchten war, muß er weit mehr als Arnold von Brescia, als Apostel der Revolution bezeichnet werden. Durch den Satz, wer im Stande der Todsünde sei, könne keine weltliche Herrschaft behaupten, ward aller Gehorsam der Unterthanen erschüttert, und das Recht der Empörung ausgesprochen. Als er erklärte, seit Urban dem Sechsten brauche man keinen Papst, war der Anarchie Thür und Thor geöffnet. So wurde er wahrhaft der Apostel einer Revolution, welche sich zunächst gegen die Kirche richtete, dann aber nothwendig auch alle Staatsverhältnisse erfassen mußte. Von dem Herzoge

1) Er wählte zum Text seiner Predigt die Worte:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wer war damals der Edelmann?"

(Lingard, Gesch. v. England IV, 205.)

von Lancaster gewarnt, zog er sich zuletzt in seine Pfarrei Lutterworth zurück, wo eines Tages, gerade als er predigen wollte, ein Schlagfluß seine Zunge lähmte. Er starb am 1. Januar 1385.

Seine Lehren schienen in England unter Richard dem Zweiten zu triumphiren; man meinte, wenn zwei Personen sich auf der Straße finden, müßte einer Wicleffit sein. Richard's des Zweiten Entthronung 1399 setzte jedoch ihrem Fortschreiten ein Ziel. Heinrich der Vierte stützte sich vorzüglich auf den englischen Klerus und bald erfolgten die strengsten Gesetze gegen die Lollarden. Männer und Frauen, welche als Prediger des wicleffischen Evangeliums herumzogen. Aller kirchlichen Bemühungen und der Verbote Heinrich's ungeachtet, hörte aber die Aufreizung des Volkes nicht auf, bis zuletzt alle Besitzenden besorgt wurden, es möchten diese kommunistischen Lehren zu einer allgemeinen Plünderung führen. Auf Andringen des Hauses der Lords wurde deßhalb 1407 der Feuertod auf die Verbreitung derartiger Lehren gesetzt. Dieses, sowie die Kämpfe des neuen Zweiges der Dynastie Plantagenet, sich auf dem englischen Throne zu erhalten, drängten dann diese Bewegung wieder in den Hintergrund; als aber die Gefahr für England und Europa bereits beseitigt zu sein schien, kamen sie auf einmal mit noch stärkerer Gewalt in einem Lande zum Vorschein, wo die Erbärmlichkeit des Fürsten, die Verderbtheit des Klerus, der zügellose Geist des Adels, die Unwissenheit und der nationale Hochmuth des Volkes den günstigsten Boden bereitet hatten — in Böhmen.

Doch war hier nicht Johannes Huß, wie man lange glaubte, der erste Irrlehrer; schon vor demselben und unter Karl IV. waren dem Volke Grundsätze gepredigt worden, die mit denen der Kirche im Widerspruche standen. Allein während diese doch mehr in allgemeinen Klagen gegen die Kirche bestanden zu haben scheinen, wurden seit der Vermählung Anna's von Böhmen (1382) mit Richard II. die Schriften Wicleff's besonders durch Hieronymus Faulfisch und den nachher so berühmt gewordenen Johann von Hussinetz (Huß) bekannt. Zugleich begann von Seiten der eigentlichen Böhmen, an deren Spitze Huß stand, ein Streit mit den Deutschen, deren Einfluß die böhmische Partei zu brechen suchte. Auf Betrieb Hussen's wurde der deutschen Nation an der Universität zu Prag die ihr stiftungsgemäß zukommende Stimmenmehrheit entzogen und den Böhmen beigelegt. Auf dieses wanderten fast alle deutschen Professoren und Studenten, mindestens 5000 an der Zahl, von Prag aus, gründeten die Universität Leipzig, und vergrößerten Ingolstadt, Rostock und Krakau; Huß aber, welcher sich zum Vertreter des Tschechenthums gemacht hatte,

erlangte großen Einfluß in Prag, predigte mit Ungestüm gegen die Sittenlosigkeit des Klerus, wie gegen die Einrichtungen der Kirche, und wurde deßhalb vor den römischen Stuhl citirt; dieß vermehrte aber nur seine Kühnheit wie seinen Anhang. Huß schilderte wirkliche oder vermeinte Mißbräuche mit solcher Uebertreibung, daß ihm einst ein Zuhörer zurief: „Magister, ich bin zu Rom gewesen, und habe den Papst und die Cardinäle gesehen, aber so arg, als Ihr es macht, ist es nicht." Huß erwiderte: „Wenn dir der Papst so gut gefällt, so gehe wieder nach Rom und bleibe dort;" worauf jener: „Ich bin schon zu alt, gehe du hin, der du jünger bist, und du wirst es nicht so arg finden, als du es uns vormachst."

Bald gab der Ablaß, den Papst Johann XXIII. zum Behufe eines Kreuzzuges gegen König Ladislaus von Neapel verkünden ließ, dem Hieronymus und Huß Anlaß zu gemeinsamen Angriffen gegen die Kirchenlehre. In Folge derselben wurden Kirchen und Klöster geplündert und ihrer Bilder beraubt und zugleich Grundsätze verbreitet, welche an Wildheit diejenigen Wicleff's übertrafen. Auch wurde jetzt schon die Lehre von den Sakramenten angegriffen: Kirchen und Kirchengeräthe als unnöthig, die Verehrung der Heiligen als nichtig dargestellt, das Fegfeuer geläugnet, die Gebete für die Verstorbenen verworfen. Ein neuer Funke fiel in den aufgehäuften Zündstoff, als Jakob von Misa (um 1413) den Gebrauch des Kelches im Abendmahle für die Laien begehrte. Bald wurde dieser (die communio sub utraque, Communion unter beiderlei Gestalten) das allgemeine Verlangen. Huß aber, von der Konsequenz des Irrthums weiter geführt, verwarf zuerst den Papst, dann das ganze Priesterthum, endlich die gesammte Kirche; es blieb, nachdem er alle Tradition geläugnet, nur ein Schritt noch übrig, auch alle und jede Offenbarung zu verwerfen. Ob Huß so weit kam, ist nicht erwiesen, gewiß aber, daß seine Schüler vor keinem Angriffe zurückbebten, durch den die Moral, wie der Glaube geschändet wurden.

Unter solchen Verhältnissen ward unter einem Zulaufe von achtzehntausend Geistlichen das Konzil von Konstanz eröffnet (1414). Was das Abendland von Talenten, Gelehrsamkeit, kirchlicher und weltlicher Würde Ausgezeichnetes besaß, vereinigte sich hier, um nach Nationen (Deutschen, Franzosen, Engländern, Italienern, später auch Spaniern) die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren. Papst Johann XXIII., König Sigismund von Deutschland, der berühmte Peter d'Ailly und dessen Schüler, der Kanzler Gerson, die Legaten der zwei abwesenden Päpste,

drei Patriarchen, zweiundzwanzig Kardinäle, über hundert Bischöfe und Erzbischöfe, an achtzehntausend Geistliche, die Abgeordneten der Universitäten, viele Fürsten, wohl an 150,000 Fremde versammelten sich hier, so daß sich weder früher noch später eine erlauchtere und größere Versammlung von Geistlichen und Weltlichen zu einem wichtigeren Zwecke vereinigte.

Die Kirche war damals von einem noch schlimmeren Uebel, als die Irrlehre des Huß, heimgesucht. Ein furchtbares Schisma verwirrte die Christenheit, denn von drei Päpsten behauptete jeder, der rechte zu sein. Hatten die Kardinäle anderer Nationen das Schisma herbeigeführt, so zeichneten sich jetzt die Deutschen dadurch aus, daß sie der Kirche den Frieden wieder zu geben suchten. Es war Johann XXIII. als rechtmäßiger Papst anerkannt worden; als er aber durch das Konzil zu dem Versprechen des Verzichtes bewogen wurde, suchte er sich der Ausführung desselben durch heimliche Flucht zu entziehen. Diese hatte aber für ihn nur Gefangenschaft und Absetzung, und für seinen Beschützer, Herzog Friedrich von Oesterreich, den Verlust der Habsburgischen Stammgüter in der Schweiz zur Folge.

Allein dadurch hatte das Konzil sich selbst den Schein der Gesetzlichkeit geraubt. Fast tumultuarisch ward der Grundsatz, das Konzil sei über dem Papste, festgesetzt und der, welcher es berufen, und den es selbst als Papst anerkannt hatte, nun abgesetzt worden. Zum Glücke für das Konzil berief Gregor XII., welcher am meisten Recht für sich hatte, durch einen eigenen Kardinallegaten das Konzil. Die Bischöfe selbst bekräftigten seine Berufung, obwohl diese faktisch die bisherigen Beschlüsse rechtlos machte, und nun erst dankte Gregor XII. freiwillig ab. Peter de Luna, Benedikt XIII., den der heilige Vinzenz Ferrer öffentlich für einen Meineidigen erklärte, wurde abgesetzt (1415), und somit die Kirche der drei Päpste entlediget. Nachdem hierauf Bestimmungen getroffen worden, eine Reformation in Bezug auf die Sitten der Geistlichen, einer Beschränkung der Uebergriffe der Curie und die Einberufung eines neuen Konzils durchzusetzen, wurde von sämmtlichen Kardinälen der Römer Otto Colonna zum Papste gewählt als Martin V. Dieser bestätigte von den früheren Beschlüssen nur die Decrete gegen die Wicleffische und Hussitische Irrlehre, erklärte aber, daß es Niemanden frei stehe, von einem Ausspruche des Papstes an ein allgemeines Konzil zu appelliren. Dann legte er seinen Reformationsentwurf vor und nun konnte die deutsche Nation den Triumph feiern, daß, weil ihre Anforderungen die billigsten waren, sich die Vorschläge des Papstes vorzüglich auf diese gründeten.

Konkordate, mit Frankreich, Deutschland und England abgeschlossen, enthielten hierüber die näheren Bestimmungen. Der willkürlichen Verfügung des römischen Stuhles über Pfründen, Stiftungen, Güter und Einkünfte des Klerus wurde ein Ende gemacht, dessen Absolutismus beschränkt. Entsprach auch diese Reformation nicht ganz den Erwartungen der christlichen Völker, so war doch die Tilgung des Schisma's erreicht; die eigentliche Besserung der Zustände hing freilich von dem künftigen Benehmen des römischen Stuhles, wie der Glieder der Kirche ab, die es jetzt traf, sich selbst zu reformiren.

Unterdessen hatte König Wenzel unthätig der Ausbreitung der Unruhen in Böhmen zugesehen, die seinen Thron erschüttern mußten; das energische Einschreiten des Prager Magistrats gegen die Tumultuanten führte gerade zum Entgegengesetzten und so berief endlich die Kirchenversammlung von Konstanz auf Andringen König Sigismund's, Huß und später auch Hieronymus zur Verantwortung nach Konstanz. Huß erschien mit einem Geleitsbriefe des deutschen Königs, weil er sich mit Grund vor den beleidigten Deutschen fürchten mochte. Dieser Geleitsbrief versprach nichts mehr und nichts weniger als Schutz und Sicherheit vor jedem ungerechten Angriffe auf der Hin- und Herreise.

Zu Konstanz waren die gelehrtesten Männer aller Nationen beisammen, Männer, die durch die Absetzung der drei Päpste selbst hinlänglich bewiesen hatten, daß sie Menschenfurcht nicht kannten, und was von menschlichen Gebrechen in die Kirche eingedrungen, zu entfernen bemüht waren. Huß gegenüber hatte sich Sigismund verbindlich gemacht, dafür zu sorgen, daß er nicht, ohne öffentlich gehört worden zu sein, widerrechtlich von dem Konzil verurtheilt, und ihm bis dahin persönliche Freiheit gelassen werde. Der erste Punkt wurde vom Konzil bewilliget; die Erlangung des zweiten verhinderte Huß selbst. Es war ihm als noch im Banne Befindlichen verboten, Messe zu lesen. Huß las aber dennoch in seiner Wohnung nicht nur Messe, sondern predigte auch daselbst und verbreitete also die Irrlehre sogar unter den Augen des Konzils. Also gab er selbst rechtmäßigen Anlaß zu seiner Verhaftung. Doch war diese Haft so anständig, wie man sie einem Priester zu geben gewohnt war. Er konnte in seinem Zimmer Freunde empfangen und Briefe schreiben. Dieß erzählen Hußens eigene Freunde. Erfunden ist, was von einer Art Hundeloch gefabelt wird, worin er gefangen gehalten worden. Die Theile dieser Spelunke, die noch in Konstanz den Fremden gezeigt werden, sind so wenig ächt, als andere Antiquitäten, die man im sogenannten

Konziliumssaal zu Konstanz den Fremden vorweist. Die Untersuchung gegen Huß war weder eine übereilte noch eine leidenschaftliche. Er wurde zu verschiedenen Malen vom Konzil vernommen. Das Verfahren gegen ihn war das in der Kirche herkömmliche. Die Kirche fragt einfach, ob eine verdächtige Doctrin mit der katholischen Glaubenslehre übereinstimme oder nicht, und fordert von dem Irrlehrer nur die Erklärung, ob er widerrufe oder nicht. Huß aber verlangte, wie die meisten Irrlehrer, die Kirchenversammlung solle ihn widerlegen, ja er wollte über jeden einzelnen Satz disputirt haben. Die Synode hingegen forderte die Erklärung, ob er die von ihm aufgestellten irrigen Sätze verwerfe oder nicht. Diese Sätze waren aus den Schriften des Huß gezogen. Gegen mehrere derselben protestirte er als unächt. Man strich dieselben und legte ihm nur die unbeanstandeten (dreißig) vor. Unter diesen waren solche, welche offenbar die gesammte bürgerliche und kirchliche Ordnung bedrohten. Im Mittelalter hatte man nur behauptet, daß ein excommunicirter Fürst in einem christlichen Staate keinen Gehorsam fordern könne. Huß behauptete: Wer in einer Todsünde sei, könne weder geistlicher, noch weltlicher Oberer sein.[1]) Wohin mußte ferner der Satz führen, daß der Klerus kein Eigenthum besitzen dürfe? Die Kirchenversammlung verwarf denn auch die Lehre Hußen's als Irrlehre und übergab den nicht widerrufenden, im Irrthum beharrenden Huß nach Entsetzung von seiner priesterlichen Würde dem weltlichen Gericht. Während der Verlesung des Urtheils rief Huß: „Wie könnt ihr meine Schriften verdammen, da ihr keine Irrthümer nachgewiesen, und zumal die böhmischen, die ihr gar nicht habt lesen können?“ Diese hingeworfene Aeußerung haben neuere Geschichtschreiber als Beweis der ungerechten Verurtheilung Hußen's angeführt: allein die Grundlosigkeit jener Bemerkung ist leicht einzusehen, denn nicht nur befanden sich zu Konstanz Mitglieder des Konzils aus Böhmen (z. B. der Bischof von Leitomysl, Palec, Michael de Causis und Andere), sondern gewiß verstanden auch Viele von den Deutschen, welche in Prag studirt hatten, das Böhmische, ferner waren die Hauptwerke Hußen's lateinisch geschrieben; endlich sagt Huß selbst in einem Briefe: „Er freue sich, daß seine Feinde seine Bücher gelesen hätten.“

1) Nullus est dominus civilis, nullus est praelatus, nullus est episcopus, dum est in mortali peccato. Die auffallendsten seiner übrigen Sätze waren: Das Haupt der Kirche sei Christus allein: eines sichtbaren bedürfe es nicht. Das Papstthum verdanke nur kaiserlicher Gunst oder Gewalt seinen Ursprung. Der kirchliche Gehorsam sei nur eine Erfindung der Priester.

Nach Hußen's Uebergabe an das weltliche Gericht ward mit der Strafe nicht lange gezögert. Bekanntlich war das Strafrecht des Mittelalters härter und blutiger, als das unsrige, und selbst die aufgeklärtesten Kaiser, wie Friedrich II., sprachen die Todesstrafe gegen Ketzer aus. Insbesondere aber verurtheilten der Sachsen- und Schwabenspiegel notorische Ketzer, welche dem weltlichen Arm überliefert worden, zum Scheiterhaufen. Vergebens ward dem Huß noch einmal, schon als er an den Pfahl gebunden war, Verzeihung angeboten. Er beharrte auf seiner Lehre. Da ward der Holzstoß angezündet, Huß aber betete und sang, wie seine Freunde berichten, bis die Flamme ihn erstickte, was sehr bald geschah, so daß sein Todeskampf kurz war. Daß er, auf Luther hindeutend, prophetisch gerufen habe: „Heute verbrennt ihr eine Gans (böhmisch hus), aber aus der Asche wird ein Schwan entsteigen, welchen ihr nicht verbrennen könnt" — ist eine den Zeitgenossen unbekannte, erst später entstandene Sage.

Huß starb wohl aus Ueberzeugung, denn ein Betrüger stirbt nicht wie Huß; aber eben so wahr bleibt es, daß seine Lehre alle kirchliche und staatliche Ordnung umzustürzen drohte, und Kaiser Sigismund Recht hatte, wenn er sagte, es habe nie einen gefährlicheren Ketzer gegeben.

Ein Jahr nach Huß starb gleichfalls den Tod in den Flammen sein Freund Hieronymus von Prag (30. Mai 1416), gleichwie in England in demselben Jahre der Ritter John Oldcastle und 1413 Lord Cobham, welche die Grundsätze Wicleff's in Ausführung zu bringen, den Klerus zu säcularisiren, das Königthum abzuschaffen, eine Republik aufzubringen hofften. Der Anhang Oldcastle's zerstreute sich jedoch, als seine Prophezeiung, er würde am dritten Tage wieder auferstehen, sich nicht erfüllte: den beiden Böhmen aber wäre längeres Leben schon deßhalb zu wünschen gewesen, um den Gräuel der Verwüstung zu sehen, welcher aus ihren Lehren hervorging. Die blutigsten Kriege, die schrecklichsten Ausschweifungen, Deutschlands Verheerung, Böhmens Zerrüttung, die Vernichtung der Religion, Wissenschaft, Kunst, des Wohlstandes und der Gesittung des Landes, waren die Folgen der von Beiden gepredigten Umwälzung.

21.

Die Jungfrau von Orleans.

Johanna d'Arc, geboren im Jahre 1409 (oder 1410) im Dorfe Domremy zwischen Vaucouleur und Neufchateau in der Champagne, nahe

der Gränze von Lothringen, war die Tochter unbescholtener Landleute, welche sich nothdürftig von dem Ertrage nährten, welchen ihnen etwas Landbau und einiges Vieh gewährte. Sie wurde in Frömmigkeit und guter Sitte erzogen, ihren religiösen Glauben verdankte sie ihrer Mutter, welche ihr das Vaterunser, den Glauben und das Ave Maria lehrte: als Kind half sie ihrem Vater und ihren Brüdern bei der Feldarbeit, sie trieb das Vieh ihres Vaters und, wenn die Reihe sie traf, die Heerde des Dorfes auf die Weide, oder sie ging ihrer Mutter bei der Besorgung häuslicher Geschäfte an die Hand und beschäftigte sich mit Spinnen. Als sie heranwuchs, nahm sie nicht mehr an den Arbeiten auf dem Felde Theil. Ihre Güte und Bescheidenheit, ihre Arbeitsamkeit und Gottesfurcht und ihre Wohlthätigkeit und Bereitwilligkeit, Kranke zu pflegen, verschafften ihr die Liebe aller Dorfbewohner. Ihre Frömmigkeit zog ihr bisweilen den Spott ihrer Altersgenossen zu, für deren Vergnügungen, sowie für Tanz und Gesang, sie keinen Sinn hatte; oft besuchte sie die Kirche und beichtete, bisweilen fand man sie auch allein in derselben knieend und mit gefaltenen Händen vor dem Bilde des Erlösers und der Jungfrau Maria; jeden Sonnabend besuchte sie, gewöhnlich von ihrer Schwester begleitet, zuweilen auch in zahlreicher Gesellschaft, eine nahe Capelle der heiligen Jungfrau, zündete ihr Lichter zum Opfer an und richtete inbrünstige Gebete an sie. Das Unglück ihres Vaterlandes und die Parteiung, durch welche es gespalten war, mußten sie schon in den Kinderjahren beschäftigen, denn die Bewohner ihres Dorfes hingen der armagnacischen Partei an, während die des nahen Dorfes Marey der burgundischen zugethan waren, und oft kam es sogar zwischen den Knaben beider Dörfer wegen dieser Verschiedenheit zu blutigen Kämpfen. Eine Prophezeiung aus früherer Zeit, daß Frankreich durch eine Frau dem Elende werde überliefert und durch eine Jungfrau, und zwar von der lothringischen Gränze, gerettet werden, war ihr nicht unbekannt. In ihrem dreizehnten Lebensjahre, so erklärte sie auf die bestimmteste und beharrlichste Weise vor ihren Richtern bei dem Verdammungsprozesse, an einem Fasttage, während des Sommers, vernahm sie in dem Garten ihres Vaters eine Stimme, welche sie lehrte, wie sie sich betragen, und ihr sagte, daß sie die Kirche oft besuchen solle; sie erschrack zuerst, allein als sie dieselbe dreimal gehört, erkannte sie die Stimme eines Engels und erblickte den Engel Michael, welcher das Aussehen eines guten und würdigen Menschen hatte, von andern Engeln begleitet war und ihr auch verkündigte, daß die heilige Katharina und die heilige Margarethe zu ihr kommen

würden; sie solle ihnen glauben und nach ihrem Rathe thun, denn der Herr habe ihnen befohlen, sie zu leiten und ihr zu rathen in dem, was sie zu thun haben würde. Diese Verkündigung wurde erfüllt und häufig wiederholten sich die Erscheinungen und die Stimmen. Diese sagten ihr auch, daß der König, trotz seiner Feinde, wieder in sein Reich eingesetzt werden würde, und geboten ihr, nach Frankreich zu gehen und Orleans zu entsetzen. Niemanden sprach sie von diesen Dingen, weil sie besorgte, die burgundisch Gesinnten und mehr noch ihr Vater würden sie zurückhalten. Endlich in der festen Ueberzeugung, daß Gott sie zu seinem Werkzeuge auserwählt habe, theilte sie die von ihr vernommenen Stimmen einem Bruder ihrer Mutter, Durant Laxart, mit, welcher in einem nahen Orte wohnte: sie erklärte ihm zugleich, daß sie zu dem Befehlshaber von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, gehen wolle, weil sie sich nach Frankreich zum Dauphin begeben müsse, um seine Krönung zu bewirken. Laxart machte sich jetzt allein auf den Weg nach Vaucouleurs, und theilte Baudricourt Johanna's Wunsch und Verkündigungen mit, allein dieser rieth ihm nur, sie zu ihren Eltern zurückzubringen. Vergeblich begab sie sich selbst, von Laxart begleitet, zu ihm; erst als sie dessen ungeachtet zum zweiten Male kam, entschloß er sich, sie an den Hof zu senden. In Mannskleidern, um vor der Rohheit des Kriegsvolks gesichert zu sein, in Begleitung zweier Edelleute, ihres dritten Bruders Peter und zweier anderer Personen, verließ sie am 13. Februar 1429 Vaucouleurs, und wiewohl ihre Reise meist durch Gegenden führte, welche in der Gewalt der Engländer und Burgunder waren, kam sie ohne Unfall, am 24. Februar, nach Chinon, wo Karl damals sich aufhielt. Erst nach einigem Zögern und vorläufiger Befragung durch einige Prälaten, welchen sie erklärte, daß Gott ihr zwei Dinge auszuführen befohlen habe, nämlich Orleans von der Belagerung zu befreien und Karl nach Rheims zu führen, um ihn daselbst salben und krönen zu lassen, ließ der König sie vor sich. Sie erkannte ihn, obwohl er seine Stelle durch einen Andern hatte einnehmen lassen; die Zuversicht, mit welcher sie es im Namen des Herrn aussprach, daß er der wahre Erbe Frankreichs sei, und ihr ganzes Wesen mußten lebhaften Eindruck auf ihn machen. Er ließ indeß zuvörderst ihre Rechtgläubigkeit durch einige Geistliche zu Chinon und dann durch mehrere Professoren der Theologie zu Poitiers prüfen. Diese erfanden sie als eine wahrhaft katholische Christin, und ihre klugen und begeisterten Antworten, ihre Einfachheit und ihr tadelloser Lebenswandel bestimmten sie, dem Könige zu rathen, daß er ihre Dienste annehme und

sie der Stadt Orleans zu Hülfe sende. Er entschloß sich dazu, versah sie mit einer vollständigen Rüstung, und gab ihr einige Begleiter zur Beschützung und Bedienung. Nach dem Geheiß ihrer Stimmen ließ sie sich eine Fahne von weißer Leinwand machen, auf welcher der Erlöser dargestellt war, auf dem Richterstuhle in den Wolken des Himmels sitzend, ihm zur Rechten und zur Linken knieten zwei anbetende Engel, von denen der eine in der Hand eine Lilie hielt, und auf der andern Seite standen die Worte: Jesus, Maria. Das Schwert, mit welchem sie sich waffnete, war hinter dem Altar der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois gefunden worden. Meist trug sie indeß nicht dieses, sondern ihre Fahne, nur in der äußersten Noth bediente sie sich desselben, und auch selbst wenn sie in den Kampf hineingerissen wurde, begnügte sie sich, die Feinde von sich abzuwehren; nie hat sie Jemanden getödtet.

In dem Rathe des Königs wurde beschlossen, daß sie eine für Orleans bestimmte Sendung von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen begleiten solle. Sie befahl die Entfernung aller unzüchtigen Frauen und ermahnte das Kriegsvolk zu beichten und auf Gott zu vertrauen. Singende Priester gingen voran; in einiger Entfernung von der Stadt kam der Bastard von Orleans dem Zuge, welcher den Weg auf dem linken Loireufer eingeschlagen hatte, entgegen; ohne daß die Engländer es zu verhindern wagten, wurden die Vorräthe eingeschifft, und Johanna zog am Abend des 28. Aprils in die Stadt ein, deren Bewohner sie mit Freude begrüßten. Eben so wenig versuchten es die Engländer, das Kriegsvolk anzugreifen, welches am 4. Mai auf dem rechten Ufer nach Orleans geschickt wurde. Noch an demselben Tage griffen einige französische Herren eines der festesten Bollwerke der Belagerer, ohne Wissen Johanna's, an; sie wurden zurückgeschlagen, allein der Anblick der Jungfrau ermuthigte sie wieder; und nach dreistündigem hartnäckigem Kampfe wurde das Bollwerk eingenommen und zerstört. Am 6. Mai gingen der Bastard, La Hire und Johanna mit 4000 Mann nach dem jenseitigen Ufer hinüber, um hier die Bollwerke der Engländer anzugreifen. Eines derselben wurde von ihnen bei der Annäherung der Franzosen geräumt und verbrannt, ein anderes wurde endlich, nachdem Johanna die schon zurückgeschlagenen und fliehenden Franzosen zur Erneuerung des Angriffs ermuthigt hatte, erstürmt. Am folgenden Tage wurden die Brückenthürme und die vor denselben befindliche Verschanzung angegriffen; überall zeigte sich Johanna; sie gab nützlichen Rath, sie ermahnte die Kämpfenden Stand zu halten, führte die Weichenden wieder vor und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen ein. Als

dennoch die Angreifenden ermatteten, sprang sie selbst in den Graben und legte eine Leiter an den Wall, um ihn zu ersteigen; zwar wurde sie zwischen Hals und Schulter durch einen Pfeil verwundet, und mußte vom Kampfplatz fortgebracht werden, aber bald erschien sie wieder, und als der Bastard schon den Rückzug befohlen hatte, verhinderte sie denselben, indem sie einen glücklichen Ausgang verhieß, und selbst die Franzosen wieder zum Angriff führte. Zu gleicher Zeit wurden von Orleans aus die Brückenthürme angegriffen, und bald wurde diese Verschanzung erstürmt, da die englischen Feldherren ihr auf dem rechten Ufer stehendes Kriegsvolk nicht zur Unterstützung der Angegriffenen zu bewegen vermochten. Das englische Heer war nicht allein durch einen großen Verlust von Todten und Gefangenen geschwächt, sondern eben so sehr durch die Furcht, welche die wunderbare Erscheinung einer Jungfrau an der Spitze der Feinde erregte, und durch die Meinung, daß den übernatürlichen Kräften und Zauberkünsten derselben keine menschliche Macht und Einsicht gewachsen sei. Die englischen Feldherren beschlossen deßhalb, die Belagerung aufzuheben; sie brachen schon am folgenden Tage auf, indem sie in ihren Schanzen viele Gefangene und Kranke, viele Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und andere Habe zurückließen, und sie vertheilten ihr Heer in naheliegende Plätze. Johanna wurde mit großer Ehre am französischen Hofe empfangen; ihre feste Entschlossenheit und ihr unerschütterlicher Muth, ihre Einsicht in der Anordnung und Leitung des Kampfes, und die Bereitwilligkeit und Ausdauer, womit sie alle Gefahren und Beschwerden des Krieges theilte, hatten die Bewunderung auch der erfahrensten Anführer erregt; ihre Fürsorge für kranke und verwundete Kriegsleute hatte die Ergebenheit gegen sie noch vermehrt, und die Reinheit und Strenge ihrer Sitten einem Jeden Achtung eingeflößt. Sie blieb aber stets das bescheidene, fromme und demüthige Landmädchen, sie wies die Ehre zurück, welche man ihr erweisen wollte, und bekannte, daß man nur Gott danken müsse für das, was sie gethan habe. Sie forderte den König auf, daß er sogleich zur Krönung nach Rheims aufbreche, und Karl säumte nicht, den Muth und die Zuversicht, welche sie den Franzosen wiedergegeben hatte, zu benutzen, und zunächst den Engländern die von ihnen noch besetzten Plätze an der Loire zu entreißen. Seinem Aufgebot wurde bereitwilliger als früher Folge geleistet, und binnen kurzem war unter dem Befehl des Herzogs von Alençon in Orleans ein zahlreiches Heer versammelt, bei welchem sich auch Johanna und die ausgezeichnetsten französischen Kriegsanführer befanden. Während des Monats Juni wurde Jargeau erstürmt und der Graf von Suffolk

daselbst gefangen genommen, Beangency und Mehun wurden von den Engländern geräumt, und diese auf dem Rückzuge nach Paris eingeholt und in einem Treffen geschlagen, in welchem ein anderer englischer Feldherr, Talbot, in die Hände der Sieger fiel. Jetzt entschloß sich Karl, der wiederholten Aufforderung der Jungfrau nachzugeben, welche es ihm mit der größten Zuversicht als den Willen Gottes verkündigte, daß er in Rheims gesalbt und gekrönt werde, und den Zug dahin anzutreten, obwohl derselbe durch ein Land führte, dessen Städte und Vesten von den Engländern und Burgundern besetzt waren.

Zu Ende Juni brach er mit einem Heere von 12,000 ausgewählten und muthigen Kriegern von Gien an der Loire auf. Die Bürger von Auxerre, einer burgundischen Stadt, öffneten zwar nicht die Thore, lieferten aber Lebensmittel und wandten nur dadurch einen Angriff ab, daß sie den Günstling des Königs, La Tremouille, bestachen. Die Einwohner von Troyes, geschreckt durch die Vorkehrungen zur Belagerung und den Ruf der Thaten Johanna's und auch durch den Bischof der Stadt bestimmt, unterwarfen sich am 9. Juli dem Könige, welcher ihnen völlige Verzeihung sowie andere Vergünstigungen, und der englisch-burgundischen Besatzung freien Abzug bewilligte. Chalons öffnete die Thore; und die feindliche Besatzung zu Rheims verließ freiwillig die Stadt; so hielt Karl am 16. Juli seinen Einzug, und am folgenden Tage, einem Sonntage, empfing er von dem Herzoge von Alençon die Ritterwürde, und wurde darauf von dem Erzbischofe von Rheims gesalbt und gekrönt, indem Johanna, ihre Fahne in der Hand, in der Nähe stand. Darauf brach er nach Isle de France auf, um das Mißvergnügen über die englische Herrschaft, welches auch hier laut zu werden begann, und welches seinen Marsch durch die Champagne begünstigt hatte, zu benutzen. Laon, Soissons, Chateau-Thierry, Compiegne, Beauvais und andere Orte öffneten ihm die Thore. Der Herzog von Bedford sammelte zu Paris ein Heer von ungefähr gleicher Stärke wie das französische, allein er wagte, der Stimmung desselben mißtrauend, keine Schlacht, und wählte stets so feste Stellungen, daß die Franzosen trotz ihrer Kampflust keinen Angriff unternehmen konnten. Als er nach der Normandie aufbrach, weil die Bewegungen seiner Gegner diese zu bedrohen schienen, so wandte sich Karl rasch gegen Paris, in der Hoffnung, daß seine Erscheinung einen Aufstand bewirken werde. Dieß wurde indeß durch die englisch-burgundische Besatzung verhindert, und ein Angriff war ohne Erfolg, da die mit Wasser angefüllten Gräben nicht durch die hineingeworfenen Reisbündel ausgefüllt werden konnten, und die Stadt

auch durch eine zahlreiche Artillerie vertheidigt wurde. Wenige Tage darauf trat das französische Heer den Rückmarsch nach der Loire an, weil es an Geld zur längern Besoldung fehlte, die Verödung des Landes den Unterhalt erschwerte, und die Jahreszeit kriegerischen Unternehmungen nicht mehr günstig war.

Johanna hatte schon nach der Krönung des Königs erklärt, daß sie erfüllt habe, was Gott ihr befohlen, sie begehrte die Waffen niederzulegen, zu ihren Eltern zurückzukehren und ihnen zu dienen; allein der König und seine Feldherren sahen ein, daß man das bisherige Kriegsglück nur ihr, nur dem Muthe und der Zuversicht, welche sie den Franzosen eingeflößt hatte, verdanke, und die Jungfrau ließ sich bewegen, auch ferner die Gefahren des Krieges zu theilen. Sie begleitete das Kriegsvolk, welches sich im Mai 1430 in das von den Engländern und Burgundern belagerte Compiegne hineinwarf. Am 23. Mai unternahm die Besatzung einen Ausfall, trieb Anfangs die Feinde zurück, aber die schnell sich mehrende Zahl derselben nöthigte sie bald zum Rückzuge; Johanna selbst war unter den letzten Kämpfenden. Der Befehlshaber der Stadt, welcher befürchtete, die Feinde möchten mit den Freunden in dieselbe eindringen, ließ die Brücke abnehmen und das Thor schließen, und so blieb die Jungfrau draußen mit wenigen der Ihrigen. Da warfen sich die Feinde auf sie und riefen ihr zu: „Ergebt euch und schwöret Treue!“ Sie erwiderte: „Ich habe einem Andern Treue geschworen und werde ihm meinen Schwur halten!“ So fiel sie in die Hände der Burgunder, die sie vier Monate lang zu Beaulieu in Vermandois gefangen hielten, und sie dann für eine bedeutende Geldsumme den Engländern überließen. Als sie erfuhr, daß sie diesen ausgeliefert werden sollte, sprang sie von dem Thurme, in welchem sie gefangen saß, hinunter, um zu entfliehen, verletzte sich aber, wurde ergriffen und in die Burg von Rouen abgeführt. Der Herzog von Bedford beschloß nun, ihr den Prozeß zu machen, um sie aus der Welt zu schaffen, denn so lange sie lebte, glaubten sich die Engländer in Frankreich nicht sicher, und beauftragte damit den ihm gänzlich ergebenen Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, weil sie in dessen Diöcese gefangen worden war. Am 9. Januar 1431 begann dieser Prozeß. Man klagte sie der Zauberei an, schon unter jener alten Buche zu Domremy sollte sie mit den Mächten der Unterwelt in Verbindung getreten sein, für deren Gaukelei man auch die Stimmen erklärte, die sie von den oben genannten Heiligen oft gehört zu haben vorgab; ebenfalls spielte der Umstand eine bedeutende Rolle, daß sie sich männlicher Kleider bedient hatte. Man er-

müdete sie durch drei- bis vierstündige Verhöre, legte ihr, die weder lesen noch schreiben konnte, Fragen vor, die ein gewandter Theologe kaum beantwortet hätte, ohne sich zu verwickeln, ließ sie ohne allen rechtlichen Beistand; ja man entblödete sich nicht, sie durch rohe Menschen in einem gewöhnlichen Kerker bewachen zu lassen, während sie in ein geistliches Gefängniß gehörte, da sie vor einem geistlichen Gericht stand. Kurz, man quälte sie so lange, bis sie endlich eine Abschwörungsformel unterschrieb, von deren Inhalt sie wahrscheinlich nichts verstand; dann verurtheilte man sie zu ewigem Gefängniß. Allein dieß war den Engländern nicht genug. Als sie daher die weibliche Kleidung, mit der man sie bekleidet hatte, ablegte, um sich schlafen zu legen, entwendete man ihr dieselbe, so daß sie am folgenden Tage genöthigt war, ihr früheres männliches Gewand wieder anzulegen. Dieß wurde als Rückfall bezeichnet, und als sie nun auch behauptete, was sie während ihres Prozesses ausgesagt habe, sei wahr gewesen, wurde sie als rückfällige und hartnäckig im Irrthum Beharrende auf dem alten Markt in Rouen auf einen Scheiterhaufen geführt und verbrannt. Sie gab unter Ausrufung des heiligen Namens Jesu ihren Geist auf am 30. Mai 1431, neunzehn Jahre alt. Ihre Asche wurde in die Seine geworfen. Karl VII., der ihr seine Krone verdankte, that nichts, um sie ihrem unverdienten Schicksale zu entreißen. Später jedoch, nachdem schon der König unter dem 15. Februar 1451 eine vorgängige Untersuchung angeordnet hatte, erlangte deren Mutter Isabella (der Vater war vor Kummer gestorben) und ihre beiden Söhne Johann und Peter vom Papst Calixtus III., daß er im Jahre 1455 ein Breve erließ, worin eine Revision jenes Prozesses angeordnet wurde. Nachdem man nun eine große Anzahl von Personen, die irgendwie mit der Jungfrau in Berührung gekommen, verhört, und das ganze gegen sie beobachtete Verfahren einer genauen Kritik unterworfen hatte, erklärte man ihre Verdammung für nichtig und verordnete, daß dieses Urtheil, in der Stadt Rouen, wo die Jungfrau verbrannt worden war, bekannt gemacht werden sollte.

So ward die Ehre der Heldin, obwohl erst nach ihrem Tode, glänzend gerettet. Auf der Stelle, wo sie starb, erhebt sich ein Kreuz zu ihrem Andenken. In Domremy ward ihr neuerdings ein Denkmal errichtet.

22.
Karl der Kühne von Burgund.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zu Dijon am 10. November 1433 geboren, war von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, Habichtsnase, etwas länglichem Gesicht, breiter Stirn und etwas hervorstehendem Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernstes. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhörlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um 6 Uhr immer seine Geschäfte anfing) hatte seine Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipp, dem Cannensischen Sieger, dem einzigen Cäsar, und entwarf mit größter Kühnheit weitaussehende Pläne, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen Jacque de Lalain, den herrlichsten Ritter im Waffenspiel, und an der Seite seines Vaters gestritten, alsdann den Frieden von Conflanz erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz und hielt einen allezeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden, daß er meist mit Offenheit handelte; seine Art war so, daß Niemand Hinterlist von ihm argwohnte, doch hat aus Vergrößerungsabsichten auch er in Traktaten sich dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert, welcher sich auf ihn verlassen hatte. Einige sind überwiesen worden, daß sie auf seinen Antrieb den König Ludwig (XI.) und den Dauphin haben vergiften wollen. Voll der größten Projekte, für deren systematische Behandlung seine Fassungskraft nicht groß genug war, wußte er bei Aufwallung seiner Leidenschaften sich öfters nicht zu helfen; dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen; dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist war hierin sich nicht gleich. Die Fasten hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden, daß er Alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen, wie entscheidend die von der ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er wie König Ludwig XI. von Frankreich als durch die Kirche vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sei: sonst war er in Freigebigkeit ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu

sehr, um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er, wo es sein mußte, mitzuthun; einem Fürsten, der die Gemüther gewinnen soll, darf Nichts fremd, und was er thut, nie ungeschickt sein. Deshalb, da er eine musikalische Stimme nicht besaß, bedeckte er den Mangel durch Theorie der Kunst, und seine Hofmusik blieb eine der ersten. Uebrigens war seine Lust an Wildschweinsjagd, Reigerbeize und mannigfacher Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die meisten seiner Zeitgenossen im Schachspiel, das er nach dem Geiste seiner Erfindung mehr wie Verstandesübung als wie Spiel ansah.

An den Alten liebte er Alles außerordentlich, und verstand nicht nur nebst fünf andern auch die lateinische Sprache wohl, sondern von seiner Jugendlectüre, den Rittergeschichten, unverdorben, ließ er täglich zwei Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexander's erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzu schwer schien) er eine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit mit aller Macht von Burgund eine größere Unternehmung, die Befreiung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Rittern, so daß an Zahl, Herrlichkeit und Ordnung des Hofs kein Fürst ihm gleich kam. Bei Feierlichkeiten trug er ein Kleid, welches an Gold und Edelsteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Säle und Kapellen wurden mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Ueberflusse silberner und goldener Geschirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche Aufwand der Tafel berechnet, wovon er selbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Ueberfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Essen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Kammerjunker mit Singen, Lesen u. dgl. belustigen, wie er auch im Felde manchmal den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings, der die Standarte trug, sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freitags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfing er die Bitten und Beschwerden seiner Diener und Unterthanen auf das freundlichste; er gab auch Jedem Zutritt und (was man bei Fürsten sucht) schnelle Hülfe oft in dem Maße, daß der Kanzler während der Audienz zu rescri-

biren hatte; daher, wenn man ausnimmt, was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelsaß unbestraft blieb, so lang und weit Karl geherrscht alle Familienfehden und Eigengewalt Vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel bei dem Nußbaum zu S. Maximin, wie er den geringsten Diebstahl unerbittlich schnell bestraft.

Ueberzeugt von dem Nutzen seiner von Natur und Alters her tapfern belgischen und burgundischen Miliz durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde List und innern Aufstand gefaßt zu sein, errichtete er eine Ordonnanz. Acht, nachmals zwölfhundert reisige Kriegsmannen (hommes d'armes), von ihrer vornehmsten Waffe auch Lanzen genannt, jeder mit einem Schildknappen und Waffenträger, viertausend Schützen, deren drei Viertheile zu Pferd, zweitausend Pikeniers, bei den Büchsen sechshundert und eben so viele bei den Feldschlangen, war der erste Fuß und Kern, dem nach den Umständen größere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder englischer und italienischer Hülfsvölker angeschlossen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Vließ, welcher Orden, wie nicht viele andere aus so alter Zeit, den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmannen ihren vollen Küraß, die gewaltige Lanze, das breite, kurze Schwert, einen Streitkolben, den schönprangenden Helm und andere, nur Ungewöhnten schwere, übrigens probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf kam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Der Artilleriepark war zu dreihundert Stücken berechnet; es folgten zweitausend Wagen mit Pulver, Armbrusten, Bogen, Pfeilen und Piken; tausend große, ebenso viele gemeine Zelte. Vieles bei Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebaut. Die mauerfest stehenden Pikeniers wußten mit gesenkter Pike schnell niederzufallen, um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu lassen. Auf beiden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Rundung, hatte man von den Alten. Für die Abhärtung, für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war gesorgt, und im Ganzen nebst verständiger Mischung der Waffen, löblicher Zweck, den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben; Vergehungen wurden mit empfindlichem Verlust, nicht leicht auf entehrende Weise ge-

straft. Vollkommene Unparteilichkeit war vorgeschrieben, auf daß das Gefühl der Kameradschaft gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle seine (ihre eigenen) Feinde zu höchster Anstrengung entflammte. Das Fluchen war verboten: der Soldat muß den Gott ehren, bei dem er schwur. Ebenso das Würfelspiel; denn es macht habsüchtig, bringt Zorn, macht immer Einen mißmuthig. Sonst gestattete er, wenn kein Feind nahe war, wie Cäsar, viel. Er liebte seine Leute; waren sie krank oder verwundet, so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerem Recht war er gegen Treulosigkeit streng, und forderte im Krieg um so ernsthafter von Jedem die Pflicht, da täglich er der erste auf war, die wichtigern Posten selbst in Augenschein nahm, der Letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Da die Ordonanz eine halbe Million Thaler und jeder Feldzug zwei Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murrten, bemühte er sich, die neue Last nützlich und möglichst leicht zu machen. (So hart er jeden Aufruhr niederschlug, so nachgebend hörte er Vorstellungen.) Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe von innen und, wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auch von auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, Alles hatte so genau seine Bestimmung, daß, wenn Gardeoffiziers Unordnung übten oder zuließen, sie als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen und über tapfere Männer zu kommandiren, kassirt wurden. Selbstaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militärische Ehre.

Karl war einer der reichsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Denn außer seinem Herzogthume besaß er noch die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) und den größten Theil der heutigen Niederlande. Allein die großen und reichen Besitzungen genügten noch nicht dem stolzen und hochfahrenden Sinne des Herzogs, der nach dem Besitze aller Länder von dem Ausflusse des Rheines bis zu seinen Quellen strebte. Im Besitze einer königlichen Macht, wollte er auch den königlichen Titel und wandte sich an Kaiser Friedrich, daß dieser, als erster weltlicher Fürst, ihm diese Würde ertheilte. Friedrich fand sich durch diesen Antrag nicht wenig geschmeichelt. Auch hoffte er bei dieser Gelegenheit eine Verbindung zwischen seinem Sohne Maximilian und Maria, des Herzogs einzigen Tochter, zu Stande zu bringen, und so die Hausmacht Oesterreichs durch

die reichen burgundischen Erbstaaten um ein Bedeutendes zu vermehren. Er begab sich deßhalb selbst mit seinem Sohne nach Trier und beschied auch den Herzog dahin. Karl erschien mit einer Pracht, welche die kaiserliche weit übertraf. Sein Kriegsmantel blitzte von Perlen und kostbaren Steinen und wurde allein auf 100,000 Thaler geschätzt. Sein Gefolge bestand aus verschiedenen Fürsten, Grafen und Herren, und einer auserlesenen prachtvollen Mannschaft von 8000 Reitern und 6000 Fußgängern. Er hielt sich der königlichen Würde so gewiß, daß er bereits die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht, selbst schon die Krönungsfeierlichkeit im Dome zu Trier veranstaltet hatte. Friedrich aber verlangte bei der Krönung die Verlobung und Vermählung seines Sohnes, und da Karl zauderte, wurde er in seinem Mißtrauen bestärkt, welches Karl's größter Feind, der eifersüchtige König von Frankreich, Ludwig XI., ihm eingeflößt hatte, als strebe der ehrsüchtige Herzog selbst nach der Kaiserkrone. Sogleich brach er die Unterhandlungen mit dem Herzoge ab, dessen Stolz und unmäßige Pracht ihn auch wohl beleidigt haben mochte, und reiste, ohne einmal von ihm Abschied zu nehmen, plötzlich von Trier nach Köln. Tief gekränkt verließ auch Karl die Stadt, mit dem Vorsatze, seine Tochter nicht dem Sohne des Kaisers zu geben, so lieb er auch den blühenden Jüngling gewonnen hatte, der in allen ritterlichen Uebungen ein Meister war. Nach der Rückkehr entwarf er seiner Tochter das schönste Bild von dem Kaisersohne, so daß sie eine stille Neigung zu ihm hegte und sich nachher in einem Briefe verlobte.

Der ehrsüchtige Herzog, dem thatenlose Ruhe unerträglich war, griff bald darauf, im Jahre 1476, seinen Gränznachbar, den Herzog Renatus von Lothringen und die mit demselben verbündeten Schweizer an, um ihr Land zu dem seinigen zu schlagen. Er eroberte die Hauptstadt Nancy und verjagte den Herzog. Dann drang er mit großer Heeresmacht weiter, um die Schweizer in ihrem eigenen Land aufzusuchen. Diese schickten eiligst Gesandte an ihn und baten um Frieden. Sie stellten ihm vor, ihr Land sei nur arm; Alles, was er bei ihnen gewinnen könne, sei nicht so viel werth, als die Sporen seiner Ritter. Allein diese demüthige Vorstellung beugte des Stolzen Sinn nicht. Mit 60,000 Mann drang er in das Gebirgsland, und als er vor Granson erschien, widerstand die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin widerständen,

wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle hängen lassen. Da entsank Vielen der Muth und dem feigen Hauptmanne Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder als ihrem Vermittler dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhängen, mehrere Hundert Andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Granson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten März (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburger See's und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festen Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten, da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schaffhausen. „Was ist das für ein Volk?" schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!" antwortete der Herr von Stein. „Weh!" rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?" Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von Neuem begann. Umsonst stemmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Granson die Erhängten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf in's Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehängt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu, voll Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden

an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen fiel in der Eidgenossen Hand.

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuter Macht über Lausanne zurück in's Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April, dann zog er den Ufern des Neuenburger See's zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand als einst Granson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Gefahr, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer. Er hielt, bis die Eidgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandten aus Biel, den Städten des Elsasses, von Basel, St. Gallen und Schaffhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um 10 Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht, bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute, der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidgenossen. Die Eidgenossen aber waren kaum dreiunddvierzigtausend Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heere betend auf die Kniee. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidgenossen, sehet, Gott will zum Siege leuchten!" So rief er. Es war der 22. Brachmonat. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende

fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sah Alles verloren, und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfer See. Fünfzehntausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtner See bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt, alle feindlichen Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, dem Fremdlinge ein Warnungsmal, die Eidgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Das wiederholte Unglück der Burgunder feuerte auch den Herzog von Lothringen zur Wiedereroberung seines Landes an. Gegen ihn wandte sich Karl mit dem Reste seines Heeres, um ihm die Stadt Nancy, die er schon einmal eingenommen hatte, zu entreißen. Jetzt aber mußte er sogar sehen, daß einer seiner vertrautesten Feldherren, der italische Graf Campobassa, mit dem besten Theile der Reiterei treulos zu dem Feinde überging. Dennoch nahm Karl gegen den ungleich stärkeren Feind den Kampf an. Als er sich auf sein Schlachtroß schwang, fiel plötzlich der goldene Löwe, der Schmuck seines Helmes, vor ihm zur Erde. „Das ist ein Zeichen von Gott," rief Karl betroffen, und sprengte nicht ohne düstere Ahnung vorwärts. Seine Ahnung traf ein, er wurde gänzlich geschlagen. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, den ein Bach durchschnitt. Als Karl auf seiner Flucht über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen, verwundete ihn, schlug das Pferd, welches ihn fallen ließ, und floh. Viel burgundischer Adel fand hier den Tod. Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief einen tauben Ritter, der ihn verwundet, um Rettung: „Rette den Herzog von Burgund!" welches dieser übel verstanden: „Es lebe der Herzog von Burgund!" Er hieb ihm mit der Hellebarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer. Als die Schlacht sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feinde abließ, fragte er nach ihm. Den ganzen folgenden Tag wurde vergebens nach ihm gesucht, bis Campobassa durch jenen Edelknaben die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karl's Wäscherin, wo einer der Leichname etwa den Ring noch anhabe.

Sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!“ rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blute überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er Wenigen kenntlich, bis nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die gefangenen edlen Burgunder und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.

Die Burgunderkriege hatten für die Schweiz üble Folgen. Niemand freute sich über Karl's Tod mehr, als Ludwig XI. von Frankreich; er schickte den Eidgenossen 24,000 Gulden nebst höflichem Dank. Durch Geschenke und Pensionen ließ man sich an Frankreichs Interesse fesseln, Ludwig warb die erste Schweizer-Garde, und es kam von jetzt an die Sitte auf, bei fremden Fürsten als Miethstruppen zu dienen. Feilheit und Sittenverderbniß waren die unseligen Früchte jener Siege. Dem Gelde, welches von Frankreich kam, wurde Alles geopfert. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, um im Ausland Geld und Beute zu erfechten. Die Eidgenossen traten sogar in ein Bündniß mit Frankreich.

Im Innern der Schweiz entstanden heftige Parteiungen, erzeugt durch die Eifersucht der Länder gegen die Städte. Weil diese auf einen größern Antheil an der burgundischen Beute Anspruch machten, widersetzten sich die Länder gegen die Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn in den Bund; denn sie fürchteten das Uebergewicht der Städte. Darüber entstand großer Streit, der indeß auf der Tagsatzung zu Stanz durch das Ansehen des Nikolaus von der Flüe beigelegt wurde.

23.
Die Eroberung Constantinopels durch Mahomed II.

Ein berühmter Schriftsteller hat gesagt, die Türken sind heutzutage noch eben das, was sie 1453 waren — ein auf europäischem Boden errichtetes Tatarenlager. Dieses Lager, welches seit vier Jahrhunderten nicht aufgehoben worden ist, wurde von Mahomed II. mit seinen dreimalhunderttausend Mann, seinen Belagerungsmaschinen und seiner Artillerie — denn er hatte die seit kurzem in dem abendländischen Heere eingeführte Anwendung des Schießpulvers auch in dem seinen angenommen — am 6. April 1453 vor den Mauern von Constantinopel aufgeschlagen.

Zu Anfang der Belagerung griff Mahomed II. die Stadt von der Landseite an. Seine Truppen waren über einen Raum von ungefähr

zwei Stunden Länge ausgebreitet. Sämmtliche Geschichtschreiber haben von der ungeheuern Belagerungskanone Mahomed's II., der größten, welcher die Geschichte erwähnt, gesprochen. Sie war in Adrianopel von einem ungarischen Stückgießer Namens Orban gegossen, und von dieser Stadt auf dreißig miteinander verbundenen und von fünfzig Joch Ochsen gezogenen Wagen mühsam nach Constantinopel gebracht worden. Dieser ungeheure Feuerschlund, welcher eine sechshundert Pfund schwere Kugel mehrere Stunden (?) weit warf, richtete mehr Lärm als Schaden an; er sprang während der Belagerung und zerschmetterte seinen Verfertiger. Mahomed beschoß die Stadt mit vierzehn Batterien von geringerem Kaliber als die Kanone Orban's. „Das von diesen Werkzeugen mit den ehernen Leibern ausgespieene Feuer," sagt Kadscha Effendi in seiner orientalischen Redeweise, „verbreitete unter den Giauren Verwirrung und Schmerz; der Dampf, welcher aus ihnen hervordrang, machte den Tag zur finstern Nacht, und das Antlitz der Welt wurde dunkel, wie das schwarze Schicksal der Ungläubigen. Zu gleicher Zeit kündigten die dem Bogen als Todesboten entfliegenden Pfeile den Feinden das Urtheil des Geschicks an, und die Ballisten sendeten den Hütern der Thürme und Mauern die Gebote des Koran zu." Die Belagerten begegneten den wiederholten Angriffen der Türken mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, und ihre Musketen, von denen jede zehn Kugeln von der Größe einer Wallnuß entsendete, trugen den Tod unter die osmanischen Schaaren. Wenn die Türken ihre Sturmleitern am Fuße der Wälle aufrichteten, gossen die Griechen eine Fluth von griechischem Feuer und von siedendem Oel über ihre Köpfe aus, und mit Donnergekrach von den Mauern herabrollende, ungeheure Steine zermalmten die Angreifenden, welche sich mit Hinterlassung von Hunderten Todter und Verwundeter in die Gräben zurückziehen mußten. Die Griechen besaßen grobes Geschütz, bedienten sich aber desselben mit geringerem Erfolg, als die Moslemin. Der unerschrockene und wachsame Kaiser Constantin Paläologus feuerte seine Soldaten durch Wort und Beispiel an, er war überall zu finden, wo sich Gefahr zeigte. Der Kaiser genoß keine Ruhe mehr: nachdem er den Tag im Kampfe zugebracht, verwendete er die Nächte zum Ertheilen seiner Befehle und zur Beaufsichtigung der Ausbesserungen, welche an den Mauern vorgenommen wurden. Er ließ die Gräben, welche die Türken durch Hineinwerfen von Baumstämmen, Fässern mit Erde, und selbst mit ihren Wagen auszufüllen gesucht hatten, wieder räumen, und der Sultan sah allmorgenlich mit halber Verzweiflung, wie die Wälle

wieder hergestellt und die Belagerungsarbeiten durch den Muth und die Klugheit der Christen vereitelt waren. „Bei allen Propheten,“ rief er eines Tages; „ich hätte nie geglaubt, daß die Griechen im Stande seien, in einer einzigen Nacht so große Dinge zu thun.“ Indessen verminderten die steten Kämpfe das kleine Häuflein von Griechen und Genuesen (8000), welches die Stadt vertheidigte, mit jedem Tage; aber die Ueberlebenden verloren nichts von ihrer Energie und schwuren, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen für die heilige Sache, welche ihren Arm bewaffnet hatte, zu verspritzen.

Nachdem die Belagerung bereits einen Monat gedauert, ohne daß die Türken einen Zoll breit Terrain gewonnen hatten, sah man aus der Ferne fünf Kriegsschiffe herannahen, von denen eins dem Kaiser Konstantin Palälogus und die übrigen den Genuesen gehörten. Sie kamen als Befreier und wurden von den Constantinopolitanern mit Jubelruf begrüßt. Mit einem geschickten kühnen Manöver begannen die fünf Schiffe zu gleicher Zeit ihre Geschütze auf dreihundert türkische Fahrzeuge spielen zu lassen, welche in Form eines Halbmondes vor dem Hafen von Byzanz, dessen Eingang ihnen durch zwei eiserne Ketten versperrt war, aufgestellt waren. In diesem Kampfe kamen 12,000 Osmanen um, und diejenigen ihrer Schiffe, welche den Kugeln der Franken entrannen, segelten auf die Höhe des Bosporus hinaus. Die befreundete Flotte fuhr unter dem Beifallsgeschrei der Belagerten in das goldene Horn ein. „Die Christen,“ sagt Kadscha Effendi in dem Bericht über diesen Sieg der Franken, „die Christen zeigten gleich Schildkröten, welche aus ihrer Schale hervorkommen, ihre Köpfe über die Mauern und spieen Drohungen über die Gläubigen aus.“ Diese waren so entmuthigt, daß man vom Frieden sprach; aber die Scheiks und Ulemas brachten den Sultan zu dem Entschlusse, den Krieg fortzusetzen. Mahomed, der nach dieser Niederlage der Moslemin vor Wuth fast außer sich war, befahl, den Kaputan Pascha (Admiral), Balta Ogli, als der Feigheit überwiesen, hinzurichten. Auf Bitten der Janitscharen begnadigte er ihn, ließ sich ihn jedoch in Ketten vorführen. Er mußte sich vor ihm zur Erde werfen und der Sultan trat ihn mit Füßen, ertheilte ihm eigenhändig hundert Streiche mit seiner schweren Keule, belegte darauf seine Güter mit Beschlag und schickte ihn in Verbannung. Die Niederlage der türkischen Flotte ließ die unter den Osmanen noch herrschende Ansicht entstehen, daß Gott ihnen die Herrschaft über die Erde bestimmt, und die über das Meer den Christen vorbehalten habe.

Mahomed II. verzweifelte daran, sich Constantinopels zu bemächtigen, wenn er es nicht von der Hafenseite her, wo die Befestigungen weit schwächer waren, als auf allen andern Punkten, angriff. Aber der Eingang des goldenen Horns war immer noch durch die beiden Ketten gesperrt und die fünf Schiffe, welche Byzanz zu Hülfe gekommen waren hatten ihre Kanonen nach der Seite von Kadi-Kwi gerichtet. Der nördliche Theil des Hafens enthielt jedoch nicht Wasser genug für die großen Schiffe der Griechen und Genuesen, während die leichteren Fahrzeuge der Osmanen darin vor Anker gehen konnten. Der Sultan kam auf die Idee, dieselben zu Lande nach diesem Punkte bringen zu lassen. Dieses kühne Unternehmen, welches in einer einzigen Nacht ausgeführt wurde, war nichts Neues. Es war nicht nur von Hannibal, der auf diese Weise eine große Anzahl von Schiffen in den Meerbusen von Tarent gebracht, und von Octavianus Augustus, welcher dasselbe Mittel anwendete, und seine Schiffe über die Landenge von Nikopolis in den Meerbusen von Ambrucia transportirte, angewendet worden, sondern auch später, wo der Patricier Niketas im zehnten Jahrhundert seine Galeeren auf diese Weise in den Hafen von Korinth bringen ließ und die Venetianer im Jahre 1435 ihre Flotte aus der Etsch auf den Gardasee führten. Die Schiffe Mahomed's II., deren Zahl sich auf achtzig belief, wurden durch Menschen und Winden auf starke, mit Talg und Fett überzogene Bretter gezogen und in den Hafen hinabgelassen. Nachdem diese Operation erfolgt war, ließ der Sultan in kurzer Zeit ein Schiff erbauen, auf welches er Batterien brachte, die den genuesischen Schiffen antworten und die Stadt in Trümmer schießen sollten. „Als die Griechen diese Wunder erblickten,“ sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „begriffen sie, daß ihr Verderben nahe war; das Wort erstarb ihnen auf den Lippen und in ihrem Herzen entzündete sich das Feuer der Verzweiflung.“ Eine unter den Constantinopolitanern verbreitete Prophezeiung hatte geweissagt, daß ihre Stadt fallen würde, sobald man Flotten über die Erde segeln sähe. Die Unglück verkündende Prophezeiung erfüllte sich jetzt vor ihren Augen. Dessenungeachtet schlichen sich in einer finstern Nacht drei leichte Barken, von denen jede mit zehn griechischen Jünglingen bemannt war, zwischen den osmanischen Fahrzeugen ein, und versuchten, sie anzuzünden. Aber die Türken wachten. Sie waren durch die in Galata wohnenden Genueser, welche während der Belagerung abwechselnd die Türken und die Griechen verriethen, um sich die Gunst des Siegers, wer er auch sein möge, zu sichern, von dem Unternehmen benachrichtigt worden. Die jungen Grie-

chen wurden bemerkt, gefangen genommen und getödtet; am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang zeigten die Osmanen den Belagerten die blutigen Häupter ihrer Landsleute. Die Vergeltung erfolgte schnell. Constantin hatte moslemitische Gefangene, und er ließ dieselben ebenfalls enthaupten und ihre Köpfe auf die Mauern stecken, daß sie die Belagerer erblicken mußten. Der Kampf wurde mit jedem Tage hitziger. Dessenungeachtet machte Mahomed, von einem uns unbekannt gebliebenen Gefühle getrieben, dem griechischen Kaiser Friedensanträge und bot ihm unter der Bedingung, daß er ihm Constantinopel übergebe, ein Fürstenthum in Morea an. Der Kaiser antwortete ihm, daß Morea ihm gehöre, daß er es dem Sultan geben würde, wenn er den Frieden wünsche, daß er jedoch Constantinopel und sein Volk nie verlassen werde. Der durch die Weigerung Constantin's gereizte Sultan rief: „Constantinopel wird in wenigen Tagen meine Hauptstadt oder mein Grab sein!" Er kündigte seinem Heere auf den 29. Mai einen Hauptsturm an, und entflammte den Kampfeseifer seiner Soldaten dadurch, daß er ihnen zur Belohnung ihres Muthes die schönen griechischen Weiber, die Gefangenen und die Erlaubniß zur Plünderung Constantinopels versprach, während er sich selbst nur die Stadt und ihre Gebäude vorbehielt. Er verhieß sogar demjenigen seiner Soldaten, welcher zuerst die Mauern der griechischen Kaiserstadt ersteigen würde, die Statthalterschaft der reichsten Provinz seiner Länder. Er ritt unter sein Heer und schwur, einen goldenen Streitkolben in der Hand haltend, bei dem Propheten von Mekka, bei der Seele seines Vaters, bei seinen Kindern und seinem Schwerte, daß der Koran in Constantinopel triumphiren werde. Seine Anrede wurde durch allgemeines Jubelgeschrei beantwortet. Die Derwische durcheilten die Glieder der Soldaten unter dem Rufe: „Glücklich sind diejenigen, welche die Märtyrerpalme erringen werden! Wehe den Feigen, welche an die Flucht denken!" Am Abend des 28. Mai wurde plötzlich das türkische Lager festlich beleuchtet. Die Soldaten vergnügten sich mit Tänzen und ließen die Luft von ihren Jubelliedern wiederhallen. Die Moslemin feierten ihren Sieg im Voraus. Das Innere von Constantinopel bot jedoch ein anderes Schauspiel dar. Die Einwohner jeden Alters, Geschlechts und Standes irrten auf den Straßen umher und eilten unter Verzweiflungsgeschrei in die Kirche. Kyrie eleison! Kyrie eleison! sprachen sie, am Fuße der geweihten Altäre auf die Kniee sinkend. Herr, wende deinen gerechten Zorn von uns ab, und erlöse uns von unsern Feinden!

Constantin Paläologus vergab während dieser Vorgänge seinem herr-

lichen Charakter nichts. In der Angstnacht vom 28. bis zum 29. Mai begab sich der heroische Kaiser in die Sophienkirche, beichtete, nahm das Abendmahl, bat Diejenigen, welche er während seines Lebens etwa beleidigt habe, um Verzeihung, kehrte sodann in seinen Palast, welchen er nicht wieder sehen sollte, zurück, nahm seine Waffen, stieg zu Pferde, versammelte seine Handvoll Tapferer auf dem Hippodrom und sprach mit fester Stimme zu ihnen: „Kameraden, unser letzter Triumph oder unsere letzte Stunde naht heran! Möge unser Muth alle Gefahr überwinden. Laßt nur noch einen Tag den Muth nicht sinken, meine Freunde, dann ist Alles gerettet. Wir vertheidigen unsere Religion, unser Vaterland, unsere Freiheit! Der Ruhm erwartet uns, — das Vaterland ruft uns! Die Schatten unserer Helden blicken auf uns nieder! — kommt, ich werde alle Gefahren des Kampfes ebenso gut, wie alle Früchte des Sieges mit Euch theilen. Wenn aber Constantinopel fallen, wenn meine Kameraden umkommen sollten, so werde ich sie nicht überleben!“ „Ja, wir werden mit dir siegen oder sterben! Sieg und langes Leben dem Constantin Augustus!“ riefen die Krieger. Sie umarmten sich unter Thränen und gingen, sich dem Tode weihend, nach den ihnen zugewiesenen Posten. Der Kaiser stellte sich mit dreihundert ausgewählten Leuten an dem St. Romansthore auf.

Der vom Sultan angekündigte Hauptsturm begann am 29. Mai mit dem ersten Morgengrauen. Die ganze türkische Artillerie beschoß die Stadt zu gleicher Zeit von dem Hafen und von der Landseite. In Kurzem sind die Sturmleitern der Belagerer am Fuße der Wälle aufgerichtet und die Moslemin ersteigen die Bresche. Der über dem St. Romanusthore postirte Kaiser schlägt sich wie ein Löwe; an seiner Seite befindet sich sein Vetter, Theodor Paläologus, Demetrius Kantakuzenos und G i u s t i n i a n i, ein durch seine Tapferkeit und militärischen Talente berühmter genuesischer Edelmann. Es ist acht Uhr und noch immer werden die Türken zurückgeschlagen. Jetzt aber erhält Giustiniani eine Kugel in die Hand, und bittet den Kaiser um Erlaubniß, sich zurückzuziehen. „Deine Verwundung ist unbedeutend,“ sagt Paläologus zu ihm. „Bleibe hier, verlaß uns nicht! Auf welchem Wege wolltest du auch die Stadt verlassen? Wir sind auf allen Seiten eingeschlossen.“ — „Ich werde den Weg einschlagen, den Gott den Moslemin geöffnet hat,“ antwortete Giustiniani, der mit diesen Worten seinen Ehrenposten verläßt, und mit dieser Feigheit seinem ruhmvollen Leben einen Makel aufdrückt. Der Rückzug des genuesischen Generals versetzt die Belagerten in Bestürzung.

Um zehn Uhr Morgens sind die Türken Herren der Stadt, dringen in das Innere derselben und metzeln Alles, was sich ihren Streichen darbietet, nieder. Der Pulverdampf der Kanonen umhüllt die Stadt und vermischt sich mit dem Staube der zusammenstürzenden Mauern. Die Verwundeten und Sterbenden erfüllen die Luft mit ihren Klagen. Das entsetzte Volk eilt massenhaft in die Sophienkirche und bittet Gott, den Todesengel zu senden, welcher, der Prophezeiung nach, Constantinopel im letzten Augenblicke retten sollte. Aber die Mahomedaner dringen in die Sophienkirche ein, nachdem sie die Thore mit Beilen eingeschlagen haben; sie schänden die Frauen, ja selbst die Nonnen am Fuße der Altäre, ermorden die Männer und Kinder, und rauben die Schätze des Heiligthums.

In weniger als zwei Stunden sind fünfzigtausend Constantinopolitaner in die Sclaverei gerathen, um über das ganze asiatische Reich Mahomed's II. zerstreut zu werden, während andere Griechen sich mit größerem Glücke auf die im goldenen Horn und im Bosporus ankernden christlichen Galeeren flüchten und nach Italien segeln, wohin sie den Schmerz über das verlorne Vaterland, aber auch kostbare Manuscripte der Schriftsteller des griechischen Alterthums und der Kirchenväter bringen, die sie aus den Flammen gerettet haben und welche dereinst als glänzende Denkmäler des menschlichen Geistes die Bibliotheken von Florenz schmückten, worin sie sich noch jetzt befinden. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß sich der Schiffbruch der Bildung von Byzanz, als dieses die Beute des moslemitischen Barbaren wurde, gerade in dem Augenblicke zutrug, wo die Kunst Gutenberg's in einer deutschen Stadt erfunden wurde. Und die Medici, die begeisterten Freunde der Erzeugnisse des Geistes, nahmen die Schätze der griechischen Literatur bei sich auf, sendeten sie in die Druckereien, und die Wiedergeburt der Literatur und Kunst erfolgte im Abendlande.

Unterdessen verlassen Paläologus und einige seiner unerschrockenen Gefährten das St. Romanusthor und eilen nach der Porta Kaligaria, durch welche die Türken in die Stadt strömen. Vor diesem Thore wüthet ein furchtbares Blutbad. Die Christen und Moslemin erwürgen einander mit den Händen. Das Schwert des Kaisers streckt mehr als einen Ungläubigen nieder. Seine Krieger unterliegen jedoch der Uebermacht. Als Paläologus ihre Leichen um sich liegen sieht und nicht mehr hoffen kann, die Stadt zu retten, sagt er seufzend: „Meine treuen Gefährten sind todt, mein Reich ist verloren und ich lebe noch! Soll ich lebend

in die Hände der Türken fallen? Ist kein Christ so mitleidig, mich zu tödten?" Er wird zu gleicher Zeit von zwei Janitscharen mit ihren Scimitars durchstochen und der kaiserliche Leichnam sinkt unbeachtet unter den übrigen Opfern des Kampfes nieder. Er zählte neunundvierzig Jahre, war Wittwer und hinterließ keine Nachkommenschaft. Er schien nur deßhalb den Thron bestiegen zu haben, um sich zum Sühnopfer für die von einer so großen Zahl seiner Vorgänger verübten Verbrechen darzubringen; aber sein schöner Tod ist, wie Gibbon sagt, ruhmvoller, als das lange, glänzende Leben der Cäsaren von Byzanz.

Mahomed II. ließ nach seinem Einzuge in Constantinopel die Leiche des christlichen Kaisers suchen, welche sich unter einem Haufen von Erschlagenen vorfand. Man erkannte sie an ihrer Fußbekleidung von mit goldenen Adlern durchwirktem Purpurstoff. Ein Türke schnitt dem von hundert Wunden zerfleischten Körper den Kopf ab und überbrachte ihn dem Sultan, welcher, nachdem er ihn mit grimmiger Freude betrachtet hatte, ihn auf den Gipfel einer Erzsäule auf dem Augustenplatze zu stecken befahl. Später sendete er denselben den moslemitischen Statthaltern der asiatischen und thracischen Provinzen als Trophäe seines Sieges zu.

Die zahlreiche Familie der Komnenen, welche in Trapezunt regierte, wurde von Mahomed entthront, und ihr die Wahl zwischen dem Koran und dem Tode gelassen, welchen sie dem Abfalle vom Glauben vorzogen. Der Sultan verurtheilte Paul d'Erizzo, den Statthalter von Negroponte, zum Zersägen und Anna d'Erizzo, die schöne, junge, an einen italienischen Fürsten verlobte Tochter jenes vornehmen Venetianers wurde in das Zelt Mahomed's geschleppt. Das heldenmüthige junge Mädchen leistete ihm gewaltigen Widerstand, indem es rief: „Henker meines Vaters, siehst du nicht, daß du meinen Abscheu erregst?" worauf sich die Liebe des Sultans in Wuth verwandelte und er ihr in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen ließ. Der König von Bosnien und drei bosnische Fürsten, die sich dem Eroberer von Byzanz unterworfen hatten, erlitten das gleiche Schicksal. Er ließ dreihundert Bewohner der Insel Lesbos und fünfhundert Griechen, aus denen die Besatzung von Modon bestand, auseinandersägen. Der venetianische und der spanische Consul in Constantinopel wurden auf seinen Befehl sammt ihren Familien erwürgt. Um sich den ruhigen Besitz seines Thrones zu sichern, ermordete derselbe Tyrann seinen Bruder schon an der Mutterbrust und verfügte später in seinem Kanunameh, einer Art von Gesetzbuch, welches er nach der Einnahme von Constantinopel abfaßte, den Brudermord; stellte denselben als

Prinzip auf und erhob ihn zum Staatsgesetz. Auf die Lehre des Korans: „Die Unordnung ist schädlicher als der Mord," gestützt, sagte Mahomed II.: „Die Mehrzahl der Gesetzeskundigen hat erklärt, daß Diejenigen meiner hohen Söhne oder Enkel, welche den Thron besteigen werden, ihre Brüder hinrichten lassen können, um die Ruhe der Welt zu sichern." Diese furchtbare, mit blutigen Zügen in die Annalen des osmanischen Reiches verzeichnete Rechtslehre ist unter den Nachfolgern des Siegers von Byzanz in Kraft geblieben.

Mahomed duldete das Christenthum in der Stadt; aber diese von der Politik und nicht von der Liebe zur religiösen Freiheit eingegebene Toleranz wurde in den Händen des Siegers zu einem Werkzeuge der Knechtschaft. Er bemächtigte sich der Hälfte der Kirchen, raubte die in ihnen enthaltenen Schätze und ließ die andere Hälfte der christlichen heiligen Stätten im Besitz der zu seinen Sclaven gewordenen Bekenner des Evangeliums. Die Sophienkirche war der erste christliche Tempel, welchen er unter dem noch jetzt bei den Türken gebräuchlichen Namen Aja Sophia in eine Moschee verwandelte. Die Bilder der Heiligen wurden herabgerissen und zerfetzt und die goldenen und silbernen Statuen, sowie die von den plündernden Moslemin in den Gotteshäusern übersehenen geweihten Gefäße dienten dazu, den Schatz des Sultans anzuschwellen. Die priesterlichen Gewänder wurden zu Decken für die Pferde und Hunde der Soldaten benutzt. Sie trugen ein Kruzifix, auf welches sie eine Janitscharenmütze gesetzt hatten, durch die Straßen und riefen den Christen, indem sie ihnen das Bild des Erlösers zeigten, zu: „Seht da euern Gott, ihr Giauren!"

So fiel Constantinopel, so das griechische Kaiserthum, welches unter Constantin Paläologus nur mehr aus der Stadt Byzanz bestanden hatte, am 29. Mai 1453, im Jahre 1123 nach der Begründung durch den Sohn der heiligen Helena.

24.
Girolamo Savonarola.

Nach dem Tode Innocenz VIII. bestieg der Kardinal Roderigo Borgia als Papst A l e x a n d e r VI. den apostolischen Stuhl. Er besaß großes Talent, seltene Gewandtheit, Kühnheit und Unerschrockenheit in Gefahren; im Punkte der Sittlichkeit aber war sein Ruf längst der eines lasterhaften und ausschweifenden Mannes, so daß seine Erhebung ein Aergerniß für

viele Gläubige, zugleich aber eine jener Feuerproben der Kirche war, durch welche es sich offenbart, daß eine höhere Macht sie hält, wenn menschlicher Weise Alles geschehen ist, sie zu verderben. Die Thatsache, daß ein sittenloser Mensch, wie Alexander VI., die höchste Würde der Christenheit erlangen konnte, wirft ein grelles Licht auf den schlechten Geist jenes Zeitalters. Um die Kirche kümmerte sich indessen Alexander wenig; er war allzusehr in zeitliche Interessen verflochten. Mit starker Hand führte er die Barone zu ihrer Pflicht zurück und entfaltete energische Maßregeln gegen die Banditen, deren Frechheit damals alles Maß überstieg. Der Mittelpunkt seiner Bestrebungen aber war der Gedanke, seine von der Römerin Vanozza geborenen Kinder auf's Glänzendste zu versorgen.

Um dieselbe Zeit, da dem Stuhle Petri durch einen unwürdigen Papst solche Schmach widerfuhr, erlitt das Regiment der prachtliebenden Mediceer in Florenz eine bedeutende Erschütterung. Ohne die republikanischen Formen aufzugeben, hatten die klugen und gemäßigten Fürsten Cosimo und Lorenzo von Medici die Herrschaft ihres Hauses begründet, das bereits seit einem Jahrhundert das Principat in Florenz ausgeübt hatte. Indessen war die Erinnerung an die alte Republik in Vielen lebendig geblieben. Persönliche Charaktergröße der genannten Fürsten machte solche Erinnerung ungefährlich. Nun aber folgte auf Lorenzo sein anders gearteter Sohn Pietro II., ein wenig geistreicher, vergnügungssüchtiger Fürst, der sich schroff von dem Volke schied, das er überdieß durch seine Ausschweifungen verletzte. Unter solchen Umständen erwachte die alte republikanische Gesinnung wieder und die lang verhaltene Unzufriedenheit der Demokraten brach offen hervor, als sie in Girolamo Savonarola von Ferrara einen gewaltigen Führer fand. Edlen Ursprunges und doch mit ganzer Seele den Volksinteressen ergeben, Mönch, aber ein eifriges Studium den historischen und politischen Schriftstellern zuwendend, verband er mit einer aufrichtigen, ernsten Frömmigkeit eine entschiedene Hinneigung zur Demokratie und strebte sie zu verwirklichen. In Bologna studirend, ward er im 21. Jahre Dominikaner, weil ihn die Schriften des hl. Thomas von Aquino mächtig anzogen. Im Jahre 1482 trat er als Fastenprediger in Florenz auf, allein er war der freien Rede nicht mächtig, und machte darum keinen Eindruck; bald jedoch scheint ihm die Gluth seiner Ueberzeugungen auch die Energie der unmittelbaren Aeußerung seiner Gedanken verliehen zu haben. Seine Ruhe und Heiterkeit verriethen den in seinem Innern herrschenden Frieden; die Armuth des

Ordenslebens auf's Strengste und Gewissenhafteste beobachtend, entsagte er auch dem, woran am meisten sein Herz hing, einigen Büchern und Bildern. In der Regel trug er einen kleinen Todtenkopf aus Elfenbein in der Hand, um stets an die Nichtigkeit alles irdischen Ruhmes erinnert zu werden, denn vor dem Laster der Eitelkeit wollte er sich am sorgfältigsten hüten. Er verlangte Laienbruder zu bleiben, um nicht durch die Schulen vom Predigen, der Hauptaufgabe seines Lebens, abgehalten zu werden; im Kloster zu Bologna (1475) zeichnete er sich durch Demuth und Bußeifer aus und nach dem Worte Gottes forschte er gründlich in den Quellen. Zu Brescia (1481) begann er in Vorträgen und Predigten über die Apokalypse politische Ideen einzumischen, und diese waren um so lebendiger empfunden, um so tiefer einschneidend, als die Zustände sich mit jedem Tage verschlimmerten. Hierauf predigte er im Kloster San Marco zu Florenz unter einem großen damascenischen Rosenstrauch, anfänglich vor einem kleinen Hörerkreis, der aber allmählig dermaßen sich vergrößerte, daß Savonarola die Kanzel der Kathedrale benutzen mußte. Hier, unter den weitgespannten schmucklosen Bogen, eiferte er gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit, gegen die Unordnung im Staate, gegen die Entweihung der Künste, stets dabei von dem Satze ausgehend, er wolle alles durch das Volk und für das Volk. — Seine Beredtsamkeit war keine berechnete, aber sie kam aus dem Herzen, und häufig ergossen sich beim Reden Thränen aus seinen Augen. So brach er, tief ergriffen, wie gebrochen von der innerlichen Bewegung, in die Worte aus: „Ich kann nicht mehr, die Kräfte gehen mir aus. Schlummre nicht mehr, o Herr, an diesem Kreuze; erhöre diese Gebete, et respice in faciem Christi tui. O glorreiche Jungfrau, o Heilige, bittet für uns zu Gott, auf daß er nicht länger zögere, uns zu erhören. Siehst du nicht, o Herr, wie jene verkehrten Menschen unser spotten und Deine Diener nicht das Gute wirken lassen? Allen sind wir ein Gegenstand des Lachens und wir sind eine Schmach für die Welt geworden. Wir haben unser Gebet verrichtet — unter wie reichlichen Thränen, mit wie schweren Seufzern! Wo ist Deine Vorsehung, wo Deine Güte, Deine Treue? . . . Ach, zögere nicht, o Herr, auf daß das ungläubige und lasterhafte Volk nicht spreche: Ubi est Deus eorum? Du siehst, daß die Bösen mit jedem Tag schlimmer werden, und jetzt scheinen sie gar unverbesserlich geworden. So strecke denn aus, strecke aus Deine Hand, bekunde Deine Macht. Ich kann nicht weiter, nichts weiß ich mehr zu sagen, nur Thränen bleiben mir noch, in Thränen möchte ich zerfließen auf dieser Kanzel. Ich sage

nicht, o Herr, Du sollst uns erhören, um unserer Verdienste willen, sondern wegen Deiner Güte, wegen der Liebe zu Deinem Sohne . . . Habe Mitleiden mit Deinen Schafen. Siehst Du sie hier nicht alle versunken in Betrübniß, verfolgt? Liebst Du sie nicht, o Gott? Bist Du nicht in Fleischesgestalt erschienen für sie? Bin ich nicht ein geeignet Werkzeug, tauge ich nicht für dieses Werk . . . so beseitige mich, o Herr, nimm mich hinweg aus diesem Leben. Was haben Deine Schafe gethan? Sie haben nichts Böses verübt. Ich, ich bin der Sünder, aber, o Gott, siehe nicht meine Sünden an; achte nur auf Deine Milde, auf Dein Herz, auf Dein Wesen, das ganz Liebe, und laß uns Allen Deine Barmherzigkeit zu Theil werden."

Das Regiment der Medici bot dem Tadel und den Klagen des Mönches nur zu vielen Stoff dar. Das Volk, den Lorenzo als einen Vergewaltiger der edelsten Rechte der Florentiner betrachtend, erzählte sich, Savonarola, an sein Sterbebett gerufen, habe ihn zuvörderst gefragt, ob er vertraue auf Gottes Erbarmen, sodann, ob er gewillt sei, das unrechtmäßige Gut zurückzuerstatten — wozu der Sterbende nach einigem Zaudern sich bereit erklärte, — endlich, ob er die Freiheit und die Volksregierung wieder herstellen wolle; dessen aber habe sich der Mediceer geweigert, worauf der Mönch ohne Spendung der Sakramente und des Segens sich entfernt habe. Eine Zeit, welche sittliches und materielles Elend mit dem Wiederaufblühen der geistigen Cultur verband, in welcher eine unterirdisch wühlende, Treu und Glauben in die Schanze schlagende Politik herrschte, schamlose Verworfenheit sich sogar auf den Stuhl des hl. Petrus gedrängt hatte, — alles dieß steigerte bis zur Unerträglichkeit die unbestimmte Angst vor großen Heimsuchungen der Menschheit. Diese Stimmung verstand Savonarola auszunutzen und zu steigern, indem er in seine Predigten Stellen einflocht, wie die folgende: „Wehe, wehe dir, Italien, Rom! so spricht der Herr; ich will dich einer Macht überlassen, die dich vertilgen soll aus der Reihe der Nationen. Völker, wie die Löwen heißhungrig, werden kommen, und die Sterblichkeit wird so groß sein, daß die Todtengräber durch die Straßen ziehen und ausrufen: Wer hat Todte? — und der wird seinen Vater, dieser seinen Sohn herbeibringen. O Rom, ich rufe wiederholt dir zu, thue Buße, o Mailand, o Venedig, thut Buße!"

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck solche Reden auf das Volk machen mußten. Von den politischen Angelegenheiten ausgeschlossen, ein sicherlich thätiges, aber ganz äußerliches Leben führend,

empfand das Volk den Mangel von irgend etwas Höherem und das Bedürfniß darnach. Daß es daher Demjenigen, welcher seine Blicke auf den Himmel hinlenkte, hier ihm das Heilmittel für seine Leiden zeigte und dabei ihm von Hoffnung sprach, seine Sympathien zuwandte, begreift sich. Und wirklich strömten die Bewohner der Dörfer und Flecken in den Apenninen herbei, um Savonarola zu hören, und sie versammelten sich vor den geschlossenen Thoren der Stadt, noch ehe die Sonne aufgegangen war. Die einmal angeregte christliche Liebe nahm auf und nährte diese heilsbedürftigen Landleute, welche den glühenden Worten des Predigers zitternd, erschaudernd lauschten. Die Weiber legten eine sittsamere Tracht an und besserten auch ihr Leben; bemerkenswerthe Bekehrungen begaben sich und Erscheinungen traten ein, als wenn die Zeiten der apostolischen Kirche wiederkehrten." (Burlamachi.)

Der Hof und die Freunde des Lebensgenusses, welche man Tiepidi (die Lauen) nannte, suchten nun die Eifrigen, welchen sie den Spottnamen Piagnoni (Heuler) beilegten, lächerlich zu machen; bald aber bezeichneten diese beiden Spitznamen zwei Parteien, die nicht bloß im Punkte des Sittengesetzes von einander abweichend dachten, sondern ihren Widerstreit auch auf die Politik, ja sogar auf Literatur und Kunst ausdehnten.

Und in letzterer Zeit hatte auch Savonarola wirklich eine der Hauptursachen der Verderbtheit darin entdeckt, daß bei dem ersten frischen Eifer für die klassischen Studien heidnische Ideen aufgekommen waren, welche als üppig wucherndes Unkraut allen guten christlichen Samen zu ersticken drohten.

In den Akademien vertauschte man die Taufnamen gegen die des klassischen Heidenthums. In den Geschichtbüchern wurden Christus der Sohn Jupiters, Göttin die heilige Jungfrau, Vestalinnen die Nonnen, die Cardinäle patres conscripti, die Vorsehung Schicksal genannt; mythologische Anspielungen befleckten die Medaillen und die Panegyriken für die Päpste; in den Schulen wurden fast ausschließlich die Göttergeschichten und die heidnischen Helden bewundert, Tibull's, Catull's Kunst zu lieben, sogar die Priapea erklärt. Ging man darauf zur Philosophie über, so ward den Spitzfindigkeiten des Aristoteles eine weit größere Wichtigkeit beigelegt, als der heil. Schrift, und die platonische Erhabenheit artete in theosophische Träumereien aus. „Die Prediger," sagt Savonarola, „bereiten aus der Nichtigkeit der Philosophie und den Worten der heil. Schrift einen Mischmasch, den sie von der Kanzel herab feilbieten, die Sache Gottes und des Glaubens aber lassen sie bei Seite."

Die Malerei stellte auf den Altären reizende Nacktheiten oder scham-

lose Aehnlichkeiten dar, und die Neugierigen unterhielten sich während des heil. Meßopfers damit, in den Kirchenbildern bekannte Schönheiten wieder zu erkennen.

Der entrüstete Mönch erhob sich mit aller seiner Energie gegen diese blinde Leidenschaft für die Vergangenheit, welche wieder lebendig machen wollte, was nicht mehr war und nicht mehr sein konnte. Wie tief verletzend mußte aber seine rückhaltlose Strenge einschneiden in diese goldene Zeit der Pedanten, in diese verstandesmäßige und nur zur Ergötzung geschaffene Literatur, in diese Zeitgenossen des Aretin? Da er aber die Alten „ganz hart wie Steine" fand, wandte sich Savonarola an die Jugend, an die Kinder, die er auferzogen wissen wollte durch die Mütter, unterrichtet auch in der Wissenschaft des Schönen, aber gemäß dem Geiste der neuen Gesellschaftlichkeit und des Christenthums; dem Alterthum mußten hiezu allerdings die Baustoffe entnommen werden, aber das Christenthum habe die Krone wie den Grundstein des Baues zu liefern; man solle die Classiker studiren, aber auch den Kirchenvätern, namentlich der „Stadt Gottes," eine Stelle einräumen und in die zarten Gemüther die Geschichte der Heiligen und der Märtyrer tief einsenken.

Ermuthigt durch den Erfolg seiner Predigten, trat Savonarola immer offener und kühner denen entgegen, welche der Bewunderung für die klassischen Formen Tugend und Religion opferten. Die Kinder gingen von Haus zu Haus, um die „Anatheme" zu suchen; so bezeichneten sie nämlich die von einem entarteten Luxus hervorgerufenen schlüpferigen Gegenstände, welche der Prediger verdammt hatte. So kam auf öffentlichem Platze ein stattlicher Haufe von leichtfertigen Liedern, schamlosen Bildern, Spielkarten, Würfeln, weiblichem Putz, liederlichen Späßen von Boccaccio und Pulci zusammen; derselbe ward angezündet mitten in der Stadt der Künste, des heitern Lebensgenusses, der sinnlichen Poesie, und das bei diesem Schauspiel anwesende Volk stimmte das Te Deum an.

Savonarola wollte das ganze damalige Leben und alle seine Entartungen reformiren, deßhalb erklärte er auch der herrschenden heidnischen Gewinnsucht den Krieg. Er erhob seine Stimme zu Gunsten der Armen in jener Stadt der blühenden, die Wucherer bereichernden Banken; er veranlaßte die Gründung von öffentlichen Leihhäusern und drang in seinen Predigten auf eine Verfassung, welche die großen Kapitalisten ihres unermeßlichen Einflusses auf die Staatsangelegenheiten beraube und auf demokratischer Grundlage das Gleichgewicht zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt herstelle.

Der letztern zollte er alle gebührende Ehrfurcht, jedoch war er nicht blind gegen die vorhandenen Mißbräuche, und lebhaft fühlte er, wie sehr das geistliche Ansehen beeinträchtigt ward durch die unter dem Klerus eingerissene Unwissenheit und Sittenlosigkeit. Mit der von der Kirche — so lange an ihrem ehrwürdigen Gebäude selber nicht zu rütteln versucht wird — nie verdammten Freimüthigkeit hielt er darum der Geistlichkeit ein ernstes Spiegelbild vor und ermahnte sie zur Umkehr.

Wann aber hätten die Mächtigen und die Verkehrten gehört auf die mahnende und strafende Stimme? Die Tiepidi fuhren fort, die Piagnoni zu verhöhnen und zu verfolgen und auf den reformatorischen Mönch mit Verachtung zu schauen. Frömmlinge und Heuchler verklagten ihn zu Rom und Fra Marino vergaß sich bei einer vor Alexander VI. gehaltenen Predigt so sehr, daß er ausrief: „Verbrenne, verbrenne, heiliger Vater, das Werkzeug des Teufels; verbrenne, sage ich, das Aergerniß der ganzen Kirche.“ Als Fra Girolamo dieß erfuhr, predigte er im Dome: „Gott möge dir verzeihen; aber er wird dich züchtigen, und binnen kurzer Zeit wird sich offenbaren, wer von uns Beiden der Feind der weltlichen Staaten und Regierungen ist.“ In der That kam es bald darauf an den Tag, daß Marino an einer Verschwörung zu Gunsten der Ausländer Theil genommen.

Lange Zeit erhielt sich die Begeisterung für den strengen Ordensmann; je mehr aber dieser von den Ereignissen selbst zur politischen Agitation hingetrieben wurde, um so lockerer ward allgemach der Boden der Volksgunst, auf welchen er sich gestellt hatte. Seit dem Jahre 1492 waren seine politischen Gesichte häufiger und deutlicher geworden. Er hatte bestimmt prophezeit, es werde ein Mann die Alpen übersteigen und nach Italien kommen, dem Cyrus ähnlich, von dem Jesaias spricht: Siehe, ich habe seine Rechte ergriffen u. s. w. Den Anlaß zu dieser Prophezeiung gaben die Verhältnisse Italiens. Ludwig Moro wollte seinen Neffen Johann Galeazzo, als dessen Vormünder er in Mailand regierte, von der Herrschaft verdrängen. Galeazzo's rechtmäßige Ansprüche wurden von Neapel unterstützt. Moro brauchte Bundesgenossen, er wandte sich an den eitlen, albernen, abenteuerlichen Karl VIII., König von Frankreich. Dieser zog über die Alpen. Seine Ankunft gab auch in Florenz das Signal zum Sturm gegen die Mediceer. Pietro wurde (1494) vertrieben, die Republik hergestellt, unter Savonarola's Leitung eine vollständige Demokratie eingerichtet. Alle Dinge sollten fortan in einer Bürgerversammlung entschieden werden. An der Spitze der Verwaltung

stand mit einjähriger Amtsgewalt ein Gonfaloniere, eigentlich leitete aber Savonarola als die Seele des Ganzen von seinem Kloster aus im Namen Gottes die Geschäfte. War diese Stellung schon an sich eine schwierige, so vereinten sich bald viele Umstände, das Ansehen des Propheten zu erschüttern. Erstlich hatten sich mehrere seiner Prophezeiungen als falsch erwiesen, besonders jene, wodurch er Karl VIII. als Befreier und Reformator der Kirche angekündigt hatte. Dazu kam, daß sich mächtige Parteien gegen ihn erhoben, namentlich die Arrabiati, junge Leute, wahrscheinlich der Sittenstrenge des neuen Regiments abgeneigt. Endlich war es sein maßloses Donnern gegen den Papst, was zuletzt den Erfolg hatte, daß sich die Franziskaner gegen den kühnen Dominikaner zu Gunsten des Papstes erhoben. Ein minderer Bruder, Francesco da Puglia, forderte ihn auf, die Wahrheit dessen, was er predige, durch ein Wunder zu beweisen, sich erbietend, mit ihm in das Feuer zu gehen, und überstehe er die Feuerprobe, so müsse alle Welt ihm Glauben schenken. Man mag sich denken, mit welch freudigem Eifer das Volk auf einen Vorschlag einging, der ihm ein seltenes Schauspiel in Aussicht stellte, aber von Savonarola's Feinden ersonnen war, ihn zu verderben. Er wies diese frevelhafte Zumuthung, Gott zu versuchen, von sich ab; seine Anhänger dagegen gingen darauf ein, indem Domenico di Pescia, sein Schüler, sich erbot, für ihn die Probe zu bestehen. So wurden an dem bestimmten Tage (7. April 1498) alle Anstalten getroffen und Tausende von Menschen fanden sich als Zuschauer ein; da verlangte Savonarola, daß sein Kämpe mit der geweihten Hostie den Holzstoß besteige, wessen sich die Franziskaner entschieden weigerten. Der ganze Tag verging mit diesen Verhandlungen, durch welche Savonarola wohl nur den Akt zu vereiteln suchte, bis mit einbrechender Nacht ein Platzregen die Menge auseinandertrieb. Deren Enthusiasmus verkehrte sich dadurch in Unmuth und Groll. Fra Savonarola ward auf der Straße beschimpft. Nun konnte die im Amte befindliche (seiner Partei feindlich gesinnte) Signoria ihn ungescheut verhaften lassen. Auf die Häupter seiner Partei ward zwei Tage lang Jagd gemacht, das Kloster San Marco belagert. 15 Richter wurden ihm aus seinen Feinden gewählt; seine vom Papste verlangte Auslieferung ward zwar nicht gewährt, aber zwei geistliche Richter wurden als Beisitzer der den Prozeß führenden Behörde erbeten; Alexander schickte sie, indem er zugleich den Savonarola für einen Irrlehrer und Volksverführer erklärte. Man folterte ihn, um ihn zu zwingen, seine Prophezeiungen und Gesichte als Lügen und Erfindungen zu bezeichnen; er aber beschämte seine Ver-

leumder, erklärte, er habe sich nie für inspirirt gehalten oder ausgegeben, sondern sich immer auf die heilige Schrift berufen, er werde weder durch Eigennutz, noch Ehrsucht getrieben, sondern lediglich von dem Verlangen, die Berufung eines Konzils zu erwirken, auf daß die Sitten reformirt würden nach dem Vorbilde der apostolischen Kirche. Zum Feuertode verurtheilt mit Bruder Domenico da Pescia und Sylvestro Maruffi, die mit ihm waren verhaftet worden, wurden sie vom Bischofe entwürdigt, welcher dabei erklärte, als Ketzer scheide er sie von der Kirche. „Von der kämpfenden Kirche" setzte Savonarola hinzu, welcher am 23. Mai den Flammentod starb, im Vertrauen, einzugehen in die triumphirende Kirche.

Ein politischer Mord, in keiner Weise ein religiöser. Nur Wenige betrachteten den Prior von San Marco als einen Betrüger und Volksverführer, weitaus die Meisten verehrten ihn als einen Heiligen, betrachteten seinen Tod als den Tod eines Märtyrers. Plötzlich tauchten Schriften, bedeutungsvolle Bilder und Medaillen auf, in welchen ihm die ruhmreichsten Titel beigelegt wurden. Bald darauf wies ihm Raphael's Pinsel im Vatikan eine Stelle an unter den Doktoren der Kirche, und in Santa Maria Novella befindet sich sein Bild in einer der Lunetten, in welcher der lehrende Heiland und die Geburt des heil. Dominikus dargestellt sind. Catharina de Ricci pflegte ihn beim Gebete anzurufen, welcher Umstand bei ihrem Seligsprechungs-Prozeß Anlaß ward, über seine Schuldlosigkeit zu verhandeln, und der heilige Filippo Neri, welcher in seinem Gemache Savonarola's Bild aufbewahrte, flehte zu Gott, daß er ihn bewahren möge vor der Verwerfung der Nachwelt.

25.
Christoph Columbus.

Zu Genua oder in dessen Nähe ward geboren Christoforo Colombo, als Sprosse einer edlen Familie von Piacenza, welche, in den lombardischen Kriegen verarmt, sich der Schifffahrt zugewendet hatte. Noch ganz jung, unterbrach er die zu Pavia begonnenen Studien, um sich dem väterlichen Berufe zu widmen; und bald that er sich durch seinen Muth und seine seemännische Tüchtigkeit, wie durch seine geographischen, astronomischen, kosmographischen Kenntnisse hervor. Nachdem er neapolitanische und genuesische Schiffe geführt hatte, verfügte er sich nach Portugal, wo die Italiener, oder wie man sie gemeiniglich nannte, die Lombarden, wegen ihrer nautischen Kenntnisse gerne gesehen waren. Lissabon namentlich war voll von Gelehrten,

Abenteurern, Neugierigen, Missionären, Handelsleuten, Künstlern, von allen Seiten her angezogen durch die Entdeckungen, welche neue Welten erschlossen und die alten mit Staunen erfüllten. Als Seemann ging Colombo mit der regsten Theilnahme auf alle die Schilderungen, Vermuthungen, Träume der Seefahrer ein. Vielleicht auch machte er irgend eine Reise an der Küste von Guinea mit, jedenfalls schöpfte er aus Allem, was ihn umgab, Nahrung für das durch Prüfung und Forschung unterstützte Verlangen, die Entdeckungen in viel großartigerer Weise auszudehnen.

So wenig belesen und gelehrt er auch eigentlich war, so kannte er doch die meisten unterdrückten, jetzt aber immer mehr sich verbreitenden Ansichten der altitalienischen Schule über die sphärische Gestalt der Erde und die Existenz der Gegenfüßler.

Die fortwährenden Entdeckungen bestärkten die Hoffnung, daß man deren weitere machen würde. Plato's Atlantis, der Phöniker Antillen, der Dichter glückliche Inseln, beschäftigten die Phantasie Aller. An diese Inseln glaubte nun allerdings Colombo nicht, aber er sammelte doch eifrig alle, wenn auch noch so schwachen und eitlen Gründe, um sich in der Idee von einem Lande im Westen zu befestigen und dieselbe auch Anderen annehmbar zu machen. Ein Schiffer hatte in der See Bäume schwimmen sehen, die unseren Himmelsstrichen fremd sind, oder ein Stück Holz aufgefischt, das mit einem eisernen Instrumente zugerichtet war, Binsen von ungeheurer Größe, auch zwei Leichen mit absonderlichen Gesichtszügen.

Colombo hat selber diese Gründe der Nachwelt hinterlassen, denn seine erste Sorge mußte sein, seine Kühnheit entschuldbar erscheinen zu lassen durch die Zusammenstellung aller jener kleinen Umstände, die zusammengefaßt die Möglichkeit beweisen sollten, auf einem kürzeren Wege die Gewürzländer zu erreichen. Indessen wurden diese Gründe damals für unhaltbar erklärt und später sogar als ein Argument gegen ihn benutzt, um das Verdienst seiner Entdeckung zu schmälern. Er aber berief sich außerdem noch auf die berühmte Prophezeiung des Seneca, daß das Meer neue Länder darbieten und ein anderer Tiphis unbekannte Welten entdecken würde. Später berief er sich sogar auf übernatürliche Motive und Stellen der heiligen Schrift, aus der hervorgehe, daß das Weltende in 155 Jahren bevorstände, und da Isaias vorhergesagt habe, die Wahrheit werde auf der ganzen Erde verkündet werden, so wolle jetzt Gott das große Wunder verrichten, Indien von dieser neuen Seite her zu erschließen.

Um sich über diese Ideen, die ihn so lebhaft beschäftigten, aufzuklären, wandte sich Colombo an den größten Mathematiker seiner Zeit, Paolo Toscanelli von Florenz, der ihm, übereinstimmend mit seinen Wünschen und Ansichten, schrieb, die Fahrt nach Indien in westlicher Richtung sei leicht; in gerader Linie seien nicht mehr als viertausend Seemeilen zurückzulegen, um von Lissabon nach der Provinz Mangi, nahe dem von Marco Polo als so herrlich geschilderten Cathay, zu gelangen; unterwegs müsse man die Inseln Antilla und Zipangu antreffen, deren Entfernung von einander nur 225 Stunden betrage. Was bedurfte es mehr, um des Colombo Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln, und ihm den zwiefachen Enthusiasmus der Wissenschaft und des Glaubens einzuflößen? Wirklich war er ein Mann von hoher Frömmigkeit, der nicht nur vorzugsweise gern mit Mönchen verkehrte, sondern sogar häufig ihr Gewand anlegte, und so war bei seinem Unternehmen ein Hauptbeweggrund das Verlangen, so viele Seelen für das Licht der Wahrheit zu gewinnen, sowie Reichthümer zu erwerben, um damit die Befreiung Jerusalems und die Vernichtung des Islam zu bewerkstelligen.[1])

Aber wie sollte er sich die Mittel verschaffen? Italien war in kleine Staaten zerrissen, in denen es beständig gährte und die fortwährend ihre Unabhängigkeit gegen tyrannische Emporkömmlinge vertheidigen mußten. Den beiden Seerepubliken war mehr daran gelegen, das Monopol der alten Seewege zu bewahren, als unter großen Wagnissen neue aufzusuchen; sie wollten den Nutzen des Mittelmeer-Handels für sich allein behalten, aber die Nationen am Weltmeer nicht daran betheiligen. Portugal hielt seine Aufmerksamkeit auf Afrika gerichtet, bis es, mit Castilien zerfallend, gegen dieses allen Eifer kehrte, mit welchem es bis dahin die Entdeckungs-Unternehmungen betrieben. Als aber Johann II. diese Projekte neuerdings aufnahm, und die Anwendung des Astrolabiums das Wagniß, ein schrankenloses Meer zu beschiffen, nicht mehr allzu kühn erscheinen ließ, da legte Colombo diesem Herrscher seinen Plan vor; jedoch der Prüfung der Gelehrten und Notabeln unterbreitet, ward derselbe von diesen für unsinnig prahlerisch erklärt.

Unter den mit der Prüfung der Vorschläge des Genuesers Beauftragten befand sich Martin Behaim von Nürnberg. Um 1430 geboren

1) Das religiöse Moment in Colomb's Streben hat neuerdings Kerker hervorgehoben. (Ergänz. z. Wetzer-Welte's Kirchenlex. S. 248.)

und anfänglich dem Handel sich widmend, hatte er erst später, aber mit um so glühenderem Eifer, begonnen, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen; nach Portugal berufen, trat er in freundschaftliche Beziehungen mit den ersten Kosmographen, machte eine Expedition nach der Westküste von Afrika mit, umschiffte das Cap der guten Hoffnung, und lebte vier Jahre auf den Azoren. Im Jahre 1490 kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er auf den dringenden Wunsch dieser in aller Bildung damals hervorragenden Stadt, seinen berühmten Erdglobus verfertigte. Amerika hat noch keine Stelle auf dem Globus Behaim's; aber da die allgemeinen Entfernungen auf der Erde schlecht berechnet sind, so ist die durch den Ausfall dieses Kontinents gelassene Lücke weniger auffällig, seine Stelle wird zum Theil von Asien ausgefüllt, da Japan bis auf 220, statt bis auf 150 Grad reicht.

Behaim war einer derjenigen, die den Plan des Colombo mißbilligten, und gab seine Meinung dahin ab, daß die Portugiesen ihre Untersuchungen in südöstlicher Richtung fortsetzen sollten; einige aber der Ränkeschmiede, die für Politiker gelten wollten, riethen dem Könige, den genuesischen Abenteurer selbst zurückzuhalten und Schiffe auszusenden, um nach seinen Angaben Untersuchungen vorzunehmen. Entrüstet über solche Intriguen, verließ Colombo Portugal heimlich, ging nach Genua, bot wahrscheinlich hier, sowie Venedig und England seine Dienste an, und zog so von Land zu Land mit seinem großen Plane, den zu verwirklichen er keine Aussicht sah.

Endlich (1485) wandte sich Colombo nach Spanien, und in Begleitung seines Sohnes Diego erschien er zu Fuß an der Pforte des Franziskanerklosters Santa Maria della Rabida, nahe dem kleinen Seehafen Palos de Moguer in Andalusien, die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch nehmend. Jean Perez, der Guardian dieses Klosters, erkannte auf der Stirne des Fremden hochfliegende Ideen, und befragte den Gast über seine Schicksale und seine Pläne; selber in geographischen und nautischen Dingen bewandert, ging er theilnehmend und billigend auf seine Darlegung ein, und empfahl ihn seinem Ordensgenossen Fernando de Talavera, Beichtvater der Königin Isabella. Es war gerade die Zeit (1486), wo die Könige, entschlossen dem Ueberreste maurischer Herrschaft in Spanien ein Ende zu machen, Loxa belagerten. Der Beichtvater erachtete daher den Augenblick nicht für günstig, um den Mann im armseligen Aufzug bei Hofe vorzustellen. Colombo sah sich daher auf seine eigene Thatkraft angewiesen, und wirklich gelang es ihm mit vieler Mühe,

sich dem Erzbischof Mendoza vorzustellen, dem großen Cardinal, welcher der dritte König Spaniens hieß. Dieser lieh dem Colombo ein williges Ohr, und stellte ihn den Monarchen vor. Sein Enthusiasmus und seine tiefe Ueberzeugung verfehlten eines tiefen Eindruckes nicht, so daß man alsbald eine Kommission zur Prüfung seiner Vorschläge zusammentreten ließ. Wenn auch die Kommission sich nicht gegen ihn aussprach, so gab sie doch auch kein entschieden günstiges Gutachten ab. Der Krieg gegen Malaga ließ zudem für nichts Anderes Theilnahme und Mittel übrig, und die Kälte des Hofes setzte Colombo den Spöttereien der Höflinge aus. Malaga ward erobert, nun kam aber die Pest, dann wieder die Belagerung von Sevilla; aber unermüdlich zog Colombo hinter dem Hofe her, nahm auch persönlich und mit Auszeichnung Theil an den Kämpfen mit den Ungläubigen, und empfing hie und da eine Unterstützung — demüthigende Almosen für den Mann, der sich im Stande fühlte, den größten Monarchen zu bereichern. Endlich war auch Sevilla eingenommen (1490); aber nun sah sich der Hof von Sieges- und Hochzeitsfestlichkeiten zu sehr in Anspruch genommen, gewährte jedoch dem Colombo die Hoffnung, daß nach glücklicher Beendigung des letzten entscheidenden Krieges gegen Granada sein Antrag auf's Neue geprüft werden sollte.

Das war ein schwacher Hoffnungsanker für einen Mann, der an eine große Idee sein Leben gesetzt und sein sechsundfünfzigstes Jahr fast vollendet hatte. Was anders konnte ihn aufrecht erhalten, als das starke, gläubige Vertrauen auf Gott, als dessen Werkzeug er sich ansah und dessen Führung er sich hingab?

Er kehrte zu seinen Mönchen im Rabidakloster zurück, und hier fand er, was die Könige und Höfe ihm versagten: gewissenhafte Prüfung seiner Pläne, Sympathien, auch neue Empfehlungen an die Königin Isabella. Er war im Begriff, das undankbare Spanien zu verlassen, als es einigen wohlmeinenden Personen noch gelang, die Königin wieder günstiger zu stimmen. Man beschränkte sich indessen auf sehr bescheidene Zugeständnisse und fand, daß zwei Schiffe und 300,000 Kronen für das Unternehmen genügten; Colombo sollte den achten Theil der Kosten übernehmen, und dafür in demselben Verhältnisse am Gewinn betheiligt werden.

Als Strafe für eine Meuterei war dem Hafenort Palos auferlegt worden, der Krone jährlich zwei Caravelen zu stellen, und diese wurden für den Admiral bestimmt. Die Brüder Pinzon daselbst lieferten ihm die Mittel zur Ausrüstung eines dritten Schiffes, um der gegen den wenig großmüthigen Hof übernommenen Verpflichtung zu genügen. Nun

hatte er aber noch mit dem Widerstande der Seeleute von Palos zu kämpfen, die alle Theilnehmer an der Unternehmung als dem sichern Untergang geweiht erklärten. Man mußte zu despotischen Maßregeln schreiten, welche die Aufregung nur steigerten, bis es endlich dem Ansehen des als kühnen Seefahrer berühmten Martin Alonso Pinzon gelang, sie zu beruhigen und zum Gehorsam zu bewegen.

So konnten endlich die „Santa Maria," „Pinta" und „Nina," drei kleine, leichtgebaute Schiffe, von denen nur eines ein Verdeck hatte, alle drei armselig ausgerüstet, in einem kaum seefähigen Zustande, mit einer Mannschaft, welche zur Einschiffung gezwungen worden — zum größten Unternehmen, das noch die Welt gesehen, die Segel lichten, und Colombo, nachdem er gebeichtet und kommunizirt hatte, trat seine Reise an (3. August), von den Einen verspottet, von den Andern bemitleidet.

Von diesem Augenblick begann er ein Reisejournal zu führen, welches ein bewunderungswürdiges Bild der Leiden und Seelengröße dieses unvergleichlichen Mannes gibt.

In Colombo war, wie in allen wahrhaft Großen, der Mann seiner Zeit mit deren Ideen und Irrthümern, und eine mächtige Persönlichkeit erhaben über den Zeitgenossen, vereinigt. Die spärlichen, ungeordneten und trügerischen Belehrungen, die ihm die damalige Zeit bot, glich er aus durch eine scharfsinnige Beobachtungsgabe, der auch das Kleinste nicht entging, und in ihm mit großartig kühner Anschauung sich verband. Dazu kam das Alles beherrschende und durchdringende, starke religiöse Gefühl; er glaubte an Offenbarungen und Gesichte, und betrachtete als den höchsten Zweck seines Unternehmens die Vernichtung des Islam, die Bekehrung der Unterthanen des Großkhans und die Befreiung Jerusalems. Dieser frommen Begeisterung entspricht die Einfachheit seiner Aufzeichnungen, die so sehr abweicht von der gezierten Schwülstigkeit eines Vespucci und anderer Reisenden.

Aber seine lebendige Ueberzeugung, sein beharrliches Streben zu theilen, waren seine Begleiter weit entfernt. Alles war ihnen neu und beunruhigend; gefährlich erschien ihnen die Meeresströmung, der Vulkan von Teneriffa, die unendliche Ruhe des tropischen Meeres, die schwimmenden Inseln von Tang, sogar der günstige Ostwind war ihnen ein Grund der Befürchtung, weil seine Fortdauer die Umkehr zu verbieten schien. So mußte der Admiral, da vernünftige Vorstellungen nichts fruchteten, zur List und Strenge seine Zuflucht nehmen. Immerhin aber verging die Zeit, und obgleich er die Mannschaft hinsichtlich der Größe der be-

reits zurückgelegten Strecke täuschte, konnte er doch nicht verhindern, daß sie einsah, ein unermeßlicher Raum sei bereits durchschifft worden; die Anzeichen, welche von Zeit zu Zeit auf die Nähe von Land hinzudeuten schienen, erwiesen sich als trügerisch. Das ersehnte Cipango wollte sich nur auf der Karte Colombo's zeigen. Zufolge seiner Berechnung war die Entfernung dieses Landes 750 Seemeilen; man hatte diese zurückgelegt, und noch immer ging die Sonne im unbegränzten Meere unter. Da gestaltete sich endlich die Unzufriedenheit der Matrosen zur förmlichen Meuterei; endlich erblickte man Land.[1])

In der Morgensonne des 12. Oktobers zeigte sich eine liebliche Insel, aus deren Wäldern vom üppigsten und eigenthümlich gefärbten Grün Haufen nackter Menschen mit Geberden der äußersten Verwunderung hervorkamen. Die Boote wurden in's Meer gelassen, und Colombo in reicher Kleidung landete mit der königlichen Fahne. Als er den Boden der neuen Welt betreten, war es sein Erstes, voll Dank gegen Gott niederzuknieen; darauf nahm er unter den üblichen Ceremonien Besitz vom Lande für die Krone Castilien. Die Eingebornen verstanden natürlich nichts von alle dem, was die angestaunten Fremden thaten; die harmlosen Naturkinder drängten sich herzu, um zu sehen, zu betasten, ihrerseits nicht minder von den Spaniern angestaunt. „Damit sie uns freundlich behandeln möchten" — schrieb Colombo in seinem Reisejournal — „und weil ich erkannte, daß sie sich gänzlich in unsere Gewalt begaben, auch zu unserem heiligen Glauben eher durch Sanftmuth und Ueberzeugung, als mit Gewalt zu bekehren sein würden, schenkte ich einigen unter ihnen bunte Mützen und Glasperlen, die sie in Halsbändern trugen, und andere Gegenstände vom geringfügigen Werthe, die ihnen außerordentliches Vergnügen machten und sie in erstaunlichem Grade an uns fesselten. Schwimmend kamen sie an unsere Schaluppen heran, und brachten uns Papageien, Knäuel von Baumwollfäden, Wurfspieße und andere Gegenstände, um diese gegen Glaskugeln, Glöckchen und Alles, was man ihnen anbot, zu vertauschen; denn was sie hatten, gaben sie gern. Nach allen Anzeichen schien mir dieß Volk ein sehr armes. Männer und Weiber sind gänzlich unbekleidet, unter denen, die ich sah, schien keiner älter als dreißig Jahre; sie waren alle gut und schön gestaltet und von angenehmer Gesichtsbildung; ihre Haare, so stark wie die eines Pferdes, waren kurz

---

1) Doch ist die Erzählung von Drohungen, den Columbus in's Meer zu werfen, wenn in bestimmter Frist sich kein Land zeige, unbeglaubigt.

und fielen über die Augenbraunen herab, nach hinten ließen sie sie in einen Schopf wachsen. An Hautfarbe glichen sie den Bewohnern der Canarien, waren weder schwarz noch weiß; aber einige bemalten sich weiß, andere roth oder in sonstiger Farbe, wie sie sie gerade finden konnten; nicht alle waren am ganzen Körper bemalt, einige nur im Gesicht oder hatten bloß Nase und Augen gefärbt. Sie trugen keine Waffen und kannten deren Gebrauch nicht; als ich ihnen einen Säbel vorwies, ergriffen sie denselben mit der Schärfe und schnitten sich aus Unwissenheit. Sie haben kein Eisen, ihre Wurfspieße sind Stöcke, zum Theil mit einem Fischzahn, oder einem sonstigen harten Gegenstande am Ende. Ich sah einige, die an ihrem Körper Wundnarben hatten, und da ich durch Zeichen sie nach der Ursache derselben fragte, gaben sie mir zu verstehen, es kämen zu ihnen Bewohner der nahen Inseln, um sie zu Gefangenen zu nehmen, und daß sie sich dann vertheidigten. Ich glaube, daß diese Feinde vom Festlande herkamen. Bei ihrer Gutmüthigkeit müssen sie treffliche Diener abgeben. Ich bemerkte, daß sie rasch nachsprachen, was ich ihnen vorsagte, und ich halte dafür, daß sie ohne Schwierigkeit das Christenthum annehmen würden, denn sie scheinen mir keiner Sekte anzugehören. Gefällt's Gott, so werde ich Ihrer Hoheit bei meiner Heimkunft deren sechs mitbringen, damit sie unsere Sprache reden lernen.

Die Insel ward von den Eingebornen Guanahani genannt, Colombo nannte sie St. Salvador. Sie ist von unzähligen Eilanden umgeben, die Colombo für die von Marco Polo erwähnten 7488 Inseln hielt. Er schiffte zwischen denselben hin, fortwährend durch Neues und Ueberraschendes angezogen, und beharrlich Cipango suchend, von wo er in zehn Tagen nach Quinsay zu kommen rechnete. Da wollte er dem Großkhan die Briefschaften seiner Souveräne übergeben, und nachdem er Antwort erhalten, heimkehren, nach Vollbringung des glorreichen Unternehmens, in entgegengesetzter Richtung Indien erreicht zu haben. Und dieß ersehnte Cipango glaubte er in Cuba gefunden zu haben, dieser gleichfalls in der üppigsten und prächtigsten Vegetation prangenden Insel, überschwenglich reich an Blumen, Früchten und buntschillernden Vögeln. „Ich habe nie etwas so Herrliches gesehen," schrieb er; „die Gestade sind ein Paradies, von denen ich kaum mich loszureißen vermag," und entzückt rief er mit dem Hirten Virgil's aus: „Hier möchte man das Leben hinbringen!" Und auf das Entzücken des Tages folgte das der Nächte, die so wunderlieblich unter dem tropischen Himmel, wo in stets heiterer und milder Luft die Sterne ein lebhaftes und reines Licht über die Wohl-

gerüche duftenden Gebüsche niedersenken. Und an aller dieser Herrlichkeit glaubte Colombo, Indien zu erkennen, das Zauberland der Gewürze und des Goldes.

Aber die Städte und die Fürstenhöfe, die er erwartete, erschienen nicht, auch keine Spuren einer seltsamen und üppigen Gesittung; statt deren überall ein Naturzustand in aller harmlosen Ursprünglichkeit.

Inzwischen aber war eines der Schiffe zu Grunde gegangen, und mit einem andern hatte sich Pinzon heimlich entfernt. Colombo ließ daher einen Theil seiner Leute auf Haiti zurück, die gerne sich dazu verstanden, angezogen durch die Annehmlichkeiten dieses Daseins, und trat, eine kleine Anzahl der Eingebornen mit sich nehmend, die Heimfahrt an. Pinzon, der dasselbe beabsichtigt hatte, ward eingeholt. Anfänglich aber herrschte ungünstiger und wechselnder Wind, und darauf erhob sich ein furchtbarer Sturm, der vierzehn Tage lang drohte, die machtlos seiner Wuth preisgegebenen Entdecker in den Wellen zu begraben, Colombo an der Schwelle des Zieles wieder Alles zu rauben bis auf den Ruf eines kühnen Abenteurers, der in der Verfolgung von Hirngespinnsten den Tod gefunden.

Endlich legte sich der Sturm, und ungefährdet erreichte der Admiral die Azoren (1493), fand aber bei den Portugiesen die feindseligste Aufnahme. Der König von Portugal hatte nämlich den Befehl erlassen, Colombo, wo man seiner habhaft würde, gefangen zu nehmen, als des Verbrechens schuldig, ihm eine Entdeckung — die er doch verschmäht hatte, — geraubt zu haben, oder die Krone Portugals beeinträchtigen zu wollen in den Besitzungen, die der heilige Stuhl ihr verliehen. Die persönliche Erscheinung des Admirals in Lissabon und der Erfolg seines Unternehmens, das alle früheren Entdeckungen der Portugiesen in Schatten stellte, machten jedoch auf den König einen so tiefen Eindruck, daß seine besseren Gefühle die Oberhand erhielten, und der große Seefahrer eine würdige Aufnahme fand.

Endlich lief Colombo in den Hafen von Palos ein unter maßlosem Jubel des Volkes von weit und breit; Glockengeläute und Geschützsalven feierten die Heimkehr der verloren Geglaubten, und Jedermann fühlte sich getrieben, vor Allen denjenigen zu verehren, der eine neue Welt entdeckt, und den man sieben Monate früher als einen Träumer verlacht hatte. Am Abend des nämlichen Tages lief auch Pinzon mit der „Pinta," die sich am ersten Tage des Sturmes abermals von ihm getrennt und weit nordwärts verschlagen worden, in den Hafen ein, und gab sich, den Admiral unter-

gegangen oder noch nicht angekommen wähnend, für den eigentlichen Entdecker aus. Wie aber Pinzon das Fehlschlagen seiner elenden Hinterlist erkannte, schnitt ihm der Triumph des Admirals so tief demüthigend in die Seele, daß er nach wenigen Tagen vor Kummer starb.

Auf den Wunsch des Königs und der Königin, die sich gerade in Barcelona befanden, begab sich Colombo alsbald dahin; er ward mit ausgezeichneter Huld empfangen, und die Monarchen wollten sogar, daß er in ihrer Gegenwart sitze, als sei er nicht bloß ein großer Mann, sondern auch ein Grand von Spanien. Sie wollten aus seinem Munde eine ausführliche Schilderung seines wunderbaren Unternehmens hören, und es schien, bemerkt Las Casas, daß sie in dieser Stunde die Wonnen des Paradieses genössen. Colombo erhielt die Erlaubniß, die königlichen Wappen in dem seinigen zu führen. Aber fromm im Glanze des Glücks, wie er es in der Dunkelheit seines früheren Geschicks gewesen, war seine nächste Sorge, die Gelübde auszuführen, die er zu verschiedenen Heiligthümern gethan; und er gelobte neuerdings, die Reichthümer, die er in den nächsten sieben Jahren erwerben würde, zur Ausrüstung von 4000 Reitern und 5000 Fußsoldaten zu verwenden behufs der Befreiung des heiligen Grabes. Ein Gleiches unternahm er für die nächstfolgenden fünf Jahre. Noch höher aber schlagen wir an, daß seine ganze Rache an den Gegnern und hochmüthigen Spöttern in den Worten bestand, die er schrieb: „Gelobt sei Gott, der Sieg verleihet, und guten Erfolg denen, die seine Wege gehen. Wunderbar hat er solches zu meinen Gunsten wahr gemacht. Ich wagte eine Reise gegen den Rath so vieler vorsichtiger Personen, und alle erachteten meinen Plan als eine Chimäre. Ich vertraute auf den Herrn, daß der Ausgang der Christenheit zur großen Ehre gereichen würde."

Bald hatte man sich in Spanien von der Wichtigkeit des begonnenen Werkes überzeugt, und traf großartige Vorbereitungen zu dessen energischer Verfolgung. Columbus brachte zwar nicht viel Gold von seiner Reise mit; allein den Spaniern war durch ihn eine neue Welt, welche von sehr unvollkommen bewaffneten, zum Theil nackten und wehrlosen Naturmenschen bewohnt ward, zum Erobern und Berauben eröffnet, und wenn sie auch auf den entdeckten Inseln vorerst nur wenig Gold fanden, so hatten sie doch die Aussicht, beim weiterm Vordringen Gold in Menge zu finden. Diese Hoffnung führte nachher Schaaren von Spaniern in die neuentdeckten Länder, aber nicht etwa, um Colonien anzulegen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um zu erobern und zu rauben.

Ganz Europa gerieth damals in ein unbeschreibliches Staunen, als sich die Nachricht von der neuentdeckten Inselwelt, von den Produkten derselben und von ihren Einwohnern, von welchen Columbus einige mitgebracht hatte, verbreitete. Der Papst Alexander VI. ließ sich sogleich geneigt finden, den Spaniern ebenso die im Westen zu erobernden Länder zu schenken, wie seine Vorgänger den Portugiesen die im Osten geschenkt hatten. Das spanische Volk überhäufte den Columbus mit Lob und Ehren, und es wurden sogleich für eine neue, zum Behufe einer Colonisation und der Versorgung von etwa zweitausend fünfhundert Mann anzustellende Fahrt des Entdeckers 17 Schiffe ausgerüstet und Alles, was zu diesem Zwecke nöthig war, reichlich angeschafft.

Die ganze Ausrüstung für die zweite Fahrt des Columbus war für jene Zeit ausgezeichnet glänzend, und dennoch befanden sich unter jenen siebenzehn Schiffen nur drei von je hundert Tonnen. Columbus fuhr am 25. September 1493 aus der Bucht von Cadix ab, und erblickte am 2. November die Spitze einer Insel, die man, weil sie an einem Sonntag entdeckt ward, Dominika nannte. Von hier schiffte er nach Hispaniola zurück, wo er auf seiner ersten Reise an einem Platze, welcher Navidad genannt wurde, etwa dreißig Spanier als Colonisten zurückgelassen hatte. Er fand alle daselbst errichteten Gebäude verbrannt und zerstört, alle Menschen verschwunden, und gründete nun mit tausend Spaniern eine neue Stadt, welche er Isabella nannte. Da das Erobern, das Unterdrücken, das Rauben und das Ausgehen auf die Entdeckung geträumter Goldschätze in der Natur der ganzen Unternehmung lagen, so konnte man in den neuentdeckten Ländern nur durch Hilfe aus Spanien bestehen. Es zeigte sich daher bald, daß des Columbus Unternehmen, anstatt unmittelbaren Gewinn zu bringen, vorerst fortwährend großen Aufwand erfordern werde. Im Februar 1495 schickte der Admiral 12 seiner Schiffe zurück, um sich das, was ihm mangelte, aus Spanien zu verschaffen. Aus den Berichten, welche Columbus bei dieser Gelegenheit an den Hof sandte, und deren Inhalt von der zahlreichen Mannschaft im Lande verbreitet wurde, ersieht man deutlich, daß Raub und Eroberung der einzige Zweck derjenigen Spanier waren, welche zu Tausenden in die neue Welt strömten. Wenn man auch die größte Hochachtung für des Columbus wissenschaftliches Streben, für seine Verdienste um die neuere Zeit, für seinen Verstand und Charakter hat, so wird man doch jene Berichte nur mit Schaudern lesen können.

Das Betragen der bloß auf Gold und Raub bedachten Colonisten,

ihre Abneigung gegen das Bebauen des Landes, des Columbus Maßregeln, sie zu zwingen, die Täuschung wegen der Goldberge und Diamantgruben, erzeugten Zwietracht und Spaltung auf Hispaniola und Unzufriedenheit in Spanien, und Columbus ward 1496 zurückberufen. Erst Ende Mai 1498 konnte er seine dritte Reise antreten. Auf dieser Reise betrat er zum ersten Male das feste Land von Amerika, aus welchem nachher zum Unglück Spaniens die von Columbus vergebens auf den Inseln gesuchte unermeßliche Masse edler Metalle nach Europa gebracht wurde. Er kehrte übrigens nach Hispaniola zurück, wo er zwei Jahre früher bei seiner Abreise seinen Bruder Bartholomäus als Stellvertreter zurückgelassen hatte. Dieser hatte unter den trotzigen Hidalgos und mit den kühnen Abenteurern, welche dort eingewandert waren, weder Zucht noch Ordnung halten können, und da Niemand arbeiten und Niemand gehorchen wollte, so herrschten auf Hispaniola Mangel und Elend, Raub und Gewaltthat. Auch der Admiral mußte zu den traurigsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, um die angefangene Colonisation nur einigermaßen zu erhalten und emporzubringen.

Die Indier waren, mit Ausnahme der Caraïben, ein schwächliches, feiges, und im Kriege ungeübtes Geschlecht, schlecht bewaffnet und nicht im Besitze von Eisen; die Spanier dagegen waren tapfer, der Taktik und Strategie Europa's kundig, mit Panzern, starken Schwertern, Lanzen und Kolben bewaffnet, und zugleich, was die Hauptsache war, mit Flinten, Kanonen, Pferden, sowie mit Bluthunden versehen, welche für die nackten Indianer furchtbarer waren, als alles Andere. Pferde hatte Columbus auf der zweiten Reise zwar nur wenige mitgebracht; sie waren aber den Eingeborenen fast eben so schrecklich, als die Schießgewehre. Bei der dritten Reise wurden andere hinüber gebracht, und seitdem vermehrten sie sich.

Die Regierung aber that das Meiste, dem Colombo Schwierigkeiten zu bereiten. Weil der Enthusiasmus erkaltet war und man doch eine bedeutende Zahl von Colonisten senden wollte, schickte man alle Räuber und Mörder als Colonisten mit, und gewährte den zum Tode Verurtheilten in Amerika ein freies Exil. Schon dieß allein mußte die verderblichsten Folgen haben; es ward aber noch empörender durch die Art, wie Columbus die einwandernden Spanier zu Gutsbesitzern und Landbauern machte. Er wies nämlich gerade den unruhigsten und unternehmendsten Leuten, um sie wegen getäuschter Hoffnungen zu beruhigen, große Strecken Landes als Eigenthum an, und gab ihnen die Erlaubniß, eine durch das Loos zu bestimmende Zahl der unglücklichen Eingeborenen

zur Bebauung desselben zu zwingen. Dieses System, das Land zu rauben (ohne den nachher in Nordamerika beliebt gewordenen Scheinkauf) und die Bewohner zu Leibeigenen zu machen, oder das System der Repartimientos rief ganz unerhörte Gräuel hervor, welche endlich der Königin Isabella zu Ohren kamen.

Dieß bewog sie, den Francesco de Bobadilla nach Hispaniola zu senden, damit er, mit unbeschränkten Vollmachten ausgerüstet, den Thatbestand untersuche. Herrschsüchtig und gewaltthätig, von vornherein entschlossen, Colombo als einen Verbrecher zu behandeln, sammelte dieser Bevollmächtigte eifrig die haßerfüllten Aussagen von Intriguanten und Ehrgeizigen, keine Anklage, auch der schlechtesten Menschen, ward zurückgewiesen. Hierauf gebot er dem Admiral, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, und da er sich ohne Zögern und Murren alsbald dem Befehle gehorsam zeigte, ward er, ohne gehört zu werden, ergriffen, in Ketten geschlagen und ohne Weiteres zu Schiffe gebracht, um gefesselt wie ein Verbrecher das Weltmeer zu befahren, welches er zuerst dem undankbaren Europa erschlossen hatte.

Diese unerhörte Behandlung eines Mannes, der Anspruch hatte auf die größte Dankbarkeit der Nation, hatte doch den Erfolg, die Bosheit seiner Feinde recht offenbar zu machen. Die Könige schämten sich des Vorgefallenen, ließen ihn alsbald in Freiheit setzen, luden ihn an den Hof, und nahmen seine mit ruhiger Würde vorgetragene Rechtfertigung huldvoll auf; aber die ganze Genugthuung bestand nur in der Zurückberufung des Bobadilla; denn statt dem Colombo die genommenen Würden zurückzugeben, schickten sie den Ritter Ovando mit einer wohlgerüsteten Flotte von dreißig Schiffen nach Hispaniola. Denn der vorherrschende Charakter der spanischen Politik bestand in einem kleinlich eifersüchtigen Bemühen, Niemanden groß werden zu lassen, und darum halb vollendete Unternehmungen zu unterbrechen.

Die bitter erfahrene Undankbarkeit beirrte aber Colombo keineswegs, und nachdem er auf's Dringendste die Kreuzfahrt angerathen, bewarb er sich um die Gunst, eine neue Reise unternehmen zu dürfen, um nach den von Polo beschriebenen reichen Ländern zu gelangen. Es lag ihm dieser Plan um so mehr am Herzen, als Vasco de Gama jene Gegenden auf einem andern Wege erreicht, Cabral Brasilien entdeckt hatte. Er konnte jedoch nur vier Caravelen erlangen, von denen die größte 70 Tonnen (1000 Zentner) führte; nichtsdestoweniger unternahm er mit dieser erbärmlichen Ausrüstung und im Alter von 66 Jahren die Umschiffung der Erde (9. Mai

1502). Er landete auf Cuba, und suchte dann nach dem so ersehnten Cathei zu gelangen. Längs der ganzen Küste des Festlandes vom Cap Graciosa Dios bis an einen Hafen, den er seiner Anmuth und Sicherheit wegen Porto bello nannte, suchte er nach einer Straße in das indische Weltmeer. Ohne das Südmeer gesehen zu haben, und nach einem verunglückten Versuche, an diesen Küsten eine Colonie zu gründen, ward er von einem heftigen Sturm überfallen; er verlor zwei seiner Schiffe, und mit den beiden übrigen erreichte er mit äußerster Noth die Küste von Jamaika, wo er sie mußte auf den Strand laufen lassen. Körperlich krank und geistig niedergedrückt, schmachtete er hier ein Jahr lang in der furchtbarsten Lage, immer vergeblich auf Hülfe von Hispaniola wartend, mit Kummer, Unbotmäßigkeit seiner Matrosen und Hungersnoth kämpfend.

Endlich 1504 (7. Nov.) schlug Colombo wieder den Heimweg ein, und hiermit endet seine glorreiche Laufbahn. Auf seiner dritten Reise hatte er den amerikanischen Kontinent berührt, auf der vierten die reichsten Länder betreten, aber ohne es zu wissen. Sein Zweck, einen Durchgang nach Indien zu finden, war verfehlt, und obgleich er bei diesem letzten Versuche eine größere seemännische Fähigkeit als bei den vorhergegangenen Unternehmungen, und eine wahrhaft heldenmüthige Energie entwickelt hatte, ward ihm nichts zum Lohne als Undank und Elend. „Ich zähle 18 Jahre," schrieb er den Königen, „seit der Zeit, wo ich in den Dienst Ew. Hoheiten getreten, und heute habe ich kein Haar mehr auf dem Haupte, das nicht gebleicht wäre. Ich bin kränklich, ich habe verbraucht, was mir geblieben war, und sie haben mir genommen und verkauft, mir wie meinen Brüdern, alles bis auf das Gewand am Leibe; daher befinde ich mich in so äußerster Noth, daß ich nicht mehr einen Pfenning um Gotteswillen zu geben habe. Vereinsamt in meiner Kümmerniß, gebrechlich, tagtäglich den Tod erwartend, von einer Million Wilden voll Grausamkeit und Feindseligkeit umlagert, möge über mich weinen, wer noch ein Fünklein Mitleids besitzt, wer die Wahrheit und Gerechtigkelt liebt!" Und seinem Sohne schrieb er: „Nach zwanzig Jahren so vieler Dienste und Anstrengungen und Gefahren, finde ich in Spanien kein Obdach mehr für mein Haupt; möchte ich essen und schlafen, so muß ich zur Schenke wandern, und meistens habe ich nicht einmal, um meine Zeche zu bezahlen."

Isabella, seine Gönnerin, war nicht mehr. Nach wiederholtem flehentlichen Bitten gestattete ihm Ferdinand, vor ihm zu erscheinen, und nahm ihn mit eisigkalten Betheuerungen von Achtung und Wohlwollen auf. Trotz aller Enttäuschungen und obgleich er einsehen mußte, daß er

auch unter den günstigsten Umständen seine Pläne und Hoffnungen nun gar nicht mehr zu verwirklichen vermochte, entsagte Colombo denselben bis zum letzten Augenblick nicht; vom Elend und der Gicht geplagt, schrieb er noch an den König über die großen Dienste, für die er sich fähig fühle, bis endlich der Kummer, der sein Leben aufgezehrt hatte, dessen Faden zerriß. Er starb zu Valladolid am 12. Mai 1506, 68 Jahre alt.

26.
Kaiser Max, der letzte Ritter.

Als Maximilian seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte er durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte, große Hoffnungen, wovon wenige in Erfüllung gingen. Was konnte aber auch unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Kaiser war er einer der ohnmächtigsten und ärmsten europäischen Herrscher, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen; die Zölle, die Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig in die Kassen der einzelnen Landesfürsten geflossen, und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht mehr die Zehrungskosten für den Kaiser und sein Gefolge tragen wollten, wenn er sich bei ihnen aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Alles, was Maximilian vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande (er vereinigte die bisher getheilten österreichischen Besitzungen wieder); aber auch hier war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen so unwirthlichen Haushalter als er war, bei weitem nicht hin. In der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel liegt denn auch eine der Ursachen, warum die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen seiner Jugend nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze europäischer Staatskunst nicht zurückziehen; da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte, und diese stets durch ränkevolles, hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Kaiser Maximilian sich immer mehr in diesem künstlichen Gewebe verstrickt und zog doch gewöhnlich den kürzern. Indeß ist diese Beschaffenheit der Verhältnisse doch nicht allein anzuklagen, wenn wir Maximilian mit schlechtem

Glücke in sie eingreifen sehen. Auch sein Charakter ist es. In der Regel verdarb er sich die Ausführung seiner Pläne, theils durch den Leichtsinn, mit welchem er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete, theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit, indem man ihn nur drohen, aber nichts vollziehen, zu andern Zeiten von begonnenen Unternehmungen beim ersten Mißlingen wieder abspringen sah. Während er seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte, und die deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, welche Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten.

So wenig Befriedigung indeß die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilians Regierung gewähren, so wohlthätig und folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschlands geworden. Als nämlich Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war, und auf einem zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache eines allgemeinen und dauernden Landfriedens und eines Reichsgerichts wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedensstandes ward von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welchem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bürgerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe Großer und Kleiner befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines solchen, von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt, ein Gesichtspunkt, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte; als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Frieden und Recht angeordnet wäre, sei an keine Hülfe zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (1495) die Sache zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle von nun an mehr den andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut jedem preisgegeben sein. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle seine Klage vor den Gerichten anbringen. Gegen Reichsunmittelbare sollte diese vor dem neu eingerichteten kaiserlichen Kammergericht stattfinden. Dieß Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Beisitzern (zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte)

bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldung der Richter für die ersten Jahre sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten werden. Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kommerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Im Jahre 1530 wurde dem Gericht Speier zum Sitz angewiesen, von da wurde es 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit, bis die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtung in's Leben traten, ja sie drohte gleich nach ihrer Entstehung wieder zu zerfallen. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfennig ging nicht ein. So schwer war es damals, die Deutschen auch nur zu dem geringsten Opfer zum Besten des Reiches zu bewegen. Der erste Kammerrichter dankte daher auch schon im ersten Jahre wieder ab. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Leben zu geben, kamen nicht in Gang, daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltenen Reichstage auf Betrieb des Kürfürsten Berthold von Mainz die Einsetzung eines aus zwanzig Beisitzern bestehenden Reichsregiments beschlossen, welches aber nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen sollte berathen und Beschlüsse fassen können. Diese Einrichtung würde auch die wenigen noch vorhandenen Reste der kaiserlichen Gewalt vernichtet und das Reich auch der Form nach zu einer Staatenrepublick gestaltet haben, wenn nicht die deutschen Fürsten auch dafür gleichgiltig und ohne Theilnahme gewesen wären. So hörte denn das Reichsregiment schon 1502 wieder auf und mit ihm das Kammergericht. Indeß herrschten Unsicherheit und Fehdewesen wie früher. Als ob kein Landfrieden beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503 nach dem Tode des Herzogs Georg von Bayern-Landshut zwischen den nächsten Lehensvettern, dem Herzog Albrecht von München und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letztern ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des unter Friedrich III. entstandenen schwäbischen Bundes begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, indem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen.

Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Bayern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf einem Reichstage zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward auch das Kammergericht wiederhergestellt, und 1512 endlich auch der wichtige Punkt, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende war das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt wurde, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen mußten, betrachtet ward. Jedem dieser Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Auf diesen neuen Vereinigungen beruhte fortan der noch bestehende Zusammenhang des Reiches, und wer ihnen nicht angehören wollte, trennte sich der That nach von demselben. Dieß war der Fall der schweizerischen Eidgenossenschaft und des Ordensstaates Preußen. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des polnischen Wladislav außer Verbindung mit Deutschland. Diese wurde erst wieder hergestellt, als dieß Königreich in der Folge an das österreichische Haus kam. Während so die Aufrichtung einer festen, bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das Glück, den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien dieses Land an seinen Enkel Karl fallen würde, war schwerlich zu erwarten gewesen. Wiederum diesen Karl und dessen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungarn, und baute auf diese künftigen Verbindungen die kühnsten Hoffnungen. Und die für Ferdinand gefaßte ging wirklich in Erfüllung. Indem Maximilian nämlich wegen der ihm bedingungsweise zugesicherten Erbfolge in Ungarn mit dem Könige Wladislav in Unterhandlung trat, versprach ihm dieser 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht gebornen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilian's Enkelin Maria. Dieser Sohn, der nachmalige König Ludwig II., kam noch in demselben Jahre zur Welt. Der Vertrag, welcher die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungarn und Polen dem

Kaiser in Wien abstatteten, bekräftiget. Stürbe Ludwig kinderlos, so solle Anna in Ungarn und Böhmen folgen.

Diese Aussicht seines Geschlechts, auf den ungarischen Thron zu gelangen, erhöhte das Interesse des Kaisers an dem Gedanken, der immer drohender gegen den Westen drängenden türkischen Macht durch einen Heereszug einen Damm entgegenzusetzen. Er hielt deßwegen 1518 einen Reichstag zu Augsburg, wo auch ein päpstlicher Legat erschien, den Fürsten diese wichtige Angelegenheit auch im Namen der Kirche nachdrücklichst zu empfehlen. Dennoch ward der Antrag abgelehnt, und es herrschte eine dem römischen Hofe so abgeneigte Stimmung, daß die päpstliche Empfehlung nichts genützt, sondern geschadet hatte. Ebenso vergeblich blieb des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Ansicht wirkten der Papst und König Franz durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Innsbruck, denen er von früheren Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich, sein Gefolge aufzunehmen und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. So viel galt damals ein römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519.

Kaum gehen die Urtheile der Geschichtschreiber über einen Kaiser so auseinander, als über Maximilian, was doch eigentlich in dem Ueberfluß seiner Entwürfe und der Unbeständigkeit im Ausführen derselben seinen Grund hat. Der Wahrheit am nächsten kommt vielleicht nachfolgendes Urtheil, zugleich eine Charakteristik der Persönlichkeit des Kaisers.

Max war persönlich ein Held, dazu ein wohlwollender heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig, gut unterrichtet, und voll Geist und Witz, an Lebhaftigkeit durchaus das Gegentheil seines pedantischen Vaters, aber er hatte doch etwas von dessen Kleinigkeitskrämerei geerbt; seinen Gedanken fehlte die Größe. Immer beschäftigt, brachte er doch nie etwas Tüchtiges zu Stande. Immer die Miene eines genialen Selbstherrschers behauptend, ließ er sich doch herumholen. Schon Macchiavelli, der größte politische Kopf seiner Zeit, sagt von ihm, er glaube alles selbst zu thun und lasse sich doch immer vom besten ersten Eindruck verleiten; er hege allerlei Plane, aber wenn sie zu Tage kommen, gerathe ihm doch alles

anders, als er gewollt habe. Eigentlich war er im Reichsrathe und im Felde nie auf seinem Platze. Nur da gefiel er sich und zeichnete sich aus, wo er durch persönliche Tapferkeit und Galanterie gleich einem gemeinen Ritter glänzen konnte. Und nur solche Thaten hat er auch von sich berichtet und gepriesen, als er unter seinen Augen seine Lebensgeschichte niederschreiben ließ. Daß er den Ritter Barre aus Frankreich im Zweikampf niederwarf, daß er in jedem Turnier siegte, daß er als der kühnste Gemsenjäger in den Alpen gepriesen wurde (noch zeigt man die steile Martinswand in Tyrol, auf die er sich bei der Jagd verstiegen, und von der ihn ein Engel herabgeführt haben soll, [1]) daß er auf dem Thurmgeländer des neugebauten Ulmer Doms mit einem Fuße stehend, den andern in die Luft hinausstreckte, solche Beweise von Athletenkraft und Tollkühnheit waren ihm mehr werth, als Beweise von großer Regentenkraft, ja nicht selten versäumte er über solchen Spielereien die Reichsgeschäfte und ließ sich die Feinde über den Kopf wachsen. Während er sich allerdings durch seine Herablassung beliebt machte, vergab er sich doch zugleich sehr viel von seinem Ansehen und verläugnete zuweilen die dem Kaiser des heil. röm. Reichs zuständige Würde, weßhalb ihn sein lustiger Hofnarr, Kunz von der Rosen, aufzog. Einst verehrten ihm die Juden einen Korb mit goldenen Eiern: da ließ sie Max festnehmen, denn solche Hennen, sagte er, müssen mir noch mehr legen. In Ulm beredete er die Frauen zu einer neuen Mode, in Nürnberg ließ er sich von den Frauen entwaffnen und gefangen nehmen, um noch einige Tage länger mit ihnen zu tanzen. In Regensburg ritt er einst zum Reichstag ein, indem er einen ganzen Zug von fahrenden Frauen am Schweife seines Rosses nach sich zog. Die freie Reichsstadt hatte nämlich den liederlichen Weibern den Eintritt versagt, aber der Kaiser schmuggelte sie in eigener Person unter großem Gelächter ein. So war der Kaiser und so war jene Zeit. Man besitzt noch ein Tagebuch, das Max eigenhändig geschrieben. Darin sind unzählige kleine Notizen enthalten, wie ein gewisser Fisch gefangen oder gebraten wird, wie eine gewisse Waffe geschmiedet wird, wie viel der Vogt einer entlegenen kaiserlichen Burg zu seinem Unterhalte braucht, auch wohl, wo eine hübsche Historie zu lesen ist — nur nichts von den großen Fragen der Kirche und des Reichs. Seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein hat er selbst seine Lebensbeschreibung in

---

1) Oder Oswald Zips, der von der Gemsenjagd heimkehrend ihm Hallo zurief und daher den Ehrennamen Hollauer von Hohenfels erhielt (Beda Weber, Tirol.)

die Feder dictirt unter dem allegorischen Titel der weiße König. Außerdem hat der Nürnberger Melchior Pfinzing sein Leben in Reimen beschrieben, unter dem Titel Theuerdank, d. h. der auf Abenteuer denkt. Das sind Lebensbeschreibungen eines Ritters, aber nicht eines Kaisers. Er hat das Gute gewollt, er entflammte sich zuweilen plötzlich für eine große Unternehmung. So wollte er gegen die Türken ziehen, Italien dem Reich wieder einverleiben, Frankreichs Uebermuth bestrafen, aber er war mitten unter den Waffen Deutschlands gefesselt, mitten unter den Reichthümern Deutschlands ein Bettler; die in den schmachvollsten Egoismus versunkenen Reichsglieder rührten sich nicht, den Kaiser zu unterstützen, und ließen ihn dem Auslande zum Gelächter werden.

VI. Schilderungen zur Culturgeschichte.

1.
Das Ritterwesen.

Der Ritterstand bildete sich in den abendländisch-christlichen Reichen durch die corporative Aussonderung Derer, welche durch einen größeren eigenen Besitz oder durch größere Lehen in den Stand gesetzt waren, den ordentlichen Reichsdienst zu Rosse zu leisten. Schon in den alten deutschen Zeiten waren die Glieder der Gefolgschaften beritten gewesen, und diese Reiterei hatte zwar keineswegs den Hauptbestandtheil, aber einen unter den Waffen geübteren Kern der Heere gebildet.

Noch hielten sich zwar unter den sächsischen Königen in Deutschland und selbst noch weit später, die schöffenbarfreien Leute, selbst wenn sie ärmer waren, dem Lehensadel ebenbürtig. Sie hatten wohl noch das Recht, Lehen zu erhalten, aber sie erhielten in der Regel keine mehr, und wenn auch noch nicht ganz geschlossen, stund doch schon im 11. Jahrhundert der Ritterstand dem freien Bürgerstande einigermaßen gegenüber.

Schon im deutschen Alterthume hatten Kriegsspiele stattgefunden; am Karolingerhofe wurden diese in der bestimmteren Form des Reitens in Theilen (oder wie es später genannt wird, in Quadrillen) eingerichtet, indem sich Deutsche, Aquitanier, Lothringer und Bretonen gegen einander um den Preis versuchten.

Diese am Karolingerhofe entstandenen Kriegsspiele wurden besonders in Deutschland in regelmäßiger Form zu Reichsturnieren ausgebildet. Daß sich die einzelnen Schritte dieser Weiterbildung nicht mehr nachweisen lassen, mag daher kommen, daß sie nie eine ununterbrochene, ganz allmälige war.

Seit sich der Ritter- und Bürgerstand also sonderten, ward auf den Reichsturnieren (und dann auch auf den kleineren) niemand mehr zugelassen, als wer die Ritterbürtigkeit nicht bloß dem Rechte nach, sondern

auch der äußeren Haltung seines Geschlechtes nach nachweisen konnte. Doch gehörte auch dazu, daß Jemand schon das gehörige Alter erreicht hatte, daß er durch die Feierlichkeit der Schwertnahme (Schwertleite) wehrhaft gemacht war. Bei Fürstensöhnen war die Schwertnahme ein großes Hoffest, und mit ihnen zugleich das Schwert zu nehmen (ihre „swertgenozen“ zu werden), drängten sich in der Regel die Altersgenossen vom Adel ihrer Landschaft.

Fester als Stand bildete sich die Klasse der Ritterbürtigen durch die Kreuzzüge. Die ritterbürtigen Leute bildeten durchaus den Kern der nach dem Oriente ziehenden Heere. Die ganze Gestaltung des ritterlichen Adelwesens war von Frankreich aus durch die normannische Eroberung auf England und auf das südliche Italien und Sicilien, durch die burgundisch-castilische Eroberung auf Portugal übertragen worden. In den aus der spanischen Mark hervorgegangenen Herrschaften von Navarra und Catalonien hatte sich das Ritterwesen gleichartig wie in Frankreich entwickelt und auch Arragonien und Castilien hatten diese Entwicklung aufgenommen. Die Kreuzzüge, auf denen sich alle Nationen der lateinischen Christenheit begegneten, hatten dann die Wirkung, daß sich der Ritterstand im ganzen lateinischen Abend- und Morgenlande als ein durch alle Nationen vertheiltes und trotz der Vertheilung zusammenhängendes und gleichgestelltes Adelsvolk im Gegensatze der übrigen Stände fühlen lernte. Die Volksthümlichkeit dieses Adelsvolkes ist das Ritterwesen.

Der Umstand, daß an den Kreuzzügen zuerst vorzugsweise nur die Franzosen Theil nahmen, hatte die Folge, daß auch Vieles, was allgemeiner den Ritterstand charakterisirt, französischen Ursprungs oder französischer Ausbildung ist. In Deutschland aber findet ein wesentlicher Unterschied im Adelsleben der alten sächsischen und friesischen Lande und dem des übrigen Deutschland statt. Nur dem übrigen Deutschland ist der Minnegesang eigen; nur ihm scheint jene eigenthümliche höfische Bildung, höfische Liebe und höfische Familieneinrichtung anzugehören, die Sachsen aber davon weder im guten, noch im schlechten Sinne tiefer ergriffen worden zu sein. Vorzügliche Grundlagen dieses Ritterwesens wurden nun: die kunstmäßige Führung der Waffen und die christliche Haltung des Lebens, und es traten seit dem ersten Kreuzzuge die, welche hinreichende Proben ihrer Kunst in den Waffen abgelegt und bis in ein mannbares Alter keinen Makel unadeligen und unchristlichen Lebens auf sich geladen hatten, vorzugsweise Ritter (milites, equites) genannt, hervor. Sie legten ein feierliches öffentliches Gelübde ab unter bestimmten

Ceremonien, die ein älterer Ritter (in der Regel ein Fürst oder sonst hochgestellter Mann) vollbrachte, und wodurch er sie gewissermaßen zu den Pflichten ihres Standes durch den Ritterschlag und die Umgürtung mit dem Ritterschwerte (cingulum militare) einweihte.

Es erhielt der Adelstand außer den Graden nach den verschiedenen Geburtsrechten, auch nach den Abstufungen des ritterlichen Lebens, verschiedene Klassen, wie sie der gelehrte Stand in seinen Scholaren, Licentiaten und Doctorgraden theils ebenfalls hatte, theils weiter ausbildete. Diese Abstufungen des ritterlichen Lebens waren: das Kindesalter, welches lediglich unter der Pflege der Frauen zugebracht ward; die Stufe der „junkherrelin" oder „garzune," während welcher die Söhne der Lehensleute und ärmeren Edelleute wie Pagen am Hofe des Lehensherrn und reicherer Ritter erzogen wurden und dienten; die Söhne aber der Herren und Reichen besondere Zuchtmeister mit ihren Gespielen erhielten, weil man nicht glaubte, daß ein Vater selbst die Erziehung seiner Söhne gut zu leiten im Stande sei.

Weiter waren Abstufungen des Ritterlebens; der Stand der Edelknechte, Knappen oder Junker, in welchen die zu den Waffen Gebornen in der Regel zwischen dem 14. und 18. Jahre durch die Wehrhaftmachung eintraten; und der Stand der geschlagenen Ritter.

Die Frauen des Ritterstandes wurden in ihren Kinderjahren in der Regel auch aus dem Hause gethan, und am Hofe des Lehensherrn oder in einem Kloster erzogen. Blieben die Frauen und Töchter ritterlichen Standes im eigenen Hause, so lebten sie, so lange sie unverheirathet waren, doch größtentheils in einem abgesonderten Theile des Hauses, wo sie selten von Männern gesehen wurden, und außer den nahen Verwandten und Dienstleuten des Hauses selten Männer sahen. Wenn sie das heirathsfähige Alter erreicht hatten, wurden sie dann von ihren Eltern oder von dem Lehensherrn oder Dienstherren verheirathet; sie hatten in der Regel in die Sache wenig zu reden; der Bräutigam fand sich mit den Angehörigen darüber ab, und man nannte das Eingehen in die Heirath: kaufen.

Die geistlichen Ritterorden können als eine Vermählung des Ritterwesens mit dem Mönchsthume betrachtet werden. [1])

Eine eigene Erscheinung des Ritterwesens sind noch die deutschen Rittergesellschaften des 14. und 15. Jahrhunderts. Den äußeren

1) S. die besonderen Schilderungen: Deutschordensritter und Geistliche Ritterorden für Krankenpflege.

Anknüpfungspunkt für diese Verbindungen gaben zuerst die schon früher üblichen Turniergesellschaften, indem man sich bei den kleineren Turnieren nicht nach großen Landsmannschaften zusammenfinden konnte, sondern nach Genossenschaften. Diese Genossenschaften trugen gleiche Abzeichen, in der Regel gleiche Zimieren, um sich in der Rüstung immer leicht zu einander zu halten und zu finden, und sie hatten auch den Sinn, Gewinn und Verlust gemeinschaftlich zu haben, und so letzteren leichter zu tragen, denn wer bei dem Reiten in Theilen von seiner Schaar getrennt und gefangen ward im Turnier, mußte sich mit Geld lösen. Genossenschaften, welche unter ihrem Zeichen Glück gehabt hatten, blieben wohl auch vereinigt, und ihr Ruhm lockte andere, sich ihnen anzuschließen. Diese Turniergenossenschaften mochten schon in den wesentlichen Bedingungen ausgebildet sein, als im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts vielfach dem Adel das Bedürfniß erwuchs, sich in Eidgenossenschaften zu vereinigen, theils um alte Rechte gegen das Umsichgreifen fürstlicher Landesherrschaften und der Städte zu schützen, theils um neue zu gewinnen. Für diese neuen Eidesgenossenschaften des Adels wurden nun die Formen der Turniergesellschaften, an deren Spitze Hauptleute oder Könige standen, Grundlage. Diese Eidesgenossenschaften des Adels mit politischen Zwecken erstreckten sich zuweilen nur auf einzelne Landschaften, zuweilen aber hatten sie eine so weite Ausbreitung im Reiche, daß sie sich wieder in Bezirke theilen mußten, die ebenfalls ihre Vorsteher und Hauptleute hatten.

In Oberschwaben war besonders die Gesellschaft von St. Georg (oder vom Fisch und Falken) sehr ausgebreitet; in den Rheinlanden die vom Löwen; in Hessen und Westphalen die vom Stern; in Hessen und Thüringen die mit den Hörnern u. s. w.

Aus den Adelsverbindungen dieser Art hat sich der eigenthümliche Charakter unserer neueren Hofritterorden entwickelt. Fürsten und Könige nämlich pflegten für sich eigene Turniergesellschaften zu stiften und darin aufzunehmen, wer ihnen vom Adel besonders nahe stund. Es ist gewissermaßen eine neuere Gestalt der alten Schwertgenossenschaften der Fürsten. Die Formen der geistlichen Ritterorden wirkten mehrfach theils auf die Abzeichen, theils auf Pflichten und Privilegien, theils auf Verwaltung der Ordensangelegenheiten bei diesen Hoforden, aus welchen sich wunderlicher Weise unter dem Einflusse der philanthropisch-liberalen Richtungen der letzten Jahrhunderte Verdienstorden und sogar bürgerliche Verdienstorden entwickelt haben.

2.
Ritterburgen.

So wird uns die Burg eines mächtigen und begüterten Herrn beschrieben: Sie glich einem Labyrinth; Speicher an Speicher, Kammer an Kammer, Gemach an Gemach. Im Erdgeschoß waren Keller, Getreidekammern, Gewölbe zu Fässern, Räume zu Kufen und andern Hauserfordernissen. Im zweiten Stocke befand sich die eigentliche Wohnung und das gemeinsame Gelaß für die Bewohner, die Gemächer für Bäcker und Küfer, das große Schlafgemach für den Herrn und die Frau, welchem die Schlafstellen für die Diener und für die Dienerinnen nahe lagen. Eine besondere Abtheilung jenes großen Schlafgemachs bildete ein Cabinet, wo bei grauendem Morgen oder bei sinkendem Tag, oder wenn Jemand erkrankte oder zu Ader ließ, oder kleine Kinder vorhanden waren, Feuer angezündet wurde. Mit diesem Stockwerk stand die Küche in Verbindung, unter welcher einerseits Ställe für die Mastschweine, andere für Gänse, Kapaunen und das übrige Geflügel, andererseits die Räume für die Köche und Köchinnen zum Bereiten der Speisen angebracht waren. Der folgende Stock schloß die Gemächer für die Söhne und Töchter des Hauses, dann für die Wächter, welche die Nacht durch die Wache zu halten hatten, in sich. Hier waren Stiegen und Gänge, die aus dem Hause in die Kirche, von einer Kammer zur andern und in den großen Gesellschaftssaal führten. Dieser hing mit der Kapelle zusammen, durch Malerei und Schnitzwerk so herrlich ausgestattet, daß man sie für ein salomonisches Werk hätte halten mögen. Man glaubte sich nicht verwundern zu dürfen, wenn Gäste und Fremdlinge sämmtliche Gemächer nicht einmal berücksichtigen konnten, da manche von Kindheit an in diesem Hause wohnten und darin aufwuchsen, ohne die Zahl seiner Thore, Thüren und Thürchen oder seiner Fenster zu kennen.

Dieser mag die Beschreibung einer andern Burg folgen, in welcher mehr noch als auf stattlichen Aufenthalt ihres Herrn auf Festigkeit und Wehrhaftigkeit Bedacht genommen ward. Hoch über dem Städtchen Noyers in Burgund, von dem Flüßchen Serain umrauscht, lag die Burg des Geschlechtes seiner edlen Herren, deren Banner viele Vasallen folgten. Herr Clarembald hinterließ bei frühem Tod die Obsorge um den minderjährigen Sohn Milo seinem Bruder, Bischof Hugo von Auxerre, der dieselbe in nichts besser zu beweisen glaubte, als wenn er seinem Neffen den Stammsitz als unbezwingliche Veste übergebe. So ließ er hinauf von

dem Städtchen zur Burg die Bollwerke, theils von Gemäuer, theils von Holz anlegen, mächtige Thore aufführen, den Berg behauen und tiefe Gräben ringsum ziehen. Wo auf des Berges Fläche eine bequeme Stelle sich darbot, erhob sich durch seine Vorkehrung innerhalb der alten und mächtigen äußern Mauer, welche Clarembald kurz vor seinem Ende vollendet sah, eine innere, noch höher und dicker als jene, und über ihre Zinnen ein jedem Angriffe trotzender Thurm, vor welchem ein künstlich hervorgerufener schroffer Absturz einem Feind unübersteigliche Beschwernisse jeder Art entgegenstellte. Durch mächtige Balken geschirmt, lief, mit der äußern Mauer verbunden, ein Vorsprung herum, unter welchem die Vertheidiger der Feinde Pfeile, Wurfgeschoß und jegliches Beginnen gefahrlos konnten herankommen sehen, deren Annäherung leicht verhindern. Eine an der Mauer gefundene, zwar schwache, stets aber in reinem Wasser sprudelnde Quelle bot Sicherung gegen das dringendste Bedürfniß. Außerhalb der Ringmauer des Hauptbollwerkes ließ Hugo ein ansehnliches Wohngebäude aufführen, mit vielem und kostbarem Geräthe versehen. Aus dem Keller in dem Hauptthurme führten unterirdische Gänge in das palastähnliche Haus, so daß man, um in diesem mit Wein oder Lebensmitteln sich zu versehen, die eigentliche Veste niemals zu öffnen hatte, und durch eine künstliche Einrichtung Speise in Körben, Wein durch Röhren herabgelassen wurde, ohne daß solches von außen sich bemerken ließ. Man bewunderte die Fürsorge, in welcher die nach dem Schloß gebrachten Bedürfnisse, durch die Festigkeit des Orts sicher verwahrt, unter Riegel gelegt, bei so sinnreicher Erfindung zu erforderlichem Gebrauch gewisser dienen konnten. Damit Waffen, Wurfwerkzeug und was dem Schloß zur Abwehr dienen konnte, desto wirksamer wäre, wurden alle Häuser außerhalb der Mauer um schweres Geld angekauft. Dieß und alle Umsicht um den Bau des Palastes wandte Hugo deßwegen an, damit diejenigen, welche vor ihrem Herrn zu erscheinen hätten, unverdächtigen Zutritt zu demselben fänden, von dem Hauptbollwerk fremde Bewohner stets ausgeschlossen blieben, und in gefahrvollen Zeitläufen der Herr niemals genöthigt wäre, in das innere Schloß Jemand aufzunehmen, von dessen Treue er sich nicht vollkommen versichert halten durfte. Deßwegen auch verlegte er die Taufkirche außerhalb des gefestigten Kreises und ließ oben, innerhalb desselben, nur eine Kapelle stehen.

3.

Turniere.

Ein Hauptmittel zur Abschließung des Ritterstandes und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes waren die Turniere. Ihre Entstehung fällt in's elfte Jahrhundert; es ist aber zweifelhaft, ob damals auch schon die Sitte, einzeln gegeneinander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man zuerst nur in ganzen Schaaren focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen. Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines festlichen Tages, und machte es lange vorher bekannt; da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, aber zum Kampfspiel hüllten sie sich vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen. Auch ihre Pferde waren fast ganz mit glänzendem Eisenblech bedeckt. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deßhalb mußte sich jeder erst vorher bei den Kampfrichtern melden und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, deßgleichen viele Personen, die bestimmt waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel, welche die zu hart Streitenden auseinander brachten, und Prügelknechte, die das Volk in Ruhe hielten.

Der Platz, auf dem das Spiel vor sich gehen sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balkonen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher entweder durch's Loos, oder nach dem Range, oder nach den Herausforderungen gesondert wurden, ritten unter kriegerischer Musik in prächtigem Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte.

Das erste war das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze im rechten Arme rannten die beiden Ritter auf ihren scharf angespornten Pferden gegeneinander, und suchten sich gegenseitig vom Pferde zu stoßen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward Einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, sammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen, dann focht man auch mit dem Schwerte zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig sein, weil die Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt, die Schwerter nicht geschliffen

und Stechen nicht erlaubt war. Auch ritt man noch in ganzen Schaaren gegeneinander, und wenn die Ritter abgetreten waren, hielten die Knappen ein sogenanntes Gesellenstechen.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen, erhielten nach dem Ausspruche der Ritter aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen einen sogenannten Dank, etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert, einen Ring, oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit geschmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die rheinische Ritterschaft 1290 nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Preise oder den Dank mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, dessen Werth zwölfhundert Gulden betrug, überreichte die Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen; den zweiten, der auf vierhundert Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limburg und Nußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theile. Bei dem festlichen Mahle, welches gewöhnlich den Waffenübungen folgte, hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden, und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen die Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im Jahre 1185 verlor Herzog Gottfried von Bretagne, der Sohn König Heinrich's II. von England, in einem Turnier zu Paris das Leben. Markgraf Johann von Brandenburg, ein Sohn Otto's III., blieb 1269 todt auf dem Platze. Ebenso erhielt 1175 Konrad, Markgraf Dietrich's von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstich. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen sechzehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Neuß in Niederlothringen blieben einmal zweiundvierzig Ritter und ebenso viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmstadt, 1403, geriethen die Hessen und Franken so hart zusammen, daß sie trotz aller Bemühungen der Grieswärtel nicht auseinander gebracht werden konnten. Auch bei diesen Turnieren offenbarten sich der phantastische Geist der Rittergalanterie und Prunksucht in allen ihren

Ausschweifungen. Mancher Kämpe ließ sich von seiner Gebieterin, zum Zeichen seiner Sklaverei, an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von seiner Schönen als Amulet an sich, und bat sich, wenn es im hitzigen Kampf verloren ging, ein neues aus. In einem französischen Turniere mußten die anwesenden Damen ihre Paladine so oft durch neue Liebespfänder stärken, daß sie zuletzt fast ganz entblößt da saßen. Auf einem Turniere zu Beaucaire 1174 schenkte der Graf von Toulouse einem Ritter hunderttausend Goldstücke, welche dieser sogleich wieder an hundert andere Ritter austheilte. Bertrand Raibaux ließ das Feld, auf dem ein Turnier gehalten werden sollte, mit zwölf paar Ochsen umpflügen, und dreitausend Silberstücke einsäen. Guillaume Gros de Martello ließ seine Tafel mit Gerichten besetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren, und ein Herr Ramon de Venans glaubte sich dadurch zu verherrlichen, daß er dreißig prächtige Pferde vor den Augen der ganzen Versammlung verbrennen ließ.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüschen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum Unterscheidungsmerkmal. In den Wappen, welche seitdem in den adeligen Familien erblich geworden sind, hat sich die ritterliche Phantasie in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteristisch ausgesprochen. Sie enthalten nicht selten eine schöne und sinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf sprechende Namen, auf Eigenschaften der Länder &c., oder verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgend einer glorreichen That oder wundervollen Begebenheit.

4.

Geistlich-weltliche Festlichkeiten.

An die verschiedenen Kirchenfeste knüpften sich im Mittelalter gewisse, theils aus dem Heidenthum überkommene, theils neuere Gebräuche an, die noch heutzutage nicht alle aus dem Volksleben verschwunden sind. Umzüge und Verkleidungen mit Aufstellungen von Krippen am Feste der hl. Dreikönige, finden sich in fast allen christlichen Ländern. Auf dem Lande in Italien holte zu Weihnachten der Hausvater einen starken Baumast aus dem Walde, den er mit immergrünen Zweigen schmückte und in den Kamin legte, um den sich dann die ganze Familie ver-

sammelte. Dieser Gebrauch besteht noch in der Provence; hier ist es gewöhnlich ein Eichenklotz, caligeau oder calendeau genannt, den, nachdem er mit Wein und Oel begossen worden, der Hausvater bekreuzt und in's Feuer wirft, während die Anwesenden rufen: Calene ven, tout ben ven (die Calenden kommen, Alles gehe zum Guten!) Zu Pfingsten ließ man an andern Orten beim Gloria in der Messe weiße Tauben ausfliegen, wobei Blumen in die Luft gestreut, Feuerwerk abgebrannt wurde und das Volk in lauten Jubel ausbrach; zu Rouen war den Tauben Zuckerwerk an die Füße gebunden. Was insbesondere das Fest der Schutzheiligen (in Deutschland das Kirchweihfest) anbelangt, so gab es wohl keine Stadt und kein Dorf, namentlich in Italien und im südlichen Frankreich, wo nicht dieses Fest in mehr oder minder dramatischer Weise gefeiert worden wäre. Zuweilen veranstaltete man auch unter großem Pomp eine außerordentliche Feierlichkeit; so ließen im Jahre 1304 die Florentiner weit und breit bekannt machen, daß „Diejenigen, welche über die andere Welt etwas erfahren möchten, sich an den Calenden des Mai auf der Brücke der Carraja einfinden sollten." Auf großen Gerüsten, die über dem Flusse aufgeschlagen waren, wurde auch wirklich eine Darstellung der Hölle und der Qualen der Verdammten aufgeführt; der Zusammenfluß von Zuschauern war aber so groß, daß unter ihrer Last die Brücke zusammenbrach und viele Menschen das Leben verloren. Was daher ein Scherz hatte sein sollen, wurde in gewissem Sinne zur Wahrheit, und „gleichwie das Ausschreiben es angekündigt hatte, erlangten Viele durch den Tod Kenntniß von der andern Welt."

Während bei den Alten Schauspiele die Befeuerung des Muthes und die Erhöhung des Patriotismus zum Zwecke hatten, standen sie im Mittelalter unter dem Alles beherrschenden geistlichen Einfluß und sollten zur Erhöhung der frommen Sinnes und der Andacht dienen. Darum wurden sie auch gewöhnlich in der Kirche gehalten und von Klerikern aufgeführt, ein Mißbrauch, in welchem recht deutlich jene Vermischung des Ernsten mit dem Possenhaften, des Salbungsvollen mit dem Frivolen zu Tage tritt, die in so vielen Schöpfungen des Mittelalters erscheint.

Bei gewissen Festen mußten alle als Füchse verkleidet erscheinen oder wenigstens, gleichviel weß Standes, unter dem Mantel des Richters wie unter dem Priesterrock, den langen Schweif des Hühnerdiebs hervorsehen lassen. Zu Rheims zogen am Ostertage alle Canoniker hintereinander den Fastenhäring an einer Leine, wobei Jeder bemüht sein mußte, eben so wenig auf den Fuß seines Vorgängers zu treten, als den seinen unter

die Füße des Nachfolgenden kommen zu lassen. Zu Paris führte die Geistlichkeit einen als Papst gekleideten und mit der Tiara gekrönten Fuchs in feierlichem Aufzuge herbei, und da man einiges Geflügel in die Nähe des Fuchses brachte, vergaß Reinecke seine Rolle, um das Federvieh zu erbeuten; Philipp der Schöne soll hierin ein beißendes Epigramm auf den Papst, den er haßte, erblickt und sich daran höchlich ergötzt haben. [1])

Das Eselsfest wurde zu Ehren der Flucht aus Egypten eingesetzt. Ein schönes Frauenzimmer mit einem Kinde auf dem Arme wurde auf einem reich geschmückten Esel zur Kirche geführt, gefolgt von der Geistlichkeit. War der Zug vor dem Altare angekommen, so begann die Messe, bei welcher Chorgesänge mit einem Eselsgeschrei endigten und auch an die Stelle des Ite missa est trat ein dreimaliges Eselsgeschrei ein, womit das Volk gleicherweise dem Priester respondirte. In einer possenhaften Hymne ward das Lob des Esels gesungen. Und diese Dinge geschahen keineswegs — was uns, die wir uns kaum einen Begriff von der Naivetät jener Zeiten machen können, fast unglaublich scheint — im Scherze, sondern im vollen Ernste, wie es nicht minder ernst gemeint war, wenn in Deutschland der neugeweihte Priester nach der Feier seines ersten Meßopfers vom Altare herniederstieg, um mit seiner Mutter einen Tanz zu machen, oder wenn die Canoniker Ball spielten. Dieses naive Verbinden des derb Komischen mit dem Heiligsten begegnet uns ja auch an den herrlichsten Denkmalen der mittelalterlichen Baukunst; wir erinnern nur an die ungeheuerlichen, ja nicht selten unanständigen Figuren und Bildwerke an den Außenseiten und den Chorstühlen gothischer Kirchen.

Das aus dem Heidenthum stammende Narrenfest am Jahresanfang oder am Dreikönigstag artete in siebentägige Saturnalien aus. Eine Menge junger Leute, als Priester, Weiber, Thiere verkleidet, im Benehmen und Aeußern Verrückte nachahmend, versammelte sich in einer Kirche, wo sie den Bischof der Narren wählten. Nachdem sie denselben in Prozession durch die Stadt geführt hatten, kamen sie zur Kirche zurück, um eine parodirte Messe zu halten, wobei Tänze und Gesänge von eben nicht strenger und ernster Art aufgeführt wurden; die Altäre wurden mit Eßwaaren beladen, man aß, trank, würfelte und verbrannte statt des Weihrauchs alte Schuhe. Alsdann zogen Alle abermals durch die Straßen auf Karren unter Leiterwagen mit gellendem Geschrei und Lärm von

1) Papst Gregor IX. verwarf profane Aufzüge (ludi theatrales, ludibriorum spectacula), welche in Kirchen stattfanden, ausdrücklich.

Viehschellen und Klappern, unanständig sich gebärdend, die Vorübergehenden neckend und mit Schmutz bewerfend. Das Konzil von Toledo hatte bereits im Jahre 663 ein solches Fest verboten, in Frankreich that dieß auch König Eudes, doch ward es noch im Jahr 1100 zu Paris und viel später im übrigen Frankreich gefeiert. So verweflich das Narrenfest unter dem Gesichtspunkte der Religion, des Anstandes, der Vernunft erscheinen mußte, so fehlte es doch nicht an Solchen, die behaupten wollten, eine Festlichkeit dieser Art sei Gott und der heil. Jungfrau angenehm. „Unsere Vorfahren," sagte einer derselben, „waren sehr weise und sehr heilige Männer, und doch begingen sie dieses Fest; warum nicht wir? Wir alle besitzen ein Korn von Thorheit, der man ihren Lauf lassen muß. Ist es nun nicht besser, daß dieß in der Kirche geschieht, unter den Augen des Höchsten, als im Innern des Hauses? Die Weisheit ist ein so kräftiger Trank, und wir sind ein so zerbrechlich Gefäß, daß wir ihn nicht zu bergen vermöchten; man muß dem starken Wein auch ein wenig Luft lassen, damit sein Geist einigermaßen verdunste und er nicht Unheil stifte!"

5.

Die Gesellschaft zum tollen Leben.

Bald nach der siegreichen Beendigung der Burgunderkriege hielten viele hundert eidgenössische Jünglinge in Zug eine frohe Fastnacht. Das junge Volk war in den Kriegen mit fremden Sitten, mit Prunk und Meisterlosigkeit bekannt geworden. Die Kenntnisse nahmen durch die Druckerei zu; die alten Sagen und Heldenlieder kamen in Versen und Prosa aus der Presse, und die uralten Fastnachtspiele auf freiem Platze erhielten mehr Reichthum, Sinn und Geschmack. Der frohe ungebundene Jugendsinn überstieg aber jegliche Schranke. Die Jünglinge redeten in Zug laut von den Burgunderkriegen, von der Beute und den Kriegsgeldern; hitziger von dem langsamen Austheilen und den Herren, die wohl das Beste in ihre Tasche gesteckt haben möchten. Es war im Hornung, Feld- und Sennenarbeit keine. Da fuhr auf einige Vorschläge hin in Viele der Gedanke, einen Fastnachtstreit auszuführen. Sie verbanden sich in eine „Gesellschaft zum tollen Leben," und machten ein Banner mit dem Bild eines Schweines und eines Kolbens. So zogen sie 19. Hornung 1477 aus Uri und den Nebenlanden des Sees nach Wäggis; Buben aus den vier Kantonen, Zug, Glaris und Zürichgebiet. In Luzern war die Tagsatzung versammelt.. Uri's Gesandte hinderten, daß man wider

sie einen Beschluß erließ. So, 700 stark, erschienen sie im Bernerlande. Bern rief 3000 Mann auf, und sandte der Bande Boten zu. Diese aber erwiderten frank: Sie wollten nach Genf, die Brandschatzung holen, und bitten um ruhigen Durchzug. Was sie zehren, werden sie zahlen. Ungern öffneten sich ihnen am 24. des Hornung die Thore. So am 25. nach Friburg. Es sammelten sich an 2000. Im Berner Lande erwarben sie sich Achtung; doch ließ man jeden, der über 14 Jahre hatte, schwören, an unerlaubten Bewaffnungen keinen Theil zu nehmen, sich ruhig und würdig zu benehmen, Einigkeit zu fördern, und Alles, was Aufruhr und Entzweiung erzeige, schnell anzuzeigen und wehren zu helfen. Das romanische Land erschrack; der Handel stockte. Im März war ein Tag zu Friburg von Schweizern und den Städten im Elsaß. Genf stellte in Angst Zahlungsbürgen, und lieferte, als die muthwillige Bande sonst nicht auseinander wollte, die Kleinode der Herzogin als Unterpfand. Dann erhielt Jeder zwei Gulden von den Genfern und Alle vier Fässer zum Abschiedstrunke. Rudolph von Neuenburg nahm erschrocken von Bern 1000 Mann. Die Jünglinge aber zogen heim, und die Herren und Räthe entschädigten sich für die Angst durch ernstes Verbot aller Versammlungen und Vereine zu Rache und Trutz.

6.
Leben und Sitte in London im 12. Jahrhundert.

Eine äußerst anmuthige Beschreibung der Stadt London und des lebendigen Treibens in derselben zur Zeit des Ausganges des zwölften Jahrhunderts findet man, wo man sie kaum erwarten sollte, in einer Biographie des heiligen Thomas Becket, welche sein vertrauter Gefährte, der Meister Wilhelm, der Nachwelt hinterlassen hat.

Unter den edlen Städten des Erdkreises, welche der Ruf verherrlicht — beginnt Meister Wilhelm — ist Eine: die Stadt London; sie, des englischen Reiches Sitz, welche ihren Ruhm weit verbreitet, ihre Schätze und Waaren in große Ferne sendet, ihr Haupt hoch emporhebt. Sie ist beglückt durch heilbringende Luft, durch die christliche Religion, durch die Festigkeit ihrer Mauern und ihre natürliche Lage, durch die Biederkeit ihrer Bürger und die Ehrbarkeit ihrer Frauen; an edeln Männern fruchtbar, wird sie durch deren fröhliche Spiele erheitert. Die Milde des Himmels mildert auch die Gemüther der Menschen, nicht jedoch, daß sie locker der Venus sich hingeben, sondern so, daß sie nicht

wild und nicht thierisch, sondern vielmehr freundlich und leutselig sind. — In der Kirche des heiligen Paulus ist der bischöfliche Sitz; auch sind in London und in der Vorstadt dreizehn größere Kirchen von Conventen, außerdem hundertundsechsundzwanzig kleinere Pfarrkirchen. — Gen Osten steht die große und stark befestigte Pfalz, deren Hofraum und Mauern aus tief gelegtem Fundamente emporsteigen; mit Thierblut ist der Mörtel gemildert. Gen Westen hat die Stadt zwei sehr feste Schlösser; gen Norden läuft eine hohe und große Mauer, mit doppelten, siebenpfeilerigen Thoren und in Zwischenräumen mit Thüren versehen. Auch im Süden hatte London eine Mauer; allein der große und fischreiche, dort vorüberfließende Strom, die Themse, hat bei des Meeres Fluth und Ebbe jene Mauern im Laufe der Zeit unterwühlt und zerstört. Ueber diesen Fluß ragt hervor die königliche Pfalz, ein unvergleichliches Gebäude mit Vormauer und Zinnen, zwei Meilen von der Stadt, durch die lebhafte Vorstadt mit ihr in Verbindung. Ueberall stoßen an die Häuser der Bewohner der Vorstadt ihre geräumigen und schönen, mit Bäumen bepflanzten Gärten.

Geehrt ist diese Stadt durch ihre Männer, mit Waffen geschmückt und sehr volkreich, so daß zur Zeit des Krieges die kampffähige Mannschaft, die aus ihr auf Befehl König Stephan's hervorging, sich sehen lassen konnte; auf zwanzigtausend schätzte man die Reiter, das Fußvolk auf sechzigtausend Mann. Aller Orten und vor allen andern Bürgern sind die Bürger Londons durch die Zierde ihrer Sitten, ihrer Kleider und auserwählten Tafel ausgezeichnet und bekannt; anderer Städte Bewohner werden Bürger, sie aber Barone genannt. Jedes Rechtstreites Ende ist bei ihnen der Eid; wahre Sabinerinnen sind die Frauen der Stadt.

Drei Hauptkirchen Londons haben kraft Privilegiums und alten Herkommens berühmte Schulen. Indessen werden doch durch persönliche Begünstigung eines in der Philosophie Bewanderten auch andere Schulen zugelassen. An Festtagen feiern die Magister bei den betreffenden Kirchen ihre Versammlungen. Es disputiren die Schüler, beweisführend die Einen, dialektisch die Andern, diese vollen Sentenzen heraus. Jene bedienen sich mit besserem Erfolg vollständiger Syllogismen. Auch kämpfen die Knaben verschiedener Schulen untereinander in Versen, oder sie streiten über die Anfangsgründe der Grammatik, oder über die Regeln von Präteritum und Supinum. In Epigrammen, Rhythmen und Metern bedienen sich Einige der alten wortreichen Methode des Triviums: mit fescennischer Freimüthigkeit necken sie, ohne die Namen zu nennen, ihre Genossen;

Spott- und Hohnreden lassen sie fallen, und berühren mit sokratischem Salz die Schwächen wie der Genossen so der Vorstände, oder wetzen bissiger an ihnen den therninischen Zahn mit kühnen Dithyramben. Die Zuhörer aber, „gern zum Lachen bereit, stoßen mit krauser Nase gellendes Gelächter aus.“

Die einzelnen Handwerker, Verkäufer und Solche, die ihre Dienste vermiethen, nehmen täglich in der Frühe ihre bestimmten Plätze ein. Auch gibt es an dem Ufer des Flusses in London, außer den in Schiffen und Kellern verkäuflichen Weinen, eine öffentliche Küche. Da kann man täglich je nach der Zeit verschiedene Speisen finden; allerhand Gerichte, Gekochtes, Gebackenes, Gebratenes und Eingemachtes; Fische und Fischlein, gröbere Fleischspeisen für die Armen, feinere für die Reichen, Wildpret und mancherlei Geflügel. Wenn unerwartet bei einem Bürger Freunde von der Reise ermüdet anlangen, und die Hungernden nicht so lange warten sollen, bis neue Speisen bereitet werden, so geben die Diener Wasser den Händen und den Körben das Brod, unterdessen wird an das Ufer gelaufen, und da findet man Alles fertig, was man nur wünscht. Es mag eine noch so große Schaar von Rittern oder Fremden, zu welcher Tageszeit es wolle, in die Stadt kommen oder gehen, nie werden Jene gar zu sehr fasten, Diese ohne Mahlzeit davon ziehen; dort mögen sie, wenn sie wollen, einkehren, und Jeder wird sich nach Bedarf erquicken. Die, welche sich etwas mehr gütlich thun wollen, werden bei den Herrlichkeiten, die ihnen vorgesetzt werden, nicht weiter nach Stör oder afrikanischem Geflügel oder Frankolin verlangen. So vortrefflich ist die innere Küche beschaffen; sie ist der Stadt sehr nützlich und trägt viel zur Annehmlichkeit des geselligen Lebens bei. Daher sagt Platon im Gorgias, neben der Medicin bildeten das Amt der Köche, das Opfer und die Schmeichelei die vier Bestandtheile des gesellschaftlichen Lebens. Auch ist daselbst außerhalb eines der Thore in der Vorstadt ein ebenes Feld, welches gerade darnach benannt wird. An jedem Freitage, wenn nicht ein eigenes vorgeschriebenes Fest darauffällt, findet daselbst das berühmte Schauspiel des Verkaufes edler Pferde statt. Zuschauer und Käufer, die in der Stadt sich aufhalten, kommen in Menge, Grafen, Barone, Ritter, Bürger. Die Käufer achten auf den Gang, zuerst auf den sanften Schritt, dann auf die schnellere Bewegung, die darin besteht, daß von den vordern und hintern Füßen, einer der entgegengesetzten zugleich vom Boden erhoben und niedergesetzt wird. Wenn dann der Lauf solcher Huftönender und Andrer bevorsteht, welche in ihrer Art auch zum Fahren kräftig und

frisch zum Laufen sind, erhebt sich ein Geschrei und wird geboten, daß die gewöhnlichen Pferde an die Seite geführt werden. Drei des Reitens kundige Buben, bisweilen zwei sitzen zusammen auf und bereiten sich zu je zwei zum Wettkampfe, indem sie die Ungezähmten mit den Mähnen zügeln; das wollen sie vor Allem vermeiden, daß nicht Einer dem Andern im Laufe zuvorkomme. Aber die Pferde nicht minder tragen nach ihrer Art nach dem Wettlauf Verlangen; es zittern die Glieder, ungeduldig des Verzugs, vermögen sie nicht einen Augenblick auf derselben Stelle zu bleiben. Auf ein gegebenes Zeichen legen sie die Glieder aus, beginnen den Lauf und werden mit tollkühner Schnelligkeit dahingetragen. Aus Ehrgeiz, aus Hoffnung auf den Sieg, streiten die Reiter, sie stacheln die Pferde mit den Sporen, und nicht minder treiben sie sie mit der Peitsche an, als sie durch Geschrei sie hetzen. Auf einer andern Seite sieht man das Vieh der Landleute, Ackergeräthschaften, langseitige Säue und Kühe mit vollem Euter, „die großen Körper der Ochsen und das wolltragende Vieh.“ Da stehen Stuten für Pflug, Karren und Zwiegespann geeignet.

Nach dieser Stadt Seehandel zu treiben, freuen sich die Kaufleute aller Nationen unter dem Himmelsblau. „Gold sendet der Araber, Spezerei und Weihrauch der Sabäer, der Skythe Waffen, Oel der palmenreiche fette Waldboden Babylons, kostbare Steine der Nil, der Serer purpurne Kleider, der Gallier seinen Wein, Norweger und Russen Pelzwerk, Marder und Zobel.“ Es sind ferner fast alle Bischöfe, Aebte und Großen Englands gleichsam Bürger und Gemeindegenossen Londons; sie haben daselbst ihre schönen Häuser, wo sie sich aufhalten und reichlichen Aufwand treiben, sobald sie zu Konzilien oder sonst wichtigen Zusammenkünften von dem Könige oder dem Erzbischofe nach London berufen werden, oder ihre eignen Angelegenheiten sie dorthin führen.

Aber auch auf die Spiele müssen wir zu sprechen kommen, denn das hilft nichts, wenn eine Stadt bloß tüchtig und ernst, und nicht auch erquicklich und fröhlich ist. Statt theatralischer Schauspiele, statt scenischer Aufführungen hat London heiligere Spiele, Darstellungen der Wunder, welche die heiligen Bekenner gewirkt haben, oder der Leidensgeschichten, in welcher die Beharrlichkeit der Martyrer hervorleuchtet. Außerdem ist es der Gebrauch, daß an dem Tage, welcher Carnilevaria genannt wird, die Schulknaben ihrem Schulmeister streitbare Truthühner bringen; der ganze Vormittag ist dann dem Spiele gewidmet, indem die Knaben in der Schule dem Kampfe ihrer Hähne zuschauen. Nach dem Mittagessen geht die ganze Schuljugend zur Stadt hinaus auf das ebene Feld in der Vorstadt

zu dem berühmten Ballspiel. Die Knaben jeder einzelnen Schule haben ihren eigenen Ball, so auch die Genossen der einzelnen Gewerke. Die älteren Leute, die Väter und die Reichen der Stadt, kommen zu Pferde hinaus, um den Kämpfen der Jugend zuzusehen, ergötzen sich in ihrer Art mit den Jünglingen; auch ihnen scheint durch die Betrachtung solcher Bewegung und durch die Theilnahme an den Freuden der ungebundeneren Jugend die Bewegung natürlicher Wärme erregt zu werden. So eilt auch an einzelnen Festsonntagen, nach Tische, die „neue Schaar der Jünglinge" hinaus auf die Felder, auf kriegerischen Rossen, auf solchen, die im Streite die ersten sind, deren jedes „geschickt und gelehrt ist, im Kreise zu laufen." Schaarenweise strömen die Bürgerssöhne zu den Thoren hinaus, mit Lanzen gerüstet und ritterlichen Schildern. Die Jüngeren, mit Speeren ohne Eisen und vorne abgestumpft, stellen den Krieg dar, spielen Feldtreffen und üben ritterlichen Kampf. Auch viele Hofleute kommen hinaus, wenn sich der König in der Nachbarschaft aufhält, nicht minder die Hausgenossen der Bischöfe, die Pagen der Consuln und Barone, die noch nicht mit dem ritterlichen Gürtel geschmückt sind, um mitzustreiten. Jeden entflammt die Hoffnung auf den Sieg; die wilden Pferde wiehern, es zittern die Glieder, sie beißen an den Zügeln, ungeduldig des Verzugs können sie nicht stille stehen; wenn dann endlich die Hufe der Rosse der Lauf ergreift, dann theilt sich die Schaar; diese jagen den Vorreitenden nach, ohne sie zu erreichen, jene holen sie ein, werfen sie hinunter, fliegen vorüber. In den Osterferien spielen sie auch gleichsam Schiffstreffen. Mitten an einem Baume wird ein Schild befestigt, und auf einem Nachen, der durch viele Ruder und den strömenden Fluß in Bewegung gesetzt wird, befindet sich ein Jüngling am Vorderdeck, welcher mit der Lanze an den Schild schlagen soll. Wer an den Schild schlagend die Lanze zerbricht, selbst aber unbeweglich stehen bleibt, hat den beabsichtigten Zweck erreicht; wenn er aber beim starken Schlage die Lanze unversehrt behält, wird er in den Strom geworfen, und das Boot, von seiner Bewegung getrieben, eilt vorbei. Es befanden sich aber bei dem Schilde zwei ständige Schiffe mit Jünglingen angefüllt, welche den in den Fluß Geworfenen, sobald er zum Vorschein kommt, aufnehmen. Auf den Brücken und auf Söllern am Flusse stehen die Zuschauer, gern zum Lachen bereit. Den ganzen Sommer hindurch werden an Festen die Jünglinge spielend im Bogenschießen, Laufen, Springen, Ringen, Schleudern, Lanzenwerfen und Zweikampf geübt. Die Zither der Mädchen führt den Reigen, bis der Mond heraufkommt, und „mit freiem Fuße wird auf der Erde gehüpft." Im Winter

aber werden fast an allen freien Tagen vor Tische schäumende Eber mit glänzenden Zähnen, fette Stiere oder wilde Bären zum Kampfe gegen einander geführt oder wider sie gehetzt.

Wenn der große Weiher, der die nördliche Stadtmauer bespült, gefroren ist, so gehen zu dem Spiele auf dem Eise hinaus die dichten Schaaren der Jünglinge. Die Einen bewegen sich im schnellen Laufe, und wissen sich mit geeigneter Stellung der Füße bald nach der einen, bald nach der andern Seite herumzudrehen, die Andern machen sich aus Eisblöcken, groß wie Mühlsteine, Sitze zurecht, und Einer, der sich darauf setzt, wird von mehreren Anderen, die sich die Hände reichen, im Laufe gezogen. Bei einer solchen Schnelligkeit der schlüpfrigen Bewegung fallen oft Alle übereinander. Einige verstehen sich besser auf dieß Spiel auf dem Eise, sie binden sich nämlich unter die Füße Thierknochen an, und halten lange Stöcke mit scharfen Eisen in den Händen, welche, wenn sie sie bisweilen auf das Eis werfen, mit einer solchen Gewalt davongetragen werden, wie ein Vogel im Flug oder ein kräftig geschleuderter Ball. Bisweilen kommen aus einer großen, zuvor bestimmten Entfernung zwei gegen einander gelaufen; sie erheben ihre Stöcke, schlagen sich gegenseitig, entweder fällt Einer oder Beide, nicht ohne Körperverletzung, ja selbst nach dem Falle werden sie oft durch die Gewalt der Bewegung weit auseinander geworfen, und wo der Kopf auf das Eis kommt, da wird er ganz und gar geschunden; nicht selten bricht der Schenkel des Fallenden oder der Arm, wenn er darauf zu liegen kommt; aber das nach Ruhm strebende und nach Sieg begierige Jugendalter, um in der wirklichen Schlacht sich tapfer zu halten, übt sich also in scheinbaren Treffen.

7.

Armen- und Krankenpflege im 12. und 13. Jahrhundert.

Zu keiner Zeit ist die Sorgfalt und Mildthätigkeit für Arme, Kranke, Wittwen, kurz für Hilfsbedürftige aller Art, wohl so groß gewesen, als in jenen Jahrhunderten. Es war ein allgemein ausgesprochener und meist geglaubter Grundsatz: daß Almosen hundertfältige Frucht trüge und die Sünden auslösche, wie Wasser das Feuer. Umgekehrt belegte man die, welche das den Armen überwiesene Gut verkümmerten, mit dem schrecklichsten Fluch: „Sie sollen Genossen des Verräthers Judas sein, die Erde sie verschlingen, wie Sodom und Gomorra, es sollen sie verfluchen alle Engel, Erzengel und Heiligen des Herrn.“ Klöster, Stifter, Prälaten,

Päpste, Fürsten, Könige, Städte: alle wetteiferten und überboten sich in Austheilung von Speisen und Kleidern, in Anlegung von Armenhäusern, Krankenhäusern und milden Stiftungen aller Art. Die Zahl der letzten wurde mit so großer Freigebigkeit vermehrt, und man sorgte so verständig für ihre innere Einrichtung, daß es in der That Erstaunen und Bewunderung erregt. Gewöhnlich suchte man die Aufseher und Wärter, nachdem sie eine Zeit lang zur Probe gedient hatten, durch geistliche Gelübde zu binden und ihrem Beruf einen heiligern und höhern Charakter zu geben; bloß die Verwaltung mancher Güter blieb in den Händen kundiger Laien.

Es wäre zu weitläufig, ja es würde der Gegenstand eines umfassenden Werkes sein, auch nur die vorzüglichsten Werke und Anstalten der Liebe in jenen Zeiten zu schildern. Wir können hier nur einzelne Beispiele und Züge hervorheben.

Ein charakteristisches Denkmal der Gesinnungen jener Zeit ist uns aufbewahrt in der letzten Willensmeinung des Grafen Wilhelm von Montpellier. Er verordnete, daß sein Leichnam auf dem Kirchhof der Cistercienser-Abtei Grosbois beerdigt, den dortigen Brüdern hiefür hundert Pfund sollte gegeben werden. Vielen Kirchen und Spitälern wurden Geldsummen und silberne Kelche bestimmt. Eine Karthause soll eine Last gesalzener Fische enthalten, damit in derselben für seine Seele gebetet werde. Unter gleicher Bedingung vermachte er hundert armen Priestern neue schwarze Kleider, Hosen, Schuhe und Hemden. Nach seinem Tode sollen fünf Tage lang 5000 Arme gespeist werden. Seine Erben sollen alljährlich auf Ostern 30, auf Weihnacht 13 Arme neu kleiden. Zum Loskauf von Gefangenen setzte er 100 Mark aus, eben so viel zur Ausstattung armer Mädchen. Andern Kirchen, sowie seinen Capellanen, ordnete er ebenfalls Wohlthaten, dann zur Fürbitte bei Gott 5000 Messen. Seinem ältesten Sohn hinterließ er seine Herrschaften, dem zweiten ein Schloß sammt einem jährlichen Einkommen von 1000 Solidis, vier andere Söhne sollten Geistliche werden, zwei in Chorherrenstifte, zwei in Klöster eintreten, jeder derselben 100 Pfund zur Aussteuer erhalten. An seiner Kapelle, deren Schätzen und gottesdienstlicher Einrichtung dürfe der Sohn nichts ändern. Bis dieser mit dem 25. Jahre die Verwaltung des Landes selbst übernehmen könne, solle ein Bischof und ein Propst dieselbe führen, an welche zugleich die Bitte gestellt war, über den Sohn den Bann zu sprechen, dafern er diese letzte Willensmeinung nicht in Allem erfüllen sollte. Die Liebe zu Christus fand in den Armen und

Hülfsbedürftigen, welche er der Obsorge der Seinigen besonders empfohlen, einen Gegenstand, der die Begüterten, nicht minder als der Eifer zu Verherrlichung seines Namens, in Bewegung setzte. Hungersnoth, eine damals öfter als in unserer Zeit die Länder heimsuchende Plage, sah man gewissermaßen als besondere Aufforderung Gottes, ihm wiederzugeben, womit er den einzelnen begnadigt. Das einzige Kloster Clairvaux nährte einst in solcher Nothzeit 2000 Menschen, andere Arme nicht gerechnet. Fürstliche Personen beschränkten sich nicht darauf, durch Verordnungen einzuwirken, sondern so kräftig, als nur immer möglich, halfen sie der Noth ab. In so allgemeiner Landestrübsal verwendete die Landgräfin Elisabeth von Thüringen nicht allein, was sie als Betrag verkaufter Güter in des abwesenden Gemahls Schatzkammer vorfand, sondern öffnete alle Speicher, ließ in dem Ofen des Schlosses Brod backen, und entließ durch eigenhändige Austheilung täglich 900 Menschen über ihre Lebensnahrung getröstet.

Das war vorübergehend. Unendlich mehr ist dessen, was bleibend, wenigstens auf lange Zeiten hinaus, geschah. Schon in älteren Zeiten trat die werkthätige Liebe der Christen gegen ihre Glaubensgenossen den Heiden vor Augen. Kaiser Julian, welcher dem Heidenthum alles Edle des Christenthums einpflanzen wollte, um es demselben wirksamer entgegenzustellen, rühmt schon deren Eifer, Todte bestatten zu helfen, für Fremdlinge zu sorgen, Kranke zu pflegen und Häuser für dieselben zu errichten, und wünscht, daß wie Anderes, auch Dieses durch die Heiden möchte nachgeahmt werden. Alle wohlthätigen Anstalten, deren jetzt noch das Menschengeschlecht sich erfreut, alle Obsorge um die Verlassenen und Dürftigen von dem ersten Augenblicke ihrer Geburt, bis zur Rückkehr der irdischen Hülle zur Erde durch alle Stadien des Lebens, unter allen vorkommenden Gestalten des Leidens, sind theils unmittelbar, theils mittelbar von der Kirche ausgegangen; sie hat zu denselben das Vorbild, den Antrieb, häufig die Hülfsmittel gegeben; daß es hieran nirgends fehlte, ist wesentlich ihrer Einwirkung auf die menschlichen Gemüther zu danken. Unglaubliches ist in dieser Zeit geschehen. [1]) Es ist die Pflicht der Geschichtschreibung, hier ausdrücklich auf den Geist hinzuweisen, welcher die milden Stiftungen des Mittelalters geschaffen hat.

Dieser Geist war durchaus der religiöse. Nicht die Erkenntniß von Staatszwecken, sondern die christliche Liebe war es; nicht der Regent,

1) Frankreich allein soll 20,000 Siechenhäuser gehabt haben.

sondern der Christ, welcher fromme Schenkungen und Stiftungen der Wohlthätigkeit machte. Dieser christlichen Liebe verdankt das Menschengeschlecht eine Fülle von Wohlthaten, welche die schönsten philosophischen Spekulationen über Moral nie würden gewährt haben. Jener Beweggrund war es, welcher Berthold von Zähringen antrieb, zu Zürich ein Spital bauen zu lassen, das er, der doch mit ansehnlicher Macht ausgestattet war und als Fürst über weite Landesstrecken waltete, durch Uebergabe an den apostolischen Stuhl gegen jährliche Erkenntlichkeit eines Goldguldens in alle Zukunft für besser gesichert erachtete, als bloß durch den Schutz der weltlichen Gewalt. Einzig dem edlen Trieb freudiger Verwendung zeitlicher Reichthümer zum Besten der Dürftigen verdankt das Magdalenenspital auf dem Brül zu Gotha sein Bestehen, entweder durch den frommen Landgrafen Ludwig oder durch seine Gemahlin Elisabeth, die mit vollem Recht die Mutter der Armen genannt werden darf. Dem zu Linderung menschlicher Noth gestifteten Hause fehlte es an Wohlthätern auch in der Folge nicht. Selbst minder begüterte Große standen nicht zurück; wie Aimo, einer der neun Söhne des Grafen Thomas von Savoyen, dem in der Theilung bloß das Chablais und ein Landstrich von Niederwallis zugefallen war, ein Spital zu Villeneuve stiftete.

Durch ihre Stellung zur Kirche, durch ihr Amt, durch ihren Beruf ist noch weit mehr für dergleichen Anstalten durch Bischöfe geschehen. Der Eine erfüllte die Pflicht des Christen und des hochgestellten Dieners der Kirche durch Stiftung einer neuen Anstalt; der Andere durch Anweisung wöchentlicher Einkünfte auf seine Speicher, wodurch er die Bewohner der schon bestehenden in eine bessere Lage versetzte; ein Dritter, indem er vor dem Ableben ihr einen Theil seiner Verlassenschaft zuwendete. — Den Bischöfen von Regensburg verdankte Stadtamhof ein Versorgungshaus, worin, die Bediensteten ungerechnet, hundert Arme verpflegt wurden, deren Zahl nachmals bei vermehrtem Besitz noch stieg. Bischof Konrad sicherte derselben zu: daß von diesem nie etwas solle veräußert, die Oberaufsicht von dem Bischof und dem Kapitel nie entfremdet werden. In Anbetracht, daß der Nothbedarf beklagenswerther Kranken die erste Aufmerksamkeit vor allen andern Geschäften verdiene, erweiterte Erzbischof Wilhelm von Rheims eine Versorgungsanstalt, daß ihrer Mehrere Aufnahme darin finden könnten, und befiehlt, auf Bedürfniß und Würdigkeit der Aufzunehmenden in Zukunft besser Bedacht zu nehmen. Er stattete sie aus mit Brod, Früchten und Wein, mit Holz zum Heizen und Kochen, mit Kleidung und Allem, wessen Kranke benöthigt sind; mit Besorgung

ihrer Wäsche und Anstellung eines Dieners, mit aller Erforderniß, zwei Kühe halten zu können. Um nicht durch die Worte: „Gehet in das höllische Feuer!“ niedergeschmettert, sondern durch die freundliche Stimme: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!“ in himmlischer Wonne erquickt zu werden, that ein Bischof von Lisieux Aehnliches, wie sein Zeitgenosse zu Rheims, und hoffte, daß hinfort in der durch ihn erweiterten Anstalt die sieben Werke der Barmherzigkeit, welche die sieben Todsünden vertilgen können, Ausübung finden würden.

Prälaten und Klöster standen den Bischöfen nicht nach. Der Dompropst von Lüttich gründete für arme, abgelebte Leute beiderlei Geschlechtes ein Spital an der Maas. Für erkrankte Schüler, zuvörderst der Domkirche, stiftete Propst Reinhold von Hildesheim das St. Johannisspital, und ordnete einige Frauenspersonen zur Pflege.

Wie begüterte Privatpersonen in der Fürsten und Bischöfe Fußstapfen traten, davon gibt Raymund de Palmaris zu Piacenza ein helles Bild. Er wollte für arme Fremdlinge und für Kranke beiderlei Geschlechts eine Versorgungsanstalt stiften. Die Geistlichkeit der Domkirche wies ihm hiezu eine Baustelle an. Im Jahr 1178 stand das Haus. Da suchte er diejenigen auf, welche Verschämtheit oder Krankheit dem Almosen nachzugehen hinderte. Sein Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung; Andere sammelten Gaben oder öffneten, um Unterstützung zu spenden, ihre Häuser. Dann suchte er gefallene und reuige Weibspersonen auf, und hoffte, sie in seinem Hause unter der Aufsicht ehrbarer Frauen zur Besserung zu leiten; uneheliche oder ausgesetzte Kinder, die er fand, trug er ebenfalls dahin. Daneben nahm er sich der Wittwen, Waisen, Bedrängten an, ward der Berather Aller. Weil seine eigenen Mittel zu so großen Zwecken nicht hinreichten, forderte er die Reichen zum Mitwirken auf. Nachdem er zweiundzwanzig Jahre mit allem Eifer seiner Stiftung vorgestanden, empfahl er sterbend den Gehülfen, welche ihn unterstützt hatten, die Sorge um dieselbe, worauf sie von der Stadtobrigkeit in ihren Schutz genommen ward.

Daß die Bürgerschaften der Städte nicht zurückblieben, ist um so natürlicher, da der Nutzen solcher Stiftungen ihnen zunächst zu gut kam. Die Bürger von Lüttich errichteten für Aussätzige, zugleich aber für Gesunde beiderlei Geschlechts, auf dem Cornelsberg eine Zufluchtsstätte, wo den Bedürftigen Wohnung, Pflege und Unterhalt gereicht ward. Tirol zählte damals viele solcher Häuser. Kaum war eine Stadt gegründet, so fand dieses Bedürfniß das Entgegenkommen wohlwollenden Sinnes, worin

die Begüterten voranleuchteten. Man sieht aus mehr als einer Urkunde, daß die Aufgenommenen in Allem versorgt waren, nicht allein Wein ihnen gereicht, sondern die Leinwand gewaschen, die Kleider geflickt werden mußten u. s. w.

Allein nie genügte es weder dem Stifter, noch dem Erweiterer und Wohlthäter solcher Anstalten, bloß für leibliche Pflege der Aufgenommenen zu sorgen; auf die der Seele ward gleichmäßig Bedacht genommen. In Anerkennung, daß der Kranke des geistlichen Trostes nicht minder als der leiblichen Hülfe bedürfe, wurden die Spitäler mit Kirchen verbunden oder Stiftern übergeben, damit jeden Sonntag ein Priester sie besuche, für sie bete, sie einsegne. Sie wurden neben Klöstern erbaut und sammt dem Stiftungsgut diesen zugewiesen, wobei die bischöfliche Verordnung bestimmt erklärte, daß kein Abt, Prior, Großkellner ein solches Haus seinem Zwecke entfremde. Unter dem Schutz königlicher Majestät müsse, was dem Unterhalt der Armen gewidmet, mit dem, was zum Gottesdienst bestimmt worden, gleicher Sicherheit sich erfreuen. Gerne gab man ihnen klösterliche Einrichtung, oder setzte geradezu einen geistlichen Obern an die Spitze, wiewohl sie dann leicht durch das Uebermaß von Geistlichen, die sich zuschleichen mochten, und hiedurch die Erfüllung des ursprünglichen Zweckes erschwerten, wieder Noth litten; oder da, wo die Spitäler demjenigen des heiligen Johannes zu Jerusalem unterworfen waren, die Oberaufsicht sich zu Stellen ausgebildet hatte, die ansehnlich genug schienen, um durch ihre Wiederbesetzung Zwistigkeiten zu veranlassen, die bis nach Rom gelangten. Daher es eine kluge Fürsorge war, wenn Vergabungsurkunden ausdrücklich verboten, zu geistlichen Pfründen zu verwenden, was für Arme ausgesetzt worden.

Besondere Häuser, zwar oft mit jenen verbunden, wurden zur Aufnahme armer Reisenden, besonders an viel begangenen Landstraßen errichtet; immerhin eine Wohlthat, wenn sie auch nichts boten, als Obdach, Feuer, Wasser und einige menschliche Beihülfe. Der Gründer setzte dabei sein Vertrauen auf fernere Wohlthaten, welche ein Mehreres wohl noch möglich machen würden. Kollegien zur Unterstützung dürftiger, aber begabter Jünglinge werden gleichfalls schon im zwölften Jahrhundert angetroffen. — Die christliche Liebe beschränkte sich nicht auf eine einzige Art der Hülfsbedürftigkeit, sondern gedachte ebensowohl solcher, die unsere Zeit nicht mehr kennt, oder deren sie nicht mehr bedarf. So hatte noch vor Entstehung jenes Ordens, welcher den Loskauf der Christen aus sarazenischer Gefangenschaft sich zum Zwecke gewählt, christliche Liebe durch

Stiftungen bereits hiefür schon gesorgt. Verlassene Todte fanden mildthätige Menschen, die ihrer Bestattung sich annahmen. Ja es hinterließ der Arzt Britinoro zu Bologna sogar eine Geldsumme, um den Weg über die ämilianische Straße wieder gangbar zu machen, wozu nur Mitleid mit Denjenigen, welche diese Straße ziehen mußten, ihn hatte bewegen können. Eben dieses (denn es wurde dabei auf das Wohl der Seele hingewiesen und war von der Kirche ausgegangen) lag in Dänemark dem Gesetze zu Grund, wodurch Wege und Brücken zu bessern anempfohlen wurde.

Mit allem diesem war der Schatz christlicher Liebe noch bei Weitem nicht erschöpft. Größeres, als bloß zeitliche Güter, gaben manche ihre eigene Person zu Wartung, Pflege, Dienst der Kranken und Hilfsbedürftigen. Wie in mancher Kranken- und Armenanstalt Männer und Weiber versorgt wurden, so zeigten sich auch zu deren Wartung Männer und Weiber bereit. Als hohes Vorbild Vieler mag hier die Landgräfin Elisabeth gelten.[1]) Als einundzwanzigjährige Wittwe ging sie täglich aus der Wartburg in das untenstehende Spital hinab, in welchem achtundzwanzig kranke Frauenspersonen der ärmsten Volksklasse Aufnahme und Pflege fanden; selbst diejenigen, vor denen in Eckel die Wärterinen zurückwichen, wurden durch sie mit Speise und Trank, mit Arzneien, mit Verband von Wunden oder Geschwüren eigenhändig bedient. Bisweilen traten zu ähnlichem Zwecke Mehrere zusammen und übernahmen die Besorgung eines Krankenhauses, unter Aufsicht eines Klosters. Zu so edler Bestimmung vereinigte Herr Gaston von Didier die Brüder des heiligen Antonius, nicht als geistlichen Orden, sondern als Genossenschaft von Laien, welche als einzige Verpflichtung die Pflege verlassener Kranken eingingen. Eine ähnliche Verbindung waren die Kreuzträger, die der Obliegenheit sich unterzogen, Kranke zu pflegen, bei stürmischer Witterung auf die Heerstraßen hinauszugehen, um nach Verunglückten zu forschen und sie zu retten. — Daß unter allen Hülfsbedürftigen die mit dem Aussatz Behafteten Gegenstand der besondern Obsorge der Kirche, wie des Wohlwollens ihrer Glieder wurden, hing mit dem Glauben, daß durch Widerwärtigkeit und Leid Gott dem Menschen besondere Liebe erweise, zusammen. Die Obsorge für die Aussätzigen hatte ihren ersten Beweggrund keineswegs in dem Schutz für die Gesunden, sondern in der Theilnahme an den Kranken, als „geliebten Kindern" der Kirche und ihrer Obern.

1) S. die besondere Schilderung.

Die Ausscheidung derselben von den gesunden Bewohnern eines Ortes erfolgte nicht durch Befehl einer Behörde, sondern unter kirchlicher Feierlichkeit durch die Kirche. Als solche, die hinfort von der Gemeinschaft der Lebenden getrennt bleiben sollten, wurde über sie die Todtenmesse gehalten, alle Geräthe, deren sie in ihrer Abgeschiedenheit sich zu bedienen hatten, gesegnet, die vorhandene Anzahl unter Vortragung des Kreuzes von der Geistlichkeit und den Gläubigen an ihre künftige Wohnung begleitet, endlich durch den Priester auf deren Dach Rasen vom Gottesacker gelegt mit den Worten: „Sei abgestorben der Welt; lebe von Neuem Gott!“ Die Anpflanzung eines hölzernen Kreuzes vor der Hütte mit einem Opferstock vollendete die rührende Handlung, welcher die Erinnerung an Lazarus, an den Heiland und an Maria Magdalena die höhere Bedeutung gab.

8.

Schulen im 12. und 13. Jahrhundert.

Das Verdienst der Gründung und Erhaltung von Schulen im Mittelalter gebührt fast ausschließlich der Geistlichkeit; später erst entwickelt sich ein ähnliches Bestreben in den Bürgerschaften; woraus wiederum folgt, daß alle Schulen vorzugsweise die Bildung der Geistlichen bezweckten und andere Richtungen minder ins Auge gefaßt wurden. Hingegen lehrte das Leben in jener bewegten Zeit mancherlei, was in geordneteren Zeiten selbst demjenigen bisweilen fehlt, der bessere Unterrichtsanstalten besucht hat. Die ersten Anfangsgründe wissenschaftlicher Bildung, das Lesen und Schreiben, verstehen in unsern Tagen gewiß ohne Vergleich mehr Menschen, als im 12. und 13. Jahrhundert; und wir sehen darin allerdings einen Gewinn, welcher sich unbeschadet anderer guten Eigenschaften erwerben läßt; allein man darf deßhalb nicht wähnen, jene Anfangsgründe der Schulbildung machten allein den Menschen zum Menschen. Manche der größten Könige, ja die ausgezeichnetsten Dichter konnten damals nicht schreiben, würden also jenem Maßstabe zufolge hinter jedem Schulknaben zurückstehen.[1])

1) Wenn die Geschichtschreibung, anstatt historische Verhältnisse zu würdigen, Zeiten und Menschen kurzweg nach einigen allgemeinen Zauberformeln aburtheilt, dann geschieht es oft, daß man Männern einer bestimmten Zeit Vorwürfe der Stupidität macht, „weil sie nicht so viel wußten, als man zu unserer Zeit weiß. So kann ein Mann unserer Zeit im Besitz der ihm mechanisch, ohne alle eigene Geistesthätigkeit, in

Der Schulunterricht bezog sich fast allgemein auf die sogenannten sieben freien Künste, von denen drei (trivium), nämlich Grammatik, Rhetorik und Dialektik, die eine Hauptabtheilung; vier, nämlich Arithmethik, Geometrie, Musik, Astronomie (quadrivium), die zweite Hauptabtheilung bildeten. Es ist klar, daß ein umfassender Unterricht hienach nicht ertheilt werden konnte; ja eigentliche Sprach- und Sachkenntniß trat allmählig in den Hintergrund, und um der Logik und Dialektik willen ward die Grammatik und Rhetorik vernachlässigt und gering geschätzt.

Niemand sollte ohne des vorgesetzten Prälaten Erlaubniß eine Schule gründen, und dieser seine Zustimmung nur nach gehöriger Prüfung und unentgeldlich ertheilen.

Hinsichtlich aller Kirchen-, Stifts- und Klosterschulen nahm man als Regel an: daß die Kosten des Unterrichts aus deren Vermögen bestritten würden, und der Lehrer durch seine Stelle und Pfründe hinreichend entschädigt sei; mithin galt das Nehmen von Schulgeld oder gar das Verpachten der Schule an andere für strafbar. Nur in einzelnen Fällen und aus besonderen Gründen erlaubten die Päpste ein Schulgeld zu verlangen, bei unzureichend begabten Stadtschulen mochte dieß noch öfter nothwendig erscheinen, als bei geistlichen Schulanstalten.

Es fehlte in jener Zeit nicht an Schulbüchern, Schulmethoden und an Vorschriften für die Lehrer. So sagt z. B. Berthold von Konstanz in seinem Buche, Bild der Welt genannt: „Nur aus Liebe zur Weisheit lehre der Lehrer. Thut er es aus Ruhmsucht, so wird er den Schüler bisweilen beneiden und ihm das Beste vorenthalten; thut er es um Geldes willen, so wird ihm der Inhalt gleichgültig, und Possen gefallen dann oft mehr als Nützliches und Verständiges. Andererseits widerstrebe der Schüler nicht der Lehre und denke nicht stolz: es sei schon etwas, wo

---

der Schule beigebrachten Kenntnisse den Bonifacius belächeln, weil er nicht wußte, daß es Antipoden gibt; während er vielleicht selbst zur Zeit des Bonifacius mit seinen Talenten sich nicht über das Eichelessen erhoben hätte; oder er mag spotten über die Gedichte des Alcuinus, während er vielleicht im 8. Jahrhundert, wie jener amerikanische Incas, einen Brief an das Ohr gehalten hätte, meinend, der Brief rede, weil ihm unbegreiflich war, wie man sonst die Gedanken eines Andern aus dem Briefe erfahren könne. Am schlimmsten aber ist es, wenn man sogar Männer, die nicht nach unsern (modernen) Ansichten und Grundsätzen handelten, eines schlechten Charakters beschuldigt. Man denkt sich dieselben in Verhältnisse gesetzt, wie die unsrigen. Weil sie nun nicht nach der Weise unserer Zeit wirkten, so müssen sie schlecht gehandelt haben." Möhler, Gesamm. Schriften und Aufsätze I. 75.

noch nichts ist. Er liebe seinen Lehrer: denn die Worte dessen, den wir nicht lieben, mißfallen uns oft und ermangeln der verdienten Wirkung. Arbeit überwindet Alles, und erst der Tod macht der Lernzeit ein Ende." — Hieher gehört vor allen des Vincenz von Beauvais Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen und ihre Lehrer; ein merkwürdiges, verständiges, mit Stellen aus den Alten und den Kirchenvätern reichlich beglaubigtes Werk.

Nach dem schwäbischen Landrechte durfte der Lehrer dem Schüler Ruthenstreiche, in einer Folge jedoch nicht mehr als zwölf, geben. Kam auch ein Junge mit blutiger Nase nach Hause, die Eltern konnten deßhalb keine Klage erheben. Ein Priester in Rheims, welcher von seinen Schülern getadelt und ausgelacht wurde, weil er Aufzüge und Tänze angeführt hatte, gerieth darüber in solchen Zorn, daß er Thüren und Fenster einschlug und jene in den Bann that. Alexander III. ließ den Hergang untersuchen und den Priester bestrafen.

Im Jahre 1246 beschloß eine Kirchenversammlung in Biterre: Sobald die Knaben sieben Jahre alt sind, sollen sie an Sonn- und Festtagen zur Kirche gesandt und im katholischen Glauben unterrichtet werden. Man lehre sie das Vaterunser, den Glauben und das Ave Maria.

Die Schulordnung der Stadt Worms vom Jahre 1260 setzte fest: Man soll Niemand wegen Armuth aus der Schule weisen; findet sich aber, daß viele nur herzulaufen, um ernährt zu werden, so mag man ihnen nur ein geringes Schulgeld abfordern. Wer acht Tage in der Schule bleibt, ist auf ein halbes Jahr verpflichtet; wer auf ungebührliche Weise Schüler anlockt, verliert sein Lehramt. Niemand soll, damit die Zucht nicht leide, weggejagte Schüler aufnehmen. Schlägt aber ein Lehrer Wunden, oder gar die Knochen entzwei, so kann der Schüler, ohne Schulgeld zu bezahlen, zu einem andern übergehen.

Die Schulordnung der Stadt Bassano, ebenfalls von 1260, bestimmt: Niemand darf Schule halten, der nicht vom Podesta bestätigt ist. Wer den angestellten Lehrer acht Tage besucht, zahlt Schulgeld für einen Monat; wer einen Monat kommt, entrichtet es für das ganze Jahr, und die Obrigkeit hält die Schüler zur Zahlung an. Wer Grammatik und den Catus hört, zahlt monatlich vierzig kleine Denare; wer den Donat hört, monatlich zwei Schillinge; wer aber in der Wohnung des Lehrers bleibt, gibt monatlich fünf Schillinge. Aehnliche, oft bis zur Universität hinaufführende Schulen, gab es in mehreren italienischen Städten, z. B. in Parma, Treviso, Ravenna. Zu den wichtigsten Kloster- und Stiftsschulen in

Deutschland gehören die von Fulda, Reichenau, Corvei, Bremen, Hildesheim, Lüttich, Augsburg, Freising u. a. m. Doch waren sie zunächst für Novizen, seltner schon für Laien und deren Kinder bestimmt; bisweilen erlaubte man aber, wie es scheint, auch Fremden, welche Wissenschaft ehrten, den Besuch der Klosterschule. Den Bettelmönchen stand nach ihrer Regel frei, jedem ohne Ausnahme Unterricht zu ertheilen. Der große Eifer jener Zeit und die preiswürdigen Bemühungen der Päpste für Verbreitung der Wissenschaft reichten indeß nicht hin, Unwissenheit und Gleichgültigkeit überall zu verbannen. Innocenz III. z. B. verwarf den Kantor der Stiftskirche zu Hydrunt, weil er nicht lesen konnte, und Honorius III. entsetzte einen Bischof, der den Donatus nicht gelesen hatte. St. Gallen, wo früher so viel für Bildung geschah, war um's Jahr 1291 dergestalt ausgeartet, daß der Abt und das ganze Kapitel nicht schreiben konnten; da mag denn auch der Knabenlehrer kaum die ersten Anfangsgründe verstanden und beigebracht haben.

In den für das Christenthum neu gewonnenen Ländern hatte man Grund, mit doppeltem Eifer für Schulen zu sorgen, so z. B. in Preußen. Mit der größten Schwierigkeit übersetzte der päpstliche Abgeordnete um's Jahr 1227 den Donatus für die Landeseinwohner.

Wenn man die gelehrte Bildung hauptsächlich den Geistlichen überließ, so erstreckte sich die Schulbildung fast nur auf Knaben. Inwiefern die Mädchen durch dieß Wegweisen aus öffentlichen Schulen verloren oder gewannen, steht hier nicht zu untersuchen; wir bemerken nur als Thatsache: daß die Prämonstratenser Nonnenklöster keine weltlichen Zöglinge weiblichen Geschlechts aufnehmen durften, und umgekehrt Honorius III. verbot: daß weibliche Novizen weltliche Anstalten besuchten, oder Gedichte statt des Lebens der Heiligen läsen. Doch finden wir mehrere Beispiele, daß Frauen aus den höhern Ständen Latein verstanden, sprachen und schrieben.

Die noch unvollkommene Bildung der neuern Sprache und der Gebrauch der lateinischen beim Gottesdienste und zu allen öffentlichen Urkunden, verbreitete dessen Kenntniß ganz ausnehmend, ob sie gleich nicht eine eigentlich gelehrte und philologische genannt werden kann. Wenigstens finden wir Klagen, daß es z. B. in Frankreich um's Jahr 1100 an guten Lehrern fehle, Klagen Innocenz III., daß seine Schreiben oft falsch übersetzt und ausgelegt würden; und in manchen Urkunden ist das Latein so ausgeartet, daß es fast die Mitte zwischen Italienischem und Altrömischem hält. Indeß darf man überhaupt bei den Schriftstellern

dieser Zeit nicht den Maßstab der ciceronianischen Latinität anlegen, und sie im Verhältnisse zu den ältern Sprachkünstlern verdammen. Das Latein des Mittelalters muß für sich ohne weitere Beziehung betrachtet und gewürdigt werden: es ist eine eigenthümliche Sprache, die sehr viele Worte und Wendungen hat und haben muß, von denen das alte Rom nichts wußte. Wir finden in den Schriftstellern dieser Jahrhunderte Geschick und Ungeschick, Einfachheit und Schwulst, Natur und Künstelei; ja bei manchen ohne Zweifel jene Gabe der Natur, das mit einfachem, klarem Gemüth Aufgefaßte in ursprünglicher und angemessener Würdigkeit darzustellen; doch stehen in dieser Beziehung im Ganzen die Philosophen allen andern nach, die Geschichtschreiber und Chronisten allen voran. Griechisch lernten nur Einzelne, und es galt für eine Auszeichnung, dieser Sprache mächtig zu sein; im untern Italien und Sicilien ward es jedoch im dreizehnten Jahrhunderte an manchen Orten fast ausschließend gesprochen und geschrieben, und dasselbe gilt für diese Gegenden und für manche Theile Spaniens hinsichtlich des Arabischen. Schon im zwölften Jahrhunderte übersetzte man aus beiden Sprachen in's Lateinische; noch weit häufiger geschah dieß aber während des dreizehnten Jahrhunderts. Innocenz III. schrieb dem Erzbischofe von Athen: diese Stadt sei die Mutter der Künste und die Heimath der Wissenschaften, und die neue Blüthe solle den alten Ruhm nicht verdrängen oder vergessen lassen; ob es gleich erfreulich sei, daß die heilige Jungfrau an die Stelle der Pallas trete, und der unbekannte Gott nun erkannt werde.

Griechische Schriftsteller kannte man in der Regel nur aus lateinischen Werken und später aus Uebersetzungen, wogegen der größte Theil der überkommenen römischen Klassiker genannt wird und auch wohl gelesen ward.

9.

Bauleute und Bauhütten des Mittelalters.

Der christliche Grundgedanke sollte in der Architektur erst dann zur vollständigen Entwicklung und Herrschaft kommen, als sich die Geistlichkeit dieses Kunstzweigs bemächtigte. Bei den Kirchenbauten im Orient, wie in Italien waren es weltliche Baumeister und Werkleute, denen der Plan wie die Ausführung der Gebäude überlassen blieb. Da in diesen Ländern die alte Kunst noch nicht völlig untergegangen war und kunstgeübte Meister sich vorfanden, so ist es begreiflich, das die Kirche bei ihren

Bauten sich des Rathes dieser Fachmänner bediente. — Anders gestaltete sich dieß im Occident, namentlich in Deutschland und Gallien. Bei der Bekehrung der deutschen Völkerstämme zum Christenthum brachten die Missionäre unsern Vorfahren nicht nur das Licht des Glaubens, sondern erbauten ihnen auch Gotteshäuser, wie denn überhaupt bis zum 13. Jahrhundert die Klöster die einzigen Stätten waren, wo Kunst, Wissenschaft und Gewerbe Pflege fanden. Als die ersten Glaubensboten Deutschland durchzogen, war das Land noch voll dichter Wälder, Sümpfe und Einöden; die Einwohner führten ein wildes Kriegs- und Jägerleben. Ihre Wohnungen waren elende Hütten; Städte gab es nur wenige, und diese waren nur ehemalige Niederlassungen der Römer, die unsern heutigen Begriffen von einer Stadt wenig entsprachen. Es konnte daher damals unter den germanischen Völkerstämmen von Kunst und Handwerk keine Rede sein. Als sodann die Söhne des heiligen Benedictus kamen, und die verwildertsten und einsamsten Gegenden zu ihren Niederlassungen wählten, da lichteten sich bald die finstern Wälder, die Sümpfe wurden ausgetrocknet und in fruchtbares Ackerland umgewandelt. An der Stelle wo sonst nur wilde Thiere hausten, erhoben sich die Mauern des Gotteshauses und die Zellen der Mönche. Zur Herstellung eines Klosters war aber das Handwerk in allen seinen Zweigen nöthig, denn das Kloster sollte eine dauerhafte Stätte sein, nicht blos für die frommen Mönche, die es gründeten, sondern auch für jene, die nach ihnen sich demselben heiligen Berufe weihen würden; das Kloster sollte eine feste Burg werden, aus welcher nicht blos für jetzt, sondern auch für kommende Zeiten christliche Bildung und Gesittung sich verbreiten sollte. Von wem wurden aber die Klöster erbaut und von wem die zu solchen Bauten erforderlichen Handwerksarbeiten geübt? Von den Mönchen selbst. Die Geistlichen entwarfen den Bauplan und die Klosterbrüder übten das Handwerk, weßhalb auch jede alte Klosterregel eigene Vorschriften für Handwerke enthält. Erst als man im 10. Jahrhundert anfing, Städte in Deutschland zu erbauen, ward ein weltlicher Handwerksstand nöthig, weil die Kräfte der Klosterbrüder nicht mehr ausreichten und es ihnen überdieß verboten war, sich bei weltlichen Bauten zu betheiligen. Aber der Kirchenbau blieb noch einige Jahrhunderte fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, wie denn auch jetzt noch die Mönche die vorzüglichsten Lehrer für weltliche Handwerker blieben. Da nun das Missionswerk von den Klöstern und zwar von den Benediktinern ausging, so knüpft sich auch die Entwicklung des kirchlichen Bauwesens in Deutschland an den Bene-

dictinerorden. Schon der Gründer, sowie die ersten Zierden dieses Ordens: der heilige Benedict und Columban, der Abt Eginhard, der Abt Etho in Bayern, Ansegis und Romanus waren des Bauwesens kundig; den beiden Letztern übertrug Ludwig der Fromme die Leitung beinahe aller von ihm unternommenen Bauten. Denselben Eifer in der Pflege des kirchlichen Bauwesens legten die späteren Prämonstratenser und Cistercienser an den Tag. Alle von diesen Orden vom 8. bis 13. Jahrhundert gegründeten Klöster und Kirchen wurden von Mönchen erbaut; nicht nur die schöpferische Erfassung des Baues, sondern auch die technische Ausführung war ihr Werk.

So erbaute der Abt Eigil mit seinen Mönchen die Kirche in Fulda, und auch die Malereien wurden von Mönchen ausgeführt. Daß dieser Abt gründliche Kunstkenntnisse besaß und in der Technik erfahren war, zeigt ein Schreiben des bekannten Einhard, Oberaufsehers am Hofe Karl's des Großen, worin er seinen Sohn auf die Säulenmodelle verweist, die Abt Eigil verfertiget hatte. Ebenso wurde die Kirche in St. Gallen nach einem Plan des Mönchs Gerung erbaut, und zwar unter Leitung der geistlichen Steinmetzen Isenrich, Winihard und Natzer. Der heilige Odo, Abt von Cluny († 942), wurde sogar nach Rom berufen, um den Bau des dortigen Paulsklosters zu leiten. Der Wiederaufbau des Klosters Hirschau wurde vom dortigen Abt Wilhelm geleitet (1039).

Auch mehrere Bischöfe gelangten als Architekten zu hohem Rufe; so leiteten die Bischöfe Walther und Sigfried den Bau des Domes zu Speier, und als die Fluthen des Rheins die Fundamente zu unterwühlen drohten, ward der Bischof Benno von Osnabrück, der für den kundigsten Baumeister seiner Zeit galt, zu Rathe gezogen, der sofort den Rhein zurückdämmen und einen Rost legen ließ, auf welchem der mächtige Bau sich erheben konnte. Eben so werden die Bischöfe Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn von den Chronisten als kundige Baumeister gerühmt; vom Letztern ist die Bartholomäuskirche in Paderborn erbaut (1017). Als Glockengießer stand der Mönch Tanko in St. Gallen in hohem Ruf. Es geschieht überhaupt vom 8. bis 12. Jahrhundert nur eines einzigen weltlichen Baumeisters Erwähnung, des obengenannten Einhard; überall in Deutschland und Frankreich treffen wir um diese Zeit geistliche Baumeister und Steinmetzen. Wie sehr das Bauwesen in den Klöstern gepflegt wurde, erhellet schon aus dem Umstande, daß man ein besonderes Amt für diesen Kunstzweig schuf, das eines De-

canus Operariorum, der die Leitung des Bauwesens, sowie die Aufsicht über die Werkleute und Steinmetzen zu führen hatte.

Vom 8. bis 13. Jahrhundert waren also die Klöster die einzigen Pflanzstätten und Vorbilder für die kirchliche Architektur; jeder Fortschritt in der Technik und die weitere Entwicklung des Baustyls ging von hier aus. Daraus erklärt sich einestheils der einheitliche, gleichmäßige Charakter in der architektonischen Anlage so vieler Kirchen jener Zeit, andererseits aber auch die vollständige Anwendung und Durchführung des christlichen Prinzips in der Architektur. Diesen geistlichen Baumeistern mußte es bei ihrer tieferen Auffassung der christlichen Wahrheit, verbunden mit warmem Gotteseifer und himmelwärts gekehrtem Sinne, wohl gelingen, Werke aufzuführen, die nicht nur den Cultusbedürfnissen in jeder Beziehung angemessen waren, sondern auch den christlichen Grundgedanken vollständig ausprägten, und ein würdiges, wenn auch immer schwaches Bild des himmlischen Jerusalems darstellten. Allerdings entlehnte man bei den ersten Kirchenbauten in Deutschland das Vorbild aus Italien, und hielt sich gemeiniglich an den überlieferten altchristlichen Basilikentypus. Bei der fortwährenden Verbindung der Glaubensboten mit dem Einheitspunkte der katholischen Kirche, mit Rom, war es sehr natürlich, daß man wie im Cultus und der Disciplin, so auch in der Kunst an Rom sich anschloß. Bald aber wußte man den Basilikentypus in eigenem Geiste zu gestalten und der christlichen Idee gemäß umzubilden; denn es konnte diesen geistlichen Baumeistern bei ihrer tiefern Einsicht in das Wesen des Christenthums nicht lange entgehen, wie mancherlei, dem christlichen Geiste widersprechende Elemente noch an den Basilikenbauten hafteten; und sie waren um so mehr befähigt, diese Widersprüche und heidnischen Motive aus der christlichen Architektur zu beseitigen, da sie ihre Kunstanschauungen nicht, wie es bei den Bauten in Italien und Byzanz der Fall war, aus der antiken Tradition schöpften. So gedieh denn in der stillen Klosterzelle der geniale Plan jener grandiosen Kirchenbauten zur Reife, worin wir das christliche Princip — die Richtung nach oben — im Ganzen, wie in der Gliederung vollständig und vollendet durchgeführt sehen.

Die Geistlichkeit wurde bei ihrem Bau-Unternehmen von einem gläubig begeisterten Volke auf's lebhafteste unterstützt, sowohl durch Werkthätigkeit, wie durch Geldspenden. Von der Opferwilligkeit, womit das Volk, Hoch und Nieder, bei den Kirchenbauten sich betheiligte, entwirft uns ein Zeitgenosse, der Abt Haimo in St. Pierre, der an der Stelle

seines Kirchleins einen herrlichen Tempel sich erheben sah, ein Gemälde, das für unser Geschlecht fabelhaft erscheint; er berichtet nämlich vom Jahr 1145 also: „Wer hat jemals gesehen, daß Fürsten, große Herren, Ritter in ihrer Rüstung, ja selbst zarte Weiber um ihren Hals das Joch spannten, wie Zugthiere, um schwere Lasten herbeizuführen? Man trifft sie zu Tausenden, wie sie manchmal eine einzige Maschine ziehen, so schwer ist dieselbe! Oder wie sie aus weiter Ferne Getreide, Wein, Oel, Kalk, Steine und andere Gegenstände für die Arbeiter zusammenschaffen. Nichts hält sie auf, weder Berge, noch Thäler, noch Flüsse; sie setzen hinüber, wie ehemals das Volk Gottes. Das Wunderbarste ist aber, daß diese unzähligen Schaaren ohne Unordnung und Geschrei wandern. Man hört ihre Stimme nur auf das Zeichen der Glocke; da singen sie Psalmen und Jubellieder, oder sie beten um Verzeihung ihrer Sünden. Wenn sie am Ziel angekommen sind, umlagern sie wie Brüder die Kirche; sie halten sich in der Nähe ihrer Wagen, wie Soldaten im Feldlager. Wenn der Abend kommt, zündet man Kerzen an, man verrichtet das Gebet und trägt zu den heiligen Reliquien sein Opfer. Darauf kehren Alle, Priester und Volk, mit großer Erbauung zurück, Jeder an seinen Heerd; sie gehen geordnet unter Psalmengesang und Gebet für die Kranken und Bedrängten.“

Insbesondere gab sich im 11. und 12. Jahrhundert ein reger Baueifer zu erkennen; eine Menge riesiger Werke, die die Bewunderung aller Zeiten erregen, kamen während dieser Zeit rasch zur Ausführung. Es erklärt sich dieß aus dem siegreichen Vordringen des Christenthums in Deutschland und aus der merkwürdigen Umwandlung, welche der christliche Geist in den germanischen Völkerschaften hervorrief. Die Fahne des Kreuzes wehte jetzt allenthalben triumphirend auf den Trümmern des gesunkenen Heidenthums, und eine frische, belebende Kraft war den neubekehrten Völkerschaften mit dem Christenthume zugeströmt. Diese kräftigen unverderbten Germanen nahmen das Christenthum mit aller Gluth und Begeisterung auf, deren jugendliche Völker fähig sind. Jetzt, nachdem diese Völkerstämme die umschaffenden Elemente des Christenthums in sich durchgebildet hatten, wandte sich all ihr Eifer und Enthusiasmus den kirchlichen Dingen zu. Das Zeitliche gering achtend, gaben sie es opferwilligen Herzens zum Dienste des Ewigen hin; so nieder und einfach ihre Wohnungen waren, so bescheiden ihr Hausgeräthe, so reichlich steuerten sie bei, wo es galt, die gottgeweihten Stätten zu schmücken.

Dieser Baueifer erhielt durch die Kreuzzüge eine neue und kräftige

Nahrung. Sie riefen in allen Gebieten der Kunst, insbesondere in der Architektur, den gewaltigsten Aufschwung hervor. Aus dieser Glaubensbegeisterung allein erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß während unermeßliche Schaaren aus Deutschland und Frankreich nach dem Orient zogen, gleichwohl zu Hause noch so viele Tausende freudig herbeieilten, um sich bei den Kirchenbauten zu betheiligen. Allerdings wurde dieser Eifer auch durch die Indulgenzen belebt, welche von manchen Kirchenfürsten für Unterstützung der Kirchenbauten ertheilt wurden; sowie denn auch der Ertrag der Kirchenbußen bisweilen hiefür bestimmt wurde. Aber in dieser Periode bedurfte es nur selten solcher Anregung. — Waren seither Byzanz, Rom und Ravenna die Hauptpunkte, von welchen die christliche Bauthätigkeit ausging, so knüpft sich hingegen von jetzt an die Entwicklung der christlichen Architektur hauptsächlich an die Gegenden vom Rhein, und verbreitete sich von hier über alle christlichen Länder Europas.

Mit dem 13. Jahrhundert trat aber im kirchlichen Bauwesen ein entscheidender Wendepunkt ein; die Architektur kam nämlich mehr und mehr an weltliche Baumeister und Werkleute, an die sogenannten Bauhütten. Schon zu Ausgang des 12. Jahrhunderts ward den Laien ein wesentlicher Antheil an den kirchlichen Bauten eingeräumt, doch überließ man ihnen nur die technische Ausführung der Gebäude; zu Anfang des 13. nahm der Einfluß der Laien zu, und es wurde ihnen nunmehr auch die schöpferische Erfassung des Baues überlassen; zu Ende des 13. Jahrhunderts erblicken wir das kirchliche Bauwesen fast ausschließlich in den Händen der Laien.

Dieser Uebergang der kirchlichen Architektur aus den Händen der Geistlichkeit in die der Laien hat vornehmlich in zwei nunmehr eingetretenen Erscheinungen seinen Grund; einmal in der außerordentlichen Menge von Gotteshäusern, die im 13. Jahrhundert gegründet wurden; zum andern in der reichen Ornamentik, die sich in dem neuen (gothischen) Baustyl entfaltete. (S. unten.) Seit dem mächtigen Aufblühen des Bürgerstandes im 13. Jahrhundert waren es hauptsächlich die größern Städte, die den bildenden Künsten Pflege und Unterstützung angedeihen ließen; eine ungemeine Bauthätigkeit war jetzt rege; es erhob sich unter den einzelnen Städten ein wahrer Wetteifer in Gründung kirchlicher Gebäude, jede wollte in prachtvollen Gotteshäusern ein Bild ihrer Größe und Macht abspiegeln. Dieser Baueifer erhielt durch die neugestifteten Orden der Dominikaner und Franziskaner reiche Nahrung; da diese mittellos waren und sich gewöhnlich in Städten niederließen, so geschah es häufig,

daß sie von den städtischen Gemeinden mit Wohnungen und Gotteshäusern beschenkt wurden. Dieß zusammen rief eine so große Menge von Kirchenbauten hervor, daß die Hände der Geistlichkeit zu ihrer Ausführung nicht mehr ausreichten. Hiezu kam noch die überschwängliche Fülle von Dekoration, womit der gothische Styl die Kirchengebäude schmückte, und so zu sagen jeden einzelnen Stein zu einem Kunstwerk gestaltete. Dazu war aber ein ausgedehntes technisches Kunstgeschick, eine Fülle künstlerischer und handwerksmäßiger Kenntnisse und Fertigkeiten erforderlich, die nur durch ausschließliche Beschäftigung mit der Kunst und dem Handwerk gewonnen werden konnte. Eine solche umfassende künstlerische Thätigkeit ließ schon das Berufsleben der Mönche, deßgleichen ihr grundsätzliches Festhalten an bescheidener Einfachheit nicht zu.

Man mußte somit das kirchliche Bauwesen an Baumeister, Steinmetzen und Handwerker aus dem Laienstande überlassen. Diese thaten sich, um für solche Riesenbauten das erforderliche einheitliche Zusammenwirken herzustellen und eine gewisse Stetigkeit und Gleichförmigkeit in die Arbeitsweise zu bringen, sowie auch um die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu bewahren und einander mitzutheilen,, in sogenannten Baubruderschaften zusammen, denen man eine dem mittelalterlichen Zunft- und Corporationswesen entlehnte Einrichtung und Gliederung in Meister, Sprecher (Parlirer) und Gesellen verlieh. Man nannte diese Maurer- oder Baubruderschaften wohl auch „Bauhütten" — von der Hütte, die man in der Nähe des im Werke begriffenen Baues errichtete, und die sowohl zum Versammlungsort wie zur Werkstätte diente. Schon zu Ausgang des 12. Jahrhunderts treffen wir eine solche Baubruderschaft in der Auvergne, die „Hüttenjungen des lieben Herrgotts" genannt.

Daß bereits schon früher ähnliche Bauhütten auch in Deutschland bestanden, ersehen wir aus dem Berichte eines Zeitgenossen, des Berthold von Konstanz; diesem Berichte zufolge (vom Jahre 1091) bildete sich das Innungswesen in Deutschland kurz vor den Kreuzzügen, und es erhellet daraus, daß um diese Zeit bei den Handwerkern ein gemeinschaftliches Zusammenleben und Wirken, ähnlich dem der Mönche und Geistlichen, aufkam. Wenn es gleich zunächst bürgerliche Zwecke waren, um derentwillen sich die Handwerker in Bruderschaften zusammenthaten, so hatten sie doch noch ein höheres, religiöses Ziel im Auge, und adoptirten deßhalb die Einrichtungen des Klosterlebens.

Es lag dieß schon in der Natur der Sache; die Mönche waren, wie oben gezeigt worden, die ersten Lehrer der weltlichen Handwerker; was

ist daher natürlicher, als daß diese eingedenk ihres Ursprungs, die Klöster zum Vorbild nahmen, und ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche dorther entlehnten, soweit dieß mit der weltlichen Berufsthätigkeit verträglich war? Am schärfsten unter den verschiedenen Handwerker-Innungen prägte sich das geistlich-korporative Leben in den sogenannten „Bauhütten" aus, und es zeugt von totaler Unkenntniß des mittelalterlichen Innungswesens, wenn man die Bauhütten mit den heutigen Freimaurerbruderschaften in Verbindung bringen oder gar diese von jenen herleiten will. Die Bauhütten sind gleich den übrigen Handwerker-Innungen lediglich als eine Schöpfung des christlichen Geistes zu betrachten, und obgleich sie zunächst ein handwerkliches Ziel verfolgten, so waren sie doch streng kirchliche Vereine und hatten einen religiösen Zweck im Auge, sowie denn auch alle ihre Einrichtungen, Gesetze und Vorschriften, ja selbst ihre Gebräuche und Gewohnheiten dem kirchlichen Leben, insbesondere dem Bruderschafts- und Klosterleben entnommen waren. Einer der vornehmsten religiösen Gebräuche der Bauhütten war z. B. die Feier des Jahrestages; der Jahrestag war das Vereins- oder Bruderschaftsfest der Bauhütte, und entsprach dem Ordensfeste der Klöster. Den Mittelpunkt des Jahrestags bildete aber die gottesdienstliche Feier, die Anhörung der heiligen Messe; an dieser sollten, wie die alten Innungsbücher vorschreiben, „außer Gottesgewalt," d. h. außer dem Falle einer schweren Krankheit, alle Mitglieder der Bauhütten, Meister und Gesellen, theilnehmen. Nachdem sie sich beim Vorsteher der Bauhütte versammelt hatten, begaben sie sich im feierlichen Zuge in die Kirche zum Bruderschaftsaltar, wo das heilige Meßopfer gefeiert wurde, und wobei die Mitglieder ihren Dank zu Gott für die empfangenen Wohlthaten darbrachten und sich dem ferneren Schutz des Himmels empfahlen. Ebenso gab sich der kirchliche Charakter der Bauhütten in der Verehrung des Schutzheiligen zu erkennen; jede Bauhütte verehrte einen Heiligen als ihren Patron und Fürbitter bei Gott. Der Festtag des Patrons war ein Feiertag für die Mitglieder der Innung, und hatte die Bauhütte ihren eigenen Altar, so war hier das Bildniß des Schutzheiligen aufgestellt; auch die Zunftfahne und das Versammlungszimmer der Bauhütte, war mit dem Bildnisse des Patrons geschmückt. Auf solche Weise gaben die Mitglieder ihren Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen und an die Wirksamkeit ihrer Fürbitte bei Gott zu erkennen. Ein anderer ächt kirchlicher Brauch der Bauhütten war die jährliche Gedächtnißfeier für die verstorbenen Mitglieder. In den meisten alten Innungsbüchern ist vorgeschrieben, daß alle Jahre an einem bestimm-

ten Tage für die Seelen verstorbener Mitglieder Jahresmessen gehalten werden sollen. Wie die Klöster hatten auch die Bauhütten ihren „geistlichen Vater.“ Dieser hatte die christlichen Liebeswerke nicht nur gegen die Mitglieder der Bauhütte, sondern auch gegen Fremde zu erfüllen; ihm lag es ob, die Werke der Mildthätigkeit im Namen der Bauhütte zu üben, die Nothleidenden zu unterstützen, die Kranken zu pflegen, für die Wittwen und Waisen verstorbener Mitglieder zu sorgen, Fremde zu beherbergen u. s. w. Der Bauhüttenvater nahm einen ehrenvollen Rang in der Innung ein, er war der Vertrauensmann, hatte bei feierlichen Gelegenheiten, Processionen, den Vortritt, bewahrte die Innungslade mit dem Siegel der Schriften und Dokumente der Innung.

Selbst in der unter den Mitgliedern der Bauhütte üblichen Begrüßung drückte sich der kirchliche Charakter der Letzteren aus; denn er begann mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Eben so beruhten die Vorschriften, welche über das Verhalten der Mitglieder gegeben wurden, auf christlicher Grundlage. In den alten Innungsbüchern wurden die dem Christen schon durch das Evangelium gebotenen Tugenden neuerdings eingeschärft; unter diesen besonders der Gehorsam gegen Vorgesetzte, Ehrlichkeit und Redlichkeit, ein unbescholtener Wandel nach dem Sprichwort: „Die Bauhütten müssen rein sein, als wenn sie von Tauben gelesen wären.“ Diesen vom christlichen Geiste belebten Vorschriften und Einrichtungen ist es beizumessen, daß die Bauhütten so viel Großes und Herrliches geleistet haben, und so viele Jahre hindurch fortbestanden. Als sodann der fromme Geist, der Alles dieß hervorrief, aus den Bauhütten zu weichen begann, sank das Maurer-Innungswesen zur leeren Förmlichkeit herab, und um die innere Gehaltlosigkeit zu verbergen, hüllte man sich in geheimnißvolles Dunkel. — Obgleich nun das Kirchenbauwesen während dieser Periode fast ausschließlich in den Händen der Laien lag, so war es doch noch ganz vom christlichen Geiste getragen, und der neue (gothische) Baustyl, der sich unter dem Einflusse weltlicher Baumeister entwickelte, trägt einen streng kirchlichen Charakter; denn diese weltlichen Baumeister waren von den göttlichen Dingen tief bewegt und hielten an den von der Kirche überlieferten Grundzügen fest, was sich namentlich von den Erbauern des Straßburger und Kölner Doms, dem Meister Erwin von Steinbach und Meister Gerhard, rühmen läßt.

10.

Der romanische und gothische Baustyl.

So sehr auch die altchristliche Basilika in ihrer Grundform den christlichen Cultusbedürfnissen entsprach, so barg sie doch, weil der Antike entlehnt, manche dem christlichen Geiste zuwiderlaufende Elemente, namentlich die horizontale Decke und die theilweise noch herrschende gerade Linie; beides widersprach dem christlichen Prinzip — der Richtung nach Oben. Die altchristliche Basilika wies in ihrer Gesammtanlage nicht nach Oben: die horizontale Decke störte den aufstrebenden Charakter des Ganzen, hemmte den himmelwärts drängenden Zug. Zudem bildete die flache Bedeckung einen Widerspruch zu der halbkreisförmigen Wölbung der Absis, sowie zu der bogenlinigen Bewegung der Säulen und Kapitäle, in antiker Weise geformt, und letztere standen überdieß im Widerspruch mit den über ihnen sich erhebenden Bogen und Wänden, da sie ursprünglich keine andere Bestimmung hatten, als die Säulen abzuschließen und hervorzuheben. Je mehr daher die Geistlichkeit sich der Architektur bemächtigte, und je tiefer in Folge dessen der christliche Gedanke in die Kunst eindrang, desto klarer wurden auch jene Widersprüche erkannt und bekämpft.

So kam denn im 11. und 12. Jahrhundert ein Baustyl zur Entwicklung, der einen entschiedenen Gegensatz zur Antike bildet, und worin sich ein lebhaftes Streben nach Höhe, Schwunghaftigkeit und Erhabenheit der Formen zu erkennen gibt. Zum Theil haben äußere Verhältnisse (Klima und Baumaterial) hiebei mitgewirkt, weit mehr aber die jetzt klarer in's Bewußtsein getretene Idee vom christlichen Gotteshause. Schon im 10. Jahrhundert zeigt sich vielfach ein Drängen und Hinneigen zu dem neuen Prinzip; aber erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts kam es vollständig zur Herrschaft. Das Charakteristische des neuen Styls besteht in der Herrschaft des Rundbogens; wir finden zwar den Halbkreisbogen schon in der altchristlichen Basilika, aber man machte noch keinen rechten Ernst damit, er kam nur theilweise zur Anwendung. Im neuen Baustyl hingegen beherrscht er alle Theile des Gebäudes vollständig, er tritt in der Anlage des Ganzen wie im Detail hervor: das Bogenprinzip herrscht in den Pfeilern, Fenstern, Arkaden, Gallerien, im Portale, der Bedeckung u. s. w. Und hierin liegt der Unterschied zwischen der antiken und christlichen Architektur. Während dort die horizontale Linie, die geraden, gestreckten Glieder vorherrschen, tritt hier überall das Bestreben hervor, die geradlinige Bewegung zu vermeiden, und an ihre Stelle die halbkreisförmige zu setzen.

Man ist in neuerer Zeit darin übereingekommen, den neuen Baustyl, wie er vom 10. bis 13. Jahrhundert zur Entwicklung kam, mit dem Namen des „romanischen" zu belegen. Diese Benennung ist insofern passend, als dieser Styl in der That römische und germanische Elemente vereinigt; die Grundlage ist römisch-christlich, die Entwicklung und Fortbildung germanisch-christlich. Nicht als ob der romanische Baustyl lediglich eine Schöpfung des germanischen Geistes, ein Ausfluß germanischer Phantasie wäre; nein, der himmelwärts strebende Geist des Christenthums ist es, der, wie im sittlichen Leben, so auch in der Architektur mächtig nach oben drängte, und die aufstrebenden Formen des neuen Baustyls schuf. Jedoch gebührt auch dem germanischen Charakter einiger Antheil hieran; denn es gehörte ein unverderbtes, jugendlich kräftiges Volk wie das germanische dazu, ein Volk, dessen Anschauungen und nationale Sympathien in keiner Weise mit der antiken Welt zusammenhingen, um den Kampf gegen die Antike aufzunehmen, und dem christlichen Grundgedanken in der Kunst zum Siege zu helfen.

Das Hauptverdienst hiebei erwarb sich die Geistlichkeit; die meisten romanischen Kirchenbauten gingen von Mönchen aus, der Plan ohnehin, häufig aber auch die Ausführung. Daher das Einfache, Ernste, Majestätische der romanischen Kirchenbauten; der ruhige, besonnene, ernste Geist der Klosterzelle dachte nicht an reichen Schmuck und Mannigfaltigkeit der Formen; erhabene Größe und mächtige Kraft sollte mit bescheidener Demuth und dem Gefühle menschlicher Ohnmacht sich verschmelzen, das Gebäude sollte den Geist nach Oben ziehen und nach Innen kehren. Hieraus erklärt sich ferner der gleichförmige Typus, der allen Kirchen romanischen Styls zu Grunde liegt, wiewohl sich einzelne Modifikationen im architektonischen Detail, je nach dem Geiste der verschiedenen Orden, oder dem Einfluß des nationalen Elements geltend machten, sowie auch seit der Berührung mit dem Orient durch die Kreuzzüge mitunter arabische und byzantinische Formen sich einmischten.

Der romanische Styl blühete hauptsächlich am Rhein, unter der Herrschaft der fränkischen Kaiser. In der zweiten Hälfte des 12. und 13. Jahrhunderts bildete sich durch Beimischung verschiedener neuer Elemente der sogenannte spätromanische Styl, und dieser bildet den Uebergang zum gothischen.[1])

---

1) Die berühmtesten Denkmäler des romanischen Styls sind die Dome von Speier, Worms und Mainz. Der herrliche Dom zu Bamberg gehört dem 13. Jahrhundert an.

Nachdem nämlich die Architektur im romanischen Styl ihrem hohen Ideale nahe gekommen, gelang es ihr im 13. Jahrhundert, ihre große Aufgabe vollständig zu lösen und den Mustertypus eines christlichen Gotteshauses darzustellen. Es geschah dieß in jenen Riesenbauten, voll erstaunlicher Kühnheit, Höhekraft und Ornamentenfülle, die wir an dem gothischen Dom bewundern. Die Idee des christlichen Cultus, die himmelanstrebende Sehnsucht einerseits, sowie die geheimnißvolle unergründliche Tiefe des christlichen Glaubens andererseits fand ihren würdigsten und kräftigsten Ausdruck. Der kühn gedehnte, alles beherrschende Spitzbogen, die hoch zu den Wolken emporstrebenden Thürme, die riesigen Pfeiler und Säulen, die hochgeschwungenen Bogen und Gewölbe, die plastischen, ewige Wahrheiten symbolisirenden Formen, die dämmernden, mit magischem Lichte übergossenen Hallen: Alles zieht hier den Geist mächtig nach Oben und verkündet ihm die geheimnißvolle Nähe der Gottheit.

Der gothische Styl bildete sich mit nothwendiger Consequenz aus dem romanischen; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er an die Stelle des Rundbogens den Spitzbogen, an die Stelle bescheidener Dekoration den reichsten architektonischen und plastischen Schmuck setzte. Der gothische Styl brachte indessen hiemit kein neues Prinzip in die christliche Architektur; er führte nur die im romanischen Styl entwickelten Keime ihrer Reife und Blüthe entgegen. Schon im romanischen Styl leistete die Architektur dem christlichen Grundgedanken Genüge; denn der romanische Dom weist in seiner ganzen Anlage nach Oben und zeigt auch einen dem christlichen Gotteshause angemessenen Schmuck. Aber die Architektur war hiemit noch nicht an der äußersten Gränze ihrer Entwicklung angelangt, der romanische Styl enthielt manche Keime, die einer weiteren Fortbildung fähig waren; das Aufstrebende konnte noch kräftiger hervorgehoben, das ästhetische Element umfassender berücksichtigt werden. Beiden entsprach der gothische Styl, indem er in kühnen Spitzbogen das Emporstrebende noch entschiedener ausprägte und den ganzen Bau durch einen überschwänglichen Reichthum künstlerischer Gestalten und lieblicher Zierden belebte und idealisirte.

Den Hauptantheil an der Entwicklung des gothischen Styls haben ohne Zweifel die neuen Erscheinungen im kirchlichen und bürgerlichen Leben des dreizehnten Jahrhunderts: die neugestifteten geistlichen Orden der Dominikaner und Franziskaner, der Geist der christlichen Mystik, die Andachtsgluth der Jünger des heiligen Franziskus, erweckten in tausend Gemüthern ein außerordentliches Feuer der Hingabe an das göttliche, ein völliges Sichlosreißen von der Erde, ein gänzliches Sichversenken in die

Anschauung des Himmlischen. Dem gewaltigen Drängen dieses Geistes konnte sich aber die Kunst unmöglich entziehen, insbesondere mußte dieser Geist in der Architektur zünden. — Auf der andern Seite entwickelte sich im Volksleben ein frischer, blühender Formensinn, der jeglicher Monotonie abhold, Alles kunstreich und mannigfaltig gestaltete und namentlich in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, im Zunftwesen, Corporationen u. dgl. sich geltend machte. Unter solchen Einflüssen kam der gothische Styl zur Reife.

Der gothische Styl unterscheidet sich vom romanischen nur durch seinen dekorativen Charakter und die konsequente Durchführung der Richtung nach Oben; der romanische Bau verhält sich zum gothischen beiläufig wie die altchristlichen Kirchenhymnen zu Dante's reicher Schöpfung, oder wie der Gregorianische Choral zu den Compositionen Palästrina's; beide sind in ihrer Art vollkommen. Deßhalb dürfte es auch schwer zu bestimmen sein, ob der gothische oder romanische Styl den Vorzug verdient; ja nachdem man einen bloß ästhetischen und technischen Maßstab zu Grunde legt, oder zugleich an der Idee vom katholischen Gotteshause festhält, wird diese Frage verschieden beantwortet werden. An Reichthum und Schönheit der Formen, an künstlerischer Durchbildung und Vollendung ist der gothische Dom dem romanischen jedenfalls weit überlegen. Der romanische Styl berücksichtigt das ästhetische Element nur an einzelnen Theilen des Baues, am Portal, den Arkaden, Pfeilern und Fenstern; außerdem läßt er noch viele kahle, unbelebte Stellen übrig. Die Gothik hingegen löst den ganzen riesenhaften Bau in eine zahllose Masse feiner Glieder und Ornamente auf und gestaltet das Ganze zu einem wahren Meisterwerk der plastischen Kunst. Ob aber diese Menge architektonischer und plastischer Ornamente nicht zu sehr zerstreut, ob über dem verwirrenden Reichthum der Einzelnheiten nicht der Totaleindruck geschwächt wird, ob endlich die Einfachheit des romanischen Baues dem Ernste des Gotteshauses nicht besser entspricht, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls kann der gothische Styl in technischer und ästhetischer Beziehung als die höchste Stufe und Blüthe der christlichen Architektur betrachtet werden.

11.

Wie das Münster zu Ulm erbaut worden.

Wer weiß nicht von der wunderbaren Pracht des Münsters in Ulm, das nach Größe, wie nach Form und Maaß unter den vornehmsten Zier-

den altdeutscher Baukunst prangt. Ulm, die kleine aber stolze Reichs- und Handelsstadt setzte bei der ersten Verkündigung des Planes zu dem gewaltigen Gotteshausbau ausdrücklich als unverbrüchliches Gesetz fest: daß der Bau lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner, ohne irgendwelche fremde Beihülfe und Steuer zu Stande kommen sollte. Die Ulmer hielten auch getreulich Wort, so winzig klein im Verhältniß zu dem riesigen Unternehmen ihre Zahl war, und so sauer es sie während der hunderteilfjährigen Dauer des Baues oft angekommen sein mag, denn über dem Baue durfte doch nichts vernachlässigt werden, was die Macht und Würde der Stadt zu heben geeignet war, wie denn gerade in jene Zeit die bedeutendsten Gebietserweiterungen durch Ankauf der Grafschaft Helfenstein und die Vergrößerung der Festungswerke fallen. Aber damals hegte Ulm ja noch einen gottbegeisterten Suso in seinen Mauern, und hörte seine süßen Lieder in mächtiger Liebesgluth zum Weltheiland und seiner gebenedeiten Mutter sich ergießen. Ihr vergoldetes Standbild mit dem Jesuskinde in den Armen sollte einst die Krone über dem zierlich durchbrochenen Steinwerk des projektirten Thurmes bilden, der mit seiner Spitze selbst die Thürme des Kölner und Straßburger Domes überragt hätte. Hören wir zur Charakteristik jener durch den Glauben schöpferischen Zeit den schlichten Bericht einer handschriftlichen Chronik über den Bau jenes Münsters:

„Anno 1377 hat man die Pfarrkirchen, so damals vor der Stadt gestanden, folgender Ursachen willen abgebrochen, und in die Stadt gesetzt; denn weilen erstlich an Sonn- und Feiertagen das Volk häufig aus der Stadt und in die Pfarrkirchen ginge, möchte bei ohnedas immerwährenden Kriegszeiten eine Rebellion, Verrätherei und Ueberfall geschehen, daher es auch gekommen, daß reiche Leut diese Pfarr verlassen und zu den Klöstern in der Stadt liefen, und ihre Almosen dahin wandten, hingegen die Pfarr zu Allerheiligen verarmte, und dergleichen mehr. Da wurde von einem ehrsamen Rath mit Consens der Geistlichkeit dieser Schluß gemacht, diesen Bau in Gottes Namen anzufangen. Da nun die Sach den Fürgang genommen, da hat man zu solchem Gebäu Raum und Platz gern und mit Willen gegeben. Erstlich kauft man den Nonnen St. Clarens-Ordens, so man die Schwestern von Beuren nennt, ihr Kloster ab; ist gestanden, wo jetzt die Steinhütte steht; vorhin gab man's ihnen um Gotteswillen, jetzt bezahlt man's. Item ein Badstub daselbst wurd abgebrochen; den Barfüsser Garten machte man zu Platz, wie gewöhnlich vor großen Thumen große Platz sind, und anders mehr. Als nun Platz geraumt und alle Fürsehung angestellt gewesen, da hat man den großen und tiefen Grund

gegraben, von 464 Schritt im Umkreis, von solcher Tiefe, daß dem Hinunterschauenden grauete. Im Grund schlug man starke und dauerhafte Pfähle ein, so mit großen Steinen gebüßet und ausgefüllt worden. Summa, alles wurd zu Legung des ersten Fundamentsteins geordnet, wie es dann den letzten Tag Junij anno 1377 geschah. Mit dem anbrechenden Tag stellte sich die ganze Klerisei sammt vielen aus der Nachbarschaft in ihren priesterlichen und Meßgewanden sammt zierlichen Paternostern und Rosenkränzen, und andern bei sondern Festen und gebräuchlichen Umgangen hin, wie auch die ganze Gemeind, jung und alt, in gebührender Ordnung, als die Jugend und Schulkinder mit weißen Hemdern angethan, brennende Wachslichter in Händen, und von grünen Zweiglein zierlich gemachte Kränzlein auf den Häuptern, die Knaben auf jener, die Mägdlein auf der andern Seite mit fliegenden Härlein stehend. Und geschah der Anfang mit unaufhörendem allerhand musikalischem Instrumenten-Klang und Gesang. Also stieg Ludwig Kraft, Burgermeister sammt etlichen Edlen in den Grund, den hinabgelassenen ersten Stein zu empfahen. Der hing ob dem Grund an einer Zang; den Stein hieb und leitete in den Grund hinab der theuer Johann Ehinger, genannt Habfast, und Conrad Besserer, der Stadt Hauptmann; andere Herren des Raths griffen an den Stein, so ließ ihn ein ganz ehrsamer Rath hinab, etliche an das Rad, etliche an das Seil greifend, und legten den unten in sein vorgemachtes Bett. Als nun der erste Stein gelegt war, griff Ludwig Kraft in sein Taschen und legt 100 neuer römischer Goldgulden auf den Stein; das thaten auch die andern, und so folgends ein ganzer Rath, wie auch ganze Burgerschaft und Beiwohner, opferte Alles freiwillig, jedes nach seinem Vermögen, also daß auf diesen Tag ein ansehnliches gefallen. Folgends ist eine Hütt, wo das Pfarrkirchen-Bauamt zu amten pflegt, aufgeschlagen worden, dahin Jedes sein gutherzig Gäblein bracht; kein Fürfleck (Schürze), Miederlein, Gürtel oder Haarband wurd verschmäht, so nachmals auf dem bei den Nagelschmieden am Münster angerichteten Trumpelmarkt bestmöglichst verkauft wurde. Etliche Burger hatten ein ganzes, etliche ein halbes Jahr, 1, 2, 3 Monate mit Pferd und Leuten daran gefrohnet, etliche kauften Pferd darauf und wuchs das Werk also in ihren Händen, daß in 111 Jahren, als Anno 1488, nicht allein der große, überköstlich Tempel und Thurm ausgeführt, gewölbet, gedecket, auch mit 52 Altären geziert wurde. Auch ward zu diesem Bau kein fremde Hülf angeruft. Der Tempel sammt dem Thurm soll der Rechnung nach 9 Tonnen Golds gekostet haben."

12.
Die Klöster als Culturstätten im Mittelalter.

Was die Klöster für Cultur und Humanität im Mittelalter geleistet haben, das auch nur einigermaßen vollständig zu schildern, wären bändereiche Werke nöthig. Hier nur Grundstriche, Andeutungen.

Den Ackerbau stellte schon die Regel des heil. Benedikt als eine nützliche, und da Händearbeit mit geistiger Betrachtung wechseln sollte, als eine des ächten Mönchs würdige Beschäftigung dar; es dürfe daher die Brüder nicht kränken, wenn Armuth sie zwänge, die Früchte ihres Bodens mit eigener Hand einzusammeln. Insgemein ward ihnen zu einer neuen Ansiedlung ein noch unbebauter oder durch feindliche Einfälle verwüsteter, seinem Grundherrn nutzloser Fleck Landes, mit Gebüsch bedeckt oder von Wasser überschwemmt, zugewiesen; wo pflügbares Land von Anfang her fehlte, dasselbe von ihnen ringsum angekauft. Mit eigener Hand rodeten sie den Wald und bereiteten, wo sonst der Wolf, der Bär, das Elenn gehaust, friedliche Wohnstätten der Menschen. Sie leiteten die wilden Gewässer ab, wiesen durch Eindeichungen die austretenden Ströme in ihr Bette zurück, und bald winkten lachende Auen, fette Weiden, wo zuvor nur der traurige Ruf der Unke gehört ward. Solches Bemühen erwarb ihnen leicht den Nachlaß des Zehnten von dem durch sie urbar gemachten, nachmals bebauten Boden. Der Hang zur Einsamkeit, das Bestreben, die menschlichen Leidenschaften durch jeden Zaum zu zügeln, trieb sie an, selbst ungesunde Landstriche aufzusuchen und dieselben durch Anbau nicht bloß gesund, sondern fruchtbar zu machen.

Selbst neuere Schriftsteller mißkennen es nicht, daß das durch die unablässigen Einfälle der Barbaren verwüstete Italien seine Herstellung, den Frieden und die Erhaltung des letzten Restes von Künsten, den Klöstern verdanke. Ueberall, wo sie sich erhoben, trat Anbau, Milderung der Uebelstände, freundliches Verhältniß zu den Untergebenen hervor.

Wie mancher blühenden Stadt, wie manchem ansehnlichen Flecken gab nicht eine solche Stiftung den Ursprung, oder gönnte durch freundlichen Schutz unter milder Oberherrschaft gedeihliches Aufblühen. So bedeckte noch im zwölften Jahrhundert undurchdringlicher Wald jenes hohe Bergthal im Jura, dessen zahlreiche Bevölkerung den Unterhalt, den ihr der Boden versagt, durch den Fleiß ihrer Hände zu gewinnen weiß; eine Prämonstratenser-Abtei lichtete zuerst das Dickicht und zog die ersten Ansiedler herzu. Ein Cistercienserhaus wies der Saone, wo sie am Fuß

des Rodomont durch ihre Windungen Moräste bildete, einen geordneten Lauf an, fällte den noch unbetretenen Urwald, und jetzt breitet sich dort mit 2000 Bewohnern Rougemont aus. Anderwärts war der Bau einer Kapelle für die Ackerleute der Höfe, oder einer Zufluchtsstätte für die Brüder und die Kostbarkeiten der Kirche, der Keim eines Ortes: oder ein solcher ward absichtlich angelegt, damit die Klosterbewohner desto sicherer alle Bedürfnisse fänden.

Mit vieler Anstrengung und großem Aufwand wurden Dämme gegen die Meerfluth gesetzt, und dem Element der Boden abgerungen, den hierauf der Fleiß in fruchtbares Gelände umschuf. Sümpfe verwandelten sich in Ackerland und in Wohnstätten der Menschen. Wo der Sumpf sich nicht austrocknen ließ, oder wenn es die sonstige Wirthschaft erforderte, wurde Streue gesammelt und hiedurch dem Ackerland aufgeholfen, selbst der Ertrag an Blutegeln nicht verschmäht. Sie staueten die Wasser auf, versperrten deren unterirdische Abflüsse und bildeten kleine Seen, die ihrer Tafel Fische, der Gegend Anmuth gaben; oder sie gruben Teiche und leiteten den Ueberfluß des Wassers in diese und vereinigten mit dem gleichen Zwecke denjenigen, das Land trocken zu legen. Es ist noch in spätern Zeiten beobachtet worden, daß ihre Güter durchgehends in besserem Stande sich befanden, als die Laiengüter.

So brachten sie vom Süden bis in den fernsten Norden Cultur, förderten den Verkehr, regten auf manichfache Weise Gewerbe an. Schweden verdankt ihnen die Verbesserung der Pferdezucht und die ersten Anfänge des Kornhandels. Auf der Insel Tuteron bei Dronheim, wo einst ein Cistercienserkloster gestanden, wachsen noch jetzt Pflanzen wild, die sonst nur in Gärten gezogen werden. In manchem Waldesdickicht nimmt man noch gegenwärtig Spuren früheren Anbaues wahr, der nur von einem nahe gelegenen Kloster ausgehen konnte. Abt Wilhelm von St. Genovefa brachte mit seiner Berufung nach Dänemark den ersten Salat aus Frankreich. Wenn England schon im eilften Jahrhundert eines schönern Anbaues sich erfreute, als manches andere Land, wenn es weniger Wald und Weiden, aber desto fruchtbarere Aecker, besser behandelte Wiesen aufzuweisen hatte, so verdankte es diesen Vorzug vor andern Ländern dem Fleiß der Klosterbewohner, die frühe dort eine freundliche Heimath gefunden hatten. Sie waren es, die in Flandern die Wälder lichteten, die Moräste festigten, dem Sandboden reichen Ertrag, der See die ältesten Polder abrangen, und die wüste unfruchtbare Gegend in einen reizenden Garten verwandelten. Es wird bloß dem Mangel an Klöster zugeschrieben,

daß noch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts der große Landstrich zwischen der Weser und Leine öde gelegen, Moräste, undurchdringlichen Wald, unbebaute Aecker selbst in der Nähe der Flüsse dargeboten habe; denn vier Klöster einzig über so weiter Ausdehnung konnten nur schwache Spuren des Anbaues aufdrücken. Sobald aber unter der Welfen Schutz deren mehrere gegründet worden, gewann das Land in Kurzem ein anderes Ansehen; Höfe, Weiler, Dörfer entstanden, es wich die düstere Einförmigkeit der Wildniß und die jungfräuliche Erde wurde durch die Pflugschar bezwungen. Hiezu, wie nebenbei zu Benützung der Eichelmast, wurde ihnen mancher Forst angewiesen. Es lebt noch jetzt im Andenken der Landleute, wie das Kloster Loccum von dichtem Wald umschlossen gewesen sei, so daß, um eine einzige Eiche zu fällen, man zehn umstehende Bäume zuerst habe niederschlagen müssen. Durch Fleiß erweiterte es seine anfangs geringen Besitzungen. Ein Laienbruder von Eberbach, der um das Jahr 1200 schon bei 60 Jahre in dem Kloster sich befand, konnte eidlich bezeugen, daß man bei seinem Eintritt in dasselbe das Land erst auf allen Seiten habe urbar machen müssen; wo jetzt Vorwerke blühten, habe damals Wald gestanden; denn solchen nur umfaßte manche Schenkung, auf welcher einzig der Fleiß der Mönche dem Anbau und menschlichen Dasein die Bahn brach. Ueberall richteten sie sich in Benützung ihrer Grundstücke mit verständiger Aufmerksamkeit nach dem Himmelsstrich, dem Boden, der örtlichen Lage. Im Norden trieben sie vornehmlich Viehzucht; Weiden für großes Vieh, das Recht, die Schweine in die Wälder zu treiben, waren dort die nutzreichsten Schenkungen. Anderwärts verlegten sie sich auf die Obstbaumzucht, deren Veredlung von ihnen ausging.[1]) Man sah die schönsten Gemüse- und Obstgärten in der Umgebung der Klöster; und wo man weit zurück in vergangenen Jahrhunderten sorgfältige Pflanzungen dieser Art findet, darf man mit Recht schließen, daß hier ein Kloster gewirkt habe. Die Klosterbrüder waren die ersten, welche besonders Geräthe zum Gartenbau verfertigten; sie hielten sich Wirthschaftskalender, in welche sie alle Erfahrungen über Viehzucht, Saatbestellung, Ernte über jede Art Pflanzung eintrugen.

Dem Weinbau vorzüglich widmeten die Klosterbewohner ihre Aufmerksamkeit. In manchen Gegenden scheint er mit ihnen verschwunden zu sein. Die vorzüglichsten Rebgelände in Deutschland, wo vielleicht jetzt

---

1) Die berühmte Baumschule der Carthäuser von Paris versah bis zur Revolution fast ganz Frankreich mit edlen Obstsorten.

keine solche mehr vorhanden sind, gehörten nicht allein den Klöstern, sondern waren von ihnen angelegt, und der richtige Blick dieser ersten Pflanzer rechtfertigt sie noch zu unserer Zeit. Die Lorscher Mönche legten die Weinberge längs der Bergstraße an, und am ganzen Rhein verdanken dieselben den Geistlichen, sei es durch eigenes Bemühen, sei es durch erweckte Nacheiferung, ihren Ursprung. Fort und fort wurden neue Weinpflanzungen angelegt, mit großer Sorgfalt die edelsten Traubengattungen ausgewählt. 1)

Noch jetzt liefern die Weinberge, welche die Bewohner von Hautecrest an dem vorher unbebauten Berge am Genfersee anlegten, den besten Wein des ganzen Gestades, und das Andenken an ihre verständige Anstrengung hat sich in dem berühmten Winzerfeste von Vevay bis zu unsern Zeiten erhalten. Die Ordensbrüder von Hauterive ahmten diesem Beispiel nach, und die Nachfolger genießen, was die Vorfahren, mit sorglichem Fleiß bereiteten. So beförderten in allen Erdstrichen Europa's die Klosterbewohner den Anbau des Landes, Beides durch eigene Thätigkeit und durch gegebenes Beispiel. Und wer möchte nicht dem Urtheil beipflichten, daß es ein Glück für diesen Welttheil gewesen sei, daß die ersten Ordensstifter ihre Jünger weniger auf geistige, als auf solche Beschäftigung anwiesen, und daß sie sich nicht in Städten wie die spätern, sondern in Oede und Wildniß angesiedelt und diese durch ihren Fleiß zu Wohnsitzen vieler tausend arbeitsamer Menschen umgeschaffen haben? Wir aber genießen nach dem Verlauf vieler Jahrhunderte, zwar vielfach undankbar genug, der Früchte ihrer Anstrengung, ihrer Entsagung und ihres Fleißes.

Nicht weniger als der Landbau, hatte der Unterricht der Jugend und die Pflege der Wissenschaften den Klöstern zu verdanken.

Es wird in dem Leben des heil. Benedikt's berichtet, es hätten viele gottesfürchtige Eltern adeliger Geschlechter ihm ihre Knaben zur Erziehung übergeben. In allen Ländern finden sich zu allen Zeiten Klöster, welche hierin den Vorrang hatten, nur daß, wie dieß noch jetzt bei den Universitäten der Fall ist, bald dieses, bald jenes durch größern Eifer größern Vertrauens sich erfreute. Weltberühmt waren schon seit Karl's des Großen Zeit die Klosterschulen zu Fulda, St. Gallen, Reichenau. Wir haben ihrer mehrfach in diesen Schilderungen Erwähnung gethan, worauf wir die Leser verweisen.

---

1) Feinschmecker dürften bei dem Johannisberger noch jetzt dankbar des Klosters Fulda gedenken.

Unparteilichkeit konnte das Urtheil nicht verweigern, daß ohne Klöster und Ordensgeistlichkeit in gewissen Zeitperioden fast alle Wissenschaft verschwunden sein würde. Sie erhielten dieselbe nicht immer als einen todten Schatz, durch bloßes Abschreiben der Schriftsteller des heidnischen und christlichen Alterthums; sondern es war nicht leicht ein Zweig des menschlichen Wissens, der nicht Pfleger, Sammler, Bearbeiter unter Ordensgeistlichen gefunden hätte. So viele eigene oder abgeschriebene Bücher beweisen, daß mehr als ein Ordensbruder mit jenem von Muri die Ueberzeugung theilte: ohne Wissenschaft habe das Leben eines Geistlichen gar keine Bedeutung; und der fast zum Sprüchwort gewordene Satz: ein Kloster ohne Bibliothek sei eine Burg ohne Rüstkammer, zeigt wenigstens, welche Erwartung man hegte. Aus eigenem Antrieb oder auf Befehl der Aebte, nicht selten durch diese selbst, wurden die Jahrbücher der Klöster, die Begegnisse ihrer Zeit, die eigenen Erlebnisse, und neben dem, was nicht bloß für ihr Haus wichtig war, auch dasjenige aufgezeichnet, was in der Welt sich ereignete. Ohne die Klosterarchive würden wir über einen langen Zeitraum nur dürftige Nachrichten von den Zuständen des Menschengeschlechts besitzen. Alle geschichtlichen Denkmale mehr als eines Landes sind einzig nur durch die Klöster für die Nachwelt gerettet worden. Die Wichtigkeit der Eigenthumstitel machte schon frühe deren Aufbewahrung zur Pflicht. Daher das Amt eines Urkundenbesorgers keines der geringsten in einem wohlgeordneten Kloster sein konnte; sowie umsichtige Aebte, neben allem Uebrigen, auch dem Archiv ihre Aufmerksamkeit schenkten und über dessen Sicherheit sowohl, als über dessen Ordnung wachten.

Abt Simon von St. Alban hatte unablässig einige auserlesene Schreiber um sich; die Art, wie er sie behandelte, zeigt, welchen Werth er auf Erwerbung einer ausgezeichneten Büchersammlung legte. In größern Klöstern gab es einen eigenen Schreiber, welcher über andere, die unter seiner Anleitung arbeiteten, die Aufsicht führte. Diesen war im Kloster ein eigenes, ruhiges, nur für die Obern zugängliches Gemach angewiesen, in welchem Schweigen zu beobachten war. Sie wurden mit allem möglichen Bedarf versehen, denn es ward sehr darauf geachtet, daß die Schrift schön, regelmäßig, fehlerfrei sei. Man konnte in manchem Kloster Mehrere zugleich an ihren Schreibpulten emsig dem Geschäfte obliegen sehen; und es mochte etwa Einer seinen Ruhm darin finden, die Klosterbibliothek mit recht vielen Büchern bereichert zu haben.

Finden wir Nonnenklöster, denen das Lob besonderer Kenntniß der heiligen Schrift beigelegt wird, so darf es uns nicht befremden, von Or-

dens- und Laienschwestern zu hören, welche kirchliche und andere Bücher, gewöhnlich auf's Zierlichste, mit weiblicher Geduld und Reinlichkeit schrieben, wie jenes Plenarium der Aebtissin Agnes von Quedlinburg, welches bei seiner Zierlichkeit, den schönen beigefügten Bildern und dem kostbaren Einbande noch jetzt die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Freilich ist es zu bedauern, daß aus Mangel an Pergament, oder aus übel berechneter Sparsamkeit, vielleicht auch aus überfrommer Geringschätzung dessen, was von dem heidnischen Alterthum herrührte, manche wichtige Handschrift zerstört wurde, um den gewonnenen Stoff zu solchen Büchern zu benützen, die für die jetzige Zeit den Werth verloren haben.

Nicht auf diesem Wege allein, noch auf manche andere Weise wurden die Klosterbibliotheken bereichert, von Aebten, die den Werth der Wissenschaften würdigten, durch Ankauf von Gönnern und Freunden, durch Schenkungen. Wir finden auch in den Einkünften- und Ausgaben-Verzeichnissen einzelner Klöster eine jährliche Anweisung für den Bücherschrank, Schenkungen zu Bücher-Anschaffungen, wohlwollende Lieferung des erforderlichen Pergaments; Alles bei dem hohen Geldwerth der Bücher wichtiger, als es in unserer Zeit sein würde. Es wurden Bücherverzeichnisse verfaßt, dieselben ganz oder theilweise den Chroniken einverleibt, hie und da jährlich vorgelesen und das Vorhandene darnach verglichen. Das Kloster St. Michael zu Lüneburg besaß zwei Bibliotheken, eine für den Abt, eine andere für das Convent. Man mag sich über die Zahl der Bücher wundern, wenn man liest, daß am Ende des eilften Jahrhunderts in der Abtei Croyland 3000 Bücher verbrannten. Die Bibliothek der Abtei Glastonebury enthielt im Jahre 1248 gegen 400 Bände, worunter mehrere römische Geschichtschreiber und Dichter. Aehnliches, wiewohl in geringerer Anzahl, weist das Bücherverzeichniß des Klosters Prifling auf, auch einen Homer; doch läßt sich nicht ersehen, ob in der Ursprache, oder in einer lateinischen Uebersetzung. Um die gleiche Zeit erfreute sich Benediktbeuren eines Lucans, Horaz's, Virgil's, Salust's; im Ganzen besaß es 247 Bücher. Unter Abt Wolfram war das Kloster St. Michael bei Bamberg mit einer herrlichen Büchersammlung ausgestattet, welche die meisten römischen Dichter und viele andere Schriftsteller sowohl des Alterthums, als der christlichen Zeit umfaßte. Indeß dürften den angeführten bei näherer Bekanntschaft wieder andere Klöster gegenüber gestellt werden können, wie die Abtei Pecharad in Ungarn, die im Jahre 1228 nur drei Glossarien und ein Predigtbuch, dafür aber 120 Pferde aufzuweisen hatte.

Neben den Wissenschaften wurden die Künste durch das Christenthum und seine Einrichtungen gerettet; oder vielmehr da die Kunst die Blüthe der Religion in ihrer äußern Erscheinung ist, neugeschaffen. Diejenige Kunst, welche jeder Religion ihren Typus am unverkennbarsten aufgedrückt hat, ist die Baukunst. Sobald eine Stiftung durch Vergabungen, Arbeit und Wirthschaftlichkeit zu bedeutendem Gut gekommen war, trat auch das Bedürfniß hervor, durch Errichtung eines angemessenen Tempels, durch prachtvollere Feier des Gottesdienstes in einem würdigern Hause des Herrn einen Theil jenes Reichthums demjenigen wieder zu widmen, dessen Gnade solchen zugewendet. Malerei und Bildhauerkunst mußten ebensobald in den Klöstern Eingang finden, als das niedrige Bethaus der Brüder sich zum Tempel erhob. Schon in früheren Zeiten war die Malerei in Klöstern einheimisch. Wenn sie anfangs für die Bücher angewendet wurde, so fand sie doch bald ihren Weg in die Kirchen. Man lernte auf Kalk malen und in diesen Vorstellungen sollten auch dann, wenn jeder menschliche Laut verhallt war, selbst die Wände zu den Eintretenden sprechen.

Eine neue Verherrlichung der Kirchen waren die Glasgemälde, die immer mehr aufkamen, Begebenheiten aus dem Leben des Erlösers, ganze Reihen bildlicher Darstellungen aus der heiligen Geschichte, oder Ereignisse von wichtiger Bedeutung für die Kirche zur Anschauung bringend. Aehnliches war auf gemalten oder gestickten Teppichen zu sehen, womit an besonders festlichen Tagen die Kirchen behangen waren.

Der größte Aufwand von Kunst und zugleich des Stoffes wurde zu der Umgebung der heiligen Ueberreste verwendet. Was sich Kostbares aus dem Alterthum gerettet hatte, was etwa aus dem Morgenland als Beute nach dem Abendlande kam, die ausgesuchtesten Edelgesteine mit dem beharrlichsten Fleiß in die zartesten Gebilde eingefügt, sollten diese Gegenstände hoher Verehrung verherrlichen. Im Jahre 1207 wurde der Leichnam des heiligen Benedikt's in ein Kloster an der Loire gebracht und in einen Sarg gelegt, dessen innerer Werth 32,000 Solidi betrug. Das Grab des heil. Benignus zu Dijon war neun Fuß lang, halb so breit und zwölf Fuß hoch; zwar nur von Holz, aber ganz mit goldenen und silbernen Platten bedeckt, auf welchem die Geburt und die Leidensgeschichte unsers Herrn, alles mit Edelgesteinen und Perlen überstreut, abgebildet war.

Haben wir hiemit die Bedeutung der Klöster für die Cultur nach ihren verschiedenen Richtungen angedeutet, so erübrigt noch, einen Blick auf ihre Bedeutung als Stätten christlicher Liebe zu werfen.

Wohlthätigkeit unter allen Formen wurde als unerläßliche Pflicht eines klösterlichen Vereins gefordert, als natürliche Vergeltung der gegen sie bewiesenen Freigebigkeit betrachtet, war Bedingung mancher empfangenen Schenkung. In hülfreicher Milderung jeder Noth durch Almosen, in Erweisung von Gastfreundschaft, in Besorgung von Kranken, in Bekleidung und Ernährung zugewiesener armer Kinder, erfüllten sie, neben Beobachtung der Ordensvorschrift, einen wesentlichen Theil ihrer Bestimmung. An jedem Tage, an welchem die Klosterbrüder durch bessere und reichlichere Nahrung erquickt wurden, mußten zugleich Austheilungen an die Armen stattfinden. Das Kloster Moisac nährte täglich drei Arme, deren Jeder ebenso viel erhielt als ein Mönch. Am grünen Donnerstage wurden ihrer 200 mit Brod, Wein, Bohnen und Geld begabt. Die Masse dieser Austheilungen schwoll in dem Verlaufe der Zeit ungeheuer an. Hirschau vertheilte vor seiner Unterdrückung jährlich an 400 Malter Früchte zu Almosen; an der Fastnacht und am grünen Donnerstag erhielten bei 900 Menschen Jeder ein Pfund Speck und zwei Pfund Brod nebst Anderem. Täglich empfingen bei 200 Personen an der Klosterpforte das Almosen an Geld oder an Speise. Die meisten Klöster ließen täglich Almosen an ihrer Pforte austheilen, wozu, wie für Kranke, etwa eine bestimmte Summe jährlich auf die Gesammteinkünfte angewiesen wurde. Vollends in großen Lebensnöthen, bei Mißwachs und Mangel, waren die Klöster die öffentlichen Zufluchtsstätten aller Hungernden. In dem Nothjahre 1197 wimmelte der Wald um das Kloster Hemmenrode von Armen. Die Thüren desselben waren unablässig belagert; der Abt ließ täglich (soferne nicht Fasten geboten war), einen Ochsen mit Gemüse kochen, und sammt Brod unter die Armen austheilen, mit vollen Händen geben, so lange immer er konnte. Ein anderes Kloster schlachtete all sein Vieh, verpfändete Bücher und Kelche, um die Armen zu nähren, und verehrte in bald hierauf folgenden Vergabungen dankbar die göttliche Vergeltung. Wieder eines verwendete ein in solcher Zeit erhaltenes reiches Geldvermächtniß zum Ankauf und zur Vertheilung von Getreide. Bei solchen Anlässen schonte die ächt christliche Mildthätigkeit der größten Kostbarkeiten, der ausgesuchtesten Kunstschätze nicht. Die Kirche zu Petershausen besaß ein Altarblatt von Silber und Gold, so zierlich gearbeitet, daß es nur an den höchsten Festtagen enthüllt wurde. Abt Berthold ließ es in einem solchen Nothjahre zusammenschlagen, um die Menschen dem Hungertode zu entreißen. Jenes kostbare Grabmal des heiligen Benignus zu Dijon wurde aus ähnlicher Veranlassung seiner Perlen, Edelgesteine,

goldenen und silbernen Platten beraubt. Die bloßen Zierrathen von Holz und die erhaltenen Menschenleben, glaubte Abt Wilhelm, könnten den Heiligen nicht minder schmücken, als jener todte Schatz.

Gastfreundschaft galt schon von Alters her als Pflicht der Klöster. Größere Stifte hatten ein eigenes Fremdenhaus eingerichtet, im Verhältniß ihres Rufes, ihrer Bedeutung, ihres Reichthums oft nach einem großen Maßstabe, und die Besorgung der Ankommenden einem Ordensbruder übertragen, damit weder die Ausübung der Pflicht, noch der geordnete Gang des klösterlichen Lebens leide.

Dann gab es noch besondere Herbergen für Arme, Pfründhäuser, worin eine bestimmte Zahl aufgenommen und zu leichtern Diensten in der Kirche und in der Wohnung der Ordensbrüder verwendet wurde; Krankenhäuser, worin Brüder oder Schwestern der Darniederliegenden pflegten.

Arme Studirende fanden Unterkommen und Unterstützung und was sie zu leiblicher und geistlicher Unterhaltung bedurften, leicht in den Klöstern. Mancher ausgezeichnete Mann mag hiedurch für die Kirche gebildet worden sein, dessen Fähigkeiten ohne dieses Hülfsmittel unentwickelt geblieben wären.

Nach allen Berichten mag, was die Klöster diesen Jahrhunderten waren, zusammengefaßt werden in dem unverdächtigen Urtheil eines neuern Geschichtschreibers: „In den Zeiten, da man weit und breit von keinen Aerzten, noch Spitälern oder Armenherbergen wußte, wurden dergleichen zum Trost vieler Tausend elender Leute bei den Klöstern angelegt. Sie waren die hohen Schulen, wo man nicht nur die Gottesgelehrtheit, sondern auch die Rechte, die Heilkunde, die schönen Wissenschaften und mancherlei unentbehrliche Künste unentgeldlich lehrte und eine Menge vortrefflicher Lehrer zum Segen der Länder aufstellte. In den Klosterarchiven wurden die unschätzbaren Ueberbleibsel griechischer und römischer Gelehrsamkeit erhalten. Ohne dieselben würden wir nichts, oder sehr wenig von den Urkunden und Denkmälern unserer Väter, ja nicht einmal unsere Muttersprache verstehen; und ohne das Vertrauen, mit welchem man ehemals bald alle Gesetze, Ordnungen, Stiftungen, Vermächtnisse, Gab-, Theil-, Schlicht- und Sühnbriefe, sammt andern rechtlichen und geschichtlichen Urkunden in denselben zu hinterlegen pflegte, würden zu unverwindlichem Schaden ganzer Länder unzählige Schriften schon längst verloren gegangen sein."

13.

Die Fugger in Augsburg.

Der erste bekannte Ahnherr dieß berühmten Hauses war Hans Fugger, ansäßig in dem Dorfe Graben bei Augsburg. Er besaß etliche Tagwerk Felder und Wiesengrund, und trieb neben dem Ackerbau die Weberei, wie dieses auf dem Lande gewöhnlich ist, und nährte sich ehrlich und redlich. Sein Sohn Hans verkaufte die väterlichen Güter, zog (im Jahre 1370) nach Augsburg, erlangte das Bürgerrecht, stand durch Fleiß und Redlichkeit bei seinen Mitbürgern in Ansehen, war in der Zunft der Weber Fürsprecher derselben im großen Rathe und Freischöffe des westphälischen Vehmgerichts, trieb neben seinem Handwerke auch den Leinwandhandel und erwarb sich ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen von dreitausend Gulden. Er starb um 1410.

Von seinen fünf Söhnen sind Andreas und Jakob die Stammhalter der nachfolgenden Geschlechter geworden. Andreas, der ältere Sohn des Hans Fugger, gewann in kurzer Zeit durch ausgebreiteten Handel großes Vermögen, ward aber stolz darauf, daß man ihn den „reichen Fugger" nannte, und verachtete seinen Bruder Jakob. Den Söhnen des Andreas verlieh Kaiser Friedrich III., der von ihnen Geld borgte, ein Wappen mit einem goldenen Reh im blauen Felde, was damals statt eines Adelsbriefes galt, und so schien dieser ältere Zweig den jüngeren an Reichthum und Ansehen bei Weitem zu überragen. Jakob Fugger ertrug indeß die Verachtung seines Bruders mit Geduld, befahl es Gott, wartete auf Zeit und Glück, war fromm und gegen Jedermann freundlich, mild gegen die Armen, aber hart gegen die Ungetreuen, und Gott segnete ihn an Leib und Gut. Er trieb ebenfalls Leinwandhandel, und brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit und glückliche Unternehmungen dahin, daß er seinen eilf Kindern eine reiche Handelschaft hinterließ. Unter diesen waren sechs Söhne, von welchen vier die väterliche Handlung zu Augsburg, Nürnberg und Venedig mit Glück und Geschick fortführten, zwei aber, Marx und Jakob, sich dem geistlichen Stande widmeten. Als jedoch schnell nacheinander drei Brüder starben, veranlaßten die beiden ältesten Brüder, Ulrich und Georg, ihren jüngsten Bruder Jakob, dem geistlichen Stande zu entsagen, da sie die ausgebreitete Handlung nicht allein führen konnten, und Jakob, der sich bisher den Wissenschaften gewidmet und bereits eine Pfründe im Stifte Herrieden hatte, trat als Theilnehmer in die Handlung, und durch ihn erlangte das Geschlecht der Fugger hohen Ruhm.

Anfangs kam Jakob in das Haus zu Venedig, wo er sich als einen der verständigsten Kaufleute zeigte; er war nicht bloß ein kaufmännischer Rechner, sondern ein wahrhaft gebildeter Mann und wegen seiner Weltkenntniß und Belesenheit in den Schriften und seines feinen Betragens selbst bei Königen und Fürsten beliebt. Der Handel der Fugger bestand damals vorzüglich in Baumwollenzeugen, besonders Barchent, die in Augsburg gearbeitet waren; diese brachten sie in großer Menge nach Venedig, und nahmen dort Spezereien, Seiden- und andere ostindischen Waaren dafür.

Die Fuggerische Handlung verbreitete sich durch ganz Deutschland, Ungarn, Polen, die Niederlande und Italien. Es war auf dem Reichstage 1473, als der Kaiser Friedrich III. den Zug an den Rhein vorhatte, um dem mächtigen und reichen Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dafür dessen einzige Tochter Maria als Braut für seinen Sohn zu gewinnen. Ulrich Fugger versah den Kaiser und sein Gefolge mit gutem Tuch und seidenen Gewändern und erhielt als ein besonderes Zeichen der Dankbarkeit und Gunst das Wappen — eine gelbe Lilie im blauen und eine blaue im gelben Felde und die Büffelshörner auf dem Helme. Das war der Anfang des Handels der Fugger mit den Fürsten von Oesterreich, der sich in der Folge immer mehr vergrößerte. Aber erst im Jahre 1484, als sie mit der angesehenen Kaufmannsfamilie Rehm in Verbindung traten, wurden sie aus der Weberzunft in die Kaufmannsstube, dann unter die edlen Geschlechter aufgenommen.

Als Ursula, die Tochter Ulrich's, im Jahre 1507 sich mit dem Ritter Philipp von Stein zu Jettingen vermählte, war die Aussteuer siebentausend Gulden und eintausend für die Hauseinrichtung, damals eine große Summe, da das Heirathsgut unter den Edelleuten selten achthundert oder tausend Gulden überstieg; die Braut trug einen braunen seidenen Rock, welcher in der Verbrämung mit Perlen gestickt war, vier goldene Ketten und sonst köstliche Kleinodien. Ulrich's Schreibstube in Augsburg nannte man wegen des kostbaren Tafelwerkes nur die goldene.

Jakob Fugger vermählte sich erst nach seiner Rückkehr von Venedig nach Augsburg mit einer schönen und reichen Jungfrau Sybilla aus dem Geschlechte der Arzet, erhielt aber keine Kinder. Er nahm den thätigsten Antheil am Handel seiner Brüder, und entdeckte eine neue Quelle des Reichthums in Ungarn, wo die unterirdischen Schätze von Gold und Kupfer noch in den Bergen verborgen lagen, da die Unterthanen nicht

Kräfte genug hatten, sie zu Tage zu fördern. Als nun die Fugger durch Verschwägerung in Verbindung mit dem edlen Geschlechte der Turzo in Ungarn kamen, wurden sie von diesen in allen Unternehmungen in Ungarn unterstützt, und so übernahm Jakob den Kupferhandel in den ungarischen Freistädten, sowie die Bergwerke der kaiserlichen Freistädte Alt- und Neusol nebst allen Gold- und Bleibergwerken in Kärnthen und Tyrol. Bald galt Jakob als der reichste Kaufmann nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, da ihm auch das Wechselgeschäft sehr viel einbrachte, welches damals in Deutschland noch selten war, und das er mit gleicher Umsicht wie den Bergbau betrieb.

Als sich Kaiser Maximilian I. zum Kriege gegen Venedig rüstete und dazu viel Geld aufnehmen mußte, schoß ihm Jakob Fugger im Jahre 1509 mehr als 170,000 Dukaten vor; in der Folge lieh er dem Kaiser 70,000 Gulden und erhielt die Einkünfte der Grafschaft Kirchberg und der Stadt und Herrschaft Weißenhorn, welche Herrschaften dann volles Eigenthum der Fugger wurden. Später kaufte Jakob von demselben Kaiser die Herrschaften Schmiechen, Marstetten und Wullenstetten und wurde zum kaiserlichen Rathe und vom Papste Leo X. für ein Darlehen von 100,000 Dukaten zum Ritter des goldenen Sporns und lateranischen Pfalzgrafen ernannt.

Wo das Glück einzieht, kommt es nie allein, sagt das Sprichwort, und so bewährte es sich im Hause der Fugger. Zu den reichen Goldquellen eröffneten sie eine neue, den Handel zur See. Jakob rüstete mit seinen Brüdern und anderen reichen Kaufleuten von Augsburg drei Schiffe in Portugal aus, welche mit der portugiesischen Flotte nach Ostindien fuhren und nach drei Jahren reich beladen von dort zurückkamen. So wußten die Fugger schnell die veränderten Handelswege für sich zu benützen, und zeigten, daß auch veränderte Verhältnisse einen besonnenen Mann nicht zu Grunde richten.

Bei all dem Ansehen und Reichthum aber, dessen Jakob Fugger genoß, dünkte er sich nicht zu vornehm, seinem Vaterlande zu dienen, statt im stolzen Reichthum seine Tage hinzubringen und bloß seinen Reichthum in thörichtem Aufwande zur Schau zu tragen; er hielt es für keine Schande, ein Bürger zu sein und die Pflichten eines solchen zu erfüllen; er saß Jahre lang als Einer aus der Zunft der Kaufleute im Rathe und rieth und wirkte zum Besten seines Vaterlandes. Dabei zeigte er sich fromm und bieder, unterstützte die Armen und Nothleidenden, ermunterte und pflegte Kunst und Wissenschaft durch reiche Gaben, erbaute mit seinen

Brüdern eine prachtvolle Begräbnißkapelle, ließ nicht nur in Augsburg mehrere schöne Gebäude auf dem Weinmarkte aufführen, sondern auch alle zusammengekauften Fuggerischen Schlösser und Landhäuser verschönern, und verwendete große Summen zu religiösen Zwecken, vorzüglich aber zu wohlthätigen Stiftungen für die Kranken und Armen. Nach dem Tode seiner Brüder kaufte er in der Jakobsvorstadt einen großen Platz von Gärten und Häusern, und ließ auf demselben einhundert und sechs kleine Häuser erbauen und zu Wohnungen einrichten, damit so viele arbeitsame Hausarme, welche das Almosen nicht nahmen, um einen Gulden jährliche Abgabe darin wohnen könnten; zugleich sorgte er für den Gottesdienst innerhalb dieser Anlage durch die Stiftung einer Kapelle und Hinterlegung einer ansehnlichen Summe zur Unterhaltung der ganzen Stiftung, die noch jetzt die Fuggerei heißt. Auch ließ er das Holz- oder Blatternhaus, wo die von den Blattern Angesteckten in's Holz gelegt — mit indianischem Holze behandelt wurden — errichten. Geehrt von seinen Mitbürgern, beweint von den Armen, starb er im Jahre 1525, sechsundsechzig Jahre alt, und hinterließ den Söhnen seines Bruders Georg sein großes Erbe, sorgte aber durch gesetzliche Anordnungen, daß es bei der Familie bleiben und nichts veräußert werden sollte, da er aus Erfahrung wußte, daß die lobenswürdige und wohlgeordnete Liebe zu Wissenschaften und Künsten gern in Pracht und Ueppigkeit ausarte. Georg's Söhne Raymund und Anton pflanzten das Geschlecht der Fugger fort; Ansehen und Reichthum dieses Geschlechtes stieg noch immer, während die ältere Linie, genannt vom Reh, deren Stifter Andreas auf seinen Bruder Jakob einst stolz herabblickte, mit dem Reichthume nach und nach auch ihr Ansehen verlor und ihren Vettern dienen mußte, bis sie (1583) erlosch.

Anton Fugger, der vierte Sohn Georg's, war im 16. Jahrhunderte der Reichste seines Geschlechtes, das nun sogar die Silberbergwerke in Spanien ausbeuten ließ und zur bessern Führung des ostindischen Handels ein eigenes Handelshaus in Antwerpen errichtete; ihre Schiffe gingen beinahe auf allen Meeren, besonders auf dem baltischen und mittelländischen. So oft als der Kaiser Karl V. nach Augsburg kam, wohnte er im Hause des Anton Fugger und erhielt von ihm große Geldsummen geliehen. Einst machte dieser dem Kaiser ein Kaminfeuer von Zimmetholz und warf darein die Schuldverschreibung des Kaisers über alles Geld, welches er ihm zum Zuge nach Tunis vorgeschossen hatte, und dieses Feuerlein däuchte dem Kaiser sehr lustig. Auf dem Reichstage zu Augsburg, 1530, wurden die beiden Brüder von ihm unter Verleihung fürst-

licher Rechtsame in den Grafen- und Bannerstand des Reiches erhoben, und in das schwäbische Grafenkollegium unter die Reichsstände aufgenommen. Als der Kaiser später die königliche Schatzkammer in Paris sah, sagte er laut: „Alles dieses kann ein Leineweber in Augsburg mit Gold bezahlen.“ Der Ruf des Reichthums der Fugger war so verbreitet, daß man in Spanien sprüchwörtlich sagte: „Reich wie ein Fugger.“

Anton Fugger hinterließ bei seinem Tode (1560) sechs Millionen Goldkronen in baarem Gelde, eine Menge Kleinodien und große Besitzungen in allen Theilen Europa's und beiden Indien. Dem wachsenden Reichthume entsprach die Pracht bei Vermählungen und anderen Festen, die oft sogar übertrieben war, und manchmal wurden sie, wie dieses in Handelsgeschäften zu geschehen pflegt, durch Andere zu Unternehmungen verleitet, die weder Ruhm noch Vortheil brachten.

Aber die ganze Geschichte von Augsburg ist Jahrhunderte hindurch ein sprechender Beweis, daß das Geschlecht der Fugger für das Beste seiner Mitbürger besorgt war und an Pracht und Aufwand gar häufig wohlthätige Zwecke knüpfte und wahrhaft fürstliche Gesinnung in Unterstützung der Künste und Wissenschaften und der Armen bewies. Selbst nach der Erhebung in den Grafenstand blieben sie noch unter den Geschlechtern der Kaufmannsgilde; in der Folge trafen sie die Bestimmung, daß die Gesammtmasse des Besitzthums, mit Ausschluß der weiblichen Linie, nur dem männlichen ehelichen Namen und Stamme bleiben sollte.

Der zweite Sohn Raymund's, Johann Jakob, hatte sich durch große Reisen und Studien gebildet, sammelte Kunstschätze und Bücher, weilte häufig am Hofe des Herzogs Albert V. von Bayern, der ihn zum geheimen Rathe ernannte, und, was noch mehr ist, dessen vertrauter Freund er war und für ihn bedeutende Kunstwerke, besonders aus Italien, zusammenbrachte.

Den Handel trieben sie bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts und Einzelne waren geehrt mit den höchsten Hof- und Staatsämtern in Oesterreich und Bayern, mit den höchsten kirchlichen Würden, da sie der katholischen Religion treu blieben.

Allmählig hatte sich das Geschlecht in fünf Hauptästen so verzweigt, daß es im Jahre 1619 an siebenundvierzig Grafen und eben so viele Gräfinnen dieses angebornen Namens gab.

Der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg, welcher ganz Deutschland an den Abgrund des Verderbens brachte, vertilgte auch einen großen Theil des Ruhmes und Glanzes der Fugger.

14.
Die Aussätzigen im Mittelalter.

Seit den Kreuzzügen hatte der Aussatz in den Augen der Kirche und der Gläubigen einen heiligen Charakter angenommen, und man betrachtete ihn allgemein als ein ganz besonderes Merkmal göttlicher Auszeichnung. So wurde diese geheimnißvolle, der menschlichen Kunst und Wissenschaft unzugängliche Krankheit von dem christlichen Mittelalter wahrhaft verehrt. War ja doch Christus der Welt als ein von Gott geschlagener und erniedrigter Aussätziger angekündigt worden, und wir finden im Evangelium, daß Jesus, als Maria Magdalena ihre duftenden Salben über seine Füße ausgoß, im Hause eines Aussätzigen zu Gaste war. Dieser aussätzige Lazarus aber ist als Symbol einer heiligen Seele dargestellt. Darum entstand ein Ritterorden mit jeglicher Schutz- und Trutzwaffe christlicher Liebe zur Pflege der Aussätzigen Jerusalems und des Morgenlandes. Im Abendlande dagegen bieten sich uns die herrlichsten und rührendsten Beispiele dieser liebevollen Aufopferung für die Aussätzigen dar. Die Gräfin Sybille von Flandern, die ihren Gatten Theodorich in das gelobte Land begleitet hatte, erbat es sich als eine Gnade, zu Jerusalem in dem Spitale des heiligen Johannes zu bleiben, um dort die Aussätzigen zu pflegen. König Ludwig der Heilige hatte eine brüderliche Liebe zu ihnen, und der König von England, Heinrich III., besuchte oftmals ihre Versorgungshäuser. Die heilige Marie von Oignies widmete sich dem Dienste derselben; und wer kennt nicht die leuchtenden Beispiele von mildthätiger Liebe in dem gottseligen Leben der Landgräfin Elisabeth, der heiligen Katharina von Siena, die, nachdem sie eine Aussätzige gepflegt und begraben hatte, selbst vom Aussatze ergriffen wurde, deren Hände aber bald wieder weiß und rein wurden, wie die eines Neugebornen; ferner der heiligen Ottilie von Elsaß, Judith von Polen, des heil. Edmund von Canterbury u. A. wahrer Wunder der Liebe für die armen Kranken Gottes? Mit einem Worte die Kirche hat sich stets als die Freundin und Beschützerin der Aussätzigen erklärt, aber ihre Neigung war mit kluger Vorsicht gepaart. Sie ergriff vor Allem die wirksamen Mittel zur Vermeidung einer verderblichen Ansteckung.

Das Ceremoniell bei der Absonderung der Aussätzigen war einer der rührendsten Theile der kirchlichen Liturgie. Der Priester, nachdem er die Messe für die Kranken gelesen, gab in Chorrock und Stola den Aussätzigen das Weihwasser, und führte sie in das Siechenhaus. Er er-

mahnte sie zu guter Geduld und Liebe, zur Nachfolge Christi und der Heiligen: „Mein Bruder, lieber Armer des guten Gottes, wer viel Trauer, Trübsal, Krankheit, Siechthum und andere irdische Noth ertragen muß, der gelangt in das paradiesische Königreich, wo keine Krankheit und kein Unheil ist, wo alle sauber und rein, ohne Schmutz und ohne irgend einen Flecken, glänzender sind als die Sonne, und wohin auch ihr gelangen werdet mit dem Willen Gottes. Mögt ihr jedoch ein guter Christ sein, und dieß Unglück geduldig tragen! Gott verleihe auch dazu seine Gnade! Denn diese Absonderung, mein Bruder, ist nur eine leibliche; was aber den Geist betrifft, der das vornehmste ist, so werdet ihr von allen Gebeten unserer heiligen Mutter der Kirche eben sowohl euren Antheil und Nutzen haben, als wenn ihr täglich mit den andern Gläubigen dem Gottesdienste beiwohntet. Und hinsichtlich eurer kleinen Bedürfnisse werden wohlwollende Menschen dafür sorgen, und Gott wird euch niemals verlassen. Nur seid bedachtsam und habt Geduld; Gott ist mit euch. Amen."

Nach dieser trostvollen Anrede hatte der Priester den peinlichen Theil seines Amtes zu erfüllen, indem er die durch das Gesetz vorgeschriebenen schmerzlichen Verbote verkündete:

1. Ich verbiete dir, jemals eine Kirche, einen Münster, einen Markt, eine Messe, eine Mühle oder eine Versammlung zu besuchen.

2. Ich verbiete dir, dein Haus jemals ohne die bestimmte Kleidung der Aussätzigen zu verlassen, damit man dich kenne, und damit du niemals ohne deine Fußkleidung umherwandelst.

3. Ich verbiete dir, jemals deine Hände oder etwas Anderes von dir in einem Flusse oder Brunnen zu waschen, oder aus diesem zu trinken; und wenn du Wasser trinken willst, sollst du es in ein Fäßchen und in eine Schaale schöpfen.

4. Ich verbiete dir, irgend etwas zu berühren, um was du handelst oder was du kaufst, bevor es dein Eigenthum ist.

5. Ich verbiete dir, ein Wirthshaus zu betreten. Wenn du Wein willst, sei es, daß du ihn kaufst, oder daß man ihn dir schenkt, so fülle ihn in dein Fäßchen.

6. Ich verbiete dir, mit einem andern Weibe als mit dem deinigen zu verkehren.

7. Ich verbiete dir, jemals durch enge Gassen zu gehen, damit es nicht geschehe, daß beim Zusammentreffen mit dir Jemand nicht ausweichen könne.

8. Ich verbiete dir, wenn du mit Jemanden zusammenkommst, der mit dir redet, dich vor den Wind zu stellen, bevor du geantwortet hast.

9. Ich verbiete dir, wo du auch vorübergehen magst, einen Brunnen oder das Ziehseil anzugreifen, wenn du deine Handschuhe nicht angezogen hast.

10. Ich verbiete dir, Kinder zu berühren, oder ihnen etwas zu geben.

11. Ich verbiete dir, aus anderm Geschirr, als dem deinigen zu essen oder zu trinken.

Hierauf nahm der Priester etwas von der Erde des Kirchhofs, und, das Haupt des Kranken damit bestreuend, sprach er: Sei der Welt abgestorben und Gott wieder geboren! ...... O Jesus, mein Erlöser, du hast mich aus Erde gemacht, du hast mich mit einem Leibe bekleidet; laß mich zum Leben erwachen am letzten Tage.

Wohl sind diese Worte schmerzlich für einen Menschen, der mitten in einem gesellschaftlichen Verkehre gelebt hat, und der nun seine innigsten Neigungen zerrissen, seine edelsten Hoffnungen zerstört sieht. Auch blieb der Aussätzige gewöhnlich starr und regungslos, sein Leben schien zu entfliehen, und es offenbarte sich an ihm etwas von dem sanften Frieden des christlichen Verscheidens. Das Volk sang: alle meine Gebeine waren bewegt, meine Seele war verwirrt; Alleluja. Herr erbarme dich unser und schenke uns Gesundheit. — Dann las der Priester das Evangelium von den zwei Aussätzigen, und nachdem er die Kleidung und das dürftige Geräthe des Spitals der Aussätzigen gesegnet hatte, bot er dem Kranken jedes einzelne Stück unter entsprechenden Gebeten.

Ein Aussätziger mußte haben: Eine Siechenklapper, Schuhe, Hosen, ein Kleid von Wollenzeug, eine Decke, eine Kappe von Wollenzeug, zwei paar Putztücher, ein Fäßchen, einen Trichter, einen Riemen, ein Messer. eine hölzerne Schüssel, ein Bett von Zwilch, ein Kissen und eine Bettdecke, zwei paar Betttücher, ein Beil, ein verschließbares Kistchen, einen Tisch, einen Stuhl, ein Licht, eine Aschenschaufel, eine Wasserkanne, Eßteller, eine Schaale und einen Topf zum Kochen des Fleisches. Alle diese Gegenstände waren durch das Gebet der Kirche gesegnet und geheiligt worden. Zuletzt führte der Priester den Aussätzigen, indem er ihn am Gewande faßte, in seine Zelle ein, sprechend: Hier ist meine Ruhestätte auf immer; ich werde sie bewohnen, sie ist der Gegenstand meiner Wünsche. Vor der Thüre aber wurde ein hölzernes Kreuz aufgepflanzt, an welches man eine Armenbüchse befestigte, um die Almosen aufzunehmen, welche gläubige Pilger im Austausche gegen das Gebet des kranken Einsamen

hier niederlegten. Der Priester brachte zuerst seine Gabe dar, das ganze Volk folgte seinem Beispiele.

Nach dieser Ceremonie, bei welcher sich Trauer und Hoffnung vermischten, begaben sich die Gläubigen unter Vortragung des großen Prozessionskreuzes in die Kirche zurück, wo Alles auf die Kniee fiel, und der Priester mit erhobener Stimme das rührende Gebet zu Gott emporrief: „Allmächtiger Gott! der du durch das geduldige Leiden deines Sohnes den Hochmuth des alten Feindes gebrochen hast, verleihe deinem Diener die nöthige Geduld, um mit frommer Ergebung das Uebel zu ertragen, welches auf ihm lastet. Amen." Und das gesammte Volk antwortete: Amen, also geschehe es!

15.

Der Gottesfriede.

Es war zu Anfang des 11. Jahrhunderts, als das Faust- und Fehderecht besonders in Frankreich auf eine Weise geübt wurde, welche Freiheit und Eigenthum ganzer Familien und Gemeinden gefährdete und einen Zustand allgemeiner Unsicherheit erzeugte, so daß die Chroniken damaliger Zeit auf jedem Blatte von Zerstörungen der Dörfer, Plünderungen der Bewohner, Verwüstungen der Saatfelder u. s. w. zu erzählen wissen. Die Gesetze thaten keine Wirkung mehr, der Staat hatte der Gewalt und Rohheit nicht Macht genug entgegenzustellen. So wurden die Fürsten und Völker genöthigt, eine höhere Macht anzurufen; die Kirche sollte mit ihrem göttlichen Ansehen dem Unfug entgegentreten. Vergebens beschlossen indessen einige Bischöfe Burgunds, die Gläubigen eidlich zu verpflichten, auch waren es nur einzelne Herren, welche Frieden zu halten gegenseitig gelobten. Es bedurfte einer großartigen Veranlassung, um die rauhen Gemüther zu erschüttern. Als drei Jahre hindurch (1028 bis 1030) fortwährende Regengüsse und ungeheure Ueberschwemmungen die Saaten zerstörten, entstand eine fürchterliche Hungersnoth, vielleicht die gräßlichste, welche die Geschichte kennt. Die Menschen waren genöthigt, zu den unnatürlichsten Lebensmitteln, zu Wurzeln, Gras, Thonerde, ihre Zuflucht zu nehmen, sogar das gekochte Fleisch ausgegrabener Leichen mußte zur Speise dienen. Zu Tausenden starben die Menschen hin; was nicht beerdigt werden konnte, wurde die Beute der wilden Thiere. Drei Jahre lang währte diese entsetzliche Noth; erst 1031 ließ der Regen nach, die Sonne zeigte sich wieder, die Ueberlebenden faßten Hoffnung auf eine gesegnete Ernte, allgemein wurde das erduldete Elend als Strafe Gottes

bezeichnet, die er wegen der vielen Feindseligkeiten und Gewaltthaten über die Menschen verhängt habe. Da ergriff die Bischöfe Aquitaniens der Gedanke an einen allgemeinen Frieden, wie ein Blitz flog er durch ganz Frankreich, er war, wie der Chronist bemerkt, vom Himmel gekommen — in allen Bisthümern sollten Versammlungen der geistlichen und weltlichen Fürsten gehalten werden.

Es wurde beschlossen, daß ein unverletzlicher Friede sein solle, so daß Freie und Leibeigene, wie sie auch früher gegen einander gesinnt gewesen sein möchten, ohne alle Waffen einhergehen dürften. Diese Beschlüsse nahm alles Volk mit solchem Beifall auf, daß sie die Hände zum Himmel emporhoben und einstimmig riefen: „Friede, Friede, Friede!“ Denn das sollte ein Zeichen sein, wie das eines ewigen Vertrages, den sie gelobt hätten, zwischen Gott und sich. Keiner sollte von da an mehr Aufruhr erregen. Keiner mehr um des Raubens willen am Wege lagern; ja selbst Keiner mehr um seines scheinbar gerechten Kampfes willen eine Fehde anfangen.

Doch nicht allen Bischöfen gefiel dieß gleichermaßen. So sagte Gerhard, der Bischof von Cambray: Es scheine unmöglich und unpassend, wenn die Bischöfe sich Etwas anmaßen wollten, was nur dem königlichen Recht zustände. Es werde durch solches Gebot die Kirche verwirrt, welche dem Könige und dem Priester verschiedene Gesetze vorschriebe; denn diesem geböte sie zu beten, jenem aber zu kämpfen und das Schwert zu führen. Darum sei es die Pflicht der Könige, den Aufruhr durch ihre Kraft zu dämpfen, Fehden beizulegen und das Gebot des Friedens aufrecht zu erhalten; den Bischöfen aber komme es zu, die Könige zu ermahnen, daß sie mannhaft für das Wohl des Vaterlandes stritten, und für ihren Sieg zu beten. Darum sei ein solcher Entschluß gefährlich für Alle, nämlich Alle würden entweder falsch schwören, oder mit dem Banne belegt werden müssen, die Sünde sei gar nicht zu vermeiden. Dennoch gab Gerhard den Mahnungen und und Zureden der andern Bischöfe nach, und nahm Theil am Gottesfrieden; aber der Erfolg bewies, daß Viele meineidig wurden an ihrem Schwur. So erzählt der Chronist und fährt dann fort: Also ward im Jahre 1032 im Allgemeinen über den Frieden unter den Menschen beschlossen. Neun Jahre nachher aber kam man auf die Eingebung der Gnade Gottes wiederum zusammen, und dann ward um der göttlichen Furcht und Liebe willen der Friede genauer also bestimmt: Von Mittwoch Abend an bis zum Sonnenaufgang des Montags der folgenden Woche solle Niemand dem Andern gewaltsam Etwas nehmen, noch einen Andern wegen einer That zur Rechenschaft ziehen, noch auch eine Bürgschaft einfordern. Wenn aber

Jemand diesem Beschlusse zuwiderhandle, so solle er Buße für sich zahlen, oder ausgestoßen werden aus der christlichen Gemeinschaft. Dieser Friede aber soll heißen treuga dei. [1]) Bald ward dieser Friede in mehreren Ländern angenommen; aber in Westfranken wollten die Großen sich ihm nicht unterwerfen, und Viele von ihnen sagten, wie es denn in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sie wollten keine Neuerungen, sondern den Brauch und die Sitten der Väter beibehalten. Die Großen in der Normandie wollten ähnlicher Weise sich deßhalb nicht fügen, weil sie meinten, sie gäben dann das Recht über Krieg und Frieden auf, welches ihre Väter von Anfang an sowohl daheim in den nordischen Ländern, als auch seit der Zeit ihrer Niederlassung im französischen Königreiche als ein dem königlichen Rechte gleiches Vorrecht unverletzt erhalten hatten. Doch zur selben Zeit trat ein völliger Mißwachs ein, so daß in ihrem Lande großer Mangel war, und allgemein schrieb man dieß der Strafe Gottes für den Widerwillen der Menschen gegen den Gottesfrieden zu. Von da an fügten sich auch bald die normannischen Großen, und weiter drang dann der Gottesfriede über's Meer nach England, und im Osten nach Deutschland, und Viele fügten sich ihm.

Etwa fünfzig Jahre nachher auf der großen Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1095), wo der erste Kreuzzug nach dem gelobten Lande beschlossen ward, sprach der Papst Urban II. über Alle, die dem Gebote des Gottesfriedens ungehorsam seien, den Bann aus. Damals ward die Dauer des Friedens noch erweitert; denn in den Fasten vor Ostern bis zum Aufgange der Sonne am Montage nach Pfingsten solle überhaupt immer der Gottesfriede walten, ebenso an allen Festtagen der Kirche. Geistliche, Mönche und Nonnen, Weiber und Kinder, Pilger und Kaufleute und Wagenführer, Thiere vor dem Wagen und auf der Weide sollten immer Frieden haben; im Uebrigen aber ward die Zeit von Mittwochs Sonnenuntergang bis Montags Sonnenaufgang festgehalten.

Zwar ist der Gottesfriede nicht immer treu beobachtet worden, aber doch ist er ein Licht in dunkler Zeit und beweist, daß die Bischöfe jener Zeit ihre schöne Aufgabe nicht vergaßen, durch ihre geistige Macht dem Schwachen und Armen und Wehrlosen ein Schirm und Schutz zu sein gegen die übermächtige Faust der Mächtigen der Erde.

---

1) Dieses Wort findet sich in allen romanischen Sprachen mehr oder weniger verändert; es bedeutet Frieden (verwandt mit Treue) und ging schon früh in die germanische Rechtssprache über.

16.

Gottesurtheile (Ordalien).

Gottesurtheile beruhen auf dem kindlichen Glauben der Menschen, daß Gott selbst durch gewisse Zeichen seinen Willen kundmachen, die Wahrheit offenbaren werde. Dieser Glaube ist so alt, als die Menschheit, daher gab es fast zu allen Zeiten und bei allen Völkern Ordalien. Nur geistlose Philister der Aufklärung, welche alle Erscheinungen der Vorzeit nach modernen Begriffen beurtheilen, vermögen auch in den Gottesurtheilen nichts als gemeinen Betrug zu sehen. Sie haben keine Einsicht in die Natur des menschlichen Herzens, und können sich nicht in die Tage der Kindheit der Völker zurückversetzen. Die Ordalien wurden von keinem Menschen erfunden, von Keinem Gesetzgeber eingeführt, sie entsprangen wie von selbst aus einem mächtigen, aber noch unklaren religiösen Gefühl von der Allmacht und Allwissenheit Gottes, aus einem frischen, lebendigen Glauben an die Gerechtigkeit Gottes, der da die Unschuld schirme, den Frevler strafe, und das Recht und die Wahrheit offenbare. Das ist ihr Ursprung und ihre Idee. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie nicht vielfach mit Aberglauben verbunden, in ihrer Anwendung oft ungerecht und unmenschlich waren, daß sie oftmals betrügerischen Zwecken dienten, und anstatt die Unschuld zu retten, sie häufig verurtheilten und das Verbrechen in Schutz nahmen. Aus diesem Grunde hat auch die Kirche die Ordalien keineswegs gut geheißen, jedoch auch nicht mit einem Mal abgeschafft, sondern mit der fortschreitenden Civilisation der Völker zu verdrängen gesucht. Wenn man bedenkt, wie tief diese Einrichtung im germanischen Leben wurzelte, und wie fest die Germanen an Nationalsitten hielten, so wird man die Kirche nicht tadeln können, wenn sie jene heidnische Gewohnheit nicht sogleich verwarf, sondern auf ihren Boden verpflanzte, und ihr ein christliches Gepräge zu geben suchte. Alle Ordalien (mit Ausnahme des Zweikampfs) wurden von der Kirche unter ihre unmittelbare Aufsicht genommen. Wer sich einem Gottesurtheil zu unterziehen hatte, wurde schon einige Tage vorher dem Priester zur religiösen Vorbereitung übergeben. Verweigerten die Geistlichen ihre Mitwirkung, so konnte das Ordal nicht stattfinden. Die Probe selbst wurde in der Kirche unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln vorgenommen. Indem aber die Kirche auf diese Weise jene Einrichtung wenigstens unschädlicher zu machen suchte, sprach sie doch wiederholt ihre Mißbilligung dagegen aus, insbesonders waren es die Päpste, welche von Anfang gegen die Gottesurtheile

eiferten. Schon Gregor der Große untersagte die Wasser- und Feuerprobe; Stephan V. nannte die Ordalien „abergläubische Erfindungen“ (888); Honorius III., Alexander IV. erließen Verordnungen dagegen; der große Innocenz III. verwarf sie mit Christi Worten: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.“ Obwohl indessen ihre Bemühungen von weltlichen Fürsten unterstützt wurden, erhielten sich doch die Ordalien bis in's 15. Jahrhundert, — zum Beweis, wie tief sie im Glauben des Volkes wurzelten. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Arten des Gottesurtheils aufzuzählen. Interessanter dürfte es sein, die Schilderungen einiger Ordalien selbst nach Berichten von Zeitgenossen mitzutheilen.

Eines der gewöhnlichsten war das Ordal des Zweikampfes. Es wurde besonders zur Ehrenrettung gekränkter Unschuld angewendet. Kaiser Otto I. hatte eine Tochter Luitgarde, die ward von einem gewissen Kuno angeschuldigt, daß sie sich erboten hätte, im Geheimen seine Frau zu werden. Der Kaiser gerieth darob in grimmigen Zorn; er fragte zuerst seine Tochter geheim, ob sie des Verbrechens schuldig sei, das Ritter Kuno ihr zur Last lege. Sie rief Gott und Christum zum Zeugen an und nahm das Abendmahl darauf, daß sie Nichts davon wisse; da berief Otto eine Versammlung der Großen, die an seinem Hofe anwesend waren, trat in ihren Kreis und sagte: wer von ihnen es aufnehmen wolle, im Zweikampf die Ehre seiner Tochter zu erweisen, der werde sein Leben lang an ihm einen treuen Freund haben. Da sprang der Graf Burchard in die Mitte und rief laut in den Kreis der Fürsten hinein: „Ich bezeuge hier vor euch Allen, daß Kuno alle seine Beschuldigungen gegen Luitgarde erlogen hat.“ Dagegen betheuerte auch Kuno bei den Sakramenten, daß er die Wahrheit geredet habe, und nun lag es Beiden ob, die Wahrheit ihrer Aussage im Zweikampf zu erhärten. Gleich im ersten Gange schlug Burchard dem Kuno die rechte Hand ab, und dieser bekannte alsbald sich der Verleumdung schuldig. Also wurde die Ehre der Kaisertochter Luitgarde gerettet.

Ein denkwürdiges Gottesurtheil der Feuerprobe fand zu Gregor's VII. Zeiten in Florenz statt. Dort war zwischen dem der Simonie angeklagten Bischof Peter und den Mönchen sammt dem Volke großer Zwist entstanden, und durch Anhang des Bischofs unter dem Klerus waren zwei mächtige Parteien entstanden. Auf Hildebrand's Betrieb ward Peter Damiani nach Florenz gesandt, um den Streit beizulegen. Dieser tadelte die Mönche, daß sie den Bischof ohne Verhör und Gericht verdammt, und das Volk gegen ihn, als einen Simonisten, aufgehetzt hätten. Das

Volk aber schrie: er sei wohl in gleicher Schuld, weil er solche Laster vertheidige, und hörte ihn nicht weiter. So ging er ohne Erfolg seiner Sendung zurück, verfaßte aber alsbald eine Vertheidigungsschrift, worin er, nach seiner Weise, kräftig und gerade den Mönchen derbe Wahrheiten sagt. Die Schrift überzeugte sie von dem Unrecht, das sie gethan, den Bischof zu verdammen, bevor der heilige Stuhl ihn gerichtet hätte. Seines Verbrechens aber blieben sie gewiß und beschlossen, zu rechter Entscheidung vor den Papst zu gehen. Sie erschienen, klagten und erboten sich, zur Versicherung der Gewißheit die Probe des Feuers abzulegen. Alexander wollte den Bischof von Florenz wegen seines großen Anhangs nicht absetzen, aber auch durch Nichtentscheidung der Sache den Mönchen nicht neues Aergerniß geben. Er setzte daher ein Konzilium in Rom fest, um entscheiden zu lassen. Mehr als hundert Bischöfe, sowie der Herzog Gottfried verherrlichten die Versammlung. Als Sprecher der Mönche trat Abt Rudolf ein, ein weiser, hochwürdiger Mann, und klagte. Gegen ihn aber waren Viele, besonders Peter Damiani und Rainald, Bischof von Cumä. Da erhob sich in der Versammlung Hildebrand als Vertheidiger der Sache der Mönche. Bald gab jedoch — so wird der weitere Gang der Sache erzählt — eine wunderbare That die Entscheidung. Weder der Papst noch das Konzilium mochten das Anerbieten der Feuerprobe annehmen. Allein das Volk in Florenz zwang die Mönche, die Wahrheit ihrer Klage zu erweisen. Es wurde ein Tag angesagt, wo dieses geschehen sollte. Als dieser anbrach, geschah, daß beim Kloster St. Salvator sich Cleriker und Laien und Menschen jegliches Geschlechts und Alters versammelten. Vom Volke erbaut erhoben sich zwei Scheiterhaufen, zwischen beiden ein Pfad, unten trockenes, sehr brennbares Holz. In den Gotteshäusern hielt man Gesang und Fürbitten, worauf, auf Befehl des Abts, erwählt ward, wer durch's Feuer wandeln sollte. Der Mönch Peter von Vallombrosa bestand das Wunder der Feuerprobe, wodurch der Bischof von Florenz des Verbrechens der Simonie überwiesen wurde. Als aber dem Papste der Erfolg dieses Vorganges berichtet wurde, entsetzte er den Angeklagten sofort seines Amtes. Peter der Mönch, seitdem gemeinhin der Feuer-Peter (Petrus Igneus) genannt, stieg bald nachher zu hohen Ehren, ja zur Würde eines Cardinals, die ihm Hildebrand verlieh.

17.
Die Vehmgerichte.

Ein neuerer ausgezeichneter Schriftsteller nennt die Vehmgerichte eine große und ehrwürdige Erscheinung in der deutschen Geschichte. Dieses Urtheil wird durch die Geschichte gerechtfertigt, wenn wir die Blüthezeit jener Gerichte, die Zeit vom 14. bis in die Mitte vom 15. Jahrhundert im Auge haben. Allein lange Zeit wurde dieses verkannt. Die Mißbräuche, in welche die Vehmgerichte schon im 15. Jahrhundert ausarteten, das Dunkel, in welches sie gehüllt waren, der Schrecken, den sie im Mittelalter verbreiteten, die Scheu, mit der man Alles, was sie betraf, berührte, die Phantasie, welche das theilweise in Geheimniß Gehüllte gern in's recht Schauerliche und Unheimliche ausmalte, dann auch unhistorischer Sinn: Alles dieses trug dazu bei, über diese Gerichte die gröbsten Irrthümer zu verbreiten. Ganz verunstaltet erschienen sie in den Händen der Dichter, Romanschreiber und Touristen. Will man eine recht falsche Vorstellung von den Vehmgerichten sich verschaffen, so lese man den Ritterroman: „Kuno von Kyburg,“ oder Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbronn,“ oder Hubert's Trauerspiel „das heimliche Gericht“ u. dgl. Und so ist es erklärlich, daß auch jetzt noch Viele mit durchaus irrigen Vorstellungen über die Vehmgerichte sich tragen.

Nach diesen Vorstellungen sollen die Vehmrichter in tiefer Nacht an unzugänglichen Orten, im schauerlichen Walde oder in tiefen Gewölben gerichtet, vermummt sich versammelt, vermummt ihre Urtheile vollzogen, ohne Ankläger, rein inquisitorisch verfahren, und — von keinem Gesetz, keiner Reichssatzung geheiligt — eigenmächtig durch einen schauerlichen Bund ihre Berechtigung selbst sich gegeben haben u. s. f.

Allerdings waren die Vehmgerichte bis auf einen gewissen Grad in Dunkel und Heimlichkeit gehüllt; allerdings wirkten sie im 14. und 15. Jahrhundert mit beinahe unwiderstehlicher Macht und mit furchtbarer Strenge; allerdings betrachteten sie sich als Rächer der verletzten Religion und des verletzten Rechts, und rächten die Verletzung immer nur mit der höchsten Strafe, dem Tode; allerdings waren ihre Schöffen über ganz Deutschland verbreitet, und übten über das ganze deutsche Reich mit mehr Kraft, Gewalt und Ansehen Gericht, als selbst Kaiser und Reich. Allein niemals verfuhren sie inquisitorisch — sondern nach altgermanischer Weise nur auf Anklage.

Nie folterten sie, sondern sie richteten nach altgermanischer Weise

auf freier Männer Eid oder auf freies Geständniß. Nie ließen sie Gefangene in Haft schmachten, — denn erschien der Geladene, so wurde er an demselben Tage gerichtet, und er ging entweder unschuldig erfunden frei wieder weg, oder hing als Verurtheilter noch an demselben Tage an einem Baume. Ihre Verurtheilten quälten sie nicht durch qualifizirte Todesstrafen; — denn sie kannten nur eine Strafe, den Strang; und bloß gegen ihre Genossen, welche die geheime Losung verriethen, schärften sie diese Strafen. Nie richteten sie in Gewölben oder an andern verborgenen Orten, nie bei Nacht; — sondern unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, an den allbekannten, germanischen Mahlstätten. Nie hatten die Vehmgerichte einen Sitz in Süddeutschland; sondern Freistühle fanden sich bloß in Westphalen auf „rother Erde," aber freilich Freischöffen im ganzen deutschen Reiche. Nie machten sie ein eigentliches Geheimniß daraus, wer Schöffe sei; denn es war eine Ehre und ein allgemein gesuchter Schutz und Schirm, Schöffe der heimlichen beschlossenen Acht zu sein.

Ihr Ursprung und Entstehen beruhte auf Gesetz und Recht so gut wie des Kaisers und seiner übrigen Gerichte Gewalt. Die Vehmgerichte [1]) waren nichts anderes als kaiserliche Landgerichte, die ihren Sitz hauptsächlich in Westphalen hatten. Sie selbst schreiben ihren Ursprung Karl dem Großen zu; daran ist etwas Wahres; allein ihr Entstehen reicht noch in die Zeit der altgermanischen Gerichte hinauf, wo jeder Freie Recht sprechen konnte, was Karl der Große dahin änderte, daß er das Schöppenthum einführte. Als nach der karolingischen Zeit bis zum 13. Jahrhundert die alte Gauverfassung sich auflöste, und Deutschland eine Menge regierender Herren erhielt, verloren die Freien fast überall einen großen Theil ihrer Rechte, namentlich das Recht zu richten. Nur an einigen Orten, besonders aber in Westphalen, erhielt sich die Freiheit des alten Kaisergerichts. Sowohl diese seine Eigenschaft als kaiserliches Gericht, als die Zeitverhältnisse gaben den Anlaß, seine Befugnisse selbst über Westphalen hinaus, in gewissen Fällen über ganz Deutschland auszuüben. Uebrigens ist gerade die Geschichte dieser Entwicklung der Vehme von Karl dem Großen bis in's 13. Jahrhundert sehr lückenhaft, desto genauer kennen wir ihre Zustände im 13. und 14. Jahrhundert, deren Bild sich aus nachfolgender Schilderung ergeben wird.

---

1) Am Meisten hat die Meinung von Grimm für sich, wonach Veme überhaupt Ding, Gericht bedeutet.

Exequirt werden konnte ein Urtheil der Vehme in ganz Deutschland, Gericht gehalten aber konnte nur in Westphalen werden. Das Gericht fand bei Tage statt, zwischen 7 Uhr Morgens bis zum Nachmittag, unter freiem Himmel, an den allbekannten Mahlstätten der Freistühle, deren es über hundert gab.

Vorsitzer war ein Freigraf. Dieser mußte ein Westphale sein; aber jeder freie Westphale konnte Freigraf sein, und die gefürchtetsten Freigrafen waren oft bloße schlichte, nicht adelige Landleute. Vor dem Grafen stand beim Gericht ein Tisch. Auf diesem lag ein blankes Schwert und ein Strick aus Weiden geflochten, ersteres zur Eidesabnahme, letzterer zur Execution.

Erscheinen und am Urtheile Theil nehmen konnte jeder Freigraf und Freischöffe, so daß bei manchen Urtheilen Hunderte zugegen waren; z. B. an einer über Herzog Heinrich von Bayern ausgesprochenen Vervehmung im Jahre 1434 nahmen 18 Freigrafen und 800 Freischöffen Theil. Zum Wenigsten aber mußten 7 zugegen sein. Verwandelte sich das offene Ding in die heimliche Acht, oder in das Stillgericht — was in derselben Sitzung geschehen konnte, so wurden nun alle Anwesende, welche nicht Freischöffen waren, aufgerufen, sich zu entfernen. Wenn nach diesem Aufrufe ein Unwissender sich in das heimliche Gericht eindrängte oder sonst aus Zufall an den Gerichtsort kam und eine Verhandlung anhörte: so traf ihn unnachsichtlich der Tod. Zum Urtheilsfinder rief der Vorsitzende einen ebenbürtigen Schöffen auf. Dieser berieth sich mit den umstehenden Schöffen. Sein Ausspruch, wenn er von der Versammlung mit Billigung aufgenommen wurde, bildete das Urtheil, das dann der Freigraf verkündete.

Nur auf Anklage konnte verfahren werden. Ankläger konnte nur ein Freischöffe sein. Er klagte bald auf eigenen Namen, bald im Namen eines verletzten Wissenden oder Nichtwissenden. Nach erhobener Anklage wurde vor Allem entschieden, ob das Verbrechen, wegen dessen geklagt wurde, Vehmwroge, d. h. ein vor die Vehme gehöriges Verbrechen sei. Hieher gehörten alle Verbrechen, welche nach dem Rechte des Mittelalters mit dem Tode gebüßt wurden, und dieß waren beinahe alle bedeutendere Verbrechen, den Diebstahl mit einbegriffen, und Verbrechen gegen die Religion. Nur konnte ein Nichtwissender in der Regel bloß dann vor das Vehmgericht geladen werden, wenn sein ordentliches Gericht seiner nicht mächtig oder voraussichtlich vor demselben nicht recht zu erlangen war, ein Fall, der in jenen Zeiten häufig vorkam. Dabei konnte aber selbst jede Civilsache

Vehmwroge werden, wenn der Betheiligte Genugthuung zu geben oder vor seinem ordentlichen Richter zu Recht zu stehen verweigerte.

War entschieden, daß das angeschuldigte Verbrechen Vehmwroge sei: so wurde der Angeklagte, wenn er Freischöffe war, vor die heimliche Acht geladen. Die Ladung wurde schriftlich ausgefertigt und vom Freigrafen besiegelt. Die Ladungsfrist betrug die alte sächsische Frist, 6 Wochen und 3 Tage. Der Freischöffe wurde dreimal geladen und erhielt drei solche Fristen.

Die Ladung eines Nichtwissenden mußte vor das offene Ding geschehen, da er in der heimlichen Acht nicht erscheinen durfte; blieb er aber am Termine aus, so verwandelte sich das versammelte offene Ding sofort durch Ausweisung aller Nichtwissenden in die heimliche Acht, in welcher dann über ihn gerichtet wurde. Er erhielt in der Regel bloß einen Termin von dreimal 15 Tagen, also von 6 Wochen und 3 Tagen, der aber nicht selten noch um einen weiteren verlängert wurde; die schriftliche Ladung wurde an ihn durch den Frohnboten des Freistuhls oder durch zwei Freischöffen besorgt.

War der Wohnort des zu Ladenden unbekannt, so wurden vier schriftliche Ladungen ausgefertigt, und je eine an vier Orten des Landes, in dem der zu Ladende sich vermuthlich aufhielt, auf Kreuzstraßen gegen Osten, Westen, Süden und Norden aufgesteckt, und zu jedem Briefe eine Königsmünze gelegt. War Vorsicht bei der Ladung nöthig — indem Mächtige es sich oft einfallen ließen, der Ladung durch Vergewaltigung der Ladenden vorzubeugen — so konnte die Ladung auch bei Nacht geschehen, und an die Thore des Schlosses oder der Stadt, wo der Angeklagte hauste, gesteckt werden. So sagen die von Kaiser Ruprecht über ihr Verfahren vernommenen Freigrafen: „Sitzt der Angeklagte auf einem Schloß, darein man ohne Sorge und Abenteuer nicht kommen möchte: so mögen die Schöppen, die ihn heischen wollen, Nachts oder wann es ihnen fügt, vor das Schloß reiten oder gehen, und aus dem Rennbaum oder Riegel drei Späne hauen und die Stücke behalten zum Gezeugniß, und den Ladungsbrief in die Kerben oder Grindel stecken und dem Burgwächter zurufen: sie hätten einen Königsbrief in den Grindel gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen, und er solle dem, der in der Burg ist, sagen, daß er seines Rechtstages warte, an dem freien Stuhl, bei dem höchsten Rechte und des Kaisers Bann.“

Erschien der Angeklagte nicht, so hatte der Ankläger den abwesenden Angeklagten bei dem Vehmgerichte bloß zu übersiebnen, d. h. er mußte

knieend mit zwei Fingern der rechten Hand auf dem blanken Schwert schwören, der Angeklagte sei schuldig, und wenn dann 6 ächte rechte Freischöffen mit ihm schworen, d. h. eidlich bekräftigten, sie seien überzeugt, der Ankläger schwöre rein, nicht mein: so wurde die Anklage als voll erwiesen angenommen. Alsdann wurde die letzte, die „schwere Sentenz" in den feierlichsten Formen über die Schuldigen ausgesprochen. Der Freigraf verfehmte ihn, indem er sprach: „Den beklagten Mann mit Namen N. den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat, und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad, und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

Hierauf — heißt es in den alten Vehmrechtsbüchern — soll der Graf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte, und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien, gleich als ob man den Verfehmten sofort in der Stunde hänge. Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen, und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, sobald sie den verfehmten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft.

Dieses Urtheil wurde vor dem Verfehmten in der Regel geheim gehalten. Verrieth ein Schöffe dem Verfehmten das Urtheil, um ihn der Strafe zu entziehen, oder warnte er ihn nur durch Zeichen, oder rieth er ihm durch verblümte Worte Flucht oder Vorsicht, z. B. durch die Worte: es sei anderswo ebenso gut Brod essen, oder Pfenninge verzehren, als hier — so war er selbst als Eidbrüchiger dem Strang verfallen.

Dem Ankläger wurde das Urtheil schriftlich mit dem Siegel des Freigrafen und in der Regel mit einer Ermahnung an alle Freischöffen, ihm bei der Vollziehung behülflich zu sein, ausgefertigt, damit ihm die Urkunde zu einer Legitimation diene gegen andere Freischöffen, die er etwa zur Hülfe nöthig hätte. Denn überall, wo der Verfehmte zu treffen war, konnten und mußten die Schöffen den nichts Ahnenden richten, d. h. sie

ergriffen ihn und hängten ihn an den nächsten besten Baum. Zum Zeichen, daß er von der heiligen Vehme gerichtet ward, steckten sie neben ihn ein Messer in den Baum.

Um andere Schöffen in der Nähe des Verurtheilten in aller Stille und ohne sich zu verrathen zur Mitwirkung auffordern zu können, hatten die Freischöffen eine geheime Losung, an der sie sich erkannten.

Auf dem Verrathe der geheimen Losung und der Heimlichkeiten des Gerichts überhaupt, welche zu bewahren „für Weib und Kind, Sand und Wind" die Schöffen schwören mußten, stand unnachsichtlich der Tod.

Erschien der Angeklagte auf die geschehene Ladung vor der heimlichen Acht: so war das Verfahren rasch und in Einer Gerichtssitzung beendigt. Gestand er die angeschuldigte That, so hatte er sich selbst gerichtet. Es wurde ihm sogleich das Todesurtheil gesprochen, und gleich darauf wurde er ergriffen, gebunden und aufgeknüpft. Läugnete der Angeklagte die That, so suchte man nicht ihn zum Geständnisse zu bringen. Die Vehme hatte keine Folter; sie folterte auch nicht durch inquisitorische Fragen. Hatte der Angeklagte einfach mit Nein geantwortet, so mußte er sich von der Anschuldigung reinigen. Es war dieß ein altgermanischer Grundsatz. Das geschah meist bloß durch den Reinigungseid. Jedoch war dieß ein Vorrecht der Wissenden. Der Ankläger konnte den Beklagten überbieten, wenn er sich herbeiließ, den Eid mit zwei Schöppen als Eideshelfern zu schwören, daß Beklagter schuldig sei, immerhin aber stand dem Beklagten jetzt noch das „Uebersiebnen" offen, d. i. er konnte sich durch den Eid von sieben (seinem und sechs Eideshelfer Eid) losschwören, falls ihn nicht der Kläger mit dreizehn Eideshelfern überbot; trat aber Beklagter mit zwanzig Eideshelfern vor, so war der Gegner ein- für allemal besiegt. Schwieriger bei diesen Gerichten war immer die Stellung des Nichtwissenden vor dem offenen Ding. Er konnte sich zwar in manchen Fällen auf den Kaiser berufen, auch seine Sache vor dem ordentlichen Richter abfordern lassen, mußte aber diese Abforderung gleich mitbringen, und zwei Schöppen mußten sich verbürgen, daß der Kläger dort zu Recht stehen wolle. Allein die Vehme achtete häufig die Berufung auf den Kaiser nicht, und selten mag auch der Nichtwissende zwei Zeugen gefunden haben, die sich für ihn verbürgten. Kam es dann wirklich zur Verhandlung, so mußten abermals Schöppen die Eideshelfer sein, während der Beklagte vielleicht keinen kannte und kein Schöppe vielleicht den Beklagten; sollte er nun gar sieben oder dreizehn Eideshelfer finden, so war die Sache noch schwieriger, daher dem Nichtwissenden in den meisten Fällen

der Strang sicher, und namentlich dann, wenn ein Wissender gegen ihn auftrat. Deßhalb war es häufig, daß der Nichtwissende lieber gar nicht erschien. Allein dann traf ihn unnachsichtlich die Vervehmung; denn dem anklagenden Schöffen fehlten gegen den ungehorsam Ausbleibenden wohl nie sechs Eideshelfer unter den Schöffen, die ihr Vertrauen in seinen Eid beschworen. Die Freigerichte gingen selbst am Ende des 13. Jahrhunderts so weit, daß sie den angeklagten Nichtwissenden häufig gar nicht vor ihr Gericht luden, sondern sogleich vervehmten, sobald entschieden war, daß das angeschuldigte Verbrechen Vehmwroge sei und der Ankläger die Anklage mit 6 Helfern beschwor. Allerdings aber wurde dieß später als Mißbrauch gerügt und abgeschafft.

Endlich hatte die Vehme noch eine andere furchtbare Waffe. Das bisher geschilderte Verfahren galt nämlich bloß, wenn die That des Angeschuldigten nicht handhaft war. Ein ganz anderes, ein furchtbarsummarisches Verfahren trat bei handhafter That ein.

Handhafte That war, wenn der Verbrecher entweder auf der That selbst ergriffen oder mit den Werkzeugen, mit denen er die That vollbrachte, oder mit Dem, was er durch die That sich angeeignet, auf eine Weise betreten ward, die ihn ganz unverkennbar als Thäter bezeichnete, oder wenn er die That gestand. Ueber handhafte That konnte sogleich und wo auch der Verbrecher ergriffen werden mochte, also auch außer Westphalen, gerichtet werden.

Wie aber in diesem Falle das furchtbare Recht, welches die Vehme ihren Schöffen einräumte, mißbraucht wurde; so lag überhaupt in diesem Rechte der Keim zu den gröbsten Mißbräuchen, die nicht ausblieben, aber auch zur furchtbarsten Macht. Der Schrecken vor dem Gerichte wurde allgemein und besonders genährt und erhöht durch die Heimlichkeiten, die mit dem Gerichte verbunden waren. Selbst über die Grundsätze des Verfahrens war man im Dunkeln; denn die Furcht, welche die Vehme verbreitete, schreckte beinahe jeden Nichtwissenden ab, auch nur nach dem Verfahren bei dem Gerichte zu forschen; die Freischöffen selbst sprachen mit keinem Unwissenden davon; ihre Urkunden waren den Nichtwissenden durch die magische Formel: „Diesen Brief soll Niemand lesen“ u. s. w. verschlossen, und so schwebte selbst über die Grundsätze ihres Verfahrens ein Dunkel, welches die wunderlichsten Vorstellungen vom Gerichte erzeugte.

Die Macht der Vehme stieg im 14. und 15. Jahrhundert auf eine merkwürdige Weise. Sie nannte sich „des heiligen Reichs Obergericht über's Blut;“ sie sagte von sich, sie sei höher und übertreffe alle weltlichen

Gerichte. Die Ladung des schlichten Westphälischen Freigrafen wurde mehr gefürchtet, als des Kaisers Gebot; gewaltige Reichsfürsten beugten sich vor ihr und erschienen, vor den Freistuhl gefordert, in Westphalen, wie z. B. Herzog Heinrich v. Bayern, geladen vom Freigrafen Albert Swynde; in blühenden Städten, deren sämmtliche männliche Einwohner vom 14. bis zum 70. Jahre sie sehr häufig vor ihren Richterstuhl luden, verbreiteten sie Schrecken. Selbst die Macht der Kirche scheiterte an der Vehme; denn häufig trotzte sie dem Banne. Die Freigrafen Dietrich Dietmaritheim, Heinrich Smedt und Herrmann Grote wagten es sogar, den Kaiser Friedrich III., seinen Kanzler und sein Kammergericht vor ihren Freistuhl zweimal zu laden, damit der Kaiser, wie es in der Ladung hieß, „daselbst seinen Leib und die höchste Ehre verantworte bei Strafe, für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden.“

18.

Die Inquisition.

Kaum eine andere Erscheinung der Geschichte des Mittelalters ist mehr auf Kosten der Wahrheit entstellt und mit Zuthaten von Lüge ausgestattet worden. Auch wir wollen und können die Inquisition nicht loben, wünschen vielmehr mit dem hl. Augustin, daß die Ketzer nicht getödtet, sondern auf dem Wege der Buße und Zucht gebessert worden wären; das hindert aber nicht, übertriebene und parteiische Vorstellungen von der Inquisition, wie solche durch Romane, Theaterstücke und neuere Geschichtsbücher erzeugt werden, zurückzuweisen. Die Kirche hielt es zu allen Zeiten für ihre Pflicht, Irrthümer zu bekämpfen, hartnäckig Irrende aber aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Diese Pflicht ist einfach Gebot der Selbsterhaltung. Was würde aus der Kirche werden, wenn sie alle möglichen Ansichten und Meinungen auf ihren Namen gelten ließe, wenn sie Leute, die ihre Lehren und Satzungen ausdrücklich verwerfen, als ihre Mitglieder ansehen und dulden wollte? Niemals jedoch machte die Kirche von ihrem Rechte des Ausschlusses Gebrauch, ohne die Irrenden zuvor gemahnt, belehrt und wo dieses nicht half, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln bestraft zu haben. In den ersten Jahrhunderten waren diese Strafen nur kirchliche. Als der Staat seit Constantin dem Großen christlich geworden war, fügten die Kaiser den Kirchenstrafen gegen hartnäckige Ketzer auch bürgerliche Strafen hinzu, theils um Unruhen abzuhalten, welche oft durch neue Irrlehren entstanden waren, theils um die Kirche gegen ihre offenen und erklärten Feinde zu schützen. Denn daß solche

Irrlehren keineswegs bloß unschuldige, harmlose Meinungsverschiedenheiten waren, sondern häufig zu thätlichen Angriffen auf die alte Kirche führten, davon liefert die Kirchengeschichte nicht wenige Beispiele. Man denke an die Exzesse der Circumcellionen, Arianer u. A. Auch in seinem eigenen Interesse konnte der Staat nicht gleichgültig gegen die Religion seiner Mitglieder sein. Es hat besonders im Mittelalter Sekten gegeben, deren unsittliche oder communistische Lehren die Fundamente aller geselligen Ordnung zerstörten, während die katholische Religion, die Gehorsam gegen die Obrigkeit, Selbstverläugnung und thätige Nächstenliebe predigt, offenbar als der mächtigste Pfeiler der Staatsordnung erschien. Wenn daher die Kaiser seit Constantin den kirchlichen Strafen auch bürgerliche hinzufügten, so mögen sie ebensowohl das Interesse des Staates als der Kirche im Auge gehabt haben. Die erste Todesstrafe gegen die Ketzer verhängte Kaiser Maximus, als er zu Trier die Häupter der unzüchtigen Priscillianisten hinrichten ließ (385). Laut tadelten jedoch die großen Bischöfe jener Zeit: Ambrosius, Martin von Tours u. A. ein so hartes Verfahren, und die Ansicht des heiligen Augustinus, daß man die Irrlehrer nicht tödten, sondern durch Strenge der Zucht bessern solle, behauptete sich bis in die Zeiten des Mittelalters. Bei der innigeren Verbindung von Kirche und Staat galt nunmehr ein Angriff gegen die Religion auch als Hochverrath gegen den Staat, und von diesem wurde geächtet, wer von der Kirche ausgestoßen war. Erst jetzt ist von Inquisition im gewöhnlichen Sinne die Rede. Mit Unrecht wird Papst Innocenz III. als Gründer derselben bezeichnet. Innocenz traf nur vorübergehende Maßregeln gegen die Ketzer in Südfrankreich; eigentliche Inquisition als bleibendes Glaubensgericht wurde erst im Jahre 1229 auf der Synode zu Toulouse angeordnet. Ihre wesentlichsten Bestimmungen waren folgende: 1) Jeder Bischof soll in seinen Pfarreien einen Priester und etliche rechtschaffene Laien verpflichten, den Irrlehrern und ihrem Anhang nachzuforschen und bei geistlicher und weltlicher Behörde Anzeige zu machen. 2) Wer einen Ketzer wissentlich verbirgt, soll sein Besitzthum verlieren. 3) Das Haus, worin ein Ketzer versteckt gefunden wird, soll niedergerissen werden. 4) Damit kein Unschuldiger bestraft werde, soll über Niemanden eine Strafe verhängt werden, bevor seine Sache vor dem Bischofe untersucht und entschieden worden. Diese Verordnungen mögen auf den ersten Blick hart erscheinen. Will man aber ein unparteiisches Urtheil fällen, so muß man die vorausgegangenen Umstände kennen lernen. Der Albigenserkrieg hatte gezeigt, mit welcher

gefährlichen Klasse von Ketzern man es damals zu thun hatte. Da wurde nicht, wie früher, etwa ein oder der andere Glaubenssatz geläugnet, Grundsätze wurden gepredigt, welche staatliche und sittliche Ordnung von Grund aus zerstören. Viele läugneten die Unsterblichkeit, oder die Willensfreiheit des Menschen. Aus Verachtung des Gottesdienstes geschah es, daß sie nicht selten christliche Kirchen schändeten, ja zerstörten, Priester mißhandelten und selbst den Legaten des Papstes, Peter von Castelnau, meuchelmörderisch tödteten.

Solcher Art waren die Ketzereien, gegen welche die Inquisition errichtet wurde. Was würde heutzutage mit Sekten von so gefährlichem Charakter geschehen? Kann es dem dritten Lateranconcil verargt werden, wenn es die Obrigkeit auffordert, mit aller Strenge gegen die Ketzer einzuschreiten, da sie „sich nicht mehr still und verborgen hielten, sondern ihre Irrlehren veröffentlichten, Schwache und Einfältige verführten, gegen die Gläubigen grausam seien, weder Kirchen noch Klöster, weder Wittwen noch Waisen, weder Greise noch Knaben, weder Alter noch Geschlecht schonten, sondern mit heidnischer Wildheit Alles zerstörten, verachtend kirchliche Zucht und Strafe.“ Die auf der Synode zu Toulouse eingesetzte Inquisition war Anfangs den Bischöfen, später den Dominikanern übertragen, welche allenthalben, wo es nöthig schien, Tribunale errichteten. Daß es aber wirklich an vielen Orten nöthig schien, sehen wir aus der Einführung der Inquisition durch weltliche Fürsten in ihre Staaten, und zwar nicht etwa bloß durch einen heiligen Ludwig in Frankreich, sondern auch durch einen Friedrich II., den Hohenstaufen, dem sicher an der Reinerhaltung des Glaubens wenig gelegen war.

Dieses sind die wesentlichsten Thatsachen aus der Geschichte der kirchlichen Inquisition. Ganz verschieden von dieser war die spanische Inquisition, eine rein politische Anstalt. Es gab in Spanien von Alters her zahlreiche Juden. Schon unter den westgothischen Königen hatten sie Reichthum und Macht erlangt. Viele waren Beamte, sogar Haushofmeister der Könige geworden, sehr viele kamen als Aerzte in alle Familien; einige gelangten sogar zur Regierung als Finanzminister und Günstlinge der Könige. So war es ihnen leicht, unter den Christen Proselytenmacherei zu treiben, und sie trieben sie im Großen. Noch gefährlicher aber waren die heimlichen Juden, welche sich hatten taufen lassen, um als maskirte Christen ihre Pläne desto leichter auszuführen. (Man nannte sie Maranos.) Schon unter dem Westgothenkönige Egika hatten sie sich verschworen, im Bunde mit den Sarazenen den christlichen

Thron zu stürzen und ein neues Jerusalem zu gründen. König Egika entdeckte den Plan und strafte die Schuldigen. Unter der Herrschaft der Araber erholten sie sich wieder, wurden in den spätern christlichen Reichen sehr zahl- und einflußreich, schlichen sich in geistliche Aemter, selbst auf bischöfliche Stühle ein, gelangten zu hohen Ehrenstellen, heiratheten in die besten Familien und benützten alle diese Verhältnisse, um das Christenthum und die spanische Nationalität zu untergraben. Es ist bezeichnend, wenn sie im Jahre 1473 sogar die Festung Gibraltar durch Geld in ihre Hände zu bringen suchten. Wiederholte Klagen gegen diese verkappten Juden waren laut geworden, als sich Ferdinand und Isabella entschlossen, in Castilien, wo die alte kirchliche Inquisition eingegangen war, eine neue zu errichten (1478). Außer den getauften Juden (denn die ungetauften standen nicht unter der Inquisition) wurden bald auch die Moriscos, d. h. die nach der Eroberung Granada's gewaltsam bekehrten Muhamedaner unter die Aufsicht der Inquisition gestellt. Daß diese spanische Inquisition kein kirchliches, sondern wesentlich ein politisches Institut war, wird neuerdings von bedeutenden Geschichtschreibern zugestanden. So äußert Ranke: „Irre ich nicht ganz, so ergibt sich, daß die Inquisition ein königlicher, nur ein mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof war. Erstens waren die Inquisitoren königliche Beamte. Die Könige hatten das Recht, sie einzusetzen und zu entlassen; wie andere Behörden, unterlagen auch die Inquisitionshöfe den königlichen Visitationen. Zweitens fiel aller Vortheil von den Confiscationen dieses Gerichtes dem Könige anheim. Drittens war erst hiedurch der Staat vollkommen abgeschlossen; der Fürst bekam ein Gericht in die Hand, dem sich kein Großer, kein Erzbischof entziehen durfte. Wie demnach das Gericht auf der Vollmacht des Königs beruht, so gereicht seine Handhabung zum Vortheile der königlichen Gewalt." Aehnlich urtheilt Leo: „Isabella wußte durch die Inquisition, die ein ganz von ihr abhängendes geistliches Institut, gegen Laien und Geistliche zugleich gerichtet war, den Adel und die Geistlichkeit von Castilien zu beugen." Der französische Geschichtschreiber Guizot erklärt „die Inquisition für ein mehr politisches als religiöses Institut, weit mehr dazu bestimmt, die Staatsordnung aufrecht zu halten, als den Glauben." Sehr richtig bemerkt Matthias Koch: „In den Niederlanden war die Inquisition, wie überall wo sie bestand, als ein nothwendiges, und wie man damals zu sagen pflegte, als ein „heiliges Institut" betrachtet und so lange nicht verhaßt, als man das Volk nicht dagegen hetzte, und die Zahl derjenigen, welchen vor ihr bangte, eine

geringe war. Nichts ist irriger als Prescott's Vorstellung, wenn er sagt: „Das Volk der Niederlande empfand vor der Inquisition den nämlichen Schauder, den ein freies und aufgeklärtes Volk wohl heutzutage vor ihr empfinden würde.“ Diese Uebertragung unserer Anschauung auf das Mittelalter und den Beginn der neueren Zeit wird am besten von der Thatsache widerlegt, daß die in allen katholischen Ländern bestandene geistliche Gerichtsbarkeit befugt war, seines Glaubens und Wandels wegen, Jeden, der verdächtig oder bemackelt war, zur Rechenschaft zu ziehen und die weltliche Gesetzgebung aller Staaten wegen Glaubensabfall, Gotteslästerung oder Zauberei und andern Religionsverbrechen keine minder schweren Strafen verhängte, als die waren, welche die Edicte Karl's V. bestimmten. Der ganze Unterschied zwischen diesen und der übrigen Partikulargesetzgebung besteht darin, daß bei dieser die Strafverschärfungen der Edicte theils gelinder waren, theils gar nicht bestanden. Es ist daher eine von Unterlassung einer Vergleichung der niederländischen Einrichtungen mit den deutschen und auswärtigen verschuldete schiefe Auffassung, wenn jene gleichsam als einzig in ihrer Art hingestellt, und von ihnen der Beweis für Philipp's II. angebliche Tyrannei und Grausamkeit entlehnt wird.

Jede Erscheinung in der Geschichte muß nach dem Zeitalter und den Umständen beurtheilt werden, unter welchen sie hervortrat; ebenso die spanische Inquisition nach den Grundsätzen jener Zeit, nicht nach denen des 19. Jahrhunderts. Damals galt der Satz: Cuius est regio, illius et religio allgemein, nicht nur in Spanien, sondern auch in allen protestantischen Staaten. Wir erinnern nur an die Pfalz, deren Bewohner, je nach der Religion ihres Landesherrn, bei schweren Strafen gezwungen wurden, bald lutherisch, bald calvinisch zu werden, deßgleichen waren die peinlichen Gerichtsordnungen des Mittelalters durchgehends viel strenger und blutiger als heutzutage. Wir staunen über die Härte der Carolina (peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V.), worin nicht nur Gotteslästerung und Zauberei, sondern selbst wiederholter Diebstahl mit dem Tode, Sodomie mit Feuer, u. s. w. bestraft wurde.

Was die Strafbarkeit der Ketzerei belangt, so waren die Ansichten der Protestanten in diesem Punkte ebenso streng, wo nicht strenger, als diejenigen der Katholiken. So wurde Michael Servet auf Antrag Calvins wegen Ketzerei in der Dreieinigkeitslehre an langsamem Feuer gebraten. So wurde der Wiedertäufer Felix Manz auf Zwingli's Veranlassung ersäuft. So wurde Valentin Gentilis als Antitrinitarier in Genf enthauptet, Henning Brabant wegen vermeintlichen

Teufelsbundes furchtbar verstümmelt und zu Tode gemartert, ja in dem kleinen Gebiete der Reichsstadt Nürnberg wurden von 1577—1617 gegen 356 der Ketzerei und Zauberei verdächtige Personen hingerichtet und 345 gestäupt und verstümmelt.

Was die großen Zahlen der von der spanischen Inquisiton Gerichteten und Verurtheilten angeht, so sind dabei Hexen und Zauberer mit eingerechnet, welche aber nicht bloß in Spanien, sondern auch in Deutschland und nicht bloß von den Katholiken, sondern ebensowohl von den Protestanten verfolgt worden sind. Im Jahre 1781 hat die spanische Inquisition das letzte Todesurtheil gesprochen und im Jahre 1782 hat ein protestantisches Gericht im Schweizercanton Glarus noch eine Hexe verbrannt. Außer den Hexen und Zauberern gehörten zu den von der Inquisition Gerichteten auch Sodomiten, in Vielweiberei Lebende, Geistliche, welche heiratheten, Beichtväter, welche ihre Beichttöchter verführten, Gotteslästerer, Kirchenräuber, Wucherer, in Kriegszeiten sogar Schmuggler, ferner Verfertiger von Liebestränken, und Andere, die den Aberglauben des Volkes ausbeuteten. Wenn nun die Zahl aller von der Inquisition während 330 Jahren ihres Bestandes zum Tode Verurtheilten von Llorente auf 30,000 angegeben wird, so muß davon die Summe der wegen oben genannter Verbrechen Gerichteten in Abzug kommen, so daß die Anzahl der wegen Ketzerei Verurtheilten lange nicht so auffallend erscheint, als etwa die Zahlen der verbrannten Hexen in Deutschland.

Viel wird auch von den grausamen Foltern der Inquisition gesprochen, als ob allein die Inquisition dieses Qualinstrumentes sich bedient hätte. Allein die Folter war damals auch bei allen weltlichen Gerichten und in allen Ländern gebräuchlich.

Wenn die Inquisition ein Product der römischen Glaubenstyrannei genannt wird, so ist dagegen zu erinnern, daß gerade die Päpste dieser Anstalt wenig geneigt waren, und sie zu beschränken suchten. Sie haben wiederholt die Inquisitoren zur Milde gemahnt, Gnadenerlasse für Verfolgte gewährt, Verurtheilten und deren Nachkommen ihr Vermögen gerettet, sogar Inquisitoren excommunicirt. [1]) Wenn ferner die Inquisition als eine Fang- und Haschanstalt geschildert wird, welche beim geringsten Ver-

1) Das Gleiche gilt auch von der kirchlichen Inquisition. Zugegeben, daß manche Inquisitoren in menschlicher Leidenschaft ihre Befugnisse grausam mißbrauchten, so haben doch die Päpste solche Uebertreibungen nicht gebilligt. Als Beispiel dient Conrad von Marburg, welcher von Gregor IX. als päpstlicher Inquisitor für Deutschland bestellt, sich furchtbare Grausamkeiten erlaubte. Als er hierauf zu Rom verklagt wor-

dachte ihre Schlachtopfer erfaßte, so beweist die Inquisitionsordnung gerade das Gegentheil. Stets wurde vor Beginn des Verfahrens eine Gnadenfrist gestattet. Wer innerhalb derselben sich freiwillig stellte und Buße that, wurde freigesprochen und nur mit milden Strafen belegt. Die Erlassung von Haftbefehlen war an viele Beschränkungen gebunden. Niemand durfte eingezogen werden, wenn sein Vergehen nicht durch hinlängliche Beweise außer Zweifel war. Geheime Verhaftungen durch die Inquisition hat es nur in Romanen gegeben. Vom Verhör war jede Parteilichkeit, jede Willkür und Mißhandlung durch eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen ausgeschlossen, das Urtheil endlich bedurfte, um rechtskräftig zu sein, der Revision und Bestätigung der obersten Behörde, des Großinquisitors, welcher zuvor noch die Gutachten der Consulenten einholen mußte.

Kommen wir nun zum Schlußpunkt des Inquisitionsprozesses, dem Auto da Fé, d. h. Glaubensakt (actus fidei), so stellt man sich dieses gewöhnlich als ein schreckliches Feuer vor, welches spanische Cannibalen umlagern, sich an dem Rösten und Braten einiger Aufgeklärten zu weiden. Es hat aber gar viele Auto da Fé's gegeben, bei denen nichts brannte, als die Kerze, welche der Reuige zum Zeichen des ihm wiederaufgegangenen Glaubenslichtes in der Hand trug. In den meisten Fällen waren die Autos Akte der Freisprechung und öffentlichen Buße. Bei dem großen Auto da Fé zu Toledo im Jahre 1486 wurden nach Llorente's Bericht nicht weniger als 750 Schuldige bestraft. Allein von allen diesen 750, so meldet die Geschichte, wurde nicht ein einziger hingerichtet, ihre Strafe war nur öffentliche Kirchenbuße. Ein zweites großes Auto da Fé fand am 2. April desselben Jahres wieder zu Toledo statt. Dießmal war die Zahl der „Schlachtopfer" 900, und von diesen 900 — so meldet die Geschichte — wurde kein Einziger mit dem Tode bestraft. Und so endigten von allen Inquisitionsprozessen, welche Llorente erzählt, äußerst wenige mit dem Tode der Schuldigen, und doch hat Llorente bekanntlich nichts

---

den, widerrief Gregor IX. die ihm ertheilten Vollmachten und tadelte nur, daß man so lange zu dessen Treiben geschwiegen habe. — Das neueste Schriftchen über Konrad von Marburg, herausgegeben von dem protestantischen Kirchenhistoriker Henke, gibt zu, daß es sich bei Konrad nicht bloß um Ascese und Kleinigkeiten, um Essen und Trinken handelt, sondern daß er des beßten Amts, in welchem sich jemals ein Papst oder ein päpstlicher Agent im Mittelalter in die Angelegenheiten anderer Länder eingemischt hat, wartete, und daß er sich des gedrückten Volks gegen die Mächtigen annahm in Fällen, wo diesen Niemand sonst zu widersprechen wagt, und daß er auch mittelbar und unmittelbar den Mächtigen selbst das Gewissen schärft.

verschwiegen, was Schlimmes und Schreckliches von der Inquisition zu melden war. [1])

Ein Anhängsel des Auto da Fé war der berüchtigte Sanbenito, zu deutsch: Bußsack (sacco bendito), eine Art Mönchsgewand von gelblicher Farbe. Bekanntlich hatte das Tragen eines Bußkleides im Mittelalter mehr Erbauliches als Beschimpfendes. Kaiser und Könige, wie Theodosius der Große, Ludwig der Heilige, stiegen vom Throne, um in Sack und Asche öffentlich Buße zu thun. War aber jener Sanbenito bei hartnäckigen, dem weltlichen Arm übergebenen Ketzern sogar mit allerhand Flammenbildern und Fratzen verziert, so hatte eben Spanien diese Art von Armensünderkleidung, wie man anderswo eine andere hat.

Wenn diese Thatsachen das Urtheil über die Inquisition zu mildern geeignet sind, so bleibt aber doch ein Vorwurf zurück, welchen man nicht gerne fallen läßt: die Inquisition habe den Geist des spanischen Volkes gelähmt und allen Fortschritt der Cultur und Wissenschaft unterdrückt. Indessen ist gerade dieser Vorwurf nicht viel mehr als bloße Redensart, denn merkwürdiger Weise fällt die Glanzperiode der spanischen Literatur, vom Ende des 15. bis Ende des 17. Jahrhunderts (die Zeit der weltberühmten Dichter Cervantes, Lope de Vega, Calderon) mit der Blüthezeit der Inquisition zusammen. Zwar führt Llorente 117 Gelehrte auf, welche vor die Inquisition gestellt wurden; allein er selbst muß zugestehen, daß keinem derselben ein Haar versengt worden ist.

Nach allem diesem sind wir jedoch weit entfernt, der Inquisition das Wort reden zu wollen; vielmehr bestreiten wir der weltlichen Gewalt durchaus die Befugniß, das Gewissen zu knebeln, und sind von Herzensgrund jedem staatlichen Religionszwang abhold, mag er von einem Torquemada in der Dominikanerkutte oder von einem Bureaukraten in der Staatsuniform ausgehen; nur das wollten wir zeigen, daß die Inquisition das schändliche Ungeheuer nicht war, wozu sie Parteileidenschaft und Unwissenheit häufig stempeln.

---

1) Llorente's Zahlangaben verdienen, wie Hefele nachweist, nur geringen Glauben. Llorente war spanischer Priester, der sich unter Napoleon dazu hergab, das Aufhebungsdekret der spanischen Klöster auszuführen und sich bei diesem Raubzuge bereicherte. Er verlor seine Aemter wegen Unterschlagung von 11,000,000 Realen. Ein Mann von solchem Charakter verdient wohl auch als Geschichtschreiber wenig Glauben, den er aber in reichem Maße bei Vielen gefunden.

19.
Die Buchdruckerkunst.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat in der neuern Zeit manchen Streit veranlaßt, aber die sorgfältigsten Untersuchungen bezeichnen Mainz wenigstens als denjenigen Ort, an welchem sie zuerst allgemeine Bedeutsamkeit erlangte. Außerdem streiten Harlem, Straßburg, Bamberg um die Priorität der Erfindung. Wir haben darüber das bestimmte Zeugniß eines berühmten Mannes und Zeitgenossen, des Abtes Trithem. Dieser sagte nämlich in seinen Annalen des Klosters Hirschau zu dem Jahre 1450: „Zu dieser Zeit wurde in Mainz, einer Stadt Deutschlands am Rheine, und nicht in Italien, wie Einige fälschlich berichten, jene wunderbare und früher unerhörte Kunst, Bücher mittelst Buchstaben zusammenzusetzen und zu drucken, durch Johann Gutenberg, einen Mainzer Bürger, erfunden und ausgedacht, welcher, als er beinahe sein ganzes Vermögen für die Erfindung dieser Kunst aufgewendet hatte, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpfend, bald in diesem, bald in jenem, mit seinen Mitteln zu kurz stand, und schon nahe daran war, das ganze Unternehmen, an dem Erfolge verzweifelnd, aufzugeben, endlich mit dem Rathe und den Vorschüssen des Johann Fust, ebenfalls Bürger von Mainz, die angefangene Sache vollbrachte. Demnach druckten sie zuerst das unter dem Namen Catholicon bezeichnete Wörterbuch, nachdem sie die Züge der Buchstaben nach der Ordnung auf hölzerne Tafeln gezeichnet und die Formen zusammengesetzt hatten; allein mit denselben Formen konnten sie nichts anders drucken, eben weil die Buchstaben nicht von den Tafeln ablösbar und beweglich, sondern eingeschnitzt waren. Nach diesen Erfindungen folgten künstlichere. Sie erfanden die Art und Weise, die Formen aller Buchstaben des lateinischen Alphabetes zu gießen, welche Formen sie Matrizen nannten, und aus welchen sie hinwiederum eherne oder zinnerne, zu jeglichem Drucke geeignete Buchstaben goßen, welche sie früher mit den Händen schnitzten. Und in der That, wie ich vor beinahe dreißig Jahren aus dem Munde des Peter Schöffer von Gernsheim, eines Mainzer Bürgers und Schwiegersohnes des ersten Erfinders der Kunst, gehört habe, hatte die Buchdruckerkunst vom Anfange ihrer Entstehung an, große Schwierigkeiten zu bekämpfen. Denn als sie beschäftigt waren, die Bibel zu drucken, hatten sie schon mehr als viertausend Gulden ausgegeben, ehe sie noch das dritte Quaternion zu Stande gebracht; der erwähnte Schöffer aber, damals Gehülfe, nachher Tochtermann des ersten Erfinders Fust, ein kluger und sinnreicher Kopf, dachte eine leichtere Art aus, Buchstaben

zu gießen und vervollständigte die Kunst, wie sie jetzt ist. Diese drei hielten ihre Art und Weise zu drucken einige Zeit geheim, bis dieselbe durch Gehülfen, ohne deren Mitwirkung sie die Kunst selbst nicht ausüben konnten, zuerst bei den Straßburgern und endlich bei allen Nationen verbreitet wurde. Das Gesagte mag über die wunderbare Buchdruckerkunst genügen. Deren erste Erfinder wohnten aber zu Mainz, im Hause zum Jungen, welches hierauf und noch bis jetzt das Druckhaus genannt." Mit diesem erschöpfenden Berichte Trithem's stimmt auch das Urtheil der fast gleichzeitigen kölnischen Chronik. Nach dieser jedoch kam die edle Kunst von Mainz zuerst nach Köln, dann nach Straßburg, wo aber bereits früher ihre Wiege gestanden; indem Gutenberg, schon bei seinem früheren Aufenthalte daselbst, in dem Jahre 1430 einige Versuche angestellt, endlich nach Venedig. Was jedoch die Kölner Chronik von den ersten Versuchen in Holland berichtet, wird wohl dahin zu berichtigen sein, daß man hier gleichzeitig mit Mainz und Straßburg auf Holztafeln druckte. Gutenberg selbst (sein Familienname war Gensfleisch, der Name Gutenberg rührt von einem später ererbten Familiengut her) starb am 24. Februar des Jahres 1468, ohne sich des verdienten Lohnes seiner großen Erfindung erfreut zu haben, ein Schicksal, das ihm mit so vielen großen Männern gemein ist.

20.

Die Universitäten.

Mit ungemeinem Eifer hatten sich im 12. Jahrhundert die neugestifteten und reformirten Orden auf die Wissenschaften gelegt. Niemand konnte Abt, ja in Frankreich fast Niemand Bischof werden, der sich nicht durch gelehrte Kenntnisse auszeichnete. Selbst in die Nonnenklöster drang die Literatur ein. Die bekannte Heloise unterrichtete zu Paraklet ihre Nonnen in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Als die Veranlasser des abermaligen Wiederauflebens der Wissenschaften nennt uns die Geschichte für das Studium der Theologie und Philosophie Lanfrank, Abt zu Bec in der Normandie und (seit 1070) Erzbischof von Canterbury, Berengar von Tours und Anselm, ebenfalls Erzbischof von Canterbury († 1117). Sie weckten in der zweiten Hälfte des eilften und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Geister in Frankreich und England. Auf sie folgte zu Paris Wilhelm von Champeaux († 1113 als Bischof von Chalons), Abälard und sein Schüler Petrus Lombardus.

Das Studium der Rechtswissenschaft rief Irnerius, eigentlich Werner, zu Ende des eilften und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts

in Bologna wieder hervor, indem er das römische Recht, besonders die Pandekten mit solchem Beifall auslegte, daß Männer und Jünglinge aus allen Ländern Europa's nach Bologna eilten, um aus seinem Munde die Weisheit der römischen Gesetzgebung zu vernehmen. Ihm folgten auf dem Katheder vier nicht weniger berühmte Schüler: Bulgarus, Martinus, Jakobus und Hugo.

Endlich hob zu derselben Zeit Constantin der Afrikaner († um 1072) das Studium der Arzneikunde zu Salerno in Unteritalien, indem er viele medizinische Werke aus dem Arabischen und Griechischen in's Latein übersetzte. Diese Wiederhersteller der Wissenschaften sind es auch, denen das Abendland eine neue Art von Lehranstalten, die Hochschulen oder Universitäten, verdankt. Das Zuströmen zu ihren Lehrstühlen machte diese Orte zu Mittelpunkten der Wissenschaften. Bologna soll am Ende des zwölften Jahrhunderts schon über 10,000 Studirende, Paris zu derselben Zeit mehr Studirende als Einwohner gezählt haben.

Das Eigenthümliche dieser Lehranstalten bestand aber darin, daß die Lehrer der Wissenschaften nicht ausschließlich Geistliche waren, und daß die Lehrer sowohl als die Lernenden von Päpsten, Kaisern, Königen und Städten Privilegien erhielten, besonders das Privilegium der eigenen Gerichtsbarkeit, wodurch sie über andere Lehrer und Lernende erhoben wurden und eine für sich bestehende oder besondere privilegirte Gemeinheit oder Corporation ausmachten. Daher auch der Name Universität, universitas, welcher so viel als Corporation, Innung bedeutet. Hierin besteht das eigentliche Wesen der hohen Schulen, wenn man sie mit andern Schulen vergleicht.

Zuerst gab König Roger von Sicilien (1130) den Aerzten zu Salerno das Privilegium, daß künftig im ganzen Reiche kein Arzt die Erlaubniß haben solle, sich mit der Heilung von Krankheiten abzugeben, wenn er nicht von den Lehrern zu Salerno, in Gegenwart von königlichen Abgeordneten, geprüft und tüchtig befunden worden wäre. Dadurch erhielten die Aerzte in Salerno im Wesentlichen das Recht der Promotion und das Monopol des Unterrichts in ihrer Wissenschaft für Sicilien. Friedrich I. aber ließ (1158) auf den roncalischen Feldern die berühmte Authentica bekannt machen, worin er die in Bologna Lehrenden und Lernenden in seinen besondern Schutz nahm und ihnen ein eigenes Forum vor dem Bischofe des Orts oder vor ihren eigenen Lehrern anwies. Auch die Päpste benutzten jede Gelegenheit, sich als Beschützer und Freunde der Universitäten zu zeigen. Unter andern dispensirten sie (seit Alexander III von 1179 an) nicht nur diejenigen Pfründenbesitzer von

der persönlichen Residenz, die auf einer hohen Schule sich des Lehrens oder Lernens wegen aufhielten, sondern vergaben selbst einträgliche Pfründen an ausgezeichnete Lehrer und wurden so die ersten Ausstatter der bis dahin durch die Honorare der Studirenden allein sich erhaltenden Schulen. Alexander III. gab eigens seinen Legaten in Frankreich den Auftrag, ihm die verdientesten Gelehrten zur Beförderung anzuzeigen. In Bologna und Paris wurde das Promotionswesen durch Zufall und Bedürfniß in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hervorgerufen, sowohl um Unwürdige vom Lehrstuhle abzuhalten, als auch Würdigen ein Zeugniß ihrer Tüchtigkeit zu geben. Der junge Abälard lehrte zuerst in Melun, dann in Corbeil und endlich in Paris, ohne von einem Andern examinirt und promovirt zu sein. Gewöhnlich wählten sich die Lehrer an den Kloster- und Domschulen einen Stellvertreter, Präpositus, der sie im Nothfalle vertrat und nach ihrem Abgange die Lehrstelle erhielt. Allein das reichliche Einkommen bewog auch Andere, als Lehrer aufzutreten und, da sich kein bequemeres Lokal als in den Stiftern darbot, sich dazu die Erlaubniß vom Dechant, oder Kanzler, oder auch vom Abte, gegen ein Geschenk auszuwirken. Was jedoch Anfangs nur freiwillige Gabe war, wurde bald zu einer Anforderung an diejenigen, welche öffentlich lehren wollten; sie mußten sich bei dem Dechant oder Kanzler mit einem Geschenk für die licentia docendi abfinden, selbst wenn sie außer den Stifts- oder Klostermauern lehrten. Der Mißbrauch, welchen die Kanzler mit diesem Rechte trieben, muß sehr arg gewesen sein, da er schon nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts zu den Ohren des Papstes drang. Alexander III. untersagte es auf's Strengste, irgend etwas für die licentia docendi anzunehmen. Da später noch auf der Schule zu Oxford ungeprüfte Lehrer den Lehrstuhl bestiegen, so verordnete Innocenz IV. (1246), daß inskünftige keiner als öffentlicher Lehrer auftreten solle, der nicht nach der Weise der Universität zu Paris von dem Bischofe selbst, oder von denen, welcher diese dazu bestellen werde, geprüft und tüchtig befunden worden. Daß in Paris sowohl der Bischof als auch der Kanzler von Paris die Erlaubniß zu lehren ertheilt haben, wird ausdrücklich bezeugt. Sogar der Kanzler des Klosters zur heil. Genovefa ertheilte sie, ohne daß einer höheren Autorisation erwähnt wird. Die Ausbildung der drei akademischen Grade, des Baccalaureats, des Magisteriums und Doctorats gehört erst in das 13. Jahrhundert.

Die Lehrart der Doctoren auf den ältesten hohen Schulen war folgende. Die Lehrer der Theologie lasen die Bücher des alten und neuen

Testaments und die Schriften der heiligen Väter; die Professoren der Rechtsgelehrsamkeit die Pandekten; die der Medizin den Hippocrates oder Galen und die der Philosophie den Aristoteles oder die Isagoge des Porphyr, und erklärten die dunkeln Stellen durch kurze und treffende Glossen. Aber schon im zwölften Jahrhundert fing man an, aus den großen Werken, die man bisher vorgelesen und erklärt hatte, Auszüge oder sogenannte Summas zu machen und diese bei den Vorlesungen zu Grunde zu legen. Eine solche Summa war die Regula Salernitana und die Summa Thaddaei in der Medizin, die Summa Alzonis in der Rechtsgelehrsamkeit; in der Theologie Petri Lombardi liber sententiarum. Hierauf entstanden die zahllosen Commentare über die Summas, die erste Quelle des Verderbens der Studien auf den Universitäten. Der Urtext wurde darüber vergessen und den Grübeleien und Spitzfindigkeiten Thor und Thür geöffnet. Das Sprachstudium, das zu Abälard's Zeiten schöne Fortschritte gemacht hatte, gerieth in Verfall und die Barbarei im Ausdrucke kehrte abermals in eine Zeit zurück, wo die scharfsinnigsten Dialektiker die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten.

Zu den drei genannten Universitäten, auf denen auch nach und nach des Bedürfnisses wegen die übrigen Lehrzweige hinzukamen, wurden zunächst an folgenden Orten Hochschulen gestiftet: Vicenza 1204, Padua 1222, Neapel 1224, Vercelli 1228, Piacenza 1246, Treviso 1260, Perugia 1276, Toulouse 1228, Salamanca 1240, Ferrara 1246, Montpellier 1289, Lissabon 1290. Auch die Entstehung der Universitäten von Oxford und Cambridge gehört zuverlässig in's 12. Jahrhundert.

Daß diese großen Stapelplätze der Wissenschaften der Cultur bedeutenden Vorschub leisteten, unterliegt keinem Zweifel. Schon der Zutritt der Laien zum öffentlichen Lehramte und das Zusammenleben so vieler junger Männer aus allen Ländern Europa's an einem Orte war ein großer Vortheil, allein die Universitäten hatten auch ihre Nachtheile. So wie sie emporkamen, gingen die Dom- und Klosterschulen unter, ohne sich je wieder zu erholen, weil sie es an Zahl und Tüchtigkeit der Lehrer den Hochschulen nicht gleichthun konnten, und weil alle jungen Männer, die irgend die Kosten aufzubringen im Stande waren, weit mehr nach dem freien Leben der Universitätsstädte, als nach der klösterlichen Einsamkeit sich sehnten. Die Klosterschulen wurden verdunkelt. Schon Alexander III. mußte befehlen, daß an jeder Hauptkirche ein Lehrer der Theologie zum Unterrichte der jungen Geistlichen und der armen Jugend angestellt würde. Allein konnte dieser Lehrer etwas Tüchtiges leisten, so

eilte er nach einer Universität, um dort seinen Ruhm zu begründen. Daher entbehrte die größere Masse aus Armuth ganz und gar tüchtiger Lehrer. Mit dem Verfall dieser Schulen riß nun auch die Unwissenheit und mit der Unwissenheit die Sittenlosigkeit in den Klöstern ein. Am meisten aber scheint den Nachtheil, welcher aus dem Verfalle der Kloster- und Domschulen entsprang, Deutschland empfunden zu haben, weil dieß anfänglich keinen Ersatz durch eine oder die andere Universität erhielt, sondern seine Jugend nach Frankreich oder Italien schicken mußte. Deßhalb blieb es auch hinter diesen Ländern in der Cultur zurück. Ferner hatten die Kloster- und Domschulen zugleich das geleistet, was heute auf den Gymnasien gelehrt wird und was man damals unter dem Namen des Triviums begriff, nämlich Grammatik im weitern Sinne, Rhetorik und Dialektik. Die berühmtesten Lehrer des 12. Jahrhunderts, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Petrus Lombardus und Andere, waren alle auf diesem Wege gebildet worden und waren daher auch mit dem klassischen Alterthum der Lateiner gut und mit dem der Griechen zum Theil vertraut. Auf den Universitäten nahmen diese Lehrzweige bald einen untergeordneten Rang ein, und man lernte im 13. Jahrhunderte nur gerade so viel Latein, als man brauchte, um die Lehrer der Brodwissenschaften zu verstehen. Dazu kam, daß der bei weitem größere Theil der Jugend sich einzig und allein ohne Vorbildung in deren Hörsäle drängte, weil die Kenntniß des canonischen und bürgerlichen Rechts und der Medizin zu Amt und Reichthum führte und scholastische Sophisterei in der Theologie das Ansehen der Gelehrsamkeit gab. Selbst die Auslegung der heiligen Schrift überließ man im 13. Jahrhundert den Candidaten des Lehramtes.

Noch größer war der Nachtheil, den die Sittlichkeit erlitt. Das Zusammenleben so vieler tausend junger Männer an Einem Orte mit den größten Freiheiten, fast ohne Aufsicht, erzeugte die gefährlichsten Ausschweifungen. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts waren die blutigen Raufereien unter den Studirenden in Paris, deren viele vom geistlichen Stande waren, so häufig, daß man den päpstlichen Stuhl ersuchen mußte, den Abt von St. Victor zu bevollmächtigen, daß er Personen, die sich durch Mißhandlungen, Verwundungen oder Todtschläge die Strafe des Bannes zugezogen hätten, von dieser Strafe befreien dürfe, weil es unmöglich sei, daß alle Schuldigen sich an den päpstlichen Hof verfügen, und um die Aufhebung der Exkommunikation bitten könnten. Innocenz III. willfahrte dem Gesuch. Diese Zügellosigkeit veranlaßte die Stiftung von Collegien, worin eine bestimmte Anzahl von Studirenden unter Aufsicht

freie Wohnung, auch Kost oder Geld erhielt. Die ersten wurden schon im 12. Jahrhundert gestiftet. Später wurden auch Lehrer darin angestellt, und zu den Vorlesungen auswärts Wohnende zugelassen. Unter der Regierung Ludwig's IX. gab es deren in Paris achtzehn. Das berühmteste darunter wurde das Collegium der Sorbonne, gestiftet von Robert aus dem Flecken Sorbonne in der Champagne (im J. 1250) für 16 Studirende des weltgeistlichen Standes. Von ihm erhielt nach und nach die ganze theologische Fakultät zu Paris den Namen.

21.
Bildung des Mittelalters.

Viele denken sich das Mittelalter, im Vergleiche mit der neuern Zeit, als das eigentliche Zeitalter der Barbarei, das heißt der sittlichen Rohheit und der geistigen Unwissenheit. Solcher Ansicht werden diejenigen huldigen, welche die Geschichte des Mittelalters ganz oberflächlich kennen gelernt haben, oder auf das Wort eines modernen Geschichtschreibers schwören. Die beste Rechtfertigung des Mittelalters sind die Thatsachen selbst, die vielen herrlichen Gestalten großer Männer in Kirche und Staat, die reichen Lebensentfaltungen auf beiden Gebieten, die wunderbaren Erscheinungen religiös-sittlichen Lebens, die großartigen Produktionen christlicher Kunst und Poesie. Wir haben unsern Lesern zahlreiche Bilder vor Augen geführt; doch wie viel größer ist die Zahl derjenigen, welche zu schildern Werke größeren Umfangs erfordern würden! Wer seine Lektüre weiter ausdehnen kann, wird über den Reichthum einer wunderbaren Vorzeit staunen, und mit der Erweiterung seines Gesichtskreises manch' ungerechtes Urtheil fallen lassen. Wir wollen hier dem Mittelalter keine Lobrede halten — jede Zeit wie jeder Mensch richtet sich selbst in seinen Werken; — aber die Rücksicht auf moderne Geschichtsbücher, welchen der Geist des Mittelalters nur als Schreckbild erscheint, fordert etliche Andeutungen.

Jedermann weiß, auf welcher Stufe geistiger Entwicklung das Abendland beim Beginne des Mittelalters sich befand. Die römische Bildung war in sich selbst zerfallen und abgestorben, die germanische in erster Kindheit begriffen, die alte Welt unter Trümmern begraben, die neue noch nicht geordnet und aufgebaut. Vergleichen wir die Zustände zu Anfang des Mittelalters mit den Zuständen beim Ausgange desselben, so finden wir jetzt den ganzen Welttheil zum Christenthume bekehrt, und die Segnungen wohlbebauter Länder, geordneter Staaten und Staatenverhältnisse, des lebendigsten Wechselverkehrs der Völker unter sich, eröffnet sich vor

uns. Ein vierter Welttheil ist durch die sinnreiche Kunst und die seither entfaltete Geisteskraft der Europäer entdeckt, und dadurch sowohl für den Gedanken als das sinnliche Leben eine fruchtbare Quelle von Reichthümern und Genüssen fließend geworden; die bedeutungsvollsten Handelsverbindungen mit Asien sind aufgefunden, und auch dadurch der Blick des Geistes in's Unendliche erweitert. Sechsundsechzig Universitäten zählte Europa vor dem Jahre 1517, von welchen allein unserem Deutschland sechzehn angehörten. Und was wurde auf denselben gelehrt? Werfen wir zunächst einen Blick auf die Theologie; eine Wissenschaft wurde gepflegt, die aus der tiefsten und innigsten Versenkung in's Christenthum hervorgegangen ist, und von einer Geisteskraft ausgeführt wurde, deren Größe am besten mit jener Kunst und Gemüthsfülle verglichen wird, deren Hervorbringungen die gleichzeitigen Münster und Dome sind. Welche vielfache Bildung, welchen geschärften Blick des inneren Auges in die dunkelsten Geheimnisse, welchen Muth, die höchsten Aufgaben des Denkens so getrost und zuversichtlich zu übernehmen, setzen die Werke eines Anselm von Canterbury, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Occam, Abälard, Petrus Lombardus, Albert des Großen, Bonaventura, Raimund von Sabunde, voraus! Es ist hier nicht möglich, unsern Lesern eine auch nur annähernde Vorstellung von den Leistungen der sogenannten Scholastiker zu geben; es genügt zu sagen, daß die Hochschätzung derselben zunimmt, je näher man sie in unsern Tagen erforscht und kennen lernt. Leichter ist es, Laien in der Theologie die Verdienste der Mystiker anschaulich zu machen [1]). Während die Scholastik die Wahrheit des Glaubens wissenschaftlich zu erforschen und zu begründen strebte, wollte die Mystik die Heilslehre durch das Gemüth erfassen, und deren ganze Kraft und Herrlichkeit empfinden. Als Meister erscheint hier der große heil. Bernhard, dieser doctor mellifluens der göttlichen Liebe, auf dessen oben gegebene Lebensskizze wir verweisen. Vieler andern, minder bekannten, nicht zu gedenken, glänzt in späterer Zeit als Stern erster Größe unter den Lehrmeistern christlicher Weisheit und Liebe Thomas von Kempen, Chorherr auf dem Agnetenberge bei Zwoll († 1471), dessen Buch von der Nachfolge Christi nächst der Bibel das verbreitetste und gelesenste aller Bücher geworden. Er ist nicht der tiefste, aber der reinste, edelste, einfachste und populärste der sogenannten Mystiker. Der stille Umgang mit Gott ist sein Grundgedanke; dahin

---

1) Näheres bietet die Einleitung zu H. Suso's Leben und Schriften von Diepenbrock.

führen würdiger Empfang der hl. Sakramente, unablässige Betrachtung der heil. Schrift und richtige Würdigung der Welt. Die Eucharistie aber ist ihm der Mittelpunkt alles sittlichen Lebens (daher am längsten, im 4. Buche, abgehandelt). Etwa hundert Jahre vor ihm hatten der milde, liebreiche und tiefsinnige Johann Tauler († 1361) als Predigerbruder zu Köln und Straßburg, gleichzeitig sein Odensbruder, der Dominikaner Heinrich Suso († 1365), genannt „Amandus", die Lehren der christlichen Mystik, weniger volksthümlich und klar, aber mit erwärmender Innigkeit und größerer Gedankentiefe vorgetragen. Nächst ihnen sind als hochberühmte Lehrer des geistigen Lebens zu nennen Johannes Ruysbroech, Chorherr zu Grünthal bei Brüssel, nicht frei von Verirrungen, denen der große Johannes Gerson (doctor christianissimus † 1429) wissenschaftlich klar entgegentrat. Das Wesen der Mystik definirt er als ein Erkennen Gottes durch Herzenserfahrung. Vermittelst der Liebe gelange man zu einem unmittelbaren Innewerden Gottes. Während der Gegenstand der wissenschaftlichen Theologie das Wahre sei, habe es die Mystik mit dem Guten und Heiligen zu thun. Beide, Scholastik und Mystik wollen Hand in Hand gehen, denn die Wissenschaft wird kalt und hochmüthig ohne die Liebe; die Mystik aber irrt leicht vom Wege der Wahrheit ab ohne jene. — So beschränkt der Raum ist, hier auch nur die berühmtesten Namen zu nennen und die bedeutendsten Erscheinungen anzudeuten, so können wir doch, wo von der Mystik die Rede ist, nicht umhin, auf die praktischen Mystiker des Mittelalters wenigstens hinzuweisen. Das sind jene großen, christlichen Charaktere, „Heilige" genannt, deren Verständniß unserem Zeitalter so sehr abgeht, daß sie, diese wahrhaftigsten Glanz- und Lichtpunkte des Mittelalters, in den Geschichtsbüchern kaum Erwähnung finden. Uns schien es zweckmäßiger, auf einige Schlachten zu verzichten, als auf die Schilderungen von Charakteren, wie sie das Mittelalter in einem Franziskus von Assis, einer Elisabeth von Ungarn u. A. gesehen hat.

Die Mystik führt uns weiter auf das ihr verwandte Gebiet, der Poesie. Wer die Geschichte der Literatur auch nur oberflächlich kennt, weiß von den herrlichen Schöpfungen des Mittelalters, das man ja vorzugsweise als das Zeitalter des Gefühls, der Phantasie und der Poesie bezeichnet. Namen, wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, sind in unsern Tagen allbekannt, und selbst jene, welche der ältern Sprache unkundig sind, haben die herrlichen Werke jener früher vergessenen Meister in Ueber-

setzungen kennen gelernt. Charakteristisch ist aber der christliche Standpunkt, welchen die größten Dichter jener Zeiten einnehmen. Wir wollen speciell auf Dante hinweisen. Dante's Divina Comödia zeigt schon durch ihre drei Theile das treue Festhalten des Dichters an der katholischen Glaubenslehre, und allein die Nachrichten, die er von Virgil, mit dem er sich doch in das engste Verhältniß setzt, gleich anfangs mittheilt, beweisen, daß er sich durch seine persönliche Theilnahme an dem Geschicke desselben, oder durch etwaige Ueberschätzung menschlicher Vortrefflichkeit auch nicht im Mindesten vom christlichen Dogma ableiten ließ. Wie überhaupt, wenn man von Beatrix und der Beziehung Dante's zu diesem verklärten Geiste absieht, in der Gemüthlichkeit, Weichheit und Zartheit der Gefühle das Glänzende dieses Werkes nicht besteht, so zeigt sich Dante durchweg als einen höchst strengen Dogmatiker, gleich dem von ihm so hochverehrten Thomas von Aquino, dessen Werke er so fleißig studirt hatte, und dem er im Himmel begegnet. Großartigkeit der Empfindungen hingegen, Erhabenheit und unerschöpflicher Reichthum der Bilder und Gedanken ist es, was der göttlichen Comödie einen unsterblichen Ruhm sicherte; in dieser ihrer eigenthümlichen Weise spricht sie auch von Christus, und ist sie irgendwie erhaben und tief ergreifend zu nennen, so ist sie es gewiß, wo der Sohn Gottes als Weltheiland geschildert wird. Was Dante's Beziehung zu den Erscheinungen im kirchlichen Leben betrifft, so wirft er allerdings einen nichtswürdigen Papst unbarmherzig in die Hölle; aber auch die Ketzer, „diese kleinen Füchse, die den Weinberg des Herrn untergraben." Den Papst stellt er als Statthalter Christi dar, und gerade deßhalb entrüstet er sich so sehr über einen unwürdigen Träger eines so hohen Amtes, und begrüßt freudig denjenigen im Paradiese, der seine erhabene Stellung begriffen hat. Ein Denkmal gerechten Zornes setzt er den Lässigen, Trägen, Pflichtvergessenen unter den Franziskanern und Dominikanern, aber gerade deßhalb, weil er den Franz von Assisi und Dominikus Guzmann so hochstellt, ihre Namen auf das Festlichste feiert, und in ihnen und ihren ächten Söhnen Bonaventura und Thomas Ideale findet, gegen welche die gemeine, begeisterungslose Sinnesweise von so manchen ihrer Anhänger einen wehethuenden Contrast bildete, während dieselben doch meinten, in dem Sinne und Geiste ihrer Meister zu wirken. Dante Allighieri ist der erstgeborne Sohn der Kirche unter den Dichtern, mit einem klaren, starken, kraftvollen Glauben, mit tiefster Brust der Kirche angehörig, aber gerade darum gegen gemeinen, niedrigen Sinn aus vollem Herzen sprechend.

Von entgegengesetzter Individualität mit Dante sind Torquato Tasso und Petrarca, aber durch das Band tief innerlicher christlicher Pietät mit ihm Eins. Wer möchte dafür halten, daß Tasso aus Unglauben die Befreiung des heiligen Grabes besungen habe? Man lese die ascetisch-mystischen Schriften Petrarca's, und lerne seinen unendlichen Schmerz kennen, den er über die Leiden der Kirche zur Zeit der Avignon'schen Päpste empfand, und man wird sich überzeugen, daß er sich mit derselben Zartheit und Innigkeit der Empfindung, welche er in einer niedern Sphäre in seinen lyrischen Gedichten so unvergleichlich offenbarte, in dem höheren Kreise des religiös-kirchlichen Lebens bewegte[1]).

Gleich der Poesie des Mittelalters steht auch die Kunst in Mitte des Christenthums und des kirchlichen Lebens. Hinsichtlich der Baukunst verweisen wir auf die Schilderungen „romanischer und gothischer Baustyl" und „Bauleute und Bauhütten des Mittelalters". Was die Malerei betrifft, so ist sie gleichfalls von der Kirche großgezogen worden; denn gegen alle morgenländische und abendländische Bilderstürmerei siegte der Glaube, daß die Kunst eine Feier des Heiligen sei; nur gegen sinnlich reizende Bilder sprach die Kirche. Noch inmitten des Mittelalters stehen die Anfänger und Begründer der neueren Malerei, Cimabue, Giotto und der Klosterbruder Angelico von Fiesole, der die Fülle eines im Himmel heimischen Herzens in seine süßen Bilder gebracht, „ein Maler der Seligen, dem zu Malen ein Umgang mit Christus war." Und wenn die großen Kunstmeister Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael Sanzio, Albrecht Dürer u. A. ihrer Lebenszeit nach schon die neuere Zeit berühren, so gehören sie doch ihrer Bildung, ihrer Anschauung und dem Geist ihrer Schöpfungen nach wahrhaft und wesentlich dem Mittelalter an. Die Kunst aller dieser Meister bewegte sich in dem großen christlichen Bilderkreise von der Weltschöpfung bis zum Weltgerichte. Das Erhabenste, wozu der Gedanke des Menschen in kühnem Fluge sich erschwingt, wie das Schrecklichste, was ihn erschüttert, das Lieblichste, was ihn bewegt, das Edelste, was ihn begeistert, Alles ist in jenen Meisterwerken der Kunst in größter Mannigfaltigkeit dargestellt. Vorzüglich wurden die Künstler mächtig angezogen durch den großen Mittelpunkt aller Menschengeschichte, durch das Leiden Christi, in welchem Gottes Gerechtigkeit und Barm-

1) Ueber christliche Dichtkunst des Mittelalters siehe insbesonders: Clarus Darst. d. span. Lit. im M. 847. Ozanam, Italiens Franziskanerdichter; deutsch v. Julius. 853. F. X. Wegele, Dante's Leben und Werke. 852. u. A. Besonders auch das treffliche Werk von Dr. A. Ebert: Handbuch der italienischen National-Literatur.

herzigkeit, des göttlichen Erlösers unendliche Liebe, Geduld und Stärke, bei den mithandelnden Personen die höchste Mannigfaltigkeit menschlicher Affekte, der künstlerischen Darstellung so reiche Auswahl gewährte. Sodann war es die jungfräuliche Mutter des Herrn (Madonna), die Königin aller Heiligen, welche als die Gnadenvolle in ihrer erhabenen Reinheit, in ihrem reichen Tugendschmucke, alle menschlichen Vorzüge in sich vereinigte, und deßhalb mit Recht die christlichen Künstler also begeisterte, daß jeder dieß Ideal menschlicher Vollkommenheit nach seiner Weise zu verherrlichen sich bemühte, und zwar in der mannigfaltigsten Weise, besonders anziehend in ihrem Verhältnisse zum göttlichen Kinde. Kühn und gewaltig waren die Gemälde, welche das Ende der Welt, Gericht, Himmel und Hölle vor das Auge des Geistes führten, besonders, wenn es gelang, alle diese erschütternden Momente in Einem Bilde glücklich zu vereinigen. Andere wußten in sinnreicher und scharfsinniger Weise die Geschichte Christi oder seiner Kirche mit typischen und allegorischen Bildern zu umgeben. Aus diesem weiten Gebiete nahmen die hochgefeierten Meister Cimabue, Giotto, Orgagno, Ghirlandajo, Pietro Perugino, Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael Sanzio in Italien, die Meister der böhmischen, wie jene der Kölner Schule, später Albrecht Dürer und der ältere Hans Holbein in Deutschland, Memling und die Gebrüder van Eyck in den Niederlanden, die Stoffe ihrer vielbewunderten Meisterwerke. Die christliche Kunst jener Zeit ist edel und keusch, sie entzündet religiöse Begeisterung, haucht in das Herz Liebe zur Tugend, erhebt den Sinn über das Irdische zum Größten und Höchsten. Hinsichtlich der äußern Form hat sie sich sowohl an der Natur, als durch antike Muster stetig fortgebildet, bis zu ihrer Vollendung im Anfange des 16. Jahrhunderts [1]).

Werfen wir noch einen prüfenden Blick auf die zu Ende des Mittelalters vor sich gehende sogenannte „Wiederherstellung der Wissenschaften", so wäre sie allerdings ein großes Armuthszeugniß für das Mittelalter, wenn es sich damit so verhielte, wie in parteischen Geschichtsbüchern zu lesen steht. Allein selbst die begeisterte Aufnahme, welche das klassische Alterthum zu Ende des Mittelalters fand, setzt eine schon sehr weit geschrittene Geistesbildung voraus. Barbarische Horden erfreuen sich der Lesung des Plato nicht; sie wissen weder die Kraft des Thucydides,

---

1) Unter den zahlreichen Schriften über die Kunst des Mittelalters sind vornämlich die von Kreuser, Sorg, Dursch, Reichensperger, Otte, Görres (Dom v. Köln) aufzuführen.

noch die Anmuth des Herodot zu würdigen. Die wiedererwachte Liebe zu den Werken der Alten war keineswegs der Anfang der Wissenschaftlichkeit und einer höheren Geistesbildung; sie gab nur dem schon vorhandenen wissenschaftlichen Geist und der bereits errungenen Bildung eine neue Richtung, neuen Stoff und neue Form. Es war auch keineswegs ein kirchenfeindlicher, protestantischer Geist, welcher die neue Bildung einführte und vermittelte, und gleichsam als Gegensatz gegen die mittelalterlich-katholische Weltanschauung darstellte. Vielmehr waren es größtentheils fromme, der Kirche angehörige und ergebene Männer, welche die altklassischen Studien in neue Aufnahme brachten. Die Namen der auswandernden Griechen sind bekannt, die dem Abendlande ihre Schätze zubrachten; weniger wird beachtet, daß es sämmtlich fromme Griechen waren, zum Theil Mönche und Geistliche, wie z. B. Bessarion, später Cardinal, der berühmteste aus Allen. Von diesem, wie seine Abhandlungen beweisen, tüchtigen Theologen und heiligen Manne wurde eine Akademie errichtet, und es versammelten sich bei ihm zu bestimmten Tagen Theodorus Gaza, Flavius, Blondus, Platina, Companus u. A., um sich über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten, und ihre Plane zur Beförderung höherer Bildung in die Wirklichkeit überzusetzen. Und wer waren wohl die ersten und eifrigsten Pfleger der Philologie in Italien? Die gebornen Italiener, deren Namen in dieser Zeit die Nachwelt besonders dankbar nennt, gehören mit seltenen Ausnahmen dem Klerus an, was an sich schon auf eine lebendige Befreundung der humanistischen Studien mit den dogmatischen Grundlagen der Kirche hindeutet. Laurentius Valla, der Günstling Papst Nikolaus V., eines durch innige Frömmigkeit, Tugend und die vielseitigste allgemein wissenschaftliche, besonders aber theologische Bildung sehr verehrungswürdigen Mannes, gehört unter die ersten, und es ist bekannt, daß er in Rom Canonikus war. Nikolaus munterte ihn zu seinen Uebersetzungen griechischer Klassiker auf, welche von den Kunstrichtern so hoch geschätzt wurden. So freisinnig sich Valla in seiner Kritik bewegte, so verfolgte er als Theologe sogar die strenge augustinische Richtung. Angelus Politianus, der berühmte Aristoteliker und Uebersetzer des Aristoteles, war Canonicus, und Marsilius Ficinus, Dechant eines Canonicates in Florenz. Die Hauptaufgabe des letzteren, eines Platonikers und verdienstvollen Uebersetzers der Schriften Plato's, ging in seinen reiferen Jahren dahin, das Christenthum als positive Offenbarung Gottes zu begründen, und selbst den Hauptinhalt der platonischen Spekulation, von der er so begeistert war, als Lehngut aus den göttlichen

Büchern der Israeliten darzustellen. Johannes Picus von Mirandula, einer der thätigsten und einflußreichsten Beförderer der neuaufblühenden Wissenschaften, suchte gleichfalls, übrigens in einem weit größeren Umfange noch als Ficinus, zu beweisen, daß alle religiösen Wahrheiten, die bei den verschiedenen Völkern der Erde gefunden werden, einer Uroffenbarung zu verdanken seien, und vorzüglich zu diesen Zwecken und in dieser Richtung hatte er sich mit unsäglicher Mühe seine so ausgedehnten Kenntnisse der orientalischen Sprachen erworben. In dieser Weise sucht er eine feste Grundlage zur Erklärung aller der mit christlichen Ideen verwandten Erscheinungen in anderen Religionssystemen zu gewinnen, und die Wahrheit des Christenthums durch die Thatsache zu beweisen, daß seine Wesenlehren so alt als die Religion unter den Menschen selbst seien. Eine andere, mehr praktisch-apologetische Richtung verfolgte auf die glücklichste Weise der geist- und kraftvolle Dominikaner Hieronymus Savonarola; glücklich, wenn er sich nicht in politische Pläne, in Komplotte gegen die Mediceer in Florenz verstrickt, und in denselben das Leben verwirkt hätte! Im Anfange des 16. Jahrhunderts ragt unter den Freunden der humanistischen Studien Papst Leo X. hervor, der Schüler des Angelus Politianus und Demetrius Chalcondylas, und der jüngere Freund des Picus und Marsilius. Er war es, der den Grafen Johannes Lascaris in sein Vaterland zurücksandte, um Manuscripte von Classikern und griechischen Kirchenvätern einzukaufen, die talentvollsten Jünglinge Griechenlands in großer Anzahl nach Italien einlud, um daselbst in ihrer Sprache zu unterrichten und um die Wissenschaft verdiente Männer mit den reichlichsten Pensionen unterstützte. Unter den vorzüglichsten Humanisten in Italien nehmen noch um diese Zeit die drei Cardinäle Sadolet, Bischof von Carpentras, Contareni, venetianischer Senator, und Petrus Bembo, ihr Freund, eine bedeutende Stelle ein, Männer von der reinsten Tugend und eben so erleuchteter als inniger christlicher Erkenntniß, von welcher auch die beiden Ersten in mehreren, mit großer Eleganz geschriebenen Werken, so schöne Proben ablegten.

Richten wir von Italien unsere Aufmerksamkeit auf Spanien und Frankreich, so finden wir dort den Aelius Antonius Nebrissensis als den Wiederhersteller der klassischen Literatur. Es ist derselbe, der von dem Cardinal Ximenes nach Alcala als Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde, daselbst als ein tüchtiger Hebräer mit mehreren Gelehrten an der complutenser Polyglotte arbeitete, die Geschichte des katholischen Ferdinand's und der Isabella schrieb, und über schwierige

biblische Stellen gründliche Commentationen bekannt machte. Es wäre sehr überflüssig, das Verhältniß eines Mannes, der in den engsten Beziehungen zu dem frommen Franz Ximenes stand, und von genanntem Fürsten zum königlichen Historiographen ernannt wurde, zur christlichen Religion und Kirche näher bezeichnen zu wollen. Uebrigens war Aelius Antonius von Nebrissa kein Priester. Von den Landsleuten desselben nennen wir nur noch Ludwig Vives, welcher mit dem Franzosen Wilhelm Budäus und dem Niederländer Erasmus das hochgefeierte literarische Triumvirat bildete.

In England ruft die Geschichte des lebendigeren Wiederaufblühens der schönen Wissenschaften die traurigsten Erinnerungen hervor. Fisher,[1] Bischof von Rochester, munterte die Margaretha, Mutter Heinrich's VIII., deren Beichtvater er war, zur Gründung zweier Collegien in Cambridge auf, die den klassischen Studien gewidmet waren: es ist derselbe, den der genannte König meinte, wenn er sagte, kein Fürst der Welt habe einen so gelehrten und frommen Bischof als er; später ließ er ihn aus derselben Ursache hinrichten, aus welcher Vives sechs Monate gefangen gehalten ward. In löblicher Nacheiferung gründeten sofort die Bischöfe von Lincoln und Winton zwei Collegien zu denselben Zwecken in Oxford, und John Colet, der gelehrte und ehrwürdige Dechant an der St. Paulskirche in London, dem Erasmus ein so schönes Denkmal der Freundschaft und der Dankbarkeit setzte, eines in der Hauptstadt von England. Zum Rector seiner neuen wohlthätigen Schöpfung erwählte Colet jenen Mann, der zuerst nach England die schönen Wissenschaften brachte, den William Lilly, jetzt noch dankbar von der Geschichte Englands genannt. Lilly war in herzensvoller Andacht als Jüngling nach Jerusalem gepilgert, um am Grabe des Heilandes in Schmerz und Freude zu weinen, zu danken, zu preisen den Erlöser der Welt. Auf seiner Rückreise verweilte er in Rhodus, um von Griechen das Griechische zu erlernen, sodann in Italien, um auch hier seine Kenntnisse zu erweitern. So war Pietät und literarischer Eifer auf's Innigste in ihm vereint. Mit ihm verehren die Engländer noch als die ersten Pfleger der klassischen Studien die Franziskaner Linacre und Grocyn, bei welchen wir uns nicht länger aufhalten können. Nur auf den Umstand müssen wir besonders aufmerksam machen, daß Erasmus nach England reiste, um von den genannten Männern einen umfassenderen Unterricht in der griechischen Literatur zu erhalten, durch

1) Eine musterhafte Biographie desselben verdanken wir dem verdienstvollen Historiographen M. Kerker.

welchen er eine Reise nach Italien leicht entbehren zu können überzeugt war. Nicht an Umfang und Gründlichkeit gelehrten Wissens, wohl aber an Geschmack und Talent übertraf die drei genannten Männer Thomas Morus, der als Schöngeist einen europäischen Namen erhielt, als Märtyrer aber unter Heinrich VIII. einen Namen im Himmel. Als einen der umfassendsten und feinsten Gelehrten, die aus der neueren Bildung hervorgegangen waren, erkannten ferner die Humanisten den Reginald Polus an, den Freund des Erasmus, des Sadolet, des Contarein u. s. w.; er flüchtete aus England, um wegen seiner Glaubenstreue nicht ein ähnliches Schicksal wie Morus und Fisher zu erleiden. Wie sehr das Christenthum in ihm zugleich zur Sache des Lebens geworden war, bewies er besonders in seiner stillen Ergebung in die unerforschlichen Gerichte Gottes, als er vernahm, daß seine Güter eingezogen und seine Mutter sogar, eine Gräfin von Salisbury, nebst zwei Brüdern hingerichtet seien! Er starb als Cardinal.

Wir können diese Andeutungen über die Bildungsstufe des Mittelalters nicht besser beschließen, als mit dem Urtheile eines ebenso geistvollen als wahrheitsliebenden deutschen Geschichtsschreibers aus unsern Tagen.

Wir hören viel reden von den hohen Geistesblüthen des griechischen und des römischen Alterthums, von alter deutscher Freiheit und dergleichen Dingen mehr. Die Poesie träumt sich zurück in jene Tage, als die Götter Griechenlands „noch die schöne Welt regierten," als sie „selige Geschlechter an der Freude leichtem Gängelbande führten," in jene Tage, „als nur das Schöne heilig war!" Vor der Wahrheit können solche Träume nicht bestehen. Weder das griechische, noch das römische, noch das germanische Heidenthum hat jemals aus sich den Gedanken fassen können, daß die Sklaverei ein Frevel an der Menschheit sei. Dieselbe war ihnen Allen nicht bloß unentbehrlich, sondern ein göttliches Gebot, oder, wenn wir es vorziehen, den Philosophen Aristoteles zu befragen, eine vernunftgemäße Einrichtung. Die Gesetze des germanischen Heidenthumes nennen den Sklaven in gleicher Weise mit dem Pferde, dem Rinde, dem Schafe, und allen Dingen, die zum Gebrauche des Menschen dienen. Das germanische Heidenthum dehnte die Sklaverei hinaus bis über den Tod: dem freien Manne sprach es die Walhalla zu, den Sklaven verwies es in die Hela, d. i. Hölle.

Die Kirche vernichtete diesen Wahn. Sie predigte ihr Evangelium den Armen, den Hülflosen, den Schwachen. Der Himmel, den sie verhieß, eröffnete sich weder dem Herrn allein, noch den Sklaven: er nahm den Menschen auf. Allmälig wandelte sich die Sklaverei in die

mildere Form der Unfreiheit: in die Leibeigenschaft. Auch diese ward von der Kirche obwohl nicht aufgehoben, doch vielfach durchbrochen und durchlöchert. Das wesentlichste und wirksamste Mittel dazu war die Würde des Priesterthums. Wenn auch die einstige Sklaverei nach und nach sich milderte, so kannte doch der Feudalismus nur zwei Klassen von Menschen: Krieger und Knechte. Die Kirche lehrte ihn neben diesen auch noch einen dritten Stand anerkennen in dem Priester. Sie verlieh die Würde desselben dem Menschen, mochte er bis dahin frei oder leibeigen gewesen sein, und sie erzwang von dem Herrn, der mit stolzer Verachtung auf den zitternden Leibeigenen niederblickte, Achtung und Ehrfurcht vor der Würde, mit welcher die Kirche eben diesen ausrüstete, und durch welche sie ihn emporhob auch über seinen ehemaligen Herrn.

Das Mittelalter hat uns kaum ein anderes so lehrreiches Beispiel dieser Art überliefert, als die Begegnung des Kaisers Friedrich Rothbart mit dem Papste Hadrian. In diesem Kaiser gipfelte die Anschauung des Feudalismus von ritterlichen Lehensleuten und Knechten. Wer nicht zu jenen gehörte, ward unter dieser Bezeichnung mitbegriffen, und die Bürger von Mailand hatten in seinen Augen keine andere Stellung, als die elendesten leibeigenen Dörfler. Und diesen selben, maßlos harten und stolzen Kaiser, welcher lächelte zu dem Auszuge der halb verhungerten, um Erbarmen flehenden Bürger von Tortona, sehen wir sich beugen vor der päpstlichen Würde Hadrians. Wir sehen den mächtigsten Herrscher des Abendlandes dem Papste zweimal den Steigbügel des Maulthiers halten, erst den rechten, dann den linken, weil Hadrian es also forderte. Und wer war dieser Hadrian? — der Sohn eines armen verachteten Leibeigenen aus dem Stamme der Angelsachsen, die damals sich krümmten unter dem harten Joche normannischer Barone, emporgehoben im Dienste der Kirche, allein durch seine geistige Kraft.

Nur die Kirche eröffnete im Mittelalter dem Talente und den geistigen Fähigkeiten eine Laufbahn. Es ist ein seltsamer Vorwurf der Unwissenheit, daß die Kirche des Mittelalters, um die Welt mit Pfaffentrug und finsterem Mönchthum zu erfüllen, die allgemeine Bildung niedergehalten habe, oder daß diese sich ohne die leitende und führende Hand der sorgsamen Mutter rascher und freier entfaltet haben würde. Nur in dem Halbdunkel der Kreuzgänge, in der schützenden Umhüllung hoher Klostermauern erhielt sich der glimmende Docht und fand spärliche Nahrung, daß er nicht ganz erlosch. Das klassische Alterthum kannte in Athen und Rom und in anderen Orten Schulen der Rhetoren und Sophisten, mild gesinnte Könige

und Kaiser stifteten Akademien und Bibliotheken. Der Gedanke eines öffentlichen Unterrichtes für das Volk blieb auch Sokrates und Cicero fern. Dem Christenthume war es vorbehalten, diese Saat auszustreuen. Sie keimte empor in der Kirche des Mittelalters. Diese Ueberzeugung, daß die Kirche die Pflegerin der Wissenschaft sei, stand so fest, daß auch nach der Reformation der Herzog Albrecht von Preußen, ungeachtet seiner Lossagung von der Kirche, seine Albertina in Königsberg erst dann für recht begründet ansah, als der Papst sie bestätigt hatte. Wie zu den Füßen des Anselmus zu Bec, in der Normandie, Tausende von wißbegierigen Schülern aus allen Ländern zusammenströmten: so sammelte mancher stille Klosterbruder in seiner einsamen Zelle um sich die Jugend der Umgegend und bot ihr dar, was er selber an Kenntnissen vermochte. Denn der Unterricht war einer der hauptsächlichen Zwecke, zu welchem die Klöster gestiftet wurden, und um dessenwillen die Vergabungen und Schenkungen der Laien an dieselben geschahen. Aber es gab noch andere, nicht minder wichtige Zwecke. Das griechisch-römische Heidenthum gelangte in der höchsten Entwicklung seiner Sittenlehre zu den vier Cardinaltugenden, die Cicero für seinen Sohn in lichtvoller Klarheit zusammengestellt und entwickelt hat. Aber diese Klarheit ist diejenige eines hellen Wintertages. Es fehlt ihr die Wärme: das menschliche Erbarmen. Die Worte des Welterlösers: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst;“ — „seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist,“ wiegen schwerer als alle Moral und Philosophie des Heidenthums; aus diesem konnte ein Cato hervorgehen, aber niemals ein Vincentius von Paula mit den barmherzigen Schwestern. Weder das Zeitalter des Perikles zu Athen, noch dasjenige der Scipionen und Gracchen zu Rom kümmerte sich um die Hülflosen und Kranken. Höchstens pflegte man in öffentlichen Anstalten die Gladiatoren, damit nicht ein unzeitiger Tod derselben das Volk des Vergnügens beraube, den Fechter auf der Arena kunstgerecht den letzten Streich empfangen zu sehen.

Die Kirche dagegen predigte auch dieses Evangelium den Armen. Sie verlangte von dem Mächtigen, von dem Reichen, einen Theil des Ueberflusses für den Gottesdienst, für die Armen und Nothleidenden, für die Schwachen und Kranken. Die Kirche vermochte nicht, das wilde Räuber- und Fehdewesen der Mächtigen zu beseitigen. Aber sie durchbrach dasselbe. Zum Schutze der Armen und Schwachen gebot sie für die Hälfte der Woche den Gottesfrieden, und sie erzwang Gehorsam durch die Androhung ihres Bannes.

Anhang.

Citate und Bemerkungen.[1])

Die Völkerwanderung. — S. vornämlich Fr. Schlegel's Vorles. üb. neuere Gesch. S. 68 ff. 115 ff. Hinsichtlich der Franken hat Waitz (deutsche Verfassungsgesch. II.) die Vorstellung von geistiger Armuth und Rohheit der Germanen, gegenüber den Römern berichtigt. Ueber die Verhältnisse der Germanen überhaupt bietet kurze aber gründlichste Belehrung die treffliche Schrift: Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung v. M. A. von Bethmann-Hollweg. Bonn 1850. — „Das ist die hohe Bedeutung der Völkerwanderung", bemerkt Arndt, „daß der kräftige, lebensvolle und saftreiche Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelsten Früchte eingeimpft werden konnte." Versuch in vergl. Völkergesch. S. 25.

Alarich. — Nach J. Krebs, deutsche Geschichte I., 142 ff., einem gründlichen und gut erzählenden Geschichtsbuche.

Die Hunnen und ihr König. — Nach Ammian. Marcellin. rer. gest. libri und Jornand. bei Am. Thierry: König Attila und seine Zeit. S. 16 u. 47. Die Form Jornandes kommt zuerst bei Peutinger (1515) vor, in den besten Handschriften aus allen Zeiten des Mittelalters findet sich nur die Form Jordanis.

Leo der Große und Attila. — Nach Am. Thierry a. a. O. Die Schriften beider Thierry haben auch in Deutschland viele Leser gefunden, sind jedoch mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da ihre historische Treue dem Glanz der Darstellung nicht gleich kommt. S. Urtheile von Giesebrecht Einl. zu Gregor von Tours. Fränk. Gesch. XLVII. und Möller Gesch. des Mittelalters. S. 119.

Severin und die Barbaren. — Nach Feßler Gesch. d. Kirche Christi (Wien 1857) S. 197 (wohl dem empfehlenswerthesten unter den Kirchengeschichtsbüchern für Schule und Volk) und A. Neander, Allgem. Gesch. der christl. Rel. u. Kirche II. 13. (3. Ausg.), beide auf Grund der Biographie S's. von Eugippius. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Ein nicht genug zu empfehlendes Buch. Niedermayer, das Mönchthum in Bajuwarien. Eine freilich nicht überall aus primären Quellen geschöpfte, aber geschmackvoll gearbeitete, wohlstylisirte Schrift.

Chlodwig, der Franken König. — Gregor von Tours Fränk. Gesch. B. III., 27—32 (nach der Uebers. von Giesebrecht und nach dessen Kaisergeschichte Band I.)

1) Der Herausgeber will hier keineswegs historische Quellenliteratur verzeichnen — was für ein populäres Buch zwecklos erscheint — sondern einfach jene Werke nennen, welchen Schilderungen oder Bruchstücke entlehnt sind. Dabei gestattet er sich, hie und da mit wenigen Worten auf ein gutes Buch, das die Beachtung des Leserkreises verdient, aufmerksam zu machen.

Theodorich der Große — H. Dittmar Gesch. der Welt vor und nach Christus III. 1, 340 ff.

Benedikt von Nursia und die Benediktiner. — Nach Neander, Allgem. Gesch. der christl. Rel. u. Kap. II., 555 ff. Fr. Hurter Gesch. Papst Innocenz III., IV. 99 ff. Brandes: der Benediktinerorden nach seiner welthist. Bedeutung, in der Tüb. Theol. Quartalschr. 1851, 1 ff.

Kaiser Justinian. — Am. Thierry: Die Söhne und Nachfolger Attila's. Deutsch von Burkhardt. Mit Berichtigung hinsichtlich Theodora's, von welcher Thierry allzu günstig urtheilt.

Albuin und Rosamunda. — Paul. Diacon. hist. Langob. II., 5—30. Uebers. von C. Abel. Giesebrecht K.-G. Bd. 1.

Die Königin Teudelinda. — Paul Diac. hist. Lang. III., 30, 35, IV., 5. Gregor M. epist. und dial. S. Abel „über das Christenthum bei den Langobarden" im Anhang zur Uebers. des Paul. Diac. S. 240, von Schrödl im Freib. Kirchenl. IV. 592, mehrfach berichtigt.

Papst Gregor der Große. — J. A. Möller Geschichte des Mittelaltars I 97—102, einem noch immer vortrefflichen, leider nicht vollendeten Geschichtsbuche, und Zusätze des Herausg. Hefele Conciliengeschichte Bd. 2.

Die Bekehrung der Angelsachsen. — Nach Schrödl's Erstes Jahrhundert der Englischen Kirche. Pauli, Bilder aus Altengland. Ein Werk in Essay-Form, ziemlich reich an interessantem Detail, aber eben so reich an Invectiven gegen alles was katholisch ist und heißt.

Germanische Staatsverfassung. — Nach Möller a. a. O., woselbst die Arbeiten von Eichhorn, Phillips u. A. gut benützt sind.

Mohamed und der Islam. — Nach v. Hammer, Döllinger, Karl Schwartz, Biogr. Geschichtsunterricht, u. A.

Der Bildersturm im Orient. — Nach J. Marx; der Bilderstreit der Byzantin. Kaiser, Trier 1839 und dem trefflichen §. 63 in Döllinger's Lehrb. der Kirchengesch. I, 347. Hefele, Conciliengeschichte Bd. 3 und 4. Die außerordentlich reiche Literatur über den Bilderstreit hat sehr viel Unwürdiges hervorgebracht und ist in älterer und neuerer Zeit ein wahrer Tummelplatz der schamlosesten Parteischriftstellerei gewesen. Mit Recht bezeichnet Hefele a. a. O. Schlosser's Geschichte der bilderstürmenden Kaiser als „ein Werk, ebenso widrig durch geschmackloses Raisonniren, wie durch tendenziöse Verdrehung der Geschichte."

Die Verbreitung des Christenthums in Deutschland. Bonifacius. Wattenbach a. a. O. Seiters klassisches Werk: Bonifacius, Apostel der Deutschen. Schwartz a. a. O.

Das Kloster Fulda. — Seiters a. a. O. S. 554. Wattenbach a. a. O.

Tod des heil. Bonifacius. — Seiters S. 538.

Entstehung des Kirchenstaates. — Scharpff. Hefele a. a. O. Dr. Th. Mock: De donatione a Carolo M. sedi apost. a. 774 oblata. Dr. S. Abel (Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. I. Heft 3): Papst Hadrian I. und die weltliche Herrschaft des römischen Stuhles.

Karl der Große. — G. Phillips deutsche Geschichte II., 75 ff.

Die politischen Zustände des Reiches Karl's des Großen. — H. Dittmar Gesch. d. Welt III. 1, 519 und besonders H. Ruckgaber's Handbuch der Universalgeschichte II., 1, 227. Natürlich bilden die Hauptwerke von Phillips und Eichhorn die Grundlage für alle Bearbeiter. Waitz (deutsche Verfassungsgeschichte III.). Dobbert, „Wesen und Geschäftskreis der Missi dominici."

Karl's des Großen häusliches Leben. — Einhard's (Eginhard) Leben Karls des Großen 17—31 (deutsch von Abel). Der Schluß aus den Lorscher Annalen; s. Einhard's Jahrb. deutsch v. Abel. S. 123. Wattenbach a. a. O.

Papst Nikolaus I. und die Bulgaren. — Nach Neander, Allgem. Gesch. der chr. Rel. u Kirche II. S. 167.

Kämpfe zwischen Rom und Constantinopel über die kirchliche Jurisdiction in der Bulgarei. — Nach Hefele, Conciliengeschichte Bd. 4.

Alfred der Große. — Nach Lappenberg Gesch. Englands I. Klopp a. a. O. Schlosser-Kriegk Weltgesch. V. und der Biographie v. Stolberg.

Alfred der Große als Schriftsteller und Gesetzgeber. — Nach dem gründlichen Werk von Weiß, Geschichte Alfred des Großen.

Heinrich I. der Städtegründer. — Nach G. Waitz Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König H. I. S. 73 ff

König Heinrich's I. Herrlichkeit und Tod. — Widukinds sächsische Geschichten, I. Buch, Kap. 38—41 (Uebers. von Schottin).

Otto's I. Wahl und Krönung. — Widukind's sächsische Geschichten Band II.

Charakterbild Otto's des Großen — W. Dönniges Jahrb. d. deutschen Reichs unter Otto I. S 76—78 und 167 ff.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld. — Von Giesebrecht in dessen gediegenem Werke: Gesch. der deutschen Kaiserzeit I.

Slavisches Heidenthum. — Nach Helmold's Chronik 52 (übers. v. Laurent) und Thietmar's Chronik VI., 17 (ders. Uebers).

Das Christenthum in Rußland unter Wladimir I., Jaroslaw und Isäslaw. — Gfrörer, Gregor VII. Bd. II. Kap. 6 und 7.

Adalbert, der Preußen Apostel. — Nach Neander a. a O., Stadler-Heim Heiligenlex. I. u. A.

Heidenbekehrung in Skandinavien. — Döllinger Lehrb. d. Kirchengesch. I. 320. A. Neander a. a. O. II. 161.

König Stephan der Heilige. — O. Klopp Gesch. und Charakterz. aus d. deutschen Kaiserzeit u. A. Gfrörers Gregor VII. Bd. V., 855 ff.

Wie Heinrich II. das Bisthum Bamberg gründete. — Chronik Thietmar's von Merseburg, VI. 23.

Konrad's II. Wahl und Krönung. — Stenzel Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I. Gfrörer a. a. O. VI. 198. Giesebrecht a. a. O. II. 202 flgde.

Lanfrank's Bekehrung. — Möhler im Leben Anselms v. Canterbury; Ges. Schriften u. Auff. I. 32.

Das griechische Schisma. — Will, die Anfänge der Restauration der Kirche im ersten Jahrhundert. I. Abtheilung. Cap. 8.

Die Congregation von Cluny. — Nach Hurter Gesch. Papst Innocenz III. Bd. IV. Man vergl. H. Leo's Würdigung der Cluniacenser, Lehrb. der Universalgesch. III. Bd. und besonders Gfrörer's Kirchengesch. Bd. IV.

Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. — J. Voigt Hildebrand als Papst Gregor VII. 2. Ausg. J. Feßler, der h. Papst Gr. VII. und die Kirchenfreiheit, Innsbruck 1850 und dess. Gesch. der Kirche Christi S. 274. ff., besonders aber J. J. Döllinger, Lehrb. d. Kirchengesch. II., 119 ff, dessen Darstellung bei weitem das beste, was in neuern Hand- und Lehrbüchern der Kirchen- oder Profangesch. über Gregor zu lesen ist. Leo's Lehrb. d. Universalgesch. II. 389 und Bd. I. d. Gesch. Italiens. Nicht weniger gründlich als geistreich, ebenso wahr als klar ist Gfrörer's Darstellung von dem Baurіß der Kirchen- — und Staatenordnung, die Gregor VII. erstrebte. Hinsichtlich der Investitur vergl. das Werk von J. F. Schulte: System des allgem. kath. Kirchenrechts S. 223

Der Deutschen Freiheit im Zeitalter der fränkischen Kaiser. — G. Stenzel Gesch. Deuischlands unter den fränkischen Kaisern I.

Deutsche Culturzustände im 11. Jahrhundert. — A. F. Gfrörer, das Jahrhundert Gregor's VII. I., 199, hauptsächlich nach der Vita Meinwerci und Burchardi (Bischofs von Worms) decret lib.

Veranlassungen der Kreuzzüge. — Neander a. a. O. II. 398. Sybel (Gesch. d. ersten Kreuzzugs) verweist den Antheil Peters von Amiens an der Veranlassung der Kreuzzüge in das Gebiet der Sage und erklärt es als eine Beschränktheit, die Motive des ersten Kreuzzuges vorzugsweise im Morgenlande zu suchen und durch den pilgernden Eremiten die Thaten dieses Heeres an die Geschichte der früheren Wallfahrten anzuknüpfen. Der Kreuzzug sei vielmehr aus einer großen inneren Entwickelung, die in dem Papstthum nach jeder Rücksicht ihren höchsten Ausdruck fand, entsprungen; demnach habe allein der Papst, sobald er seiner Stellung bewußt wurde, diesem Triebe Wort und Verkörperung zu geben vermocht.

Die Eroberung Jerusalem's. — Nach Wilken, Geschichte der Kreuzzüge I.

Gottfried von Bouillon. — Wilhelm v. Tyrus, Gesch. der Kreuzzüge, nach Kausler's Uebersetzung, Buch IX., Kap. 5 u. 11.

Die Ritter des Deutschordens. — Nach J. H. Hennes, dem Herausgeber des Urkundenbuchs d. d. O, in Aschbach's Kirchenlex. II. 355.

Bernhard von Clairvaux. — Nach den bekannten Werken von Ratisbonne, Neander, Hurter, Döllinger (Lehrb. d. Kirchengesch.).

Wibald von Stablo und Corvey, Abt, Staatsmann und Gelehrter von Dr. Joh. Janssen.

Friedrich I. und Alexander III. zu Venedig. — Nach der Erzählung des Augenzeugen Romuald von Salerno in G. Phillips Verm. Schr. I. 376.

Friedrich I. wider Heinrich den Löwen. — Buch II., Kap. 20—22. (Uebers. von Laurent.)

Das Mainzer Reichsfest im Mai 1184. — O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe S. 1. ff.

Friedrich's I. Kreuzzug und Tod. — F. v. Raumer's Gesch. der Hohenstaufen II.

Der lateinische Kreuzzug. — Schlosser's Weltgesch. für das deutsche Volk VII., 139 ff.

Der Kinderkreuzzug. — J. N. Brischar in der Forts. von Stolberg's Gesch. d. Rel. J. Chr. Bd. 50 S. 391 ff.

Betrachtung über die Kreuzzüge. — Nach Kap. XVI. Kap. XII. von Cantu's Allgem. Gesch. des Mittelalters.

König Philipp's des Staufen Ermordung. — O. Abel König Philipp der Hohenstaufe S. 230 ff. Ueber versuchte Beschönigung des Mordes durch neuere Historiker verdient die Zurechtweisung, S. 387, in demselben Buche nachgelesen zu werden.

Riesenschlacht von Navas de Tolosa. — Nach Brischar's Forts. von Stolberg's Gesch. d. Rel. J. Chr B. 50, mit Benützung Schäfer's.

Arabische Bildung unter den Ommeije in Spanien. — Nach H. Schäfer's Gesch. von Spanien II., 61 ff.

Die Magna charta des Königs Johann ohne Land. — Nach dem classischen Werke von J. Lingard Geschichte von England. (Uebers. von Salis.) III. 56—65.

Charakterbild Innocenz III. — Nach Fr. Hurter's Gesch. Innocenz III. und seiner Zeitgenossen, Bd. II., 691 ff. unter Benützung von de la Gournerie Christliches Rom II.

Die Kirche und die Staaten. — Nach Fr. Hurter a. a. O. IV. Wem das Zeugniß dieses großen Geschichtschreibers zu viel Vorliebe für die Kirche verräth,

zu welcher er übertrat, dem sei das Wort eines protestantischen und gründlichsten Geschichtforschers unserer Zeit, Böhmer's (Regesten des Kaiserreichs 1198—1254) zu Sinne geführt. „Dem barbarischen Wesen der weltlichen Herrschaft stand sehr verschieden gegenüber die Kirche. Fast ausschließlich bei ihr war Charakterfestigkeit, Ueberblick, Ordnung. Erzogen durch Entsagung und Regel, gebildet in der Anschauung der Religionsgeschichte von dem Hirtenleben der Patriarchen bis zu den Schicksalen der Apostel und Heiligen, vertraut mit den evangelischen Lebensregeln, täglich geübt in der bedeutungsvollsten Gottesverehrung, hob sich die Geistlichkeit hoch empor über die Weltlichen, deren überschäumende Kraft sie nur zu zügeln hatte durch Beispiel und Predigt, durch Einsicht und Beharrlichkeit. Wir können uns diese Aufgabe kaum schwierig genug denken. Im Bemühen ihr zu genügen, wuchs aber auch die Kraft. Während damals aus den niedern Stufen der Priesterschaft die großen Ordensstifter Franciscus und Dominicus hervorgingen, folgten sich selbst auf dem päpstlichen Stuhle die ausgezeichnetsten Männer, Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV., ohne daß bei den drei ersten nach der Beisetzung des Vorgängers die Wahl des Nachfolgers länger als einige Stunden auf sich warten ließ. Als ein noch viel zu wenig beachtetes Denkmal dieser Größe sind die Kirchen- und Staatsschriften der päpstlichen Curie übrig, welche an Form und Gehalt Alles übertreffen, was in diesem Fache jemals geleistet wurde. Die Herrlichkeit der Kirche und ihrer Regenten, als der Statthalter Christi auf Erden, zeigte sich, wann auf Ostern in Rom aus allen christlichen Ländern Pilger und kirchliche Würdenträger zusammenströmten, und dann auch am Gründonnerstage die Namen derjenigen verkündet wurden, die sich unwürdig gemacht hatten, fernerhin der christlichen Genossenschaft anzugehören. Neben der ausgebreitetsten Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung, zu deren Behuf von Zeit zu Zeit allgemeine Concilien gehalten wurden, stand damals als höchstes Ziel die Wiedergewinnung des heiligen Landes. Diese war ein Unternehmen, welches die Gesammtheit der christlichen Völker zu gemeinsamem Handeln verband, und welches im Gegensatz von fast Allem, was sonst geschah, nicht auf Selbstsucht, sondern auf Aufopferung beruhte. Die reinigende Kraft, welche solchergestalt „die liebe Reise" auf die Zeitgenossen ausübte, liegt uns jetzt weniger klar vor, als die Unzahl von Schwierigkeiten, mit denen sie damals verbunden sein mußte."

Franziskus der Heilige von Assisi. — Nach Cantu und Hurter a. a. O.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. — Nach der bekannten Biographie Montalembert's im Auszuge dargestellt von Frings, Aschbach's K. Lex. II. Die Beisetzung und spätere Entehrung der Gebeine der hl. Elisabeth aus Böhmer's Regesten des Kaiserreichs von 1198—1254 S. 166. historisch-politische Blätter Band 48 S. 789 flgde.

Ezelin von Romano. — Nach F. v. Raumer's Gesch. der Hohenstaufen IV. 429. Ausführlicher charakterisirt diesen Tyrannen Kortüm in Schlosser-Berchts Archiv für Gesch. u. Liter. II.

Friedrich II. der Staufer, und sein Kampf mit den Päpsten. — Meisterhafte Charakteristik aus der Einleitung zu den Regesten des Kaiserreichs (1189—1254) von J. F. Böhmer S. XXXV. unter Benützung der gleichfalls quellentreuen Schilderung von C. Höfler, Kaiser Friedrich II. S. 281. Die Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Mittelalter nach J. F. Schulte's System des allg. kathol. Kirchenrechts 1856. S. 431. Von der höchsten Bedeutung für die Geschichte Friedrich II. ist die Historia diplomatica Friderici II. von Huillard-Bréholles; die sehr ausführliche Introduction stimmt in den wesentlichsten Punkten mit den Resultaten der tiefsten Forschungen Böhmer's überein. Neuerdings edirte Schirrmacher eine Geschichte Friedrich's II. mit entschiedener ghibellinischer Tendenz. Mit sorgfältiger Benutzung der reichen neueren Literatur über die Geschichte Friedrich's II. entwirft Leo (Vorlesungen Bd. III) ein sehr wahres und lebensvolles Bild von jenem Kaiser.

Charakterbild Ludwig's des Heiligen. — Joinville's Gesch. Ludwig des Heiligen, deutsch von Driesch, und E. A. Schmidt's Gesch. v. Frankreich I. 505 ff.

Die Raubzüge der Mongolen. — Nach F. v. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen IV. 66 ff.

Konradin's Ende. — F. v. Raumer a. a. O. IV., 613 ff.

Welfen und Ghibellinen in Italien. — Nach C. Cantu a. a. O. VII., 38. Die besten Partieen dieses Werkes sind eben jene über Italienische Geschichte.

Cäsarius von Heisterbach aus Dr. Alexander Kaufmann's höchst gelungener Biographie desselben.

Thomas von Aquino. — Nach J. Görres Mystik und der Vita des Wilh. de Thoco.

Rudolf's I. Krönung. — E. M. Lichnowsky, Gesch. König Rudolf's des Ersten und seiner Ahnen. S. 103.

Reichstag zu Nürnberg. — Lichnowsky a. a. O. S. 118.

Rudolf's Sieg über Ottokar auf dem Marchfeld. — E. M. Lichnowsky I. 239 ff. An diesem Werke vermißt Klüpfel gerade das, wodurch es sich in der That auszeichnet, lebendige anschauliche Entwickelung. Noch ungerechter urtheilt Hormayr über den Verfasser, „dessen Schlachten die Begeisterung ebenso entflammen, wie die Treffen der Theaterstatisten." Taschenb. 1843 S. 115. Ein solches Urtheil zeugt von persönlicher Gereiztheit oder Urtheilsunfähigkeit. Lichnowsky's Werk ist eine Zierde unserer Geschichtschreibung, aber Lichnowsky war Katholik — hinc illae lacrimae.

Adolf's von Nassau Absetzung und Tod. — E. M. Lichnowsky II. 130. ff. und Damberger Synchr. Gesch. Bd XII.

Stiftung der Eidgenossenschaft. — L. Meyer von Knonau, Handbuch der Gesch. der Schweizerischen Eidgenossenschaft I. 83 ff.

König Albrecht's Ermordung. — Lichnowsky II., 285.

Die Gegenkönige Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. — Nach Damberger Synchron Gesch. 14 Bd., welcher die Geschichte Ludwig's im Umfange einer vollständigen und in Rücksicht auf die früheren Darstellungen gründlichen Monographie behandelt.

Schlacht der Gegenkönige bei Mühldorf. — Damberger und Lichnowsky a. a. O.

Der Kurverein zu Rense. — Nach Damberger Synchr. Gesch. a. a. O.

Das Elend der Zeiten in Mitte des 14. Jahrhunderts. — Nach K. A. Menzel Gesch. d. Deutschen. V. 268 ff.

Die große Geißlerfahrt vom Jahre 1349. — Jakob von Königshofen Elsäss. Chronik.

Judenverfolgung im 14. Jahrhundert. — K. A. Menzel Gesch. der Deutschen V., 273 ff. A. Neander a. a. O. II., 2. Abth. S. 371 ff. (3. Ausg.)

Cola Rienzi. — Lochner's Gesch. des Mittelalters II., 199, hauptsächlich nach Papencordt Cola di Rienzi und seine Zeit 1841. Am ausführlichsten unter den Verfassern von Weltgeschichten erzählt Cantu die Gesch. des Tribunen VIII., 614—655. Schlosser hat ihn als lächerlichen Possenreißer aufgefaßt, was historisch nicht gerechtfertigt erscheint.

Karl's IV. Politik und Charakter. — Schlosser-Kriegk, Weltgeschichte VIII., 307 und 513 ff. K. A. Menzel Geschichte der Deutschen VI. 79 ff.

Die goldene Bulle. — Schlosser-Kriegk a. a. O. S. 315.

Ein Reichshoftag zu Metz. — Nach des Augenzeugen Beneß von Weitwil Bericht bei K. A. Menzel Gesch. d. Deutschen VI, 36.

Die deutschen Städte im 14. Jahrhundert. — A. Pfaff deutsche Gesch. III., 187 ff., nach Barthold, Hüllmann u. A.

Bertrand du Guesclin. — W. Dunker Gesch. d. Mittelalters III. 96.

Vinzenz Ferrer, der Predigerbruder. — Nach J. Görres Mystik u. A.

Wicleff und Johann Huß. — Die Geschichte des Huß wird in fast sämmtlichen populären Geschichtsbüchern eben so unwahr als gehässig und parteilich dargestellt. Wir geben unter Grundlegung von Höfler's Lehrbuch d. Gesch. II 2. Abth. (das sich vor vielen ähnlichen Werken durch Quellenstudium auszeichnet) Berichtigungen der gewöhnlichsten Irrthümer nach Palacky, Gesch. v. Böhmen; Histor polit. Bl. IV. und dem trefflichen Art. „Huß" von Hefele im Freib. Kirchenlex. V. Als ein Muster leidenschaftlicher Geschichtserzählung kann ich beispielsweise Schlosser's Darstellung (Weltgesch. IX., 137) anführen; man glaubt zuweilen eher einen ergrimmten Hussiten, als einen Historiker zu hören. Ihm haben die Compendien nachgeschrieben. — Daß Sigismund's Geleitsbrief für Huß nicht mehr als ein gewöhnlicher Reisepaß war, wodurch weder das Verfahren des Konzils gehemmt, noch damalige Reichsgesetze für nichtig erklärt werden sollten, erhellet deutlich aus dessen Wortlaut. Auch das Konzil von Konstanz ist von Neueren hinsichtlich des von Sigismund dem Huß versprochenen Geleites verläumdet worden. Es soll nämlich den Satz aufgestellt haben: „daß einem Ketzer keine Treue zu halten sei." Diese Behauptung ist eine Lüge. Papst und Konzil hatten dem Huß nichts versprochen, also auch nichts zu halten. Sigismund hatte die Sicherheit, soweit sie im Geleitsbrief verheißen war, gewährt. Was brauchte es also der Rechtfertigung eines Treubruches, wo keiner war? Näheres hierüber gibt die Erörterung in den Historisch-polit. Bl. IV. 402 ff. — Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien Bd. 37. Hist. Untersuchungen Nro. 6. — Geschichte des Konzilium's von Konstanz durch Don Luigi Tosti. Aus d. Italienischen übersetzt und bearbeitet von Bernh. Alnold. Ein durch wissenschaftliche Tiefe und Faßlichkeit der Darstellung ausgezeichnetes Werk.

Die Jungfrau von Orleans. — E. A. Schmidt Geschichte von Frankreich II., 291 ff. Aschbach's Kirchenlex. III. 531. Unter den Dichtungen, welche Johanna feiern, ist Schiller's Tragödie, obwohl unhistorisch, die erhabenste, Voltaire's Schandstück hat ihn selbst gerichtet. Sickel in v. Sybel's hist. Zeitschrift Bd. 4. 1860.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund. — Nach J. v. Müller Schweizergeschichte.

Die Eroberung Constantinopels durch Mahommed II. — B. Poujoulat Gesch. des Osmanischen Reichs, deutsch von Seybt. S. 18 ff.

Galeazzo Maria Sforza, Tyrann von Mailand. — H. Leo Gesch. der Italien. Staaten III., S. 409—418.

Girolamo Savonarola. — Hauptsächlich nach C. Cantu, als eines Italienischen, mit dem Geiste jener Zeit und seines Volkes wohl vertrauten Geschichtschreibers, der vielleicht etwas zu günstig von Savonarola urtheilt, obwohl er den deutschen Biographen desselben (Rudelbach, Meier, Hase) nicht gleich kommt, welche ihn enthusiastisch als Vorläufer der Reformation verherrlichen. Uebrigens ist es schwer, über S. ein richtiges Urtheil zu fällen, da schon die Zeitgenossen sehr verschieden urtheilten. Einige stellten ihn als Betrüger und Volksaufwiegler dar, Andere als Heiligen und Märtyrer. „Die richtige Mitte," meint Kerker (Freib. Kirchenlex. IX.), „halten gewiß diejenigen, welche bei Beurtheilung seiner Person und Wirksamkeit den Umstand berücksichtigen, daß die Betrachtung des lasterhaften Lebens, welches Alexander VI. führte, für Schwächere eine große Versuchung war, die rechte Grenze des kirchlichen Gehorsams zu überschreiten und daß deßhalb Savonarola zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch milder zu beurtheilen ist."

Christoph Columbus. — Nach Schlosser und Cantu, welcher letztere seine Erzählung auf genaues Quellenstudium gründet.

Das Ritterwesen. — H. Leo's Lehrbuch der Universalgeschichte II. 429 ff. (3. Auflage.)

Ritterburgen im Mittelalter. — F. Hurter Innocenz III., Bd. IV.

Turniere. — W. Dunker Gesch. d. Mittelalters II. 239.

Geistlich-weltliche Festlichkeiten. — C. Cantu Allgem. Gesch. des Mittelalt. II. 725.

Die Gesellschaft zum tollen Leben. — Henne von Sargans, Schweizerchronik S. 691, ein Buch, das sonst seiner radikalen Gesinnung wegen nur mit Vorsicht zu lesen ist.

Leben und Sitte in London im 12. Jahrhundert. — G. Phillip's Verm. Schriften I., 412.

Armen- und Krankenpflege im 12. und 13. Jahrhundert. — Raumer Gesch. der Hohenst. VI. 575. Hurter a. a. O. III.

Schulen im 12. und 13. Jahrhundert. — F. v. Raumer Gesch. d. Hohenst. VI., 238 ff.

Bauleute und Bauhütten im Mittelalter. — J. Neumaier Gesch. d. christl. Kunst II., 37 und übereinstimmend über d. Ursprung d. Zünfte Hurter Innocenz III. Bd. 4 Haimo's Bericht in Nicolas Philos. Studien, deutsch v. Hesker III. 518.

Der romanische und gothische Baustyl. — J. Neumaier a. a. O. II. 43. und 61.

Wie das Münster in Ulm erbaut worden. — Nach einer handschriftl. Chronik, mitgetheilt in den Histor.-polit. Blättern Bd. XXXII., 102 ff.

Die Klöster als Culturstätten im Mittelalter. — Nach Fr. Hurter Gesch. Papst Innocenz III., Bd. 3.

Die Fugger in Augsburg. — Nach Söltl's Wittelsbacher.

Die Aussätzigen im Mittelalter. — Nach Chavin de Malan Gesch. des hl. Franz v. Assis.

Der Gottesfriede. — Stenzel Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern I. 82 u. A. — Kluckhohn, Gesch. des Gottesfriedens.

Gottesurtheile (Ordalien). — Baudri über Ordalien in Dieringer's kath. Zeitschrift III. Jahrg., Wilda bei Ersch und Gruber, Ordal. Voigt Hildebrand als Gregor VII. S. 90. 2. Ausg. Auch Phillip's deutsche Gesch. I.

Die Vehmgerichte. — Nach V. C. G. Wächter's gediegener Abhandlung in dessen Beiträgen zur deutschen Geschichte. Tüb. 1845. S. 3—38, 113—240, woselbst die vollst. Literatur.

Die Inquisition. — Nach Kap. 18 von Hefele's Cardinal Ximenes, einem weit gründlicheren Buche als Llorente's Kritische (?) Geschichte der Inquisition (deutsch von Höck 1819). Ueber Llorentes Glaubwürdigkeit handelt Hefele a. a. O. Biographie v. Pfeilschifter Katholik XIII., 1 ff. Wir halten es nicht für überflüssig, dem Unverstande gegenüber hier ein- für allemal zu bemerken, daß eine historisch-gerechte Würdigung mittelalterlicher Zustände in keiner Weise ein Zurückwünschen derselben für unsere Zeit einschließe; so theilen wir nicht nur in speziellem Hinblick auf die Inquisition die noch unlängst von Roth von Schreckenstein ausgesprochene Entrüstung vollkommen (das Patriciat in den deutschen Städten, Tüb. 1856. S. 223), sondern sind auch im Allgemeinen überzeugt, daß kein halbswegs vernünftiger Mensch jemals eine Repristination des Mittelalters weder für möglich, noch für wünschenswerth halten wird. Man vergleiche die betreffenden Abschnitte in dem ausgezeichneten Werk von Matthias Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien.

Die Buchdruckerkunst. — S. Prisac Gesch. des deutschen Reichs u. Volkes.

Die Universitäten. — J. Ritter's Handbuch d. Kirchengesch. I. 619 ff.

Bildung des Mittelalters. — Möhler Ges. Schriften und Aufsätze II. 5 ff. Kirchengeschichten von Alzog, Hase, Feßler u. Andern. Beachtenswerth ist der Abschnitt „Gang und Gliederung der christlichen Gesch." in Kiesel's Weltgesch. II., 1 ff. Das Schlußurtheil aus dem geistreichen Buche: Studien über Prot., Kathol. u. Gewissensfreiheit. 1858.

Schöppner, Alexander,

Charakterbilder der allgemeinen Geschichte nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung alter und neuer Zeit ; den Studirenden höherer Lehranstalten, sowie den Gebildeten aller Stände gewidmet
Bd.: 2

Schaffhausen 1865